32

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXXII.

(Januar — Februar — März 1910.)

104883
15/9/10

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Beck & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 142.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertzweiundvierzigsten Bande (Januar — März 1910.)

		Seite
I.	Vox populi. Erzählung aus dem Nachlaß von **Hans Hoffmann**	1
II.	Eine Sammlung altbuddhistischer Dichtungen. Von **Hermann Oldenberg**	20
III.	Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen. Von **Gustaf Dickhuth.** I.	37
IV.	Die Deutschen im Urteile des Auslandes. Von Prof. Dr. **Georg Steinhausen.** (Schluß)	55
V.	Briefe aus den Bergen. Von **E. T. A. Hoffmann.** Mitgeteilt und erläutert von Hans von Müller	72
VI.	Stefan Lochner. Von **Mela Escherich**	96
VII.	Aus der Studienzeit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Nebst ungedruckten Briefen von Goethe und Alexander v. Humboldt. Mitgeteilt von **K. Th. Zingeler** (Sigmaringen)	111
VIII.	Die Geschichte einer Kleinstädterin. Von **W. Kochánowskaja**	117
IX.	Vier große Romane. Von **Richard M. Meyer**	143
X.	Neuere naturwissenschaftliche Literatur. Von **Walther Löb**	150
XI.	Literarische Notizen	154
XII.	Literarische Neuigkeiten	157
XIII.	Die Bedeutung des Professoren-Austausches. Von Professor **Benj. Ide Wheeler,** Präsident der Universität von Kalifornien	161
XIV.	Eine katholische Religionsphilosophie der Gegenwart. Von **Rudolf Eucken**	165
XV.	Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Julius von Eckardt.** I.	171
XVI.	Der schlechte Ruf. Ein Rokokoscherz von **Oskar Blumenthal**	194
XVII.	Orient und Occident. Vom **Grafen von Leyden**	215

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVIII. Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik. Von **Konrad Burdach**. I./IV. . . 232
XIX. Campagna di Roma. Eine Romfahrt. Von **Richard Voß** 263
XX. Die Liebesbriefe Thomas Carlyles und Jane Welshs. Von **Eleonore von Bojanowski** 270
XXI. Hans Hochgedacht und sein Weib. Von **Max Mell** . . 290
XXII. Kißners Ariost-Übersetzung. Von **Ph. Aug. Becker** . 312
XXIII. Prinz Hamlets Briefe. Von **Ludwig Geiger** 313
XXIV. Ein Buch über Berlin. Von **A. H.** 314
XXV. Literarische Notizen 316
XXVI. Literarische Neuigkeiten 319
XXVII. Paul Heyse. Zum 15. März 1910. Von **J. R.** 321
XXVIII. Paul Heyse und Italien. Von **Richard Fester** 324
XXIX. Die steile Stufe. Erzählung von **Ernst Heilborn**. I./IX. 333
XXX. Die römischen Kaiser. Von **Karl Frenzel** 362
XXXI. Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Julius von Eckardt**. II./IV. 374
XXXII. Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik. Von **Konrad Burdach**. V./VI. . . 400
XXXIII. Broneli. Von **J. Reinhart** 434
XXXIV. Die Gedankenwelt Leo Tolstois. Von **Johannes Wendland** 450
XXXV. Aussprüche Mohammeds. (Die im Koran nicht enthalten sind.) Ausgewählt von **Leo N. Tolstoi** 460
XXXVI. Kleinkunst im Weichsellande. Von **Max G. Zimmermann** 465
XXXVII. Heinrich Dannecker. Von **W. Lang** 469
XXXVIII. Die Memoiren einer Sozialistin. Von **A. H.** . . . 473
XXXIX. Literarische Notizen 475
XL. Literarische Neuigkeiten 479

Vox populi.

Erzählung aus dem Nachlaß

von

Hans Hoffmann.

„Ei, ei, Herr Justizrat," fragte der Major eintretend, „was muß ich sehen? Schon wieder bei den Austern zu so früher Stunde? Und bereits beim zweiten Dutzend! Laß' ich mir gefallen! Laß' ich mir gefallen! Haben jedenfalls wieder einmal einen recht fetten Missetäter den Schlingen seiner Verleumder und Bedränger entrissen? Hort der Unschuld, Schützer der Verfolgten, Heiland reuiger Sünder — ja, das ist ein andres Handwerk als Rekruten drillen! Auch winkt einem armen Bataillonskommandeur kein Lohn in Gestalt von Husumer Austern. Fritz, den üblichen Schoppen Kutscher!"

Der Major hatte den Säbel in die Ecke gestellt und nahm behaglich neben dem Justizrat Platz, ihn und die andern Herren der kleinen Tafelrunde mit kurzem Handschlag freundschaftlich begrüßend.

„Auf dem Holzwege," entgegnete jener, „ganz auf dem Holzwege, lieber Major, so wahr ich Teichler heiße; daß ich Austern esse, ist freilich durch keine Dialektik hinwegzustreiten, aber der Beweggrund, leider Gottes, ist ein ganz andrer. Es sind Schmerzensaustern, Pflaster auf meiner Seele Wunden, und außerdem genieße ich sie nicht zu so früher, sondern zu so später Stunde; denn sie bilden die Einleitung zu meinem heutigen Mittagsmahl. Ja, ja, Herr Major Rößler, das ist ein schwereres Handwerk als Rekruten quälen und pünktlich um 1 Uhr zum Mittagessen bei der gestrengen Hausfrau antreten!"

„Nun, nun," lachte der Major, „vertragen wir uns wieder, es hat schließlich jeder sein Päckchen zu tragen, der eine so, der andre so, der eine heut, der andre morgen. Auch sollen die Austern Ihrer gequälten Seele von Herzen gegönnt sein, von mir, und ich denke, von uns allen hochgeehrten Versammelten. Aber dürfen wir nicht erfahren, welche Wunde durch so kostspielige Pflaster verklebt werden muß?"

Der Justizrat nickte bedächtig mit dem Kopfe, schlürfte kunstgerecht noch ein paar Austern und begann nach einem kurzen Nachdenken:

„Stellen Sie sich vor, Herr Major, Sie liegen im Manöver oder besser noch im Kriege mit Ihrem Bataillon abwartend in einer ganz ausgezeichneten Stellung, die Sie natürlich Ihrem genialen strategischen Spürsinn verdanken; eine feindliche Abteilung rückt ahnungslos heran, näher und immer näher; noch eine Viertelstunde, und sie muß ohne jeden Zweifel Ihrem unvermuteten und wunderbar geleiteten Angriff zum Opfer fallen, zersprengt, vernichtet werden; alle Ihre Krieger glühen mit Ihnen von Kampfeseifer und Siegeszuversicht; der Pour le mérite senkt sich langsam, aber sicher aus herrlichen Höhen auf Ihre breite, schmachtende Brust hernieder — noch zehn Minuten, und der Augenblick wird gekommen sein — da urplötzlich vor Ihnen zur Rechten Trommelwirbel und Kampfesruf; statt Ihrer wirft sich ganz unerwarteterweise Ihr Kamerad Baron von Glückspilz mit seiner Truppe auf die verlorene, überraschte, in wilder Flucht zerstiebende Feindesschar — Sie aber, ach armer Major, Sie haben das Nachsehen, und mit dem Pour le mérite war's wieder nichts — — welches werden Ihre Gefühle sein in diesem schauderhaften Falle? Werden Sie zu Ihrem Troste nach Austern schreien oder nicht? Werden Sie dem Kameraden von Glückspilz alle verschimmelte Erbswurst der Erde an den Hals wünschen oder nicht? Ich denke, jetzt werden Sie meine Gefühle begreifen. Denn so ist es mir heute auf dem Felde anwältlicher Ehren ergangen. Vernehmen Sie und schaudern Sie vor Mitleid: ich habe am heutigen Tage die schönste, die rührendste, die durchschlagendste Rede meines Lebens verpaßt, und ein andrer hat sie statt meiner gehalten, und dieser andre war kein besserer Mensch als — der Staatsanwalt. Ja, meine Herren, das Wunder ist groß, doch an seiner Wahrheit ist nicht zu rütteln: der Staatsanwalt hat meine, des Verteidigers, Rede gehalten: ich sage nicht: Wort für Wort, denn schöner hätte ich natürlich doch noch gesprochen, aber doch Sinn für Sinn, und das ist leider die Hauptsache. Er blieb der Sieger, und ich hatte das Nachsehen."

„Sie sprechen ein wenig in Rätseln, lieber Freund," mischte sich der Landgerichtsrat Meinecke ins Gespräch; „der Staatsanwalt hat Ihre Rede gehalten, hat also zugunsten des Beklagten gesprochen; das ist merkwürdig, ist aber unter dem Drucke plötzlicher Enthüllungen im Laufe der Verhandlung schon öfter dagewesen; der Staatsanwalt blieb Sieger — was heißt das in diesem Falle? Doch nur: der Beklagte wurde verurteilt?"

„Im Gegenteil, er wurde freigesprochen", verbesserte der Justizrat Teichler.

„Dann war also der Staatsanwalt der Besiegte," behauptete Meinecke mit lauerndem Lächeln, „oder hat er keinen Antrag auf Bestrafung gestellt?"

„Doch, das hat er, selbstverständlich."

„Also Besiegter, denn sein Antrag wurde abgelehnt. Nein doch, eben darum Sieger, denn man beschloß seiner Rede gemäß. Nein doch, eben darum Besiegter, denn diese Rede war dem Sinne des Verteidigers entsprechend. Nein doch, eben darum Sieger —"

„Herr des Himmels," rief der Major, „unser Hegelianer hat sich in einem Netz von Fangschlüssen oder Amphibolien gefangen und droht, uns alle mit sich in den Abgrund seiner Philosophie zu ziehen. Retten Sie uns, liebster

Justizrat, vor diesem tragischen Geschick durch eine offene Aufklärung Ihres Rätsels, will sagen, eine einfache Erzählung der Tatsache, denn das ist die einzige Methode, wie man einem Hegelianer zu Leibe gehen kann."

„Also die Tatsache," sagte der Justizrat ruhig, „ich meine, sie wird ihm auf andre Art genug zu denken geben, um ihn von seinen logischen Seiltänzereien abzuziehen. Also: die Anklage lautet auf vorsätzliche Brandstiftung. Am 24. Juni dieses, abends 9 Uhr, ist das neuerbaute Gartenhäuschen des Fabrikbesitzers Beringer jun. zu Groß-Window, Kreis Teltow, in Flammen aufgegangen. Deutliche Spuren wiesen auf bösliche Brandlegung, sie machten die Annahme einer solchen nahezu sicher. Als der Tat dringend verdächtig erschien ein junger Arbeiter, seit länger als Jahresfrist in Diensten des Beringer stehend, seit kurzem mit einigen Dutzend andrer Arbeiter auf dessen Landsitz angestellt als Maschinist — es werden großartige Entwässerungsarbeiten dort vorgenommen — der junge Mensch stammt übrigens aus Ihrem geliebten Pommern, Herr Major —"

„Dann ist er unschuldig", fiel dieser mit scherzender Bestimmtheit ein.

„Der Staatsanwalt, die Geschworenen, die Tribünen und der Verteidiger", versetzte Teichler gelassen, „waren wohl ausnahmslos einig in der Überzeugung, daß er schuldig sei —"

„Und sprachen ihn dennoch frei — und der Staatsanwalt übernimmt die Verteidigung?" —

„Viel auffallender fand ich, daß er die Klage überhaupt eingeleitet, denn es fehlte schlechterdings an jeder Spur eines Beweises."

„Das sollte einem Staatsanwalt allerdings nicht passieren. Ohne Aussicht auf sichere Erweise einen Verdächtigen, der doch unschuldig sein kann, monatelang in Untersuchungshaft zu sperren, das bin ich fast versucht frivol zu nennen", bemerkte der Landgerichtsrat.

„Für einen Staatsanwalt gibt es keine frivole Handlungsweise," spottete der Justizrat, „fiat justitia, pereat mundus. Im vorliegenden Falle aber erklärt alles und entschuldigt ihn wirklich die feste moralische Überzeugung von der Schuld des Beklagten. Er hat sicherlich dessen offenes Geständnis erwartet — ganz ebenso wie ich: für diesen Fall war nämlich meine mehrerwähnte tiefrührende Rede vorbereitet. Es war wirklich abscheulich von dem Menschen, so schlankweg seine Schuld zu leugnen; es wäre sonst alles so reinlich verlaufen: ich hätte geredet, die Geschworenen hätten geweint und den guten Kerl zwar verdammt, aber unter Annahme der allermildernsten Umstände zu etlichen Monaten vielleicht, unter Anrechnung der erlittenen Untersuchungshaft; er wäre so frei aus dem Saale spaziert als jetzt, ja gewissermaßen noch freier, da so doch immer das Damoklesschwert einer Wiederaufnahme des Verfahrens über ihm schwebt. Er braucht sich nur einmal beim Glase ein bißchen zu verplaudern — oder sich mit einem seiner Kameraden zu verfeinden — mein Bemühen, ihn zum Geständnis zu bringen, war in Wahrheit ganz uneigennützig seinem Nutzen entsprechend, ganz abgesehen von dem Genuß, den die Schönheit meiner Rede der Welt gebracht hätte. Aber er wollte nicht, der schlechte Kerl, er wollte durchaus nicht."

„Es war aber doch wirklich ein bißchen sehr kühn," meinte der Landgerichtsrat Meinecke, „so sicher auf ein Geständnis zu rechnen bei einem Menschen, dem schlechthin nichts zu beweisen ist, und darauf eine Anklage zu gründen. Auf psychologische Kenntnisse deutet diese Sicherheit nicht."

„Gerade auf psychologische Erwägungen war unsre gemeinsame Zuversicht gegründet", versetzte der Justizrat schnell und scharf, „freilich nicht auf theoretische Psychologie und allgemeine Hegelei, sondern auf sehr bestimmte praktische Beobachtungen. Man muß den jungen Menschen eben gesehen haben. Denken Sie sich so etwas wie den Typus des thumben Parzival im Arbeiterkittel: ein hübscher blonder Bengel mit großen blauen treuherzigen Augen, Augen, die eine merkwürdige Mitte einhalten zwischen stiller Beschränktheit und klarer Auffassungsgabe; dazu ein sehr nachdenklicher Zug um Mund und Stirn, vor allem aber mit einem Gesamtausdruck, der mit ruhiger Bestimmtheit zu sagen scheint: Ich spreche die Wahrheit."

„Dergleichen Gesichter sind bei uns in Pommern gar nichts Seltenes," bemerkte der Major, „zumal in den Strichen näher der Küste, wo das germanische Element vorherrscht, während nach dem Innern zu die slawische Beimischung stärker wird und sich in mancherlei Zügen, besonders in einem Zusatz von hinterhaltiger Schlauheit verrät."

„Glaub ich, lieber Major, glaub ich," rief der Justizrat, „Ihre eigene Physiognomie bestätigt es, ich meine den ersten Typus — nur selbstverständlich, daß von stiller Beschränktheit auch die allerletzte Spur bei Ihnen verschwunden ist. Sie sind ja auch lange genug in dieser hohen Hauptstadt der Intelligenz ansässig —"

„Oho!" rief der Major eifrig, „bleiben Sie mir vom Leibe mit dieser Berliner Intelligenz, die bei Licht besehen nichts als Geriebenheit mit einer noch stärkeren Dosis Dreistigkeit ist, abgesehen von den höchstgebildeten Ständen, die sich aus allen Teilen des Reiches gleichmäßig rekrutieren."

„Um Gottes willen, allerbester Bataillonskommandeur," warf der Landgerichtsrat Meinecke ein, „lassen Sie heute nur diese ewig unerschöpfte Streitfrage ruhen und gönnen Sie dem geehrten Hauptredner weiter das Wort."

„Nun also," fuhr der Justizrat fort, „das Benehmen des Burschen bestätigte in den Unterredungen, die ich mit ihm hatte, jene physiognomischen Eindrücke durchaus: er zeigte sich als ein aufgeweckter, auf seine Weise nachdenkender und in seinen Grenzen kluger und klarer Kopf, dabei aufrichtig bis zur Offenherzigkeit — bis auf den einen Punkt des gewünschten Geständnisses: da versagte seine Ehrlichkeit. Freilich muß ich bekennen, es fällt mir jetzt erst auf: ich kann mich nicht besinnen, daß er jemals ausdrücklich gesagt habe: ‚Ich bin unschuldig. Ich habe es nicht getan', sondern immer nur: ‚Ich gestehe nichts. Ich habe nichts zu gestehen' und das mit einem gewissen leisen Trotz, der tief blicken ließ, aber dem hohen Gerichtshof doch nicht weiter half. Und nun zu den Akten. Karl Leberecht Reinald, gebürtig aus Deepmünde, Kreis Stargard, evangelisch, bisher unbestraft —"

„Alle guten Geister —!" unterbrach ihn hier der Major im höchsten Erstaunen die Augen aufreißend und sich weit über den Tisch vorbeugend, „Herr,

reden Sie da die Wahrheit oder wollen Sie sich einen Spaß mit meiner pommerschen Freundschaft erlauben?"

„Durchaus die Wahrheit," entgegnete Teichler verwundert, „genau so, wie sie in den heiligen Akten verzeichnet steht."

„Dann verbürge ich mich für die Unschuld des Angeklagten," rief der Major lebhaft, „Karl Leberecht Reinald aus Deepmünde ist kein Mordbrenner; wenigstens würde ich sonst mich selbst nicht mehr sicher fühlen, daß ich nicht eines Tages hinginge und meines Nächsten Haus oder Scheune in Asche legte."

„Ist noch keineswegs ausgeschlossen," bemerkte ernsthaft der Landgerichtsrat Meinecke, „ist alles schon dagewesen. In jedem von uns Ehrbarsten schlummert ein Mörder und Mordbrenner und kann jeden Tag zu schauerlichem Leben erwachen, wenn die Sterne es so fügen — Sie verstehen mich alle. Wer kann dafür einstehen, wie eines Tages sein Denken sich fügt und wandelt — ich spreche nicht von Wahnsinn, sondern vom Denken gesunden Verstandes. Wer steht mir dafür, daß meine heimlichen Gedanken, die mein bewußter Wille nicht denken kann noch darf, wenn ich anders nach Wahrheit streben soll, daß meine Gedanken einmal Wege einschlagen, die ganz abseits führen von den Meinungen und Lehren der andern Menschen? Ist es nicht denkbar, daß ich eines Tages zu erkennen glaube, alles, was wir gewohnt sind Moral und Recht zu nennen, sei in Wahrheit eine willkürliche Erfindung der Mächtigen, geeignet und bestimmt, die Schwachen und Weichen in ihrem Lebenstriebe zu bändigen und zu unterdrücken? Wer steht mir dafür? Ist das nicht schon hundertmal dagewesen und ausgesprochen? Wer kennt den künftigen Lauf seiner eigenen Gedanken? Oder wer sie kennt oder zu kennen glaubt, der wäre kein ehrlicher Forscher nach der Wahrheit mehr, denn er meistert seine Gedanken nach vorgefaßter Absicht, nicht nach redlichem Erkennen. Es ist möglich, daß meine Gedanken mich zwingen zu meinen, eine vorsätzliche Brandstiftung sei eine gute, rechtliche, sittliche Tat — und warum sollte ich dann meiner Überzeugung nicht folgen und die Tat zur Ausführung bringen?"

„Das werden Sie nicht tun, verehrter Herr Kollege," sagte lächelnd der Justizrat, „verlassen Sie sich darauf, Sie werden es nicht tun, ich bürge für Sie. Keine theoretische Gedankenverwirrung wird Sie je dazu bringen, eine Tat zu begehen, die in vollem Widerspruch steht mit dem Rechtsbewußtsein, dem Sittlichkeitsgefühl der Menschen, mit denen Sie leben, der Gesellschaft, in deren Schoße Sie sitzen, der Kreise zumal, in denen Sie aufgewachsen sind. Die sittliche Überzeugung unsrer Umgebung und am meisten unsrer nächsten, täglichen Umgebung führt eine unzerstörbare Mauer um uns auf, die wir zehnmal mit unsern Gedanken, aber niemals mit unsern Taten durchbrechen können. So sitzen wir alle in einem geistigen Gefängnisse; und wenn ja einmal einer solcher Haft entspringt, so wird es ihm allemal gehen wie einem alten Zuchthäusler, der nach seiner endlichen Entlassung sich in der Freiheit nicht mehr zurechtzufinden vermag und elend an ihr zugrunde geht. Hüten wir uns also sorgfältig davor, Brandstifter zu werden, auch wenn unser reifstes Nachdenken uns von der Rühmlichkeit eines solchen Unter-

nehmens überzeugt. Wir brauchen nicht von Gerichts wegen verurteilt zu werden, um an unsrer Tat zugrunde zu gehen."

„Und unser Angeklagter," fiel der Major ein, „der angebliche Mordbrenner Karl Leberecht Reinald aus Deepmünde? Würde also nicht auch er notwendig trotz seiner Freisprechung an seiner Tat innerlich zugrunde gehen, wenn er wirklich schuldig sein sollte, was ich in der Tat noch nicht glauben kann?"

„Der Fall scheint nur eben hier doch grade ganz anders zu liegen," bemerkte Teichler; „nämlich insofern, als sich der Täter in vollkommener Übereinstimmung mit dem sittlichen Urteile seiner gesamten Umgebung befindet, von seinen Kameraden im stillen geradezu als ihr Held gefeiert wird und selbst von denen, die seine Tat — wenn bewiesen oder eingestanden — äußerlich verurteilen mußten, dem Staatsanwalt, den Geschworenen und dem Gerichtshofe, mit aller gesetzlich möglichen Schonung behandelt werden würde. Wie sollte er bei solcher Lage der Dinge innerlich zugrunde gehen? Im Gegenteil, ich sah ihn erhobenen Hauptes, mit ernstem Stolz in feierlicher Begleitung seiner Kameraden den Gerichtssaal verlassen."

„Nur um so weniger glaubhaft wird mir seine Schuld," sagte kopfschüttelnd der Major, „da ich den jungen Menschen in der Kindheit und nach seinem Ursprung und seinem Werden aufs genaueste kannte —"

„Natürlich, der Herr Major kennt seine lieben Pommern, jeden einzeln nach Haut und Haaren", spottete der Landgerichtsrat.

„Das nun eben doch nicht," antwortete jener lächelnd, „aber ihrer einige gibt es, die ich dafür sehr gut zu kennen glaube. Zu diesen gehört der Leberecht Reinald und mehr noch sein Vater, der Schulmeister von Deepmünde. Das ist ein Stranddorf, eine kleine Stunde von dem Städtchen entfernt, das ich meine Heimat nenne. Nämlich grade dieser Raum zwischen Stadt und Strand ward zum größeren Teile eingenommen durch das Gut meines Vaters, das dieser bis zu seinem Tode vor zehn Jahren bewirtschaftete. Wir Kinder verkauften es dann, und so habe ich denn allerdings den jungen Reinald seitdem nicht mehr gesehen, erinnere mich aber aufs beste des damals etwa zwölf- oder dreizehnjährigen Jungen, der unter der Dorf- und Stadtjugend eine merklich hervorragende Stellung einnahm. War doch sein Vater, da Deepmünde keine Kirche besitzt und keinen Pfarrer nährt, ganz unbezweifelt in seinem Dorfe die erste geistliche und sittliche Kapazität und warf vermöge seiner besonderen Persönlichkeit die Strahlen seines Einflusses sogar bis tief in unsre erleuchtete Stadt hinein. Wirklich, der edle Emanuel Reinald war ein Mensch, vor dem nicht nur die seiner Zuchtrute unterworfenen Rangen, sondern die ausgewachsensten Bürger und selbst Würdenträger des städtischen Gemeinwesens bis hinauf zum Herrn Pastor einen ganz ausgesprochenen und ehrlichen Respekt hatten, oder wem der fehlte, der hatte sicherlich Angst vor ihm und war mit allergrößter Sicherheit als ein Taugenichts zu bezeichnen. Der alte Lehrer Reinald besaß Respekt und verdiente ihn — und das will wirklich viel auf einmal sagen und findet sich nicht immer in dieser sonderbaren Welt beisammen. Denken Sie sich einen Mann von eiserner Pflicht-

treue, unverrückbarer Strenge des sittlichen Wandels in jeder Hinsicht, dabei vollständig frei von jedem Verdacht eines selbst berechtigten Strebertums oder auch nur Ehrgeizes, einen Mann, der sich vielmehr genügen ließ in allen Stücken; denken Sie sich einen Greis, dem das ‚Tue recht und scheue niemand' wahrhaft sichtbar ins Gesicht geprägt stand — und Sie werden begreifen, daß dieser Mensch auf jung und alt einen nachhaltigen und schwer verwischbaren Eindruck machte."

„Also endlich einmal ein waschechter Idealmensch nach allen Regeln der Kunst", spottete der Justizrat, „und das im Gewande eines Dorfschulmeisters. Aber natürlich, in Pommern ist ja wohl auch so etwas möglich, selbst in unsrer verderbten Zeit."

„Das Ideal hat seinen realen Hintergrund, auf den solide Schlagschatten fallen. Der alte Reinald verfährt durchaus nicht nur nach der Idealregel: streng gegen sich selbst, gegen andre mild, sondern er fordert von allen andern Sterblichen das Gleiche wie von sich selbst mit der gleichen unerbittlichen Strenge. Dabei nicht selten mit einer erstaunlichen Beschränktheit. So ist er beispielsweise gewöhnt, jeden Abend als Schlaf- und Wärmetrunk zwei Glas Grog zu genießen, niemals aber mehr und niemals weniger. Und hält er jeden, der etwa nur ein Glas oder gar keinen Grog trinkt, ohne Gnade für einen Traumvogel und Spielverderber, wer aber gewohnheitsmäßig oder auch nur gelegentlich im Drange der Umstände drei Gläser vertilgt, der gilt ihm als ein Säufer. Er selbst steht um 6 Uhr regelmäßig auf; wer um 5 Uhr sich erhebt, ist ein Selbstpeiniger, wer um 7 Uhr, ein Weichling. Kurzum, er tyrannisiert die andern wie sich selbst. Aber man muß sagen, er tut es mit Talent. Beweis: sie ducken sich und fürchten ihn. Die Masse der Menschen braucht so eine sittliche Tyrannei; ich kann nur bestätigen, er hat vortrefflich gewirkt auf unsre Bevölkerung; mich selbst hat der Respekt vor ihm von manchem dummen Streiche zurückgehalten. Und übrigens ist er zwar rechthaberisch und hochfahrend, wo seine moralischen Überzeugungen ins Spiel kommen, für seine Person aber weder eitel noch dünkelhaft. Es ist ihm noch niemals eingefallen, sich für etwas Besonderes unter den Leuten zu halten, vielmehr ist er allezeit bereit, mit ehrlicher Meinung, wie ich fest glaube, zu bekennen: Wir sind allzumal Sünder. Aber seltsam, eine Ausnahme gab es für ihn, einen Menschen, der kein Sünder war und auch keiner werden konnte, und das war sein Sohn. Es war, als ob an dieser Stelle bei ihm alles, was dem Menschen an Eitelkeit und Selbstverliebtheit zu seinem Unterhalt notwendig zu sein scheint, und das bei ihm sonst fast völlig unterdrückt war, heimtückisch wieder ausbräche. Dieser Junge! Dieser Junge, dieser Leberecht! Ein Musterexemplar von Sohn und Schüler, wie nie eins dagewesen. Der Alte wurde nicht müde, von ihm zu reden, mit seinen Tugenden gröblich zu prahlen; damit schuf er sich eben manchen Widerspruch und heimliche Feindschaft. Denn die andern Leute hatten auch Söhne, und diese waren auch Musterknaben, wenn auch nicht so völlig makellose wie dieser Schulmeistersjunge. Sie mußten es aber in der Tat zugeben: der Junge hatte etwas Besonderes an sich, was ihn über die Altersgenossen erhob, und was diese wenigstens

stets sehr willig anerkannten. Er war unter ihnen wie ein geborner König, an ruhigem Verstand und mehr noch an Ernst des Charakters allen überlegen. Es war wirklich eine Freude, den tüchtigen Knaben damals zu sehen. Für meinen Geschmack war er um eine Kleinigkeit zu ernsthaft und nachdenklich, ich hätte ihm eine Dosis knabenhaften Übermuts zu seiner letzten Vervollkommnung gewünscht; es gibt das bessere Soldaten, nicht im Frieden, aber im Kriege, und für den Krieg sind wir armen Soldaten nun doch einmal da. Aber es war nichts mit ihm zu machen, er war und blieb der Musterknabe ganz nach dem Herzen seines Vaters. Und wie der Bengel die zehn Gebote kannte und alles, was drum und dran hängt! Es war ein Wunder zu hören! Ich glaube, der Alte hat alle seine Freistunden darauf verwandt, sie ihm einzupauken. Um seine vielen Mädel, die er hatte — ich glaube, es waren ihrer sechs bis acht — kümmerte er sich alle zusammen nicht halb soviel, obgleich ihre Mutter starb, als die jüngste grade geboren; aber die zehn Gebote müssen ihnen auch so wohl im Blute gesteckt haben, denn sie taten alle gut, was bei so armen Leuten nicht wenig sagen will. Freilich so ausbündige moralische Wunderkinder wie ihr Bruder waren sie nicht, es verlangte von ihnen aber auch niemand. Der Vater selbst war genug zufrieden mit ihnen, wie sie waren — Beweisgrund, daß sie nicht ganz auf des Teufels Wegen wandelten. Von dem Leberecht aber waren wir alle im Lande überzeugt, er werde es mindestens noch einmal zum Konsistorialrat bringen, und mancher erwartete von ihm in diesem Falle eine neue Kirchen- oder doch Sittenverbesserung. — Indessen hatten diese hochgespannten Erwartungen doch wohl ihren Haken. Ich habe in der entscheidenden Zeit nie mehr etwas davon gehört, da ich nach dem Verkauf unsers Gutes keine persönlichen Verbindungen mehr mit der Heimat hatte; indessen liegt es auf der flachen Hand, daß ein Dorfschulmeister mit mehr als einem halben Dutzend Kinder seinen Sohn nicht ohne weiteres auf Gymnasium und Hochschule schicken kann, zumal unser Städtchen an ein eigenes Gymnasium oder nur Progymnasium nie auch nur von weitem hatte denken können. Übrigens dämmert es mir auch, daß ich unsern Pastor mehrfach habe sagen hören, der Leberecht Reinald werde gewiß in der Welt auf seine Weise dereinst noch etwas Tüchtiges leisten, denn er habe durchaus das innerliche Zeug dazu; nur könne er doch nicht raten, ihn etwa durch mühsam zusammengebrockte Stipendien und dergleichen Kunstmittel zum Studieren zu bringen und über seine natürliche Sphäre hinauszutreiben; soweit reiche nach seiner Überzeugung seine geistige Begabung nicht, möchten auch sein Vater und andre Leute sich einbilden, was sie wollten. Der Junge sei von Natur ganz ordentlich veranlagt, allein doch über den Durchschnitt nicht. Er habe wohl eine Neigung zu eigenem Nachdenken, die sehr hochzuschätzen sei; allein es seien solchem Denken doch rundum gewisse Schranken gesetzt, über die er kaum jemals werde hinauskommen können. Ein guter Kopf, aber in seinen Grenzen, so lautete sein Gesamturteil; und wäre er eines wohlhabenden Mannes Sohn, so würde ich nichts dawider haben, wenn er für irgendwelches Examen kunstvoll abgerichtet würde; denn so weit reicht's bei ihm wie bei tausend andern. Um aber als armer Bursche sich

durchzuschlagen und alle hundert Hindernisse zu nehmen, dazu gehört mehr, und es würde sündhaft sein, ihm nicht nach allen Kräften von solchem Unterfangen abzuraten. — Sie merken, meine Herren, daß unser Pastor den Kopf auf dem rechten Flecke hatte; und der alte Reinald war meines Erachtens verständig genug, das einzusehen, und so wird er sich denn wohl klugerweise entschlossen haben, den Sohn eine ordentliche Hantierung lernen zu lassen."

„Maschinenbauer", nickte der Justizrat, der den Erinnerungen des Majors mit angeregter Teilnahme gefolgt war, „und das war ganz gewiß das Dümmste nicht, denn gerade auf solchem Gebiete ist für solche Köpfe mit guten, aber umschriebenen Anlagen heutzutage die beste Aussicht. So ist der junge Mensch in die Maschinenfabrik von Beringer und so auf das Gut Groß-Window gekommen. Ihre Ausführungen über das früheste Vorleben meines Klienten, lieber Major, waren mir ungemein wertvoll; im übrigen schließen sie sich vortrefflich meinen eigenen Beobachtungen an und beweisen um so sicherer die Identität Ihres jungen Heimatgenossen und meines aus Mangel an Beweisen und nur aus diesem Grunde freigesprochenen Brandstifters."

Der Major schüttelte lebhaft den Kopf. „Unglaublich, teurer Justizrat," rief er nachdrücklich, „wie kann Ihr Brandstifter — denn Sie nehmen seine Schuld an — und mein Musterschüler und Ritter der zehn Gebote ohne Furcht und Tadel ein und dieselbe Person sein? Man müßte wahrhaftig an der Beständigkeit aller menschlichen Tugend verzagen."

„Das wird man allerdings sehr gründlich tun müssen," sagte Teichler, „und ich wundere mich nur, daß Sie zu so hohen Jahren gekommen sind, ohne sich diese traurige Wahrheit unerbittlich klar zu machen. Vielleicht ist es aber außerdem im vorliegenden Falle nicht ganz ohne Bedeutung, daß meines Wissens in den landesüblichen zehn Geboten von dem Laster der Brandstiftung gar nicht die Rede ist. Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus, steht wohl geschrieben, aber nirgends: Du sollst nicht anzünden Deines Nächsten Haus. Möglich, daß uns dieser kleine Umstand eine psychologische Brücke schlägt von dem tugendhaften Knaben des pommerschen Küstenstädtchens oder Stranddorfes zu dem Übeltäter der Umgegend Berlins. Sie deuteten selbst auf eine gewisse Beschränkung seiner Geistesgaben."

„Die aber unmöglich", fiel der Major eifrig ein, „zu einem so vollkommenen Blödsinn die Erklärung geben kann, daß vorsätzliche Brandstiftung ein erlaubtes Vergnügen. Nein, so viel verstand schon der zwölfjährige Junge zwischen den Zeilen seines Katechismus zu lesen. Verzeihen Sie, Herr Justizrat, aber hier hört Ihr kriminalistischer Scharfsinn das Gras wachsen."

„Aber Herr Major!" lachte der Justizrat, „welch eine Kränkung! Sie trauen mir ja einen fast noch vollkommeneren Blödsinn zu als ich angeblich Ihrem wackern Landsmann — nein, so habe ich es, weiß Gott, nicht gemeint, daß der Bursche mit einem derartigen sittlichen Defekt behaftet sei und mehr in eine Idiotenanstalt als ins Zuchthaus gehöre. Nein, aber vielleicht, wenn einem so festen Katechismusbekenner in der Stunde der Aufregung, die der Tat vorherging, ganz bestimmt und wortdeutlich im Ohr geklungen hätte ein biblisches Verbot: Du sollst nicht anzünden Deines Nächsten Haus —

vielleicht daß dann eine Besinnung über ihn gekommen wäre und er die ausgestreckte Hand im letzten Augenblicke doch zurückgezogen hätte. Einzig so will ich meine leise Vermutung verstanden wissen. Im übrigen liegt die Erklärung eines so bedauerlichen sittlichen Abfalls ganz offenbar und selbstverständlich in den sozialdemokratischen Irrlehren, die dem Ohre des reinsten pommerschen Jünglings nicht fern bleiben konnten und seinem Herzen tatsächlich nicht fern geblieben sind. Vor allem muß sich der Gedanke von einer unter Umständen erlaubten Selbsthilfe ganz unvermerkt in sein stilles Herz eingeschlichen und sich dort langsam festgesogen haben. Ich kann nur sagen, es war mir ungemein merkwürdig zu beobachten, wie in diesem eigenartigen Kopfe die beiden konträren Strömungen der Jugendlehren und der sozialdemokratischen Weltweisheit miteinander rangen, zur Hälfte sich vermischend, zur Hälfte unvereinbar nebeneinander herströmend. Doch ehe wir hierüber reden, lassen Sie mich vorerst in aller Kürze das Faktum erzählen, wie es sich mir in den Unterredungen mit meinem Klienten mit fast zweifelloser Gewißheit ergeben hat.

„Sprechen wir zunächst von dem Opfer des Verbrechens, zugleich dessen Anstifter, dem Pavillon, zumal dieser keineswegs so schuldlos an der Sache war, als man so einem harmlosen Dinge zutrauen sollte. Ich habe ihn selbst noch gesehen in den Tagen seines Lebens, seines Glanzes; noch kein halbes Jahr ist verflossen, seit ich auf einer Fahrt über Land dort auf ein Stündchen haltmachte und mich von dem jungen Beringer bewirten ließ — ganz bescheiden mit einem Gläschen Roederer und einigen Knackmandeln. Und ich versichere Sie, der Pavillon war unter seinesgleichen, was jene Marke unter den Schaumweinen. Wenn ich ein weibliches Wesen hätte, das mir ein klein bißchen gut wäre (Sie aber wissen, ich habe so etwas seit einem Jahrzehnt nicht mehr), nicht eine Stunde lang möchte ich dieses liebe, junge Wesen in solch einem Pavillon allein lassen, noch weniger natürlich in Gesellschaft des jungen Beringer und am wenigsten in der einer Flasche Sekt. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Es gab nicht etwa interessante Dinge dort zu sehen, nichts gröblich Sinnenkitzelndes — was übrigens auch für so gesittete junge Weibchen, wie ich sie im Auge habe, erst recht nichts Gefährliches bedeutet hätte; so etwas schreckt nur ab, macht zum mindesten stutzig — nein, der junge Beringer ist ein Mann von viel zu feinem Geschmack und zu schöner Erfahrung, um solche Verstöße gegen die guten Sitten zu begehen. Nein, nur das äußerste von einschmeichelndem Behagen, von anmutiger Wohnlichkeit stellte sich dem Auge dar — ein ganz klein wenig an die intimen Gemächer eines orientalischen Fürsten erinnernd. Entzückende Diwans, breit und schwellend, zogen sich um das ganze zierliche Achteck, unendlich fein abgetönt in der Farbengebung, mit Tapeten, Teppichen, Gardinen und Tischdecken zusammenstimmend zu dem Eindruck des wonnig Warmen, sanft Glühenden, das verständige Nerven mitten im Aufreizen schon wieder beruhigt. Keine schönere Stelle der Welt für eine gesegnete Mittagsruhe, keine schönere für ein ernstes Beisammensein mit einer Flasche Sekt. Einige vorzügliche Kopien nach Tizian und Correggio an den Wänden; von den mythologisch-allegorischen

Szenen natürlich, nicht Heiligenbilder im strengen Sinne. Kurzum, der reizende Raum bot etwas diskret Verführerisches, fein Berauschendes, Einwiegendes selbst für lebengehärtete Gemüter wie die unsrigen, geschweige für harmlose Seelen weiblichen Geschlechtes, die etwa durch einen seltsamen Zufall dahinein gesprengt worden wären. Ich sage nicht, daß dies jemals wirklich geschehen sei; ich halte es für sehr möglich, daß der junge Beringer Kants Kritik der praktischen Vernunft und verwandte Materien studiert habe, aber daß es durch eine Verkettung von Unglücksfällen hätte geschehen können, wird gewiß nicht zu leugnen sein. Der junge Beringer befand sich, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, während des letzten Jahres auf Groß-Window in einer Art von Verbannung — warum? Das weiß ich wirklich nicht, ich glaube, Sie wenden sich um Auskunft am besten an tüchtige Juweliere einerseits und tüchtige Tänzerinnen andrerseits — ich meine Tänzerinnen von Beruf. Kurzum, er saß dort auf Besserung, studierte Kantsche Ethik, rationelle Landwirtschaft mit Einschluß weiblicher Volkstrachten. Überhaupt, ist zu sagen, hat der alte Beringer sein Gut Groß-Window neuerdings zu einer Art Strafkolonie gemacht; nämlich er hat sehr klugerweise zu den dort vorgenommenen Kanal- und Maschinenarbeiten diejenigen seiner Arbeiter dorthin beordert, die am meisten sozialdemokratischer Tendenzen verdächtig erschienen. Die Rechnung war, die gesunde Landluft verbunden mit der nötigen Absonderung von der Masse ihresgleichen sollte die wild gewordenen Böcke kurieren. Mitten in diese bedenkliche Gesellschaft hinein aber war der junge Leberecht Reinald gesetzt — und dieser zwar aus einem völlig andern Grunde, nämlich als eine Art Prophet und Bekehrer zum Guten, ein Sauerteig in den gärenden Kuchen. So gut angesehen war der junge Mensch in der Beringerschen Fabrik. Man wußte, daß er sich mit unbestimmbarer Festigkeit von allen sozialistischen Lockungen fernhielt und solche nach allen Kräften bekämpfte.

„So nahm er denn jetzt zu Groß-Window eine entschieden bevorzugte Stellung unter den Arbeitern ein, obwohl er ihnen seiner Jugend wegen äußerlich einstweilen noch gleichgestellt blieb. Merkwürdigerweise wurde ihm diese bessere Stellung auch von seinen Kameraden bedingungslos zugestanden — gewiß im Anfang nicht aus freudigem Willen, sondern nur aus unwillkürlichem, ja halb widerwilligem Respekt — aber bestritten wurde sie ihm von keinem.

„Aus der ersten Zeit des Groß-Windower Arbeiterlebens ist nichts weiter zu melden, als daß Leberecht Reinald erstens Gelegenheit fand, den beschriebenen Pavillon kennen zu lernen, da er bei einigen Ausbesserungen seine geschickte Hand zu erproben hatte. ‚Es wurde einem so kurios in dem Loche zumut,' so schildert er selbst den Eindruck, ‚als wenn man mal so einen recht schönen Traum hat. Und man hätte sich gleich mögen hinsetzen und alles vergessen, was draußen war und was überhaupt wirklich ist. Und dazu war es auch, als ob alles da drin nach Rosen und Levkoien röche, und daran lag es wohl, daß einem so aufregisch zumute wurde und so träumerlich zugleich. Und ich dachte gleich: gut, daß du hier nicht mal mit der Lene zusammen eingesperrt bist, sonst könnt doch ein Unglück passieren, obgleich wir beide nicht so sind, ich schon gar nicht und sie doch auch nicht so sehr. Aber besser ist

besser. Und ich möcht nicht der Herr sein und so lange immer auf diesen Kissen herumliegen. Aber es mag ja auch sein, daß die reichen Herrschaften so was nicht mehr so merken und nicht so leicht auf schlechte Gedanken kommen wie unsereins.'

„Soweit mein Gewährsmann, der Arbeiter Leberecht Reinald — ich weiß nicht, meine Herren, wie sie über die letzte Bemerkung denken. Ich stelle die Entscheidung anheim.

„Das ist also das erste Ereignis der Groß-Windower Tage. Das zweite ist schon angedeutet. Es liegt verborgen in der Frage Ihrer lebhaften Augen: Wer ist Lene? Nun, das ist einfach. Lene ist die Tochter des Groß-Windower Untergärtners, bei dem Leberecht zur Miete wohnte. Setzt man noch hinzu, daß Lene ein auffallend hübsches Dingchen ist, so ist das weitere von selbst gegeben. Nämlich die beiden jungen Leute gingen miteinander und hatten die ernsthaftesten Absichten. Namentlich er, sie aber gewiß auch. Nun ist es sonderbar: wenn man die beiden Leutchen unbefangen betrachtet, so steigen einem alsbald Gedanken auf, ob sie wirklich so recht genau zueinander passen. Nämlich diese Lene ist ganz gewiß ein im Prinzip und in der Grundanlage durchaus ehrbares Mädchen, trägt sich ordentlich und bescheiden und ihrem Stande gemäß, ist arbeitsam, häuslich und tüchtig. Sie trug aber, als ich sie zuerst sah, am Halse eine niedliche rosa Schleife und das nächstemal eine blaue und dann wieder eine rote und so weiter in lustigem Wechsel, aber immer eine Schleife. Das ist gewiß etwas sehr Harmloses, zumal wenn wir an die zahllosen Schleifen und Bänder unsrer höchst sittsamen Salondamen denken, aber dennoch — es ist immer so etwas wie ein lustiger Wink an das Schicksal. Und wenn ich nun noch hinzusetze, daß auch in den braunen, sehr hübschen Augen hier und da so etwas wie ein lustiges Schleifchen hin und her zu flattern schien, und daß sich einige wenige dunkelbraune Löckchen von der korrekt frisierten Masse loslösten und sich ebenfalls aufs Flattern legten, und daß endlich das allerliebste Ding in seinem Gangwerk so etwas Frohes, Luftiges hat, als wollte sie jeden Augenblick zur Polka anhüpfen, wie auch in ihrem Gesicht nicht selten etwas liegt, als lauschte sie träumerisch einem fernher klingenden Polkatakt — wenn ich das alles unbefangen zusammenhalte und daneben den wackeren Burschen stelle, den schönen, starken, blonden Kerl, den alle Welt gern leiden mag, und vor dem alle Welt einen stillen Respekt hat, so ist nichts auf Erden leichter zu begreifen, als daß sie sehr schnell ein starkes Wohlgefallen an seiner stattlichen Person empfunden hat und also in sehr reeller Absicht von Anfang an ihm zugetan war, kurzum, daß ihr Gefühl und ihr Verstand sich gleichermaßen an dem wohlgearteten Manne vergnügten. Wenn man sich hingegen des weiteren überlegt, daß eben dieser wohlgeartete Mann weder an seinem Leibe noch an seiner Seele irgendwelches Schleifchen trug, daß von seiner schlichten, glatten Mähne sich niemals eine spielende Locke absonderte, daß in seinen Augen gar nichts Flatterndes und in seinen Beinen gar nichts Tänzelndes ist, wenn man sich das klar macht und kennerschaftlich überdenkt, so wird man sich nicht übertrieben wundern, daß die allerliebste Lene bald Stunden hatte, in denen ihr der zukünftige Lebens-

genosse ein ganz klein wenig langweilig vorkam, und in denen sie ihre flotten Augen ein ganz klein wenig und gewiß nur halb unbewußt wieder auch nach andern Richtungen ins Freie schweifen ließ. Kein Gedanke an Untreue natürlich, aber ein Abenteuerchen! Ein ganz kleines Abenteuerchen! In allen Ehren selbstverständlich — und dann hinein in den grauen Abgrund ewiger Ehrbarkeit!

„Ziemlich genau so hat es — juristisch nachweisbar — in diesem jungen Herzen ausgesehen, als Herr Konrad Beringer junior eines Tages der flatternden Schleife, der losen Löckchen, der losen Augen, der tänzelnden Füßchen im Vorüberschreiten gewahr ward und sich alsbald von einem herzlichen Wohlwollen ergriffen fühlte. Die Folge war, daß Lene Leisinger in den nächsten Tagen mit einem kleinen Blumenausputz im Pavillon beauftragt wurde, und daß diese angenehme und merkwürdig glänzend bezahlte Arbeit sich in den nächsten Wochen immer häufiger wiederholte — und eine weitere Folge, daß unsre Lene in derselben Zeit von seltsam wechselnden Stimmungen zwischen hellem Übermut und trübem Nachsinnen geplagt wurde und die Nähe ihres gesetzten Liebhabers eher vermied als suchte — und eine weitere Folge, daß Herr Beringer junior sein Wohlwollen auch auf Leberecht Reinald erstreckte und diesem für seine Heirat nicht nur eine ungewöhnliche Lohnerhöhung, sondern auch eine hochanständige Ausstattung in bar oder Naturalien und Mobilien in Aussicht stellte, ohne irgendwelche Klauseln oder Bedingungen, ganz frei von selbst und aus gutem Herzen — und eine weitere Folge, daß Leberecht Reinald sehr verwundert den Kopf schüttelte und sich wirklich ganz und gar keinen Vers auf die grenzenlose Güte seines Brotherrn machen konnte — und eine weitere Folge, daß Lenes Vater dafür sich sehr bald desto besser einen Vers darauf machen konnte und eines Tages sein liebes Töchterlein mit einer Reihe sehr lehrreicher Ermahnungen und einigen wenigen verwarnenden Ohrfeigen bedachte — und eine weitere Folge, daß einige Tage darauf Herr Beringer die Entdeckung machte, daß sein Untergärtner ein äußerst nachlässiger und ungeschickter Mensch sei, der darum von Rechts wegen eine sofortige Entlassung verdient hätte, mit dem man jedoch aus besonderer Gnade noch eine Zeitlang Nachsicht haben wolle — und eine weitere Folge, daß sowohl der Untergärtner als der junge Reinald urplötzlich, allen ihren bisherigen Lebensgrundsätzen zuwider, heimliche Zusammenkünfte mit den andern Arbeitern hielten und in überraschend kurzer Zeit eine völlige Umstimmung ihrer philosophischen Grundlehren erlitten, indem sie ganz besonders über die relative Berechtigung der Selbsthilfe im Rechtsstaate und verwandte Materien durchaus andrer Ansicht wurden als früher und überhaupt den sozialdemokratischen Irrlehren weit weniger feindlich gegenüberstanden als anständige Bürger das sollen — und eine weitere Folge, daß Leberecht Reinalds Ansehen unter seinen Kameraden sich außerordentlich steigerte, was ihm denn naturgemäß mehr zu Kopfe steigen mußte, als seinem unbefangenen Urteilen nützlich war — eine weitere Folge, daß einer der Arbeiter in jenen frommen Zusammenkünften die Mitteilung machte, er habe hinter einem Busche erlauscht, wie der junge Herr die Lene Leisinger für diesen Abend

— zum erstenmal für den Abend — in den Pavillon bestellte — hierauf ein Raunen und Murmeln unter den Versammelten, immer stärker anwachsend, jedoch ohne greifbares Ergebnis außer einer allgemeinen Neugierde, wie sich der Leberecht zu dieser Wendung des Falles stellen werde — und die weitere und entscheidende Folge, daß noch vor dem ins Auge gefaßten Abend der Pavillon bis auf den Boden niederbrannte, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß an Rettung gar nicht zu denken war und der Gedanke an allerhand Hilfsmittel, wie Petroleum, Heu, Reisig und dergleichen nicht von der Hand gewiesen werden konnte, zumal sich noch erkennbare Spuren solcher Dinge nach dem Brande vorfanden.

„Sehen Sie, meine Herren, das ist die kurze Vorgeschichte unsrer heutigen Gerichtsverhandlung. Absichtliche Brandstiftung kann als Tatsache gelten. Wer nun der Täter? Der Verdacht konnte sich zunächst lenken auf alle jene Arbeiter, deren sozialdemokratische Gesinnung offenkundig war; indessen von solcher radikalen Richtung zu tätlicher Brandstiftung ist denn doch noch ein gar erheblicher Schritt, zudem vermochten alle ohne Ausnahme, mit ihnen auch der Vater des Mädchens, ganz unzweideutig ihr Alibi nachzuweisen: alle waren zur Zeit der Entstehung des Brandes und noch mehrere Stunden vorher bei den Kanalbauten beschäftigt gewesen, wie ihnen ohne weiteres und mit voller Bestimmtheit von den Aufsehern und Baubeamten übereinstimmend bezeugt wurde. Der einzige, der schlechterdings keinen Alibibeweis erbringen konnte, war Leberecht Reinald, der überdies die unbegreifliche Gedächtnisschwäche kundgab, durchaus keine Erinnerung mehr zu haben, an welcher Erdstelle er sich in der verhängnisvollen Stunde aufgehalten habe. Hatte man zwar anfangs gezögert, einem so gutgearteten und wohlbeleumdeten Menschen ein so schweres Verbrechen in die Schuhe zu schieben, so kamen dem Untersuchungsrichter doch nur zu bald alle jene Fäden in die Hände, die von der Tugend zum Verbrechen hinüberzuleiten schienen, und bald war die moralische Überzeugung von seiner Schuld so fest und so allgemein, daß die Anklage erhoben wurde. Allein, wie gesagt, jedes direkte Indizium fehlte, und der allerdringendste Verdacht, die sicherste moralische Überzeugung ist immer noch kein juristischer Beweis. Und ein Geständnis vermochte weder der Untersuchungsrichter noch der Staatsanwalt mit allen ihnen zu Gebote stehenden geistigen Folterwerkzeugen von dem Angeklagten zu erpressen. Gleichwohl stelle ich Ihrem Vermuten anheim, ob ein juristisch gebildeter Gerichtshof nicht dennoch das Schuldig würde ausgesprochen haben; die Geschworenen aber sprachen ihn frei, wahrscheinlich am meisten dem mächtigen Eindruck folgend, den meine Rede auf ihre Herzen machte, obgleich, wie gesagt, der Staatsanwalt sie mir heimtückisch aus dem Munde nahm.

„Jetzt verstehen Sie ganz die Schwere meines Verlustes: wie herrlich windelweich hätte ich die geschworenen Seelen reden können, wenn der dumme Kerl sein Geständnis gemacht hätte! Wie wundervoll konnte ich die schlichte Tugend dieses Jünglings aus dem Volke kontrastieren mit der Frivolität des Lebemannes aus den höheren Ständen! Wie rührend konnte ich die Seelenkämpfe des Liebenden schildern, der keinen Weg mehr fand in seiner reinen Einfalt,

die Tugend der Geliebten zu schützen, als das Verbrechen. Der durch die Umstände geradezu gewaltsam in das Verbrechen hineingedrückt wurde. Und mußte ihm dieses Verbrechen nicht notwendig als ein winzig kleines erscheinen? Kann der verbrannte Lustpavillon eines reichen Wüstlings irgend in Betracht kommen gegen die Wallung der Seele eines hilflosen, strauchelnden, jungen Weibes? War nicht der wahre Verbrecher eben jener, der diese Seele sittlich zu morden gedachte? Verdiente der sogenannte Mordbrenner nicht das uneingeschränkte Lob eines ganzen Mannes neben dem geringfügigen Tadel eines kleinen Mißgriffes in der Wahl seiner Mittel? Tat er etwa Schlimmeres als der beleidigte Ehegatte, der den Schänder seiner Hausehre im ersten Zorne niederstieht? Und wer hat je über einen solchen Rächer seiner Ehre ein hartes Urteil gefällt?

Nun ja, nun ja, Sie haben recht, die Rede ist einmal nicht gehalten und kann hier vor Ihnen nicht nachgeholt werden. Aber ewig schade ist es doch, daß ich statt ihrer mich mit der klapperdürren Behauptung begnügen mußte, mag der Mann schuldig sein oder nicht, wir haben kein Recht über ihn zu urteilen, denn uns fehlt auch der Schatten eines Beweises. Mein einziger Trost freilich ist, daß diese klapperdürre Behauptung wenigstens durchgeschlagen hat und die schönen Redensarten des Staatsanwaltes als rhetorisches Feuerwerk verpufft sind; seine Hoffnung war natürlich, die Geschworenen sicher zu machen, daß der sogenannte Verbrecher auch von seiten der Anklage, und also ganz gewiß doch erst recht des unparteiischen hohen Gerichtshofes eine gerechte und darum milde Beurteilung seiner Tat finden werde: ihr könnt ihn getrost verurteilen, wir tun ihm doch nichts Böses! war der kurze Sinn seiner Rede. Aber die Geschworenen blieben dennoch zäh; sie trauten dem gelehrten Juristen doch nicht ganz, und es schien ihnen für alle Fälle das Sicherste, den hohen Gerichtshof nicht erst mit der Festsetzung eines möglichst geringen Strafmaßes zu bemühen, sondern den Angeklagten lieber auf eigene Faust in Sicherheit zu bringen. Und dabei gehe ich, um es noch einmal zu betonen, jede Wette ein, daß die Geschworenen ihn ausnahmslos gerade so für schuldig hielten wie ich selbst, der ihn so dürr und doch so wirksam verteidigte."

„Im letzten Grunde also doch wieder", bemerkte der Landgerichtsrat, „das beliebte Mißverständnis der Herren Geschworenen bezüglich ihrer Aufgabe; ihr Wahrspruch meint im Grunde nicht: der Mann ist unschuldig, sondern: er verdient keine Strafe. Und grade das zu entscheiden ist gar nicht Sache der Geschworenen, sondern einzig des Gerichtshofs. Es ist merkwürdig, wie zäh sich diese falsche Auffassung trotz aller Rechtsbelehrungen erhält. Im letzten Grunde war auch dies Urteil nichts andres als ein Übergriff der Geschworenen über ihre Rechte, ein Mißbrauch ihrer formalen Machtbefugnis."

„Im letzten Grunde, ja," bestätigte der Justizrat, „denn daß sie formal auf dem Rechtsboden blieben, wenn sie die äußerlich nicht streng bewiesene Schuld verneinten, entschuldigt sie eben nur äußerlich. Das wahre Motiv der Freisprechung liegt da, wo Sie es suchen, Herr Kollege. Indessen, was kann man tun? Bescheidentlich des unverdienten Sieges sich erfreuen — das ist alles."

„Und wie benahm sich der Angeklagte bei diesem Schlußergebnis, das er doch kaum erhofft haben konnte?“ fragte der Major.

„In der Tat sehr eigentümlich,“ erklärte der Justizrat, „wie ich es noch nicht leicht an einem freigesprochenen Sünder erlebt habe. Bei der Verkündigung des Urteils zuckte er heftig zusammen, wurde aschfahl, wie sonst die zum Tode Verurteilten pflegen, und wurde sichtlich von einer starken inneren Angst gepeinigt. Sehr langsam und müde erhob er sich, um hinauszugehen. Ich trat zu ihm, ihn zu beruhigen oder zu beglückwünschen — oder sagen wir, seinen Dank in Empfang zu nehmen.

„Allein auf den Dank hatte ich zu verzichten. ‚Und wenn ich schuldig wäre,‘ sagte er düster, ‚so würde jetzt die Schuld auf mir sitzen bleiben, weil sie durch keine Strafe gesühnt ist.‘

„‚Das ist allerdings nicht so ganz unrichtig,‘ erwiderte ich halb gerührt, halb ärgerlich. ‚Aber, lieber Freund, wenn Sie ein so feines moralisches Gefühl haben, warum haben Sie dies nicht lieber durch ein offenes Geständnis kund gegeben? Ich versichere Sie nochmals, Sie wären grade so frei davongegangen wie jetzt, nur mit erleichtertem Gewissen. Und ich bemerke nochmals, Sie können mir gegenüber jetzt erst recht ganz frei von der Leber weg reden; Ihre Geheimnisse ruhen bei mir so sicher wie bei einem Beichtvater. Dagegen möchte ich Ihnen eine kleine Warnung mit auf den Weg geben, sich vor andern Leuten, auch vor Ihren guten Freunden und Kameraden, recht sehr mit privaten Geständnissen in acht zu nehmen. Einer oder der andre könnte in der Trunkenheit oder in einem flüchtigen Anfall von Groll oder Neid etwas weiterplaudern — irgendein neues Verdachtsmoment mag zufällig dazukommen — und Sie können jeden Tag gewärtig sein, das Verfahren mit neuem Beweismaterial wieder aufgenommen zu sehen: und wohlgemerkt, wenn Sie dann verurteilt werden, kommen Sie nicht so leichten Kaufs davon, wie es jetzt bei freiem Geständnisse der Fall gewesen wäre. Also Vorsicht, ist mein Rat, halten Sie Ihr Herz verschlossen, nachdem Sie die gute Gelegenheit, es ungestraft zu öffnen, leider versäumt haben. Fortan ist Ihr Schicksal, keinem Menschen in der Welt mehr trauen zu dürfen.‘

„Auf diese Worte hin sah er mich mit einem so jammervollen Blicke an, daß ich alsbald merkte, ich habe in der guten Absicht, recht nachdrücklich zu warnen, eine Grausamkeit geredet. ‚Ich hätte gerne jedes Geständnis gemacht, das man von mir verlangte — ich wollte wohl auch Dinge auf mich nehmen, die ich nie getan habe,‘ sagte er in einem sehr trüben Ton und mit zitternder Stimme, ‚wenn mein Vater nicht wäre! Er darf die Wahrheit von keinem hören als von mir selbst. Hätte man mich freigelassen, ihm alles zuerst zu sagen, so würde ich auch hier offener geredet haben. Aber man schenkte mir kein Vertrauen.‘

„Ich mußte doch lächeln, trotz meiner gerührten Teilnahme. ‚Das ist auch wirklich ein bißchen viel verlangt von einem hohen Gerichtshofe,‘ bemerkte ich kurz. ‚Ja, ja,‘ sagte er, ‚sie denken, alle Sozialdemokraten sind schlechte Menschen; ich habe es auch gedacht bis vor wenigen Monaten, aber das ist ein Irrtum. Es gibt sehr gute Leute unter ihnen, man muß nur

selber ehrlich und vernünftig mit ihnen reden. Man muß sie nur kennen lernen. Die vornehmen Herren kennen sie nicht. Und es gibt unter den vornehmen Herren welche, die viel schlimmere Dinge tun, als die Sozialdemokraten tun wollen. Es ist ja richtig, alles muß man diesen auch nicht glauben, sie reden manches, was sie nicht sollten, aber das kommt, weil sie so sehr geknechtet und gereizt werden. Wenn einem ein großes Unrecht geschieht, dann kommt man leicht in der Hitze selbst auf schlechte Dinge. Es würde gut sein, wenn die vornehmen Herren das wüßten und beherzigten. Aber sie kennen keine Grenze und wollen alles für sich haben, nicht bloß das Geld, sondern auch andres. Und das kann man nicht dulden. Und die Herren Geschworenen haben eingesehen, daß man das nicht kann, und darum haben sie mich freigesprochen. Ich weiß sehr gut, daß sie mich für schuldig halten. Und das ist mir ein großer Trost. Denn sonst möchte ich es doch wohl nicht ausgehalten haben und hätte alles gestanden. Und das wäre der Tod gewesen für meinen alten Vater. So aber, was brauche ich ihnen noch erst laut zu gestehen, was sie doch alle schon selber wissen? Das war ganz unnötig, Herr Justizrat. Alle Menschen wissen, was ich getan habe, das merke ich ihnen an; aber meinem Vater darf es keiner sagen, außer ich selbst.'

„Und die Lene Leisinger?" fragte ich, um seinen Redestrom abzulenken, „was wird aus der? Wie stellen Sie sich zu dem Mädchen? Um deretwillen haben Sie doch alles getan.

„‚Die Lene,' sagte er finster und machte eine stille Gebärde, als wollte er etwas von sich abdrängen, — ‚ich hab sie sehr lieb gehabt und hätt sie sehr hoch gehalten als meine Braut. Aber nun kann ich's nicht mehr. Ich könnt sie meinem Vater nicht mehr vorzeigen als meine Braut. Ich müßt immer die Angst haben, er tät ihr ins Herz sehen und merken, daß sie nicht mehr rein ist, wie er die Menschen alle haben will, die um ihn sind und zu ihm gehören. Darum ist es nichts mehr zwischen uns beiden. Und sie wird es leicht nehmen; sie wird einen andern finden, und ich mag überhaupt nichts mehr von den Weibern wissen. Denn besser als die Lene wird ja doch wohl keine sein. Oder wenigstens, ich könnt nun doch keiner mehr glauben. Darum ist's am besten, ich lasse die Hand davon. Und nun dank ich auch schön, Herr Justizrat, für Ihre Verteidigung und bitte, daß Sie auch dem Herrn Staatsanwalt einen schönen Dank sagen, weil der so anständig über mich geredet hat, wie's kein Freund besser hätt tun können und Sie auch nicht, Herr Justizrat. Und nun leben Sie wohl, Herr Justizrat.'

„So, meine Herren, da haben Sie die Geschichte und das Porträt meines Klienten. Ich hoffe, daß ich Ihnen seine Art, zu reden und sich zu geben, naturgetreu widergespiegelt habe. Sie werden mir zugeben, es ist kein ganz gewöhnliches Menschenbild. Aber ich will nur wünschen, daß ich nicht noch einmal für ihn die Klinge zu führen habe. Ganz sicher bin ich meiner Sache nicht. Denn im Grunde ist der Mann doch aus sehr ähnlichem Ton geformt wie der Karl Moor und andre Verbrecher aus verlorener Ehre. Oder auch die Don Quixote; denn das ist zuletzt so ungefähr die gleiche Rasse. Schade ist's immer um solche Leute, aber zu helfen ist ihnen selten. Und leider läßt

mich grade für diesen die Schlußszene unsres Dramas nicht eben das beste hoffen.

„Ich sah den jungen Menschen umringt von seinen Kameraden wie einen siegreichen Heerfürsten von seinen Gefolgsmannen. Einer nach dem andern drückte ihm schweigend die Hand in einer Art, die Freude und volle Bewunderung ausdrückte. Und ich muß sagen, die Szene hatte etwas Großes an sich in ihrer Einfachheit. Weiß Gott, die Kerle gefielen mir in diesem Augenblick, so wenig ich ihnen am Tage der großen Sozialrevolution auf der Straße begegnen möchte. Aber hinter sicherem Gitter sieht man Löwen und Tiger gern und freut sich ihrer Kraft und wilden Schönheit. Ich hatte das Gefühl: der Mann kann sich auf diese derben Fäuste verlassen; und wie es sonst mit ihren moralischen Qualitäten stehen mag: hier meinen sie es ehrlich. Für diesen ihren Helden stehen sie ein, weil sie von ihm überzeugt sind.

„Und dann war es merkwürdig zu sehen, wirklich mit Augen zu sehen, wie dieser ihr Held selber in ihrer Mitte gleichsam wuchs und sich verklärte. Mit bescheidenem Stolz bewegte er sich unter ihnen, mit gelassener Sicherheit schritt er ihnen voran aus dem Saale, und als er einen letzten Blick auf Richter und Geschworene zurückwarf, da stand in diesem Blicke fest und freudig geschrieben: ‚Was ich getan habe, das habe ich getan. Und ich werde wieder so handeln, wenn die Gelegenheit mich ergreift.' Eine kluge Schauspielerin hätte hier Studien machen können für den Abgang der Antigone von Kreon. Nur muß Antigone wohl trotziger blicken und herber und leidenschaftlicher, weil sie mit ihrem stolzen Pathos allein steht. Dieser Jüngling schritt freudig und still, denn er konnte sich eins fühlen mit den Genossen seines Lebens und beinahe eins auch mit denen, die ihm zu Richtern gesetzt worden waren. Eine gefährliche Sicherheit des Empfindens, wollte mich bedünken. Zum Glück aber fehlt diesem Manne die natürliche Leidenschaft, um auf dem Wege des Verbrechens vielleicht weiter zu schreiten, und noch mehr die natürliche Schlauheit, um andre mit sich auf diese Wege zu führen. Aber ein andrer hätte eine Gefahr werden können für Staat und Gesellschaft. Ein einziger Fall wie dieser, mit Leidenschaft und Klugheit ausgenutzt, kann Tausende von überzeugten Revolutionären werben."

„Und um so schärfer scheint mir jener junge Beringer verurteilt werden zu müssen," bemerkte der Major; „er muß eine traurige Rolle als Zeuge im Gerichtssaale gespielt haben."

„In der Tat," bestätigte Teichler trocken, „er war nicht zu beneiden. Seine Strafe hat er empfangen."

„Und doch," warf Meinecke nachdenklich ein, „ich meine, was dem Brandstifter recht ist, muß auch dem Mädchenverführer billig sein, nämlich, daß er aus seinen Verhältnissen heraus, nach dem stillen Verdikt seiner Umgebung, seiner Standesgenossen beurteilt werde. Und wie viele von diesen, von den jungen und selbst alten Herren der Aristokratie der Geburt und des Geldes meinen Sie denn, werden etwas sonderlich Arges in seinem Verfahren sehen? Ja, wie viele werden Sie finden, die nicht etwas sehr, sehr Ähnliches auf dem Kerbholz hätten — nur ohne die zufälligen brenstrigen Folgen? Und glauben

Sie, daß diesen das Gewissen übergroße Schmerzen macht? Das ist nun einmal so und ist immer so gewesen; und der ärmste Arbeiter macht es nicht besser als der reiche Lebenskünstler, den wir darum einen Lüstling schelten. Jeder sucht sein Vergnügen auf seine Art und wo er es findet. Oder Sie glauben doch nicht, daß die unteren Stände, das sogenannte Volk, aus lauter Sittlichkeit zusammengesetzt wären? Ich denke, die Stände haben einander in diesem Punkte nichts vorzuwerfen. Und wenn die Sozialdemokratie etwa grade an diesem Punkte ihre Hebel einsetzen wollte, so triebe sie nur genau dieselbe Heuchelei wie wenn wir Höhergestellten mit tugendhafter Entrüstung hinabblicken in den Abgrund von Verderbnis, der sich zuweilen vor unsern lügenhaft erstaunten Augen an irgendeiner Stelle auftut. Es ist nicht anders: wir sind allzumal Sünder. Hübsch ist es ja, wenn sich einmal eine Ausnahme findet, und es ist zum Glück nicht zu leugnen: es sind Ausnahmen da, aber sie zu zählen würde keinen großen Rechenmeister erfordern. So aber können wir im Grunde nur sagen: der gute Beringer hat Pech gehabt und der gute Reinald auch. Und wohl dem, der kein Pech hat, sondern sich leidlich unabgefaßt durchs Leben schlängelt. Ich für meinen Teil bin froh, daß meine Jugendsünden der dunkle Schleier der Vergessenheit deckt."

Die Anwesenden lachten.

„Ich glaube beinahe, ich bin auch einmal jung gewesen", sagte der Major mit einem schalkhaften Seufzer. „Und es gibt auch in Pommern süße Sünden und angenehme holde Sünderinnen."

„Und es war doch schön, als wir noch jung waren", fügte der Justizrat im gleichen Tone hinzu. „Es lebe die Jugend und ihr Glück!"

Und die Gläser klangen aneinander.

Eine Sammlung altbuddhistischer Dichtungen.

Von

Hermann Oldenberg.

I.

Auch buddhistischen Forschungen kommen die über alles Erwarten reichen Funde in erfreulicher Weise zugute, die in den letzten Jahren den archäologischen Durchforschern der Wüsten Zentralasiens geglückt sind. Neu entdeckte Sprachen iranischen, tocharischen, türkischen Stammes lassen Blicke in Gebiete der Vergangenheit tun oder erhoffen, die für immer in tiefstem Dunkel zu liegen schienen. Westlich-christliche Einflüsse, iranische, indische, chinesische sehen wir aufeinander treffen. Wie sollte sich der Historiker des Buddhismus nicht mächtig angezogen fühlen von den Problemen, die das Wirken jenes Glaubens durch solche Weiten von Raum und Zeit ihm stellt? Die Freude aber an diesen neu sich auftuenden Horizonten, gesteigert durch die persönliche Anteilnahme an der erfolgreichen Energie der Entdecker, durch das Interesse an den unsern Museen überreich zuströmenden Fundgegenständen soll und wird anders gearteten Bestrebungen der Forschung keinen Eintrag tun: denen, deren Ziel es ist, die Anfänge des Buddhismus aufzuhellen. Äußerlich sind diese Arbeiten, wie überhaupt alle, die sich auf das höhere Altertum Indiens beziehen, verglichen mit jenen glänzenden Entdeckungen recht unscheinbar. Hier gilt es nicht, aus Wüstensand, aus Trümmern verlassener Städte Fresken, plastische Werke, älteste Handschriften hervorzuziehen. Wir brauchen nicht einmal mehr, wie noch vor kurzem, uns mit jenen den Eindruck eines so fremdartigen Daseins erweckenden Haufen gelblicher oder grüner Palmblattstreifen abzugeben, in die buddhistische Mönche die schmetterlingsähnlichen Zeichen ceylonesischer Schrift, die kaum voneinander unterscheidbar scheinenden Kreisfiguren birmanischer Buchstaben geritzt haben. In bequem lesbaren Drucken, denen die Sorgfalt europäischer Wissenschaft ein hohes Maß von Korrektheit mitgeteilt hat — hier seien die Verdienste der vortrefflich geleiteten Londoner Pāli Text Society hervorgehoben — besitzen wir die alten und ältesten Texte. Ihr Verständnis bietet nur selten erheblichere philologische Schwierigkeit. Wir haben Grund, für annähernd ausgeschlossen zu halten, daß neue Funde, die gelingen mögen, zu dem, was jene Quellen ergeben, Nennenswertes hinzu tun oder daran ändern werden. Die Welt aber mit ihren, wenn man es so ansehen will, engen Dimensionen, in die uns diese

Texte führen, ist die der Ursprünge, aus denen jene so machtvoll uns entgegentretenden Gebilde erwachsen sind: die alte Gemeinde der Buddhajünger, die echteste und reinste Verkörperung buddhistischen Geistes. Ja, in manchem Augenblick mag sich in dem Betrachter etwas von den Empfindungen jener alten buddhistischen Pilger erneuern, deren gespanntem Erwarten in dunkler Höhle, inmitten plötzlich aufstrahlenden Lichtglanzes, der Schatten des Buddha selbst erschien.

Von einem der Texte soll hier gesprochen werden, die uns diesen Anblick bald unbestimmt und schwankend, bald zu festerer Gestalt sich verdichtend gewähren. Sein Titel ist Sutta Nipata: d. h. etwa die vereinzelten, gelegentlichen Reden, im Unterschied von den in langen Sammlungen aneinander gefügten, planmäßig angeordneten Predigten des Meisters[1]). Wir können mindestens erhebliche Bestandteile der kleinen Sammlung mit Sicherheit zu den ältesten Schöpfungen des Buddhismus rechnen: zwei Reihen von Abschnitten, die nicht selten in den andern Teilen der buddhistischen heiligen Schriften zitiert werden, und zu denen ein Kommentar in das Korpus dieser heiligen Schriften selbst aufgenommen ist. Als Asoka, der Beherrscher Indiens um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, in einem uns inschriftlich erhaltenen Schreiben an den buddhistischen Orden eine Anzahl von Texten namhaft machte, von denen er empfahl, „daß viele Mönche und Nonnen sie oft hören und beherzigen mögen, und ebenso die Laienbrüder und -schwestern", waren unter den von ihm hervorgehobenen sieben Texten einer oder zwei, die sich in unsrer Sammlung wiederzufinden scheinen. Es ist wohl glaublich, daß die älteren Bestandteile dieser Sammlung an die Lebenszeit des Buddha (gestorben um 480 vor Chr.) nah heranreichen. Uns ist der Sutta Nipata, wie bekanntlich überhaupt die altbuddhistische Literatur, in der weichen, wohlklingenden Palisprache erhalten, dem indischen Volksdialekt, in dem diese Literatur nach Ceylon gebracht und dort bis auf den heutigen Tag bewahrt ist. Hier und da freilich treten der Aufmerksamkeit des Sprachforschers inmitten des Palitextes Worte entgegen, die andre Lautgestalt aufweisen, als diesem Dialekt eigen ist: bemerkenswerte Überbleibsel, die zeigen, daß, was wir in Pali lesen, ursprünglich in einer diesem zwar ähnlichen, aber deutlich von ihm verschiedenen Mundart verfaßt war; hier klingt die Sprache des indischen Nordostens durch, in der Buddha selbst geredet hat.

Wir werfen zuvörderst einen Blick auf die Verhältnisse, unter denen der Sutta Nipata entstanden ist.

[1]) Übersetzt ist der „Sutta Nipata" in englische Prosa, schlicht und treu, von dem vor kurzem heimgegangenen Senior der Erforscher der altbuddhistischen Literatur, dem hochverdienten Dänen V. Fausböll (in den Oxforder „Sacred Books of the East", Bd. 10. 1881; danach deutsch von A. Pfungst. 1889). Nicht ohne Schönheit, doch stark subjektiv gefärbt und im einzelnen vielfach auf Mißverständnissen beruhend: „Die Reden Gotamo Buddhos aus der Sammlung der Bruchstücke Suttanipato des Pali-Kanons übersetzt von K. E. Neumann" 1905. Hier sei noch erwähnt, daß vielleicht unser Verständnis des „Sutta Nipata" Förderung auch durch die Heranziehung in China überlieferter Materialien erfahren wird; diese dürfen wir von der Ausgabe des „Sutta Nipata" erhoffen, die ein vorzüglicher Kenner der chinesischen Literatur des Buddhismus, Professor Anesaki in Tokio, plant.

Ein neuer Glaube wird von Buddha gepredigt, eine neue Mönchsgemeinde begründet. Sie findet den alten Glauben vor, der so alt, ja in manchen seiner Schichten älter ist als das indische Volk selbst, jenen Glauben, dessen priesterlich exklusive Gestalt in der Literatur des Veda niedergelegt ist. Dann gibt es sektarische Asketengemeinden, in jüngeren, entwickelteren Gedankenkreisen lebend, ähnlich dem Buddhismus selbst. Die Zeiten der großen Götter des Hinduismus, wie er sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, des Vishnu, des Shiva sind noch nicht gekommen.

Die literarischen Schöpfungen des Vedaglaubens waren, wie bekannt, vor allem Opferhymnen an die alten Götter gewesen, ihre Taten, Kraft und Weisheit zu preisen und sie, meist in recht deutlicher Sprache, daran zu erinnern, was für Gnadenerweisungen — Reichtum an Kühen und ähnliche greifbare Güter — man von ihnen erwartete. Über jenen Göttern war dann den Denkern der vedischen Zeit die Gestalt des in allem Dasein ruhenden Allwesens, des Brahman, der Gottnatur erschienen: ein denkwürdiger Wendepunkt, an dem sich für die religiöse Betrachtung das Göttliche aus einer von der Phantasie geschaffenen und ausgeschmückten höheren Region dieser Welt in eine jenseitige Welt oder, wenn man es so nennen will, in eine verjenseitigte Wesensform dieser Welt verlegte. Die Lehre vom Brahman kleidete sich überwiegend in Prosa: begreiflich, denn es galt vor allem den Nichtwissenden, der allein das Diesseits sah, über die neuentdeckten Geheimnisse zu belehren. In Reden und Dialogen, in denen oft ganze Reihen von Unterrednern ihre Kräfte mit- und gegeneinander erprobten, suchte man, unbeholfen und doch zuweilen wundervoll tiefdringend, den Ausdruck für das Sichwenden des Denkens und Sehnens vom einzelnen, von der vergänglichen Erscheinungswelt zur verborgenen Majestät des All-Einen. Aber es konnte nicht anders sein, als daß sich die Bewegtheit der von der neuen Lehre ergriffenen Seelen auch poetisch aussprach. Eine eintönige Poesie, zuerst kaum mehr als einzelne Verse oder kurze Versgruppen, voll tiefer Innerlichkeit, hindeutend auf das mystische Geheimnis dessen, „der in der Höhle wohnt, der Gott, der alte," und auf die Seligkeit der Versenkung, in der man durch die Schleier des Irdischen ihn erblickt:

> Nicht schaut der Schauende den Tod, nicht Krankheit oder Kümmernis.
> Das All erschaut der Schauende: das All allfältig er erlangt.

Der Buddhismus — anders als sich das entstehende Christentum zur Lehre und zum Kultus des Judentums verhielt — lehnte den vedischen Glauben in allen seinen Formen durchaus ab. Vom Opferwesen und der Greifbarkeit der alltäglichen Bedürfnisse, um deren Befriedigung es sich dabei handelte, schieden den Buddhismus tiefste Kluften. Näher stand er der Brahmanmystik, aus der heraus, durch eine Reihe von Mittelstufen hindurch, er sich entwickelt hatte. Doch auch von ihr war er fühlbar genug getrennt in der Lehre wie in der Stimmung und äußeren Einrichtung des geistlichen Lebens, dazu in der persönlichen Verehrung des Buddha, der seinen Gläubigen — gleichviel, ob mit Recht — nicht als der Vollender von Vorhandenem, sondern als der Begründer eines schlechterdings neuen, über alles Alte unvergleichlich erhabenen Reiches der Wahrheit erschien.

Während also ein halbes Jahrtausend später die jungen Christengemeinden neben neuen Texten, die sie selbstverständlich schufen, doch auch an dem überkommenen Besitz festhalten und fortfahren konnten, in ihren Versammlungen dem alten Gott die alten Psalmen zu singen, mußte sich der Buddhismus — und ebenso offenbar die neben ihm stehenden, mit ihm ungefähr gleichzeitigen Parallelbildungen andrer Sekten — seine geistliche Literatur durchweg neu schaffen. Dabei verstand sich allerdings Anlehnung an die vorgefundenen Formen von selbst. Vor allem an die der Brahmanmystik. Wie für diese galt es ja auch für den Buddhismus, den Hörer von der Sichtbarkeit und Greifbarkeit des Diesseits zu lösen und ihn in der Gestaltlosigkeit einer jenseitigen Idealwelt heimisch zu machen. So ist es nicht verwunderlich, daß die altherkömmliche Benennung für die Texte jener Mystik, „Upanishad", von den Buddhisten gelegentlich — so auch in dem Text, mit dem wir uns eben hier beschäftigen — für die Darstellungen ihrer eigenen Lehre verwandt worden ist. Nur ging, verglichen mit den alten Upanishaden, hier alles ins Weite, Grenzenlose. Hier gab es ja unbeschränkte Massen von Redenden, denen allen die unter Indern so verbreitete Gewandtheit literarischen Produzierens eigen war. Die stille Muße mönchischen Daseins, entnommen allen Sorgen und Pflichten des Alltagslebens, unberührt von jeder Forderung des Arbeitens oder Dienens, mußte die Neigung zu literarischem Schaffen nähren. Ähnlich wie die Upanishaden, sehr anders als etwa das Neue Testament, in dem sich überall wirkliche Situationen, tatsächliche Äußerungen bestimmter, scharf umrissener Persönlichkeiten an ebenso bestimmte Hörer oder Leser finden, trägt diese Literatur einen Zug des Unpersönlichen, Schattenhaften, in gewissem Sinne kann man sagen des Spielerischen. So treu sie den Gemeingeist des alten Buddhismus widerspiegelt, so arm und unsicher ist sie im Festhalten der individuellen, nur sich selbst gleichen Begebenheit, der einzelnen Äußerung; das Wirkliche verliert oder verwischt sich hier überschnell. Meist sprechen die Verfasser nicht in der eigenen Person, sondern sie schlüpfen in die Maske Buddhas, unbeirrt von Bedenken über die Authentizität der angeblichen Buddhaworte. Wie in den Upanishaden fällt auch hier der Prosa die leitende Rolle zu. Ihr Gebrauch überwiegt eben in diesem Zeitalter überall, wo es gilt, irgendwelche Erkenntnis zu überliefern. So werden jene Formeln, in denen die fundamentalen Auffassungen der buddhistischen Weltbetrachtung ihren klassischen Ausdruck erhalten, in Prosa verfaßt: vor allem die vier „heiligen Wahrheiten" selbst, die Sätze vom Leiden alles Daseins und von der Aufhebung des Leidens. In prosaischen Reden werden die maßgebenden, Buddha zugeschriebenen Ausführungen über alle Teile der Dogmatik niedergelegt. Auch die umfänglichen Texte der Satzungen für das Gemeindeleben und der ihnen beigegebenen Erklärungen sind durchweg prosaisch.

Aber nun rankte sich, wiederum wie in den Texten der Brahmanmystik, nur in viel größerem Reichtum als dort, um diese Grundpfeiler prosaischer Literatur ein Flor von Poesie. Poesie des Gebetes freilich konnte es hier so wenig wie in den Upanishaden geben. Man stand ja nicht mehr wie in der alten Zeit göttlichen Mächten gegenüber, die dem Menschen die ersehnten

Güter verleihen konnten. Man erkannte die Welt als regiert von unpersönlichen Gesetzen des Geschehens; denen galt es nicht in kunstvollen Versen zu schmeicheln, sondern sie zu durchschauen und auszunutzen. Poesie des Lobpreises konnte es nur in Gestalt ehrfürchtig dankbaren Gedenkens geben; ins Jenseits des Nirvana drang ja die menschliche Stimme nicht. Aber vielerlei andres bot sich dar poetisch geformt zu werden. Gehörte, wie wir sahen, die eigentliche Überlieferung der Lehre der Prosa, so führte der Weg, den diese zurücklegte, doch zu Stellen, an denen das Reich des scharf ausgeprägten Dogmas aufhörte und ein der Stimmung des Gebets verwandtes gestaltloses Ahnen und Empfinden, die Kluften zwischen Diesseits und Jenseits überbrückend, sich regte: dessen natürliche Sprache war die Poesie. Auch konnte die Essenz dessen, was man in Prosa vortrug, in poetischem Spruch gesammelt werden, das Sichwiderspiegeln der Lehre im Geist des Empfangenden, die triumphierende Betrachtung des selbsterkämpften inneren Friedens, die Erinnerung an die bestandenen Kämpfe, der Kontrast der eigenen Seligkeit mit den Leiden der Draußenstehenden, die Mahnung, das Heil zu erwerben, den erworbenen Gewinn zu mehren: hierfür und für andres, wie dazu eben mannigfachste Situationen den Anlaß boten, wurden von den geistlichen Dichtern Formen des poetischen Ausdrucks gebildet und unermüdlich mit neuem, oft mit kaum neuem Inhalt erfüllt. Bestimmte Typen stellten sich fest, je nach dem besonderen Inhalt oder indem dieses oder jenes Schema der Darstellung stehend wiederholt wurde. Da waren solche Reden Buddhas, die zuerst ihr Thema in Prosa lehrhaft ausführten und dann, mit einer zu Hunderten von Malen wiederholten Wendung, dazu übergingen, den Hauptinhalt des Gesagten in poetischer Form zusammenzufassen oder zu beleuchten; weiter jene poetischen Äußerungen des Meisters, die als von ihm „ausgehaucht" bezeichnet wurden: ein Vorfall oder eine Situation führte dazu und gipfelte darin, daß er eine Sentenz, einen Ausdruck seines Empfindens gleichsam „aushauchte"; weiter jene Verse oder Versgruppen der Jünger und Jüngerinnen, in denen sie, zuweilen in einem dieser Literatur sonst fremden subjektiv persönlichen Ton, davon sprechen, was sie durchlebt haben, von geistlichem Kampf und Sieg, und andre solche Typen mehr, denen dann auch die populären erzählenden, oft wohl nicht allein für die geistlichen Brüder, sondern ebensosehr für die Volkskreise außerhalb des Ordens bestimmten Dichtungen sich anreihten.

Inmitten dieser Texte, man kann sagen an ihrer Spitze, steht der Sutta Nipata: eine Sammlung kurzer, vermutlich von vielen Verfassern herrührender, fast durchweg Buddha in den Mund gelegter Reden in Versen, hier und da eingeleitet durch meist unerhebliche, die Situation oder Veranlassung der einzelnen Rede erklärende Prosastücke. Das Aussehen einer solchen Buddharede zu veranschaulichen, wähle ich „die Rede vom Weisen"; sie ist, scheint es, identisch mit einem der Texte, die König Asoka in der oben (S. 21) erwähnten Inschrift der besonderen Beachtung der Frommen empfohlen hat. Von den fünfzehn Strophen der Rede begnüge ich mich, im Hinblick auf die Eintönigkeit, die hier wie in dieser Literatur fast überall herrscht, sechs zu geben.

Menschenverkehr erzeugt Sorge; daheim weilt man in Unreinheit.
Heimat, Verkehr von sich abtun: das ist's, worauf der Weise schaut.

Wer in sich Werden tilgt, kein neues Werden sät,
Wer dem, was werden will, bei sich nicht Raum gewährt,
Den Weisen nennt man ihn, den einsam Wandelnden.
Ein großer Seher schaut er der Erlösung Reich.

Allsiegend, allerkennend, allverstehend,
Allunbehaftet von Geschehn und Dasein,
Ein Allverlassender, ein Durstlöster:
Er ist es, den man mag als Weisen rühmen.

Der einsam Wandelnde, sich nie vergessend,
Bei Lob und Tadel unbewegten Sinnes,
Dem Löwen gleich, vor keinem Laut erzitternd,
Dem Winde gleich, in keinem Netz gefangen,
Dem Lotos gleich, an dem kein Tropfen haftet,
Der andern Führer, nicht geführt von andern:
Er ist es, den man mag als Weisen rühmen.

Ungleich, an weit entfernten Stätten wohnen sie,
Der Haus und Weib hat und der fromm von allem ließ.
Ein Weltkind, zügellos, schont fremdes Leben nicht.
Der Weise hütet aller Wesen Leben stets.

Gleichwie der Pfau, das blaugehalste Flügeltier,
Es nicht des Schwanes mächt'gem Fluge gleichtun mag,
So kommt ein Weltkind nicht dem Mönch, dem Bettler gleich,
Dem Weisen, der in Waldesstille Schauung übt.

Alles in allem umfaßt der Sutta Nipata elf- bis zwölfhundert solche Strophen, großenteils noch in denselben alten, freilich in modernerer Richtung etwas weiter entwickelten Versmaßen, in denen einst die Priester der Vedazeit ihre Opferlitaneien vorgetragen hatten. Überhaupt erinnert manches in der Form dieser buddhistischen Poesien an den Veda. So treffen wir auf die alte, in vedische Zeit, ja ohne Zweifel noch in viel fernere Vorzeit zurückgehende Form des Rätseldialogs: Vers um Vers wechseln in Rätselform gekleidete Fragen über Gegenstände der Lehre mit den Antworten Buddhas ab. Vedische Dialoge lassen häufig Fragende in ganzen Reihen an den im Mittelpunkt stehenden Wissenden herantreten, der allen nacheinander immer gleich glänzend zu antworten weiß: gewiß das stilisierte Abbild von Situationen, die das wirkliche Leben der wissensfreudigen Kreise jener Zeiten oft genug dargeboten haben wird. So läßt auch der Schlußabschnitt des Sutta Nipata, der eine ganze Reihe jener kleinen Versreden in einem einheitlichen Rahmen zusammenfaßt, eine Schar von Brahmanen an Buddha mit ihren Fragen herantreten und seine Antworten empfangen. Die sechzehn Schüler eines Lehrers, unter diesen ein Greis, dessen Gesicht und Gehör schon schwach werden, haben von Buddha gehört und wandern nun, nach Brahmanenart das Haar zum Knoten geschlungen, in Antilopenfelle gehüllt, aus südindischem Lande, vom Ufer der Godavari, gen Norden. Die Reiche des Nordostens, der Schauplatz von Buddhas eignem Wanderleben, werden durchzogen. Sein Geburtsort und auch die Stadt, vor deren Tor er sterben sollte, wird berührt,

bis sie ihn erreichen, der sich nahe der Hauptstadt des Magadhalandes auf einem Berg aufhält.

Wie zu kühlendem Trank Durst'ge, zum Schatten, wen die Sonne quält,
Zum Geldgewinne Kaufleute: so eilten sie den Berg hinan.
Da verweilte der Hochheil'ge, umgeben von der Jüngerschar,
Die er der Wahrheit Wort lehrte, wie Löwenstimm' im Wald erdröhnt.

Und es folgen nacheinander die Fragen der einzelnen Brahmanen und Buddhas Antworten, starr einander gegenüberstehend; man weiß, wie ganz der buddhistischen Literatur die Kunst fremd ist, die zwischen den Geistern hin und her gehende Bewegung des Gedankens aufzufassen, durch sie den Gegensatz des Wissenden hier, des Nichtwissenden dort zu überbrücken.

Der poetische Wert der einzelnen Stücke des Sutta Nipata ist begreiflicherweise sehr ungleich. Der beste Mönch war kaum immer der beste Poet, und auch was minder berufene geistliche Versschmiede zustande brachten, gelangte, durch den heiligen Inhalt geschützt, von Kritik unbehelligt zur Aufnahme. Neben individuellen Unzulänglichkeiten machen sich natürlich auch solche fühlbar, die dem ganzen Zeitalter anhaften: so die Neigung, in hölzerne Aufzählungen von Reihen dogmatischer Begriffe zu verfallen, oder die Anwendung mehr als kindlicher Mittel, etwa des Auftretens boshafter und frecher Geister und Geisterchen niedrigsten Schlages, um Staunen oder Grausen zu erregen. Solche Dinge wird, wer zu lesen versteht, an ihren Ort stellen; durch sie wird der Eindruck dessen, was in diesen Dichtungen wahrhaft groß und tief ist, nicht leiden, vor allem der Eindruck davon, wie diese Dichter ihre Gedanken hinausklingen lassen in ewige, nicht antwortende Ferne, zu dem jenseitigen Ziel, auf dessen gestaltloses Bild, vom Gewand schlichter Vergleiche kaum umhüllt, sie hinblicken, ohne jubelnde Fröhlichkeit, doch voll von leisem Glück. —

Unser Text wurde vorgetragen — denn Hörer verlangte diese ungeschriebene, allein im Gedächtnis und dem mündlichen Vortrag lebende Poesie selbstverständlich — nicht in regelmäßigen Zusammenkünften, die sich unsern Gottesdiensten vergleichen ließen — die gab es hier, wo das ganze Dasein geistlichen Übungen gehörte, nur für die Zwecke der Beichte —, sondern, wie es sich eben traf, daß die Mönchsbrüder beieinander waren und einem unter ihnen die Kenntnis des Textes und die Gabe des Vortrags beiwohnte. Die Schilderung einer solchen Rezitation gibt uns ein andrer der heiligen Texte. Der Mönch Sona hatte aus dem Westen Indiens die weite Wanderung zu Buddha gemacht, um ihn mit eigenen Augen zu sehen. Man bereitete ihm das Lager in demselben Mönchshause mit dem Meister.

„Der Erhabene aber, nachdem er einen großen Teil der Nacht im Freien zugebracht hatte, ging ins Haus. Da ging auch Sona, nachdem er einen großen Teil der Nacht im Freien zugebracht hatte, ins Haus. Als nun die Morgenröte nahte, stand der Erhabene auf und sprach zu Sona: ‚Laß die Lehre deinem Geist erscheinen, o Mönch, daß du sie vortragest.' ‚Ja Herr!' sprach Sona und trug die ganzen achtversigen Abschnitte in Rezitativweise vor —"

worauf der Meister seine sichere Beherrschung des Textes, Stimme und Vortrag belobte. Die „achtversigen Abschnitte" sind ein Stück eben unsres Sutta Nipata. Daß sie tatsächlich, wie der eben mitgeteilte Bericht besagen würde, schon zu Lebzeiten des Buddha vorhanden waren, mögen wir bezweifeln.

Aber das Bild des einfachen Vorgangs, der hier beschrieben wird, verdient es doch vielleicht festgehalten zu werden. Dies Zusammensein im Mönchshause, wo man, geistliche Poesien vortragend, der Morgenröte entgegenwacht — weht darin nicht die Luft, die Buddha geatmet hat und in der die alten, reinen Gedanken des Buddhismus gedacht worden sind?

II.

Überblicken wir nun die Bilder von Menschen und Situationen, vor allem die Bilder seelischen Daseins, die der Sutta Nipata gibt. Das bunte Durcheinander, in dem er diese Bilder erscheinen läßt, können wir freilich nicht wiederzugeben versuchen; daß wir ordnen, ist unvermeidlich.

Vorangeschickt sei, daß hier in das Natürliche, Wirkliche Schritt für Schritt Übernatürliches, auch Unnatürliches hineinspielt, das Treiben von Göttern wie von Kobolden, das Wirken zauberhafter Kräfte, fratzenhaft abergläubischer Gebilde. Wenn wir bewundernd sehen, wie im Buddhismus die alten Götter die Herrschaft an gestaltlose Mächte, die Schöpfungen tiefsinnigen Denkens, haben abgeben müssen, oder welche Ideale eines durch schwere Prüfungen hindurchgegangenen Innenlebens in der Person des Buddha verwirklicht sind, so mag es uns überraschen, jene entthronten Götter auf dem Meru, dem indischen Olymp, in kindlicher Vergnügtheit singen und tanzen zu finden — das ist ernst gemeint, nicht poetische Staffage —, und nicht weniger mag es uns überraschen, daß ein Weiser — ein Kennzeichen seiner Erhabenheit — unter anderm die Zunge über das Gesicht legen konnte. Von solchen Zügen zu schweigen geht nicht an; sie gehören nun einmal zu dem Weltbilde, wie jenes Zeitalter es sah. Daß die geschichtliche Entwicklung den Acker des geistigen Lebens nicht in jedem seiner Teile gleich schnell und gleich tief durchpflügt hat, daß nicht alle Saiten dieses seelischen Instruments gleich rein gestimmt sind, werden wir vielleicht verstehen, müssen es in jedem Fall als Tatsache hinnehmen. —

Das Leben der Menschen weltlichen Standes spielt in unsre Dichtungen verhältnismäßig wenig hinein. Ein einziges etwas ausgeführteres Bild begegnet: der Herdenbesitzer, der sich in Ruhe seines Wohlstands freut, seiner Kühe und Kälber, des Stiers, des Herrn der Herde:

Mein Weib ist mir treu und ohne Falsch,
In Liebe leben wir lang vereint.
Nie hat sie ein böses Wort mir gesagt.
Nun regne, Gott, was du regnen magst!

Wohlgedacht ist die Hütte, das Feuer entzündet; die Milch ist gemolken, der Reis gekocht — „nun regne, Gott, was du regnen magst!" Mit ihm redet Buddha; der Daseinsfreude tritt die Ablösung vom Dasein gegenüber. Für ihn ist das Feuer nicht entzündet, sondern erloschen; in anderm Sinne als jener mag er sagen: „Nun regne, Gott, was du regnen magst!"

Von geistlichen Männern erscheinen zuvörderst die Brahmanen. Es wird viel über den Verfall ihrer alten, guten Sitten geklagt, daß sie nach Pracht und Reichtum begehren, nach Wagen mit edlen Rossen, nach großen Herden, schönsten Frauen. Aber doch fühlt man in dem, was von ihnen gesagt ist,

die noch nicht durch die Hindugötter und Kulte der späteren Jahrhunderte gestörte Nähe des Altertums, der Vedazeit. Die alten Schlagworte des vedischen Opferwesens, des Lehrens und Lernens der heiligen Überlieferungen sind zu hören. Und hier kehrt sich nun gegen den aus der Vorzeit ererbten Brahmanenstolz der Kaste die neue Zeit. Sie verlangt die Verwerfung von dem, was sich durch Vernunftgründe nicht rechtfertigen läßt. Was hat zu entscheiden, die Geburt des Menschen oder seine Taten? Welche Ansprüche kann der Brahmane auf seine Geburt gründen, die ihm doch dieselbe Wesenheit mitteilt wie allen andern? Sein Haar, seine Augen und Füße sind von denen andrer Menschen ja nicht verschieden:

Fragt nicht nach Abkunft noch nach Schulgelübde.
Aus totem Holze wird die Flamm geboren . . .

Neben den Brahmanen aber erfüllen geistliche Männer andrer Art den Schauplatz. Sekten über Sekten suchen unabhängig vom alten Glauben das Heil. Da ist die Selbstquälerei durch Fasten, Nacktheit, Schmutz

und was da sonst Kasteiungen sind ohn Ende,

vor allem aber das ziellose Umherirren des Gedankens durch die Reiche unfruchtbarer Spekulationen, die Leerheiten und Kleinlichkeiten eitler Dialektik:

Das Eine läßt man, das Andre faßt man,
Der Laune folgt man, gefangen bleibt man,
Jetzt hier sich haltend, jetzt dorthin greifend,
Dem Affen gleich, der von Ast zu Ast schlüpft.

Von solchem Hintergrund hebt sich, in heller Beleuchtung im Mittelpunkt von allem stehend, die Erscheinung des eignen geistlichen Kreises ab, die buddhistische Gemeinde und ihr Gründer und Meister.

Zuerst Buddha selbst, sein Bild, wie es in den ältesten Zeiten, von denen wir Kunde besitzen, unter den Jüngern lebte.

Wir wissen nicht, ob die hier Redenden ihn noch mit eigenen Augen gesehen haben, wie er in ihren Dichtungen erscheint,

im gelben Kleid der heimatlose Wandrer.

Man meint die unhörbaren Schritte des Asketen zu fühlen, den jenseitigen Hauch, der ihn umgibt, wenn er schattenhaft, einem unirdischen Wesen gleich, einhergeht—

Geschornen Hauptes, weltentnommnen Geistes
Schreit ich, den Menschenkindern unberührbar —

unberührbar auch für die Schmähungen Ungläubiger, des Brahmanen, der, wie er zu seinem Hause kommt, ihn anfährt: „Bleib stehn, Kahlkopf! Bleib stehn, gemeiner Mönch! Bleib stehn, du Pariah!" Gläubige Hörer aber strömen zusammen,

Leute von mancherlei Art, aus manchem Lande.

Da sitzt er denn,

„wenn der Fasttag gekommen ist, in der Mitte des Monats, in der Vollmondnacht im Freien, umgeben von der Schar der Mönche. Da blickt der Erhabene über die schweigende, immer tiefer schweigende Schar der Mönche hin und redet zu ihnen."

Und die Hörer fühlen sich am Ziel alles Suchens; ein Jünger spricht es aus:

Zu ihm bin ich, die Weisheitsarmen lassend,
Gekommen, wie der Schwan zum weiten Meer zieht.

Er selbst aber, wenn er unter Freund und Feind seinen Weg gegangen ist, wendet sich der Rast in der Einsamkeit zu

abgemagert, nahrungsenthaltsam, wunschbefreit,
Versenkungsreich im Wald weilend.

Doch die Gedanken der Seinen begleiten ihn fort und fort. Ein greiser Jünger spricht:

Ihn schaut mein Geist, als wenn mein Aug ihn sähe,
Bei Nacht, bei Tag, beständig ohn Ermatten.
Ihm Ehrfurcht weihend harr ich auf den Morgen.
Von ihm, das fühl ich, kann ich mich nicht trennen.

Solche Worte mögen uns wohl eine Vorstellung davon geben, wie nach seinem Hingang die Jünger des Meisters gedacht haben werden, des leidüberwindenden Erbarmers, in dem die Gestaltlosigkeit jenseitiger Geheimnisse für sie Gestalt gewonnen hatte. —

Der Sutta Nipata enthält — ein wichtiges Besitztum für die Forschung — drei älteste kurze Legendendichtungen, die sich auf wichtige Momente im Leben des Buddha beziehen. Noch war die Zeit der zusammenhängenden Buddhabiographien, wie man sie später verfaßt hat, nicht gekommen. Was wir in diesen ältesten Literaturschichten über Buddhas Leben sonst finden, beschränkt sich auf gelegentliche Notizen oder meist ganz kurze Erzählungen in Prosaform, die seine Reden einleiten oder als Bestandteil dieser Reden ihm in den Mund gelegt werden. Von dichterischer Verherrlichung seines Lebens sind eben nur diese drei Stücke erhalten[1]); möglich, ja wahrscheinlich, daß es damals mehr überhaupt nicht gegeben hat. Alle drei beziehen sich auf Ereignisse aus seiner früheren Lebenszeit. Offenbar kein Zufall. Es sind die Zeiten, da die Entscheidungen sich vorbereiten, der große Entschluß gefaßt, um die Siege gekämpft wird, die hinterher unerschütterlich, die erzählende Dichtung nicht mehr herausfordernd feststehen. Ereignisse, die sich der neutestamentlichen Passionsgeschichte vergleichen ließen, sind dem Leben und Sterben des Buddha fremd. Für den Vollendeten gibt es ja kein Geschehen, kein Leiden mehr.

Das erste jener drei Stücke spielt nach der Geburt des Buddhakindes. Der weise Asita sieht die Götterscharen frohlocken. Auf dem Gipfel des Weltberges Meru herrscht Singen und Klingen, höhere Freude als damals, da die Götter in der großen Schlacht gegen die teuflischen Heerscharen gesiegt hatten. Was ist geschehen?

Der Buddha sein wird, das Kleinod ohnegleichen,
Er ist geboren, den Menschen zu Heil und Freude,
Im Land der Sakyas, in Lumbini dem Dorfe.
Des sind wir froh und über die Maßen selig.

Der Weise steigt aus dem Götterreich herab, dahin, wo Suddhodana wohnt, der Vater des wunderbaren Kindes. Er sieht den Knaben, der wie Feuer glänzt, wie der hellste der Sterne, wie die Sonne am klaren Herbsthimmel.

[1]) Ich lasse solche Dichtungen von wenigen Zeilen außer Betracht, wie die schlichten und schönen, in den Bericht von Buddhas letzten Reden eingelegten Verse, die sein Rasten am Fluß Kakuttha auf seiner letzten Wanderung beschreiben (siehe meinen „Buddha", 5. Aufl., S. 231).

Unsichtbare Götter halten einen Schirm über ihm und fächeln ihm Kühlung zu. Er nimmt das Kind in die Arme.

Erfreuten Herzens erhob er seine Stimme:
„Dies ist der Höchste des menschlichen Geschlechtes!"
Doch des gedenkend, daß nah sein eigner Hingang,
Vergoß er Tränen trauererfüllten Herzens.

Die Leute vom Sakyageschlecht fragen ihn, ob er dem Knaben ein Unheil drohen sieht. Nein, das ist es nicht, worüber er weint:

Der Knabe wird einst, höchster Erleuchtung teilhaft,
Der Wahrheit Reich, allkundig jeglicher Reinheit,
Begründen voll Erbarmen mit vielem Volke,
Daß weit und breit man in Heiligkeit mag wandeln.

Doch ich muß hingehen, ehe sich das vollendet;
Nur kurzer Rest ist übrig von meinem Leben.
Des höchsten Meisters Lehre werd ich nicht hören.
Drum bin ich traurig, bekümmert, schmerzbetroffen[1]).

Eine zweite Geschichte erzählt von dem großen Wendepunkt im Jugendleben des der Buddhaschaft Entgegengehenden: von seinem Scheiden aus der Heimat, um Asket zu werden — die damalige Sprache nannte den Schritt, den so viele taten, das „Fortziehen". Man kann nicht schmuckloser davon sprechen als dieser Dichter. Er hebt an:

Ich will künden das Fortziehen, wie fortzog der Erleuchtete,
Was er in seinem Geist dachte, daß er das Fortziehen hat erwählt.
Bedrängnis ist das Weltleben; in düstern Nebel ist's gehüllt.
Freie Luft schafft das Fortziehen: solches bedenkend zog er fort.

Der König des Landes in Radschagaha, seiner bergumschlossenen Stadt, sieht den bettelnden Asketen in demütiger Haltung, die Zeichen höchster Herrlichkeit an sich tragend.

Bettelnd von Haus zu Haus zieht er, wohl behütend der Sinne Tor.
Dem Festbewußten, Achtsamen füllt sich die Speiseschale schnell.

Wie der Wanderer nach beendetem Almosengang sich draußen vor der Stadt niedergesetzt hat, fährt der König zu ihm hinaus und begrüßt ihn: „Du bist jung und zart, von edlem Aussehen. Nenne mir dein Geschlecht!" — „Meine

[1]) Der Leser der buddhistischen Dichtung wird an die Erzählung des Lukasevangeliums von jenem Greise Symeon denken, der das Jesuskind in die Arme nimmt und Gott preist: „Nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben dein Heil gesehen." In der Tat pflegt auf die Geschichte von Asita bei den jetzt vielfach beliebten Hypothesen von der Einwirkung buddhistischer Vorbilder auf die Evangelien Gewicht gelegt zu werden. Ich zweifle, ob mit Recht. War es nicht ein besonders naheliegender Gedanke, auf den man darum leicht an verschiedenen Orten unabhängig verfallen konnte, daß den Begründer des neuen geistlichen Reiches ein der alten Ordnung der Dinge angehöriger Frommer begrüßte — der Hinscheidende den Kommenden, der Greis das Kind, um so die Berührung des Alten und Neuen so scharf wie möglich auf die Spitze zu stellen? Doch ist es, wie ich schon bei früherer Gelegenheit hervorgehoben habe, nicht Sache des Indologen, zu beurteilen, ob die neutestamentliche Erzählung irgendwelche Elemente enthält, für deren Erklärung man aus dem Kulturkreis, in dem sie erscheint, in die Ferne zu greifen Anlaß hätte. Der Indolog kann hier nur feststellen, daß die buddhistische Geschichte in der Tat die weitaus ältere ist, und daher, wenn Nachbildung der einen durch die andre stattgefunden hat, sie das Original sein muß.

Heimat ist an des Himalaya Fuß, mein Geschlecht sind die Sakyas. Von dort bin ich fortgezogen.

In den Lüsten nur Leid schauend, Frieden in der Entsagung nur,
Will vorwärts ich zum Ziel streben: das ist's, woran mein Herz sich freut."

Von einem Ereignis aus den Zeiten dieses Strebens spricht das dritte Gedicht. Durch harte Kasteiungen versucht der geistliche Held das Ziel zu erreichen. Da naht ihm Mara, der Versucher: „Der Tod ist dir nah, kehre zum Leben zurück. Der Weg, den du gehen willst, ist schwer zu gehen." Doch er weist die Versuchung ab: „Ich weiß, weshalb du zu mir redest. Was soll mir weltliches Tun?

Das rote Blut mir austrocknet, Galle vertrocknet samt dem Schleim.
Wenn all mein Fleisch hinwegschwindet, immer heller die Seele wird,
Immer fester des Geists Wachsein und Weisheit und Versenkung steht . . .
Dein Heer, dem nicht im Kampf standhält der Weltkreis samt der Götterschar,
Nieder durch Weisheitskraft schlag ich's, wie Stein das Tongefäß zerschlägt.
Alle Gedanken fest sammelnd, über mein Wollen herrschend stark,
Werd ich von Land zu Land wandern und leiten große Jüngerschar.
Die werden unentwegt strebend, erfüllend die Gebote mein,
Den Gang, den du verwehrst, gehen dorthin, wo sie von Leid erlöst.

Der Böse sieht, daß er nichts ausrichten kann. Sieben Jahre ist er seinem Feind auf Schritt und Tritt gefolgt. Es ist ihm ergangen wie jener Krähe . . .

Um den Stein, der wie Fett aussah, flog die Krähe voll Gier herum:
Hier werd ich leckern Fraß finden; ein guter Bissen winkt mir hier.

Die Krähe mußte vom Stein und Mara von Buddha ablassen —

Seinen Sinn überkam Kummer; die Laute seinem Arm entsank,
Und hinweg hob sich mißmutig von jenem Ort der böse Geist[1]).

Geschichtliche Wirklichkeit ist mehr in den Voraussetzungen dieser Erzählungen, in beiläufig Erwähntem enthalten, als darin, was den Erzählern selbst die Hauptsache ist. Von Buddhas Heimat am Himalaya wird gesprochen; sein Geburtsort Lumbini wird genannt: diesen Namen kennen wir nicht nur aus der übrigen buddhistischen Literatur, sondern aus der urkundlichen Überlieferung der bekannten, an Ort und Stelle selbst gefundenen Inschrift, deren Auffindung durch Dr. Führer vor etwa einem Jahrzehnt die wissenschaftliche Welt in Erstaunen setzte: auf nepalesischem Gebiet, zwischen Reisfeldern, nahe dem sumpfigen Dschungel, der sich am Fuß des Gebirges hinzieht, steht der Steinpfeiler, durch den König Asoka (3. Jahrhundert vor Chr.) die Lage von Lumbini bezeichnet hat, „sagend: hier ist Buddha, der Weise aus dem Sakyageschlecht geboren". Wie diesem Ortsnamen sichere Authentizität zukommt, so werden weiter auch die harten Kasteiungen, die in der Versuchungsgeschichte erwähnt sind, aller Wahrscheinlichkeit nach im Leben des großen Asketen tatsächlich eine Rolle gespielt haben. In der Hauptsache aber hat doch schon diese älteste Gestalt der Erzählungen den Boden der Wirklichkeit ganz verlassen. Götter treten auf und der dämonische Herr der Weltlust; von Menschen der

[1]) Die Vergleichung dieser Erzählung mit der von Jesu Versuchung in der Wüste (hier greift auch die Versuchung Zarathustras ein) hat begreiflicherweise zu ähnlichen Erwägungen geführt wie die Asita-Symeon-Parallele. Zu urteilen wird hier sein wie dort.

mächtigste König des damaligen Indien, dessen Begegnung mit dem jungen Wanderer schwerlich größere geschichtliche Authentizität besitzt als jene Szene der Begrüßung des gebenedeiten Kindes durch den alten Weisen. Doch man halte diese Fassung der Legenden gegen die Überladenheit ihrer späteren, sozusagen klassischen Form, wo nicht mehr der adlige Jüngling schlicht und einfach „fortzieht", sondern der Königssohn von seinem Weib, der jungen Mutter und dem eben geborenen Kinde, von der Pracht der Königstadt auf dem treuen Roß in die Nacht hinausflieht, wo auf jedem Schritt die Erzählung gehemmt wird durch endlose Lobpreisungen, durch Myriaden von Göttern, die dem Geschehen zujauchzen, durch Wunder über Wunder, die es begleiten. Wie dieser Stil der Verherrlichung von Buddhas Leben sich aus einem älteren, maßvolleren Typus entwickelt hat, stellt uns der Sutta Nipata mit höchster Anschaulichkeit vor Augen. —

Von Buddha und der Buddhalegende gelangen wir schließlich zu dem Bild, das unter den vom Sutta Nipata gezeichneten vor allem unsre Betrachtung verlangt: zu dem Selbstbildnis, in dem diese Mönche die Züge ihres eigenen Daseins, ihres Seelenlebens festgehalten haben, wie uns eine vorläufige Vorstellung davon schon das Bruchstück „vom Weisen" (S. 25) hat geben können. Unser Text ist in dem, was er hiervon sagt, nicht knapp oder dunkel. Man kann die ganze Psychologie derer, die hier sprechen, aus ihren Worten herauslesen[1]).

Sie sind Inder. Darin liegt: sie sind empfänglich, überempfänglich für jeden Eindruck, den die Außenwelt bringt, die wahre oder die vermeintliche. Sie sind nicht dazu organisiert, dieser Welt kraftvoll den eigenen Willen aufzuzwingen. Sie haben Nerven, nicht Muskeln. Sie neigen zur Beschaulichkeit, zur Insichgekehrtheit, zum Schwimmen in Empfindungen, zur Empfindsamkeit. Ihre Verwandten sind im hohen Altertum die Sänger des Veda, in deren Dichtungen der Anblick des Feuers, der Morgenröte eine solche Fülle sinnreicher Gedankenspiele, gefühlumsponnener Bilder weckte. In späteren, für die Zeiten des Sutta Nipata noch in der Zukunft liegenden Jahrhunderten stellen sich neben sie jene weichen Seelen, deren Regungen ihren anmutigen Ausdruck in Kalidasas Poesien gefunden haben, wo die Wolke die Botschaft von Liebe und Sehnsucht des Elfen der vereinsamten Elfenfrau bringt, die Nymphentochter von ihren Schwestern und Pflegekindern, den Bäumen, Blumen, Gazellen des Andachthaines Abschied nimmt. Dieselbe echt indische Empfindung der Verwandtschaft mit allen Wesen spricht sich auch in unserm Text aus, „mit allem, was atmet, was sich bewegt und was feststeht".

Und nun spielt sich in diesen zarten Seelen ein Vorgang ab, der an sich auch auf andern Kulturgebieten — sehr sichtbar in Griechenland — wiederkehrt. Hier aber trägt er die besonderen indischen Züge jener Furchtsamkeit, die Naturen wie den eben geschilderten eigen zu sein pflegt, einer Nervosität, deren Vibrieren sofort ins Unbegrenzte geht. Indem man über Leid und Freuden des Augenblicks auf das Ganze menschlicher Geschicke hinblicken lernt,

[1]) Ich versuche im folgenden, teilweise schon früher von mir vorgetragene Auffassungen weiter zu entwickeln und durch neue Züge zu bereichern.

bleibt man an der Vorstellung des Todes haften und schrickt zusammen. Alle die vielen, deren seelischer Organismus für die düsteren, schmerzlichen Bilder und Empfindungen gesteigerte Empfänglichkeit besitzt: für sie sind es nicht unmittelbar gegenwärtige, persönliche oder nationale Leiden, die das Weltbild verdüstern, wie etwa bei jenen Armen und Weinenden, denen Jahrhunderte später in Galiläa die tröstende Botschaft vom Kommen des Gottesreiches zuteil wurde — von Leiden jener Art vielleicht wenig betroffen, hat man Muße, dem allgemeinen Leiden, das dem Weltdasein innewohnt, nachzusinnen. Alle andern Übel hängen sich an das Grundübel des Todes an, Alter und Krankheit, das unheimliche Dunkel dessen, was jenseits des Todes liegen mag. Und nun steigert sich dieser Pessimismus, indem er auch das, was als ein Gut erscheinen kann, seines Wertes und seiner Schönheit entkleidet. Liebe und Lust, für die den indischen Seelen heißeste Empfänglichkeit angeboren ist, gleichen dem Schlangenhaupt, auf das der Wanderer tritt. In jedem Streben und Gelingen sehen die Müden, Entmutigten nur das Fehlschlagen, das früher oder später folgen wird. Von der alle treffenden Unabwendbarkeit des Todes her überträgt sich der Zug des Unfehlbaren, Ausnahmslosen, des unlösbaren Gewurzeltseins in den letzten Tiefen des Daseins auf das ganze Heer aller Nöte. Das Denken, der Abstraktionen gewohnt, stellt seine Formeln auf: ein Denken, reif genug, um universalen Zusammenhängen alles Geschehens und aller Bewertungen nachzuspüren, nicht stark und besonnen genug, um nicht der furchtsamen Erregtheit des Gemütes Einfluß auf seine Arbeit zu gestatten. Schlagworte werden geprägt: es ist alles, alles „unbeständig, leidenvoll, dem Wechsel unterworfen". Solche Formulierungen und das unmittelbare Gefühl bestärken sich gegenseitig. Das sind die Zeiten, in denen „Tod" (Mara) zum Namen des göttlich-dämonischen Herrn von Welt und Weltlust wird. Ähnlich etwa wie auf primitiver Stufe es eine Hauptangelegenheit aller Religion war, Regen zu schaffen, ist jetzt vermöge einer Suggestion, die in diesen dafür so empfänglichen Umgebungen immer größere Massen ergreift, der Tod und das Fliehen vor ihm, dem unentfliehbar scheinenden, zum vornehmsten Gegenstand der religiösen Sorge geworden.

Das alles ist nicht erst buddhistisch, es hat sich schon in älteren Zeiten angesponnen. Und doch klingt der Ton, in dem unser Text von Tod und Vergänglichkeit spricht, so als hätten sich eben erst diese Schrecken der Seelen bemächtigt, als wären es frische Entdeckungen, die da mit einer eigenartig rührenden Mischung von Kindlichkeit und Tiefsinn in immer neuen Wendungen, mit immer neuen Gleichnissen wiederholt werden. „Kurz ist das Leben, sagen uns die Weisen"; „in der Höhle tiefverschlossen" weilen die, die sich der Weltlust hingeben.

Schau hin auf die, die „mein" zum Dasein sagen.
Sieh ihre Not, wie wenn der Fluß versiegt ist,
In seichtem Wasser Fische hilflos zucken.

Bald naht ihnen das Ende,

und leidverfallen jammern sie: wohin
Geht unser Weg, wenn wir von hinnen scheiden?

Wie den Früchten, den vollreifen, in Morgenfrühe droht der Fall,
Also droht immerdar allem, was da geboren ist, der Tod . . .
Wer jung ist und wer hoch aufwuchs. Kluge und Törichte zumal,
Ihrer aller der Tod Herr wird; ihr Ziel und Ende ist der Tod . . .
Vor den Augen der Blutsfreunde, bei ihrer bittern Klage Schall
Schleppt der Tod wie ein Stück Schlachtvieh den einen nach dem andern fort.

So gehen sie den Weg der Seelenwanderung, „von Leib zu Leib, von Nacht zu Nacht".

Hätte man es über sich gewonnen, das Weltbild so ganz in diesen düstersten Farben zu zeichnen, wenn nicht der Gedanke im Hintergrund gestanden hätte, daß damit doch, allem zum Trotz, das letzte Wort nicht gesprochen ist?

Aber die Verkündigung Buddhas, die den Geängsteten Frieden verheißt, ist, um mit einem der tiefsten Religionspsychologen zu reden[1]), ein Glaube Zweimal-Geborener; für sie ist die Welt „a double-storied mystery". Die Überzeugung von der im Wesen alles Daseins liegenden unbedingten Notwendigkeit des Leidens schließt es aus, innerhalb dieses Daseins die Rettung zu suchen. Aber seit den Zeiten der Brahmanmystik liegt indischen Geistern der Gedanke an metaphysische Tiefen einer jenseitigen Ordnung des Seins nahe, die von Leiden und Tod frei ist. Mit Nietzsche könnte man sagen: „Weh spricht: Vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit." Und die „tiefe, tiefe Ewigkeit" zu finden, die die Sprache jener Zeit die „Erlösung vom Tode" nennt, schöpfen indische Asketen aus der Lehre des Sakyasohnes die Kraft.

Dem Bilde dieser Weltabgewandten mag insofern ein Zug des Großartigen fehlen, als dem Dasein, aus dem sie hinausstreben, selbst die letzte Größe und Tiefe fehlt und es eben nur blumenreiche Weltlust ist, der hier entsagt wird; ein ergreifendes Schauspiel bleibt es doch, dies Ringen der von der Welt geängsteten Seelen um das Verstehen der eigenen Not und weiter um Rettung, um Fußfassen im Weglosen. Wie wissen diese schwach scheinenden, in vieler Hinsicht wirklich schwachen Naturen hier starkes Wollen aus sich zu entwickeln! Das Bewußtsein, daß es sein muß, macht sie zu Überwindern. Aus der inneren Einheit des sich gleich bleibenden Gerichtetseins auf das eine höchste Ideal schöpft dies Wollen seine Kraft, dazu aus dem Hinblicken auf die Gestalt des Wegweisers zur Rettung, in dem man dies Ideal verwirklicht sieht: Verse unsres Textes (S. 29) haben uns die Stimmung dieses Hinblickens nachempfinden lassen. Das alte Leben wird mit scharfem Schnitte abgeschnitten; in der Nachfolge des Meisters beginnt ein andres Leben, das allein darauf hinzielt, dem neuen Streben Raum zu gewähren. Wer Halt an Gleichgestimmten bedarf, findet ihn in dem von Buddha geschaffenen sozialen Organismus des Ordens, der alle alten sozialen Zusammenhänge negiert. Vielen versagen die Kräfte; mögen die dem höheren Dasein verloren gehen. Aber die durchhalten: nun, das sind eben jene Asketen, die im Sutta Nipata ihr eigenes Bild gezeichnet haben, dessen was sie sind und was sie zu sein streben.

Nur in wenigen leisen Zügen wird ihre äußere Existenz geschildert, mit allersparsamster Berührung der Zufälligkeiten einzelner Erlebnisse. Das wahre

[1]) William James, The Varieties of Religious Experience (10th Impression). S. 166.

Leben ist ja das Innenleben, und das Zufällige hat wenig Platz in der planvollen Ordnung dieses Daseins. Keine Heimat; keine äußere, alltägliche Arbeit; kein helfendes Sorgen für Notleidende.

Viel Einsamkeit und Schweigen

An Leichenstätten, Baumwurzeln, in des Gebirges Höhlenkluft . . .
Der kleine Bach fließt laut murmelnd, in Schweigen ruht der Ozean.

Ins Dorf um Speise zu sammeln, und dann wieder hinaus in den Wald:

Nicht stumm, dem Stummen gleich scheinend geht er, die Schale in der Hand;
Kärglicher Gabe nicht unfroh, denkt er vom Geber nicht gering . . .
Und an der Bäume Fuß schafft er sich der Versenkung stilles Glück.

So vollendet sich in planmäßigen, strengen Übungen das „Austrocknen dessen, was früher war", „das Verlassen des Hüben und Drüben, wie die Schlange die welke Haut verläßt", das Heimischwerden in einer jenseitigen Ordnung der Dinge. Nicht aus Gnaden wird man in sie aufgenommen; diesem unbezwinglichen Wollen gesellt sich das Bewußtsein, selbst mit starker Hand die Pforte sich aufzutun. Hier gibt es nichts von der hilfsbedürftigen Wärme der armen Seele, die in demütiger Liebe, voll Lob und Dank das Sichergießen göttlicher Vaterliebe aus Himmelshöhen zu fühlen meint. Doch liegt nicht eine eigene Größe, ein wahrhaft erhabener Zug stiller und stolzer, in sich geschlossener Einheit eben darin, daß hier der Kämpfer, der Sieger allein den großen Schritt tut? Die Tiefen seiner Einsamkeit durchklingt kein Zwiegespräch mit einem Helfer. Durch kühlen Äther trägt der Flügelschlag der Notwendigkeit leise zur jenseitigen Vollendung hinüber . . .

Wie spiegelt sich in den Dichtungen des Sutta Nipata das Bild dieses Jenseits?

Ein Jünger fragt den Meister:

In des furchtbaren Meers Mitte, wo finden in der Wogen Wut
Die Alter-Tod-Verfallenen eine Insel? Das künde mir.

Und Buddha erwidert:

Wo's kein Etwas, kein Festhalten gibt, die Insel, die einzige:
Sie heißt mit Namen Nirvana, die Alter-Tod-entnommene.

Ein Ideal also, in dem vor allem dies liegt, daß es dort nicht gibt, was von sich abzutun diese Geängsteten alle ihre Kämpfe und Mühen bestanden haben. So kann diese buddhistische Überwindung von Alter und Tod mit Jugend, mit Leben schlechterdings keine Ähnlichkeit haben. Jugend und Leben, die nicht dem Alter und Tod verfallen, kennt ja das buddhistische Denken nicht. Leben ist Bewegung: was liegt diesen Ruhe ersehnenden Seelen ferner als Freude an Bewegung? Ein Ideal, das dem Vollendeten die Rolle zuwiese, „in Werdelust schaffender Freude nah" das eigne Sein zu erleben und zu betätigen, höchstem Lebensdrang Luft zu machen, hätte ihnen nur als unfertig, als knabenhaft erscheinen können. Bewegung, nach anderm als dem schon Verwirklichten strebend, wie vertrüge sie sich mit der Sattheit der Vollendung?

Eher als höchstem Leben könnte diese Vollendung dem Nichts zu gleichen scheinen. Die religionsgeschichtliche Forschung hat sich viel mit der Frage

beschäftigt, ob diese Gleichsetzung nicht in der Tat zutrifft[1]). Dieselbe Frage stellt einer der Dialoge des Sutta Nipata. Buddha spricht:

Gleichwie das Licht, vom Windeshauch getroffen,
Zur Ruhe eingeht und dem Blick entschwindet,
So geht der Weise, Nam' und Leib ablegend,
Zur Ruhe ein, entschwindend jedem Blicke.

Hier fragt nun ein Jünger:

Ist, wer zur Ruhe ging, dem Sein entnommen?
Gehört ihm ew'ges Sein, befreit von Leiden?
Das wolle du mir, Weiser, offenbaren,
Denn kund ist dir in Wahrheit diese Ordnung.

Der Meister antwortet:

Den, der zur Ruhe ging, kein Maß ermißt ihn.
Von ihm zu sprechen gibt es keine Worte.
Verweht ist, was das Denken könnt erfassen.
So ist der Rede jeder Pfad verschlossen.

Um Vernichtung als das Ziel zu benennen, wäre da „der Rede der Pfad verschlossen" gewesen? Was Buddha hier sagt, soll, scheint es, auf ein Jenseitsgeheimnis deuten, zugleich rätselhaft und gewiß, dem Erkennen undurchdringbar, aber solche Durchdringung auch nicht verlangend, sondern vermöge seines bloßen Daseins Frieden in die ihm geöffneten Seelen ergießend. Die Vorstellung — vielmehr die Unvorstellbarkeit — dieses von der Welt schlechthin Getrennten bleibt eben den Denkformen, die für die Welt gelten, notwendig unzugänglich. Die metaphysische Frage nach dem Verhältnis jenes Jenseits und des Diesseits, nach einem verborgensten Bande, das schließlich doch beides zur letzten, höchsten Einheit des All verbinden möchte, kann es so schlechterdings nicht geben. Und überhaupt sieht man, wie wenig es zutrifft, wenn in neuester Zeit ein hervorragender Denker als das Ideal des Buddhismus „die höchste Frucht des Erkennens, die Wahrheit" genannt hat[2]). Dem antwortet der Sutta Nipata, der vom rechten Jünger sagt, daß er „auch am Erkennen nicht haftet". Sehr andre Stimmungen in der Tat als die theoretische des Erkenntnisdurstigen walten in der Seele des Buddhajüngers, der nicht das Unmögliche versucht, das Nirvana dialektisch zu ergründen, sondern der es lebt — wenn das Wort „leben" hier gebraucht werden darf —,

Für den nichts vorn ist, nichts hinten, nichts in der Mitte irgend ist —
Nach Sein nicht dürstend, nicht nach Nichtsein dürstend.

Ein Durchschreiter des Weglosen,

dessen Gang nicht erspähn Götter, der Luft Geister noch Menschenvolk,

fühlt er sich leicht, frei und kühl im Äther des Jenseits, des Unnennbaren schweben, dort wo „den auf die Welt Herabschauenden der König Tod nicht sieht".

Aus mancher alten Buddhafigur weht uns etwas von solcher Stimmung an. Aber ihren tiefsten Ausdruck konnte sie nur in der Poesie finden, in Dichtungen wie denen des Sutta Nipata.

---

[1]) Ich darf hier auf die ausführliche Darstellung in meinem „Buddha" (Fünfte Auflage, S. 316 ff.) verweisen.

[2]) Wundt, Völkerpsychologie II, 3 (1909), S. 720.

Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen.

Von
Gustaf Dickhuth.

I.

Wer sich mit der Geschichte großer Männer beschäftigt, der wird immer wieder angezogen und gefesselt von ihren größten Taten. Wenn wir an den König Friedrich denken, so sehen wir den Alten Fritz vor uns, den Helden von Kolin und Roßbach, von Leuthen, Hochkirch und Kunersdorf. Napoleon Bonaparte erscheint uns im düstern Glanz der so verhängnisvollen Namen Austerlitz und Jena.

Und das ist nur natürlich und wird immer so bleiben. Die genannten Namen bezeichnen den Höhepunkt des Wirkens beider Männer, zeigen sie in der Vollendung und größten Leistungsfähigkeit des ihnen eigentümlichen Wesens.

Beide haben dem Kriegswesen ihrer Zeit das Gepräge gegeben, so daß in ihrem Namen die operativen und taktischen Anschauungen einer ganzen Epoche sich gleichsam symbolisieren. Die Epoche Friedrichs ist von der Napoleons abgelöst und überwunden worden. Friedrichs Hinterlassenschaft ist nach der äußeren Form zerfallen, aber der Geist, der diese Formen beseelt hatte, der lebt heute noch. Noch heute wandelt Preußen in den Bahnen, die er vorgeschrieben hat.

Friedrich hat in kühnem Wagen die Großmachtstellung Preußens geschaffen. Damit hat er eine Entwicklung vollzogen, die sich seit lange vorbereitet hatte, nach der die Zustände des alten Reiches mit innerer Notwendigkeit drängten. Dabei ist er dann stehen geblieben. Das schwer Errungene hat er erhalten mit einer Entschlossenheit und Ausdauer ohnegleichen durch die Gefahren, Anstrengungen und Leiden der furchtbaren sieben Jahre.

Napoleon hat eingerissen, hat auf Trümmern Gebäude errichtet, die oft genug Schöpfungen seiner Willkür waren, ohne organischen Zusammenhang mit dem Bestehenden, das ist die geheime Schwäche seines Wirkens. Niemals mit dem Erreichten sich begnügend, ist er unaufhaltsam weiter geschritten bis zu dem steilen Gipfel, von dem er stürzen sollte.

Jeder Mensch tut schließlich nicht das, was er tun will, sondern was er tun muß. Wenn er anders handelte, dann wäre er eben nicht der, der er ist, sondern ein andrer. Bei großen Männern ist es besonders fesselnd, ihre Art aus ihrem Tun zu erkennen und zu sehen, wie diese Art schon in frühen Tagen sich äußert und durch alle äußeren Einflüsse und Hemmnisse hindurch sich erhält und befestigt. Selbstverständlich ist das eigentümliche Wesen bei manchen Menschen früher ausgeprägt, bei andern später. Napoleon Bonaparte war früh fertig, König Friedrich hat sich langsam entwickelt.

Seine Entwicklung hat sich vollzogen unter hartem äußeren Druck. Das Leben, das der junge Prinz nach seinem verunglückten Fluchtversuch führen mußte, war wohl geeignet, auch einen starken Eigenwillen zu brechen. Drei Ziele hatte der Vater bei seiner Zwangserziehung im Auge. Der Sohn sollte ein guter Soldat werden, ein guter Wirt und ein guter Christ. Gehorsam und Sparsamkeit, das waren die Tugenden, die ihm jeder Tag seiner Gefangenschaft predigte. Die kleinen Heftchen sind gut erhalten, in denen der Prinz jeden einzelnen Posten der Ausgaben bescheinigte. Hinter den Posten: „1 Fäßgen Butter — 2 Rthlr" setzt er eigenhändig die Bemerkung: „Ist so theuer bezahlet wegen des großen Vieh Sterbens und daher entstandener Raritet der Butter." Er mochte wohl aus Erfahrung die Besorgnis hegen, daß eine so hohe einmalige Ausgabe den Allerhöchsten Unwillen erregen würde.

Stärker, niederdrückender, lähmender als die äußeren Fesseln muß der geistige Zwang gewirkt haben. Ein volles Jahr lang hat der Prinz seinem unruhig strebenden und suchenden Geiste keine andre Nahrung bieten dürfen als die Bibel, das Gesangbuch und Arndts „Wahres Christentum". Selbst Geometrie und Fortifikation waren als Amüsement verboten.

Als Friedrich nach einem Jahre der Verbannung seinen Vater an dessen Geburtstage zum ersten Male wiedersah, als er vor ihm niederfiel und weinend seine Füße küßte, da hat er sich ihm zu Gnade und Ungnade unterworfen.

Und wunderbar — diese Unterwerfung, die zunächst erzwungen war, ist doch auch eine freiwillige gewesen. Der Geist des Prinzen schlägt nun von selbst die Richtung ein, die der Vater so lange vergeblich gewiesen hat. Ein Zweifel daran ist gar nicht möglich. Wäre Friedrichs Handlungsweise nur entstanden aus der Erfahrung, daß ein Widerstand gegen den harten Willen des Königs nutzlos und verderblich sei, so hätte er sein früheres Leben wieder begonnen, sobald der Zwang aufhörte. Davon finden wir keine Spur. Er geht fortan die Wege, die sein Vater ihm gewiesen hat. Mit Ausnahme des christlichen Standpunktes, den der alte König vertrat. Darüber wird an andrer Stelle zu reden sein.

Es ist wenig bekannt, daß Friedrich schon in der Rheinsberger Zeit fleißig und planmäßig gearbeitet hat. Mit der ihm eigenen Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit arbeitete er täglich von 6 Uhr früh bis 2 Uhr nachmittags. Er hatte dabei eine eigene Methode. Wenn er stundenlang aufmerksam gelesen hatte, schrieb er das Gelesene in Stichworten aus dem Gedächtnis auf, um sich auf diese Weise Rechenschaft von dem Inhalt zu

geben. So entstanden mit der Zeit umfangreiche Schriftstücke, die zum großen Teil noch erhalten und von denen einige gedruckt worden sind.

Wenn man fragt, was denn Friedrich in dieser Art studierte, so kann die Antwort eigentlich nur lauten: alles.

Es gibt kaum ein Gebiet geistiger Tätigkeit, das er ganz vernachlässigt hat. Natürlich beschäftigten ihn in erster Linie die Wissenschaften, die er für seinen fürstlichen Beruf brauchte: Geschichte, Gesetzeskunde, Nationalökonomie, Rechtslehre, Strategie, Taktik und die damals sehr bedeutungsvolle Fortifikation. Daneben Mathematik und die französische und altklassische, besonders lateinische Literatur. Auch in die tiefsten Probleme des Denkens hat er sich versenkt und philosophische Studien mit Ernst und Ausdauer betrieben.

Der Nachmittag und der Abend gehörten der Erholung. Der Prinz wollte von den Leuten nichts wissen, die da glauben, mit der Freude allein ein Leben ausfüllen zu können. Aber auch Arbeit allein schien ihm den Inhalt des Daseins nicht zu erschöpfen. „Um uns glücklich am Tollhause vorbeikommen zu lassen," sagt er einmal, „müssen Tätigkeit und Vergnügen miteinander gemischt sein."

Der erste, der das eigentliche Ziel seiner fast leidenschaftlichen Arbeit erkannte, war der französische Gesandte. Er berichtete über den Kronprinzen: „Der wahre Gegenstand seines Verlangens ist der Ruhm, und zwar der Kriegsruhm. Er brennt darauf, in den Fußstapfen seines Ahnherrn, des Großen Kurfürsten, zu wandeln."

Der Gesandte hat richtig gesehen. Mit einem brennenden Ehrgeiz ist ein ungeheures Selbstbewußtsein verbunden.

Als König Friedrich Wilhelm die Augen für immer geschlossen hatte, da trat der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau als erster an den neuen Herrn heran. Er sprach ihm mit seiner Teilnahme zugleich seinen Glückwunsch aus, und fügte die Bitte hinzu, der König möge ihn und seine Söhne in ihren Stellungen lassen und ihm persönlich auch ferner die Autorität gönnen, die er unter dem hochseligen Monarchen gehabt habe. Friedrich unterbrach ihn sofort: „Von der Autorität, die Euer Durchlaucht zu haben meinen, ist mir nichts bekannt. Nachdem ich König geworden bin, denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten, und der einzige zu sein, der Autorität besitzt."

Am folgenden Tage leisten die Minister den Eid der Treue.

Sie beeilen sich darauf das Versprechen zu geben, daß sie alle Zeit zuerst das Interesse Seiner Majestät im Auge haben würden. Der junge König sieht sie befremdet an. „Ich denke," sagt er kühl und abweisend, „daß ich kein andres Interesse haben kann, als welches zugleich das des Landes ist. Sollten sich aber einmal die beiden nicht miteinander vertragen, so soll das Interesse des Landes den Vorzug haben."

Die erste schriftliche Verfügung ist an den Markgrafen von Schwedt gerichtet und lautet: „Euer Liebden müssen sich nicht in den Sinn kommen lassen zu glauben, daß ich Ihretwegen meritierte Offiziers ohne Grund wegjagen werde. Vielmehr wird es gut sein, wenn Euer Liebden andere Grundsätze annehmen . . ."

Aus allem spricht derselbe Sinn: stolz, kühl, scharf, selbstbewußt, hochfahrend.

Mit Feuereifer hatte sich der junge König daran gemacht, die arg verfahrene Sache der Bergischen Erbschaft zu seinen Gunsten zu ordnen. Kaum hatte er die ersten Schritte getan, als eine ganz andre Aussicht sich ihm eröffnete. Der letzte Habsburger sank ins Grab. Nicht die Bergische, sondern die österreichische Erbschaft tat sich auf.

Karl VI. hatte sein Leben damit zugebracht, seiner Tochter die Erbfolge zu sichern. Für die Garantie der andern Mächte hatte er unbedenklich geopfert, was nicht sein war, hatte er deutsches Reichsland an den Fremden vergeben.

In dem Augenblicke, als das Zepter seiner starren Hand entglitt, brach auch das Werk seines Lebens zusammen. Die Pragmatische Sanktion war nichts mehr als ein Stück Papier.

Die ersten Ansprüche wurden von Bayern erhoben. Sie stammten aus dem Schmalkaldischen Kriege. Damals hatte der Kaiser dem Kurfürsten versprochen, daß beim Aussterben des habsburgischen Mannesstammes die österreichischen Erblande, Böhmen und sogar Ungarn an die Wittelsbacher fallen sollten. Demgemäß trat Karl Albrecht als unbestrittener Erbe auf und untersagte dem Adelsmarschall von Niederösterreich, Huldigungen für die Erzherzogin Maria Theresia entgegenzunehmen, als den Rechten der Krone Bayern zuwider.

König Friedrich war in Rheinsberg, als die Kunde von dem Tode Karls eintraf. Man sagt, daß er erblaßte, als er die Nachricht erhielt. Es war, als ob er fühlte, daß sein Schicksal ihn riefe.

Auch die preußischen Erbansprüche waren schon alt. Sie reichten zurück auf Abmachungen mit den Piasten-Herzögen. Über ihre Berechtigung ist viel geschrieben worden. Um die Handlungsweise des Königs zu beurteilen, genügt es, festzustellen, daß er von seinem Recht unerschütterlich überzeugt war. Sollte er es geltend machen?

Er mußte fühlen, daß die Durchführung seiner Ansprüche ihn erst zu dem machen würde, was er bisher nur dem Namen nach war: zum König. Die Gelegenheit war einzig. Der Tod des letzten Habsburgers löste die gewohnten Verhältnisse im Reiche, man kann sagen in Europa, auf. Und Friedrich wußte, daß dem Heere, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, das österreichische nicht gewachsen war. Was hätten seine Nachfolger gesagt, wenn er diese Gelegenheit unbenutzt hätte vorübergehen lassen? Er empfand es als eine Pflicht der Ehre, die Forderungen geltend zu machen, die seinen Vorfahren widerrechtlich vorenthalten waren. Dazu: er war jung und glühend von dem Verlangen, in den Augen der Welt zu glänzen.

Er muß den Gedanken schon lange mit sich herumgetragen haben. Denn im ersten Augenblicke steht bei ihm die Absicht fest, sich in den Besitz von Schlesien zu setzen. Darüber hat er mit niemandem gesprochen, hat er niemanden um Rat gefragt.

Nur über die Art der Ausführung konnten Zweifel bestehen, und nur darüber hat er sich mit Podewils und Schwerin besprochen.

Unerhört ist nun aber die Art der Ausführung. Nicht eine einzige Macht wird vorher gefragt, wie sie sich zu der Besetzung Schlesiens stellen würde. Der König begnügt sich damit, das Einrücken seiner Truppen den Kabinetten in einer ziemlich lakonischen Note mitzuteilen. Er hebt darin hervor, daß er nicht fremdes Land besetze, sondern nur das in Besitz nehme, was ihm von Rechts wegen zukomme. Sein Vater habe dem Kaiser Dienste geleistet und sei dann mit Undank belohnt worden. Er wolle erst das an sich nehmen, was ihm gehöre. Dann wolle er sehr gern der jungen Erzherzogin helfen.

In diesem ganz selbständigen Auftreten ohne vorheriges Verständnis mit irgendeiner Macht liegt ein erstaunliches Kraftgefühl und Selbstbewußtsein.

Um die Haltung der andern Mächte zu verstehen, wird es nötig sein, sich die staatsrechtlichen Verhältnisse des damaligen Reiches in großen Zügen zu vergegenwärtigen.

Im wesentlichen waren es zwei Machtkreise, die ganz unvermittelt nebeneinander lagen: die schattenhaften Überbleibsel der alten Kaisergewalt und der Partikularismus der territorialen Staatsgewalten.

Das Kaisertum war längst aller wirklichen Macht entkleidet, es war nur noch eine gleichsam von fernher wirkende, eine nur noch in der Idee beruhende Gewalt. Man darf seinen Einfluß darum nicht unterschätzen. Wir brauchen nur an das Papsttum zu denken, um uns darüber klar zu werden, welche Herrschaft über die Gemüter eine solche Idee auszuüben vermag.

Obgleich der alte Feudalstaat tatsächlich längst verschwunden war, galt doch der Kaiser noch immer als der oberste Lehnsherr, von dem alle andre Gewalt und Herrschaft erst ihr Recht herleitete. Wer der kaiserlichen Macht widerstand, der verlor den Boden unter den Füßen. Als in der denkwürdigen Unterredung bei Cöpenick der Schwedenkönig Gustav Adolf den zaudernden Georg Wilhelm durch seine stürmische Beredsamkeit mit fortreißen wollte zum Anschluß an die evangelische Sache, da sagte der Brandenburger nach langem Bedenken: „Halte ich zum Kaiser, so bleiben ich und mein Sohn immer noch Kurfürst.“

Vielleicht wäre das kaiserliche Ansehen in der Hand kleiner Herren nach und nach ganz erloschen. Aber einer Großmacht bot es eine gewaltige Handhabe, um dadurch mittelbar in Deutschland zu herrschen. Die Kaiserkrone war in langem Lauf der Jahre so fest verwachsen mit den Habsburgern, daß die Volksmeinung sie gar nicht mehr voneinander trennen konnte. Der einzige Nicht-Habsburger, Karl Albrecht von Bayern, als Kaiser Karl VII., erschien den Zeitgenossen nicht anders wie ein Gegenkaiser, obgleich er nach aller Form des Rechtes gewählt und gekrönt war.

Und diese Macht lag in der Hand eines Fürstenhauses, das nicht gewillt und nach Lage der Dinge auch gar nicht imstande war, deutsche Politik zu treiben. Alles, was in diesen Tagen überhaupt noch deutsche Politik heißen konnte, das lag in der Herrschaft der territorialen Gewalten. Diese hatten seit dem Westfälischen Frieden das Recht, Bündnisse zu schließen, und die Landeshoheit in geistlichen und weltlichen Dingen. Sie waren also tatsächlich

souverän. Von Gemeinsinn ist bei ihnen so gut wie nichts zu finden. Eine dreiste, begehrliche Selbstsucht droht jedes Band nationaler Einheit zu sprengen. Und doch, wenn eine Neugestaltung der deutschen Verhältnisse überhaupt noch möglich war, dann konnte sie nur auf dem Boden dieser partikularistischen Einzelstaaten entstehen. Das Kaiserhaus lebte seinen europäischen Plänen, der Reichstag haderte um leere Formen — in den Territorien wurde regiert. Das Recht, der Wohlstand fanden nur hier, nicht beim Reich Schutz und Pflege.

Es würde zu weit führen, darzulegen, wie es gekommen ist, daß gerade die Brandenburger berufen waren, die deutsche Frage zu lösen; nicht die Welfen, die Wettiner, die Wittelsbacher. Nur drei wesentliche Momente sollen ganz kurz berührt werden: die Erwerbung der niederrheinischen Besitzungen Cleve, Mark, Ravensberg; die Erwerbung des säkularisierten Ordenslandes Preußen und die Annahme des reformierten Bekenntnisses durch das Fürstenhaus.

Die niederrheinischen Besitzungen lagen so, daß Brandenburg geradezu gezwungen wurde, sich nach dieser Richtung auszudehnen, um ein haltbares Staatsgebilde zu schaffen. Sie lagen zudem so, daß jeder Angriff der Fremden auf deutsches Land die Brandenburger ins eigene Fleisch schnitt. Wenn sie für ihr Recht, für ihren Vorteil fochten, dann kämpften sie immer zugleich für das Reich, ob sie wollten oder nicht.

Das Ordensland Preußen wurde dadurch so bedeutungsvoll, weil es staatsrechtlich nicht zum Verbande des Reiches gehörte. So stand also der Brandenburger mit einem Fuße im Reich, mit dem andern draußen. Als König in Preußen hatte er nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, europäische Politik zu treiben. Und diese Politik — das ist nun die seltsam glückliche Fügung der Umstände — konnte nur deutsche Ziele verfolgen. Der Kurfürst und König konnte für Deutschland sorgen, ohne nach dem Reich und seinen veralteten Formen zu fragen.

Eine Königskrone außerhalb des Reiches hatten auch die sächsischen Kurfürsten erworben. Aber es war die polnische, und ihr zuliebe wurden die Albertiner katholisch. Welche Bedeutung das reformierte Bekenntnis des Fürstenhauses für Brandenburg hatte, wird später gezeigt werden.

Überblickt man noch einmal die flüchtig skizzierten Zustände des alten Reiches, so fragt man sich unwillkürlich, wie es denn möglich gewesen ist, daß diese unwahren Staatsformen sich so lange Zeit erhalten haben. Ihre Zerstörung ist Jahrhunderte hindurch die Aufgabe und der Inhalt der deutschen Geschichte gewesen. Sie wurden erhalten durch die Wachsamkeit des gesamten Weltteils. Es war ein Glaubenssatz aller europäischen Kabinette, daß der Zustand in Deutschland erhalten werden müsse. Wie das Deutsche Reich einstmals durch seine Macht der Mittelpunkt Europas gewesen war, so spielte es jetzt dieselbe Rolle durch seine Schwäche.

Nun dürfen wir nicht glauben, daß den Zeitgenossen Friedrichs die Verhältnisse des Reiches so erschienen wie uns, die wir aus ganz andern Zuständen zurückblicken.

Über diesem völlig verrotteten Gemeinwesen lag der Zauber einer tausendjährigen Geschichte, einer vom Vater auf den Sohn gekommenen, niemals unterbrochenen Überlieferung. Die Reichsgewalt, in der Vorstellung der Menschen noch immer die Schirmerin des gemeinen Friedens, blieb ehrwürdig selbst im Verfall. Das ging so weit, daß in demselben Jahre, das dem alten Reiche sein klägliches Ende bereitete, nicht ein kaiserlicher, sondern ein norddeutscher Publizist die Worte schreiben konnte: „Nur durch den Kaiser sind wir frei. Ohne ihn sind wir gar keine Deutsche mehr."

Auf der andern Seite waren die Deutschen freilich seit lange gewöhnt, daß Großes von Landsleuten geleistet wurde ohne Mitwirkung des Reiches, vielfach sogar im Gegensatz zu ihm. Das Reich hat nichts getan, die harte Arbeit des Deutschen Ordens oder der Hansa zu erleichtern und zu unterstützen.

Immerhin mußte das Vorgehen König Friedrichs, direkt gegen die Erbin der Krone gerichtet, ein ungeheures Aufsehen erregen.

In Wien hatte man den ersten Gerüchten keinen Glauben geschenkt. Aber die Nachrichten lauteten immer bestimmter. Ein Offizier kam von Urlaub zurück, der die Preußen auf dem Marsch gesehen hatte. Man erfuhr die Ordre de bataille des Expeditionskorps, man erfuhr die Orte, in denen für den König Quartier angesagt war.

Nun folgte Konferenz auf Konferenz. Nicht eigentlich in Angst und Schrecken. Aber Schlesien war fast ganz von Truppen entblößt, die Festungen verfallen. In Böhmen, Mähren und Österreich standen wenige Bataillone und Schwadronen. Nur in Ungarn lagen stärkere Garnisonen. Die Hauptkräfte der Armee standen auf den ewig bedrohten Außenposten der Monarchie, in den Niederlanden und in der Lombardei. Eiligst wurden nun Truppen nach Schlesien in Marsch gesetzt. Aber sie konnten zum Teil erst nach Monaten dort ankommen. So gab man dem Gedanken nach, daß es den Preußen wohl gelingen werde, die Provinz zu besetzen. Aber die festen Plätze würden sich halten. Und im nächsten Frühjahr würde man den Feind leicht wieder verjagen, besonders mit den Husaren.

Und dann: das Reich würde die Königin von Ungarn nicht im Stich lassen. Der Friedensbruch im Reiche würde auf den Urheber zurückfallen. Die Garanten der Pragmatischen Sanktion würden einschreiten. Vor allem glaubte man Frankreichs ganz sicher zu sein. Endlich — der freche Angriff des Ketzers auf das fromme Erzhaus mußte den Zorn des Himmels auf den Missetäter herunter ziehen. So von Gott und den Menschen geschützt, erwartete man in Ruhe, was die Preußen weiter tun würden.

König Friedrich war in Schlesien eingerückt voll freudiger Zuversicht. Seine persönliche Kommandoführung war eine große Enttäuschung für den alten Dessauer, der sicher erwartet hatte, mit der Führung beauftragt zu werden. Er wurde sogar in einem sehr dringenden Schreiben vorstellig. Der König wies ihn ab.

„Ich werde gewiß," schrieb er, „niemahlen so unsinnig sein und méritierte officiers in importanten Angelegenheiten négligieren. Aber diese expédi-

tion réservire Ich Mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen ziehe mit einem Hofmeister zu Felde."

Das ist deutlich und scharf und zeugt von einem sehr empfindlichen und reizbaren Selbstgefühl. Welche Empfindungen den jungen Fürsten bewegten, das zeigen die Worte, die er beim Ausmarsch der Berliner Garnison an deren Offiziere richtete. Er erinnerte sie an die Taten ihrer Väter unter dem Großen Kurfürsten und schloß: „Auf Wiedersehen beim Rendezvous des Ruhmes!"

Beim Rendezvous des Ruhmes.

Jeder seiner zahlreichen Briefe aus dieser Zeit ist auf denselben Ton gestimmt: „Das sind meine Beschäftigungen, die ich gern einem andern gönnen würde, wenn mir nicht dieses Zauberbild, Ruhm genannt, allzu oft erschiene." — „Ich lasse die Neider und Nichtswisser reden. Sie sind es nicht, die ich mir zur Richtschnur meines Handelns nehmen werde, sondern der Ruhm." — „Um Dir alles zu gestehen: der Wunsch, meinen Namen in den Zeitungen, und dereinst in der Geschichte zu lesen, haben mich der Ruhe entrissen . . ."

Der so spricht, das ist nicht der alte Fritz. Das ist der junge Fritz, wie ihn Antoine Pesne gemalt hat, strahlend in Jugendfrische und Jugendmut. Offen, unbekümmert, ohne jeden Versuch der Beschönigung gesteht er den Freunden seine Beweggründe ein. Groß aber ist es, daß er dies Geständnis vor der Welt, vor der Geschichte wiederholt hat. Er hat es hineingesetzt in die von ihm selbst verfaßte Geschichte seiner Zeit. Freilich steht es nicht in der ersten Ausgabe. Als aber der alt gewordene König die Blätter wieder las, auf denen er seine ersten Kriegserlebnisse niedergeschrieben hatte, da hat er sich ehrlich zu seinen Motiven bekannt, und in der zweiten Ausgabe stehen die Worte: „Weil ich mir einen Namen machen wollte."

Ein kraftvoller Ehrgeiz ist von jeher die Triebfeder zu großen Taten gewesen. Es hat noch niemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte. Friedrichs jugendlicher, unruhiger, stürmischer Ehrgeiz ist geläutert worden an der reinen Flamme der Vaterlandsliebe. Untrennbar verbunden mit ihm war seine Liebe zu Preußen. Preußen einzuführen in die Reihe der Großmächte und es dort zu erhalten, das wurde ein Ziel seines Strebens, vor dem das Persönliche mehr und mehr zurücktrat. Man kann sagen, daß der König in seinen hohen Jahren fast unpersönlich geworden ist, daß er eigentlich nichts mehr war als der verkörperte Staatsgedanke.

Von Cäsar wird erzählt, daß er dem Augurn, der ihn vor den bösen Vorzeichen eines Ortes warnte, voll ruhiger Zuversicht die Antwort gab: „Ich ändere die Vorzeichen des Ortes." Ähnlich Friedrich beim Einrücken in Schlesien. In Krossen läutete man die Glocken. Der morsche Balken brach, die Glocke stürzte zu Boden und zersprang. Der König wandte sich lächelnd an seine bestürzte Umgebung: „Sie sehen, das Hohe wird erniedrigt werden."

Was ihn am meisten überraschte, das war die Aufnahme, die er bei den Schlesiern fand. Widerstand hatte er nicht erwartet, aber auf eine überschwengliche Begeisterung war er doch nicht gefaßt gewesen. Man hat den Schlesiern einen Vorwurf daraus gemacht. Man hat sie der Charakterlosigkeit

geziehen und hat ihnen vorgehalten, daß man eine Staatszugehörigkeit und ein angestammtes Herrscherhaus doch nicht wechselt wie ein Kleid.

Die Schlesier haben 1813 bewiesen, daß sie ihr neues Vaterland mit dem ganzen Herzen erfaßt hatten. Um ihre Haltung im Jahre 1740 zu verstehen, muß man daran denken, daß Schlesien eins von den Ländern ist, in denen der Protestantismus — die deutsche Religion, wie Ranke sagt — die Gemüter am frühesten und am leidenschaftlichsten ergriffen hatte. Schlesien war durch und durch protestantisch, als die Gegenreformation einsetzte. Es ist ihr nicht gelungen, mit ihren Bestrebungen durchzudringen, obwohl sie in der Wahl ihrer Zwangsmittel nicht bedenklich war. Niederschlesien blieb wesentlich protestantisch. Aber in welchen Zuständen lebten die Leute! Selbstverständlich waren sie von sämtlichen Ämtern ausgeschlossen. Es mochte noch hingehen, daß sie gezwungen waren, die katholischen Feiertage zu halten. Schlimmer war, daß sie auch den katholischen Eheverboten nachkommen mußten, und als unerträglich empfanden sie es, daß ihre evangelischen Konsistorien unter katholischen Kirchenvorstehern standen, an deren Beschlüsse sie gebunden waren.

So kamen sie denn dem Preußenkönig mit hoffnungsvollem Vertrauen entgegen, als ihrem Befreier aus der Gewissensnot. Die katholischen Geistlichen verließen vielfach ihre Pfarren und begaben sich auf die Flucht. Sie hatten nichts zu fürchten. Friedrich beabsichtigte keineswegs, sie zu verjagen.

Seine Stellung zu kirchlichen und religiösen Fragen ist von tendenziösen Bestrebungen oft verdreht worden. Es ist ja überhaupt das Schicksal hochstehender Menschen, daß einzelne von ihnen gesprochene Worte, aus dem Zusammenhange gerissen, nicht verglichen mit ihren Taten, verallgemeinert und ausgedeutet, schließlich einen Sinn bekommen, der dem Sprecher ganz fern gelegen hat.

Eins dieser Worte ist das berühmte: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Fasson selig werden." Fast allgemein wird das so gedeutet, als ob der König die Religion als Privatsache betrachtet, als ob er die Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft in das individuelle Belieben jedes einzelnen gestellt hätte. Nichts hat ihm ferner gelegen. Die zahlreichen Erlasse an Konsistorien und einzelne Geistliche, die Randbemerkungen an Eingaben, Bittschriften und Berichte zeigen unwiderleglich, daß dem König die Erhaltung dieser Gemeinschaft sehr am Herzen lag.

Nur sollte kein Zwang ausgeübt werden. Niemand sollte um seiner religiösen Überzeugung willen bedrückt oder verfolgt werden. Vor allem: kein Bekenntnis sollte nach der rechtlichen Seite hin ein Übergewicht über das andre haben. Das war es, was er mit den Worten sagen wollte, daß in seinen Staaten jeder nach seiner Fasson selig werden könne.

Wie alle genialen Menschen, schlug er damit eine der großen Richtungen des Jahrhunderts überhaupt ein. Seit langer Zeit waren die politischen Gedanken in allzu enger Verbindung mit religiösen Ideen gewesen. Um kirchlicher Dogmen willen waren Kriege geführt worden; um Unterschiede von theologischer Spitzfindigkeit war Mord und Brand durch die Welt gerast. Die Geister waren in tiefster Erregung gewesen. Nun war eine gewisse Erschöpfung eingetreten. Besonders in Deutschland, das vorwiegend der Schau-

platz dieser entsetzlichen Kämpfe gewesen war. Das Land war arm geworden an Besitz und an Menschen, und mit zunehmender Roheit und Verwilderung auch arm an Ideen. Aus den gelehrten Disputationen war ein wüstes, plattes Pfaffengezänk geworden.

Der allgemeine Geist wandte sich davon ab. Und wie auch in geistigen Bewegungen das Pendel nach der einen Seite so stark auszuschlagen pflegt wie nach der andern: es kam eine Zeit, in der das Interesse nicht nur an kirchlichen, sondern selbst an religiösen Dingen fast erlosch. Das achtzehnte Jahrhundert wird bewegt von weltlichen Interessen. Nur folgten natürlich die politischen Zustände der geistigen Strömung nicht in demselben Tempo. Noch war überall in Europa die Teilnahme am Staat, an seinen Ämtern und Würden abhängig vom kirchlichen Bekenntnis. Wer es in Österreich zu etwas bringen wollte, mußte katholisch sein. Das war selbstverständlich. Darüber war eigentlich gar nicht zu reden.

Nur in Preußen war es anders. Da hatten die ersten Könige alle Kräfte des armen Landes entschlossen zusammenfassen müssen; sie durften keine verlieren. Und wie sie alle, Katholiken und Protestanten, dem Staate mit gleicher Hingebung dienten, so hatten sie alle den gleichen Teil an ihm. Das war auch eine unvergleichliche Erbschaft, die Friedrich von seinen Vätern angetreten hatte: die Duldsamkeit des reformierten Bekenntnisses, gegenüber der fanatischen Härte des damaligen Luthertums. Was an andern Orten mit Leidenschaft erstrebt wurde, das war in Brandenburg-Preußen bereits verwirklicht, und ohne daß dem Lande dadurch eine Erschütterung gedroht hätte: die Krone stand über den Bekenntnissen und schützte die Parität.

König Friedrich schickte nach dem Einrücken in Schlesien den größeren Teil seiner Truppen unter dem Kommando Schwerins am Fuß des Gebirges entlang in der Richtung auf Neiße, wohin sich die schwachen österreichischen Streitkräfte zurückgezogen hatten. Er selbst wandte sich mit wenigen Bataillonen gegen das befestigte Glogau. Diese Stadt mußte er haben, um die Oder für den Nachschub benutzen zu können. Mit der Achse waren so große Transporte für längere Zeit auf damaligen Landwegen nicht zu leisten, namentlich im Winter nicht.

Die Werke von Glogau waren nichts andres als die mittelalterliche Stadtbefestigung: eine ringsumlaufende Mauer und ein davorliegender Graben, beides nicht sonderlich instand gehalten, so daß die Festung auch nach damaligen Begriffen nicht sturmfrei war. Indessen — ohne Blut war sie doch nicht zu nehmen, und es ließ sich schwer vorhersehen, welcher Schaden der Stadt im Verlauf des Sturmes etwa zugefügt werden würde. Denn wir dürfen nicht vergessen: das Heer Friedrichs bestand zu drei Fünfteln aus geworbenen Ausländern, wilden Landsknechten, die je nach dem wechselnden Erfolg von einer Fahne zur andern liefen, um fortune zu machen, „gleichgültig unterm Doppeladler fechtend, wie unterm Löwen und den Lilien“. In gewöhnlichen Zeitläuften wurden diese Gesellen von der eisernen preußischen Zucht in Ordnung gehalten. Aber wer da weiß, welche Schrecken selbst in unsrer Zeit der nationalen Heere verbunden sind mit der gewaltsamen Wegnahme eines Ortes, der kann verstehen, daß Friedrich sich scheute, eine Stadt

mit Sturm zu nehmen, die er ja nicht als eine feindliche, sondern als seine eigene betrachtete.

An seinen Bruder August Wilhelm schrieb er: „Ich werde Glogau nicht mit Sturm nehmen, wie ich anfangs wollte. Sie können sich gegen eine Belagerung doch nicht lange halten, da sie kein Brot haben. So schone ich die Stadt und erhalte meine Truppen."

Das letztere ist ein Motiv aus der Rokoko-Zeit. Napoleon hat nie daran gedacht, seine Truppen zu erhalten. Er hatte es nicht nötig, denn die Revolution hatte ihm ein fast unerschöpfliches Menschenmaterial in die Hand gegeben. Friedrich mußte mit seinen Soldaten sparsam sein. Das Heer bestand aus geworbenen Söldnern. In Kriegszeiten verbot sich die Werbung im Auslande meist von selbst, abgesehen davon, daß sie unerschwinglich teuer war. Die Einstellung von ausgehobenen Rekruten aus dem eigenen Lande half dem Bedürfnis nicht ab. Dazu war der Mechanismus des damaligen Infanterieangriffs zu kompliziert. Bei Gelegenheit der Schlacht von Mollwitz soll er in großen Zügen vorgeführt werden. Wenn also die Feldtruppe zertrümmert war, dann war kein Ersatz zu schaffen. Der Krieg war damit beendet. So erklärt es sich, daß den Feldherren der damaligen Zeit immer wieder der Grundsatz eingeschärft wurde, „vor allen Dingen an die conservation der armée zu gedenken".

Die Belagerung von Glogau gemahnt uns Menschen einer andern Zeit an die Operette: „Der lustige Krieg". Man lag sich auf Schußweite gegenüber und tat sich nichts. Als die Preußen einen österreichischen Husaren gefangen nahmen, beschwerte sich der Kommandant beim König. Darauf schickte Friedrich den Husaren mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben zurück.

Das sind Vorgänge, die nicht recht passen wollen zu dem Bilde, das wir vom alten Fritz in unsrer Seele tragen, und die auf das schärfste abstechen von dem ersten Auftreten Bonapartes. Aber wir dürfen nicht vergessen: wir sind in der Zeit des Rokoko. Der ewig wiederkehrende zierliche Schnörkel schmückt nicht nur die Stuckdecke, den Spiegel- und Bilderrahmen, das Stuhlbein und die geschweifte Kommode. Wir finden ihn in der Malerei, in der Mode einer Zeit, in der die Soldaten ihr Haar puderten, in der die Frauen ihre Reize durch Schminke, Schönpflästerchen, Stöckelschuhe, Reifrock und Schnürbrust zu erhöhen suchten. Schnörkel sind im geselligen Verkehr, wo die Menschen „mit spitzigen Fingern die Blumen sich geben und nehmen", Schnörkel in der Sprache — selbst in der Sprache der Liebe. Man lese die Lieder an Chloe und Phyllis.

Das alles, was uns heut als höchste Unnatur erscheint, war die Reaktion gegen die entsetzliche Barbarei des Dreißigjährigen Krieges, von der wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen können. Wenn der Simplicissimus mehr gelesen würde — der „abenteuerliche" Grimmelshausens —, dann wäre unter den modernen Deutschen mehr Verständnis für manche Schwäche unsres Volkstums, die aus jener Zeit stammt, und die wir auch heute noch nicht überwunden haben. Alles, was nach jener Schreckenszeit Kultur war, das wurde uns von außen hereingebracht. Daher die Nachahmung fremder Sitte, daher auch die Überfeinerung des Lebens — der Pendelausschlag nach der

entgegengesetzten Seite. Es wurde alles Rokoko. Auch der Krieg. Die Schlacht war ein rohes letztes Auskunftsmittel ungeschickter Leute. In diesem Sinne sagte der Prinz Heinrich von Preußen absprechend von dem Sieger von Leuthen: „Mein Bruder konnte eigentlich nichts als bataillieren". Ohne Schlacht den Gegner zum Lande hinausdrängen, nur durch elegante Manöver — das war sublime Kunst.

Und auch Friedrich der Große blieb trotz seines Bataillierens immerhin ein Kind seiner Zeit. So großartig er die Mittel seines Jahrhunderts nutzt und verwendet, er gehört dem Jahrhundert an. Freilich nicht ausschließlich. Es ist das sichere Kennzeichen genialer Männer, daß sie, die natürliche Entwicklung der Dinge voraus erkennend, ihrer Zeit neue Wege weisen. Das hat Friedrich auch in der Kriegführung getan. Aber deswegen bleibt er doch der Zeitgenosse des Rokoko — so, wie wir später sehen werden, Bonaparte der Sohn der Revolution ist.

Das ist eigentlich selbstverständlich. Denn alles Lebende ist bedingt. Es gibt keine Existenz an sich. Zeit und Ort der Geburt wirken auf die Entwicklung jeder noch so starken Eigenart mit zwingender Gewalt. Ist doch selbst Jesus Christus, sofern er „wahrer Mensch" ist, durch Zeit und Volkstum bedingt. So sehr sein ganzes Leben eine Verleugnung ist des beschränkten Judentums der zünftigen Schriftgelehrten, so gewiß ist er — wenigstens zeitweise — befangen gewesen in den jüdischen Messiasideen seiner Zeit. Und das kann nicht anders sein, wenn nicht das Wort vom „wahren Menschen" eine Redensart sein soll. Einen von allen Bedingungen des äußeren Erdendaseins losgelösten „Menschen" gibt es nicht.

Die vor Glogau liegenden Truppen wurden bald abgelöst durch Verstärkungen, die aus Brandenburg nachgezogen waren. Der König übergab die weitere Belagerung dem Erbprinzen von Anhalt und zog mit seinen Bataillonen und Schwadronen gen Breslau.

Dort war der Rat in großer Verlegenheit. Die Stadt führte ein halb republikanisches Sonderdasein. Es war zwar eine österreichische Landesbehörde da, aber keine Garnison. Eine Bürgergarde versah den Wacht- und Sicherheitsdienst; ihr fiel auch die Verteidigung der Tore und der Stadtmauer zu. Der größere Teil der Bürger hätte den Preußen gern die Tore geöffnet, aber daneben machte sich doch auch der Einfluß der Dominsel geltend und der fast durchweg katholischen oberschlesischen Magnaten, die ihre Absteigequartiere in Breslau hatten. Man konnte nicht wissen, wie die Dinge verlaufen würden. Wurde Schlesien preußisch, dann war es sehr ungeschickt, dem Könige Widerstand zu leisten. Blieb es österreichisch, dann konnte man sicher darauf rechnen, daß ein allzu großes Entgegenkommen gegen die Preußen mit dem Einlegen einer österreichischen Garnison gestraft wurde, und dann hatte die bisherige Selbständigkeit der Stadt ein Ende. In dieser Schwierigkeit entschloß man sich, es auf die Anwendung von Gewalt ankommen zu lassen, aber der Gewalt sofort zu weichen.

Den Posten wurde verboten, auf die Preußen zu schießen. Und damit nicht etwa doch ein übereifriger Stadtsoldat Unfug anrichten könnte, wurden den Leuten die Patronen abgenommen und alles vorhandene Pulver zu Schiff

nach Brieg geschickt. Nun konnte freilich nichts mehr passieren. Die preußische Aufforderung zur Übergabe führte sofort zu Unterhandlungen. Nach zwei Tagen gelang es, ein Abkommen zu treffen, nach dem der König versprach, keine Truppen in die Stadt zu legen, vorausgesetzt, daß auch keine österreichischen aufgenommen würden. Er verlangte für sich das Recht, in der Stadt zu verkehren, und auch für seine Soldaten, wenn sie ohne Waffen kämen. Der Charakter dieses Vertrages wird genügend gekennzeichnet durch den preußischen Zusatz: „unter den gegenwärtigen Konjunkturen und so lange solche dauern werden". Damit behielt sich der König den Zeitpunkt vor, an dem es ihm zweckmäßig oder notwendig scheinen würde, aus der Stadt-Republik eine preußische Garnison zu machen.

Sein feierlicher Einzug in Breslau war ein Triumphzug, begleitet von dem Jubel der Einwohner. Nachdem schon vorher die Schaulust der Menge gereizt war durch den Zug der Maultiere, die, mit Glöckchen und goldgestickten blauen Samtdecken geschmückt, das silberne Tafelgeschirr trugen, und durch die leeren Staatskarossen, kam endlich, mit langem Abstand, der König selbst. Er ritt einen Schimmel und trug nicht Uniform, sondern das reich gestickte Staatskleid der damaligen Zeit. Hinter ihm seine Offiziere, Pagen und Läufer. Es schneite in dicken Flocken. Doch ritt der König fast die ganze Zeit unbedeckten Hauptes, um für die Zurufe der Menge zu danken.

Während seines mehrtägigen Aufenthaltes in Breslau reihte sich Fest an Fest. Der König lud die Magnaten, das Domkapitel, die Ratsherren zur Tafel und gab einen großen Ball.

Seine Stimmung in diesen Tagen ist überströmend von Jubel, Stolz und Zuversicht. „Mein lieber Charlatan", schreibt er an Podewiels, „seid der geschickteste Charlatan der Welt, und ich Fortunas glücklichstes Schoßkind, und unsere Namen werden niemals aus der Geschichte verschwinden." Ähnlich in vielen andern Briefen. Sein ganzes Wesen ist getragen von Freude. Der französische Gesandte hat den Eindruck, daß der junge Monarch, im Gefühl seiner Begabung, seine tatsächlichen Leistungen überschätzt, und daß er namentlich die Menschen zu gering achtet, deren er sich zur Ausführung seiner Pläne bedient. Der Gesandte schließt aber mit den Worten: „Fehler und Unvollkommenheiten verbinden sich hier mit einer Begabung ersten Ranges". Besonders hebt er die Arbeitskraft des Königs hervor.

Napoleon hat gesagt: Das Genie ist der Fleiß. Im eigentlichen Wortsinn ist das falsch. Gemeint ist: ohne Fleiß kann die angeborene Anlage sich nicht zum Genie entfalten. Alle wirklich großen Männer sind große Arbeiter gewesen. Das Lebenswerk von Michelangelo, von Beethoven, von Goethe ist geradezu unbegreiflich.

Und unbegreiflich ist auch, was der junge König Friedrich in diesem seinem ersten Feldzuge leistet. Zunächst: er hat kein Büro, nichts als einen Kabinettssekretär und zwei Geheimschreiber. Sodann: er hat keinen Generalstab und kein Kriegsministerium. Alles, was die Operationen betrifft, die Nachführung der Heeresbedürfnisse, die Ergänzung von Abgang aller Art — von Menschen, Pferden, Waffen, Fuhrwerk, Bekleidung und Ausrüstung —,

die gesamte Verpflegung der Armee: das alles bearbeitete der König persönlich allein, und zwar gab er nicht die Gesichtspunkte, sondern er ordnete die Ausführung an bis in die kleinsten Einzelheiten. Dazu kam als ein besonders erschwerender Umstand, daß die damalige Armee keine höheren Verbände kannte als das Regiment. Heute befiehlt ein kommandierender General nicht an die vierzehn ihm unterstellten Regimenter, sondern an zwei Divisionen, deren Befehle wiederum an die Brigaden gehen und von dort erst an die Regimenter. König Friedrich mußte an jeden einzelnen Regimentskommandeur besonders schreiben, wenn er etwas anzuordnen hatte. So verfügt er einmal an das Regiment Schulenburg, daß die Grenadiere ihre Mützen enger machen sollen, damit sie den Leuten nicht so im Nacken liegen, und an ein andres Dragonerregiment, daß es die Krempen der Hüte so stutzen soll wie die Gendarmes. Man sieht, bis auf welche Kleinigkeiten das hinunter geht.

Soweit das Militärische. Er war aber auch von keinem seiner Minister begleitet. Selbst der Minister des Auswärtigen war zunächst in Berlin zurückgeblieben, und der König hat den ganzen gewaltigen Schriftwechsel dieser Angelegenheiten ohne jede fremde Hilfe erledigt.

Denkt man dann an die vielen langen Märsche zur Winterszeit, an Pflichten der Repräsentation, so begreift man gar nicht, daß der König nebenher Zeit fand zu einem sehr regen und ausgebreiteten privaten Schriftwechsel, den er teilweise in Versen führte!

Es ist, als ob der erste Erfolg seines Auftretens seine Kräfte verdoppelt. So groß freilich, wie Friedrich den Erfolg einschätzte, war er doch nicht. Ein beträchtlicher Teil von Schlesien war besetzt, Breslau war in seiner Gewalt, aber — es hatte auch noch niemand Widerstand geleistet. Die jauchzende Siegesstimmung der Breslauer Tage sticht scharf ab gegen die stille Resignation des gealterten Siegers in so vielen Schlachten. Der Anfang war leicht gegangen, fast spielend, aber ihm folgten Mollwitz und Czaslau, und der ganze Krieg war schließlich nur ein Vorspiel zu dem viel schwereren zweiten Kriege und zu den furchtbaren sieben Jahren. In Breslau ist der jugendliche König verzehrt von der Ungeduld, sich den Lorbeer um die Stirn zu winden, der ihm so reich zuteil werden sollte, wie nur wenigen Sterblichen. Voll Zuversicht und Siegesfreude stürmt er hinaus auf eine Bahn, deren Ziel er noch gar nicht kennt. Er weiß noch nicht einmal genau, wie viel er fordern will. Noch weniger weiß er, wie viel er von dem bereits Gewonnenen wird behaupten können. Er weiß nicht, wie die fremden Mächte sich stellen werden, wer für ihn sein wird und wer wider ihn. Ja, er kennt noch nicht einmal seinen Gegner. Wenn er davon spricht, so sagt er: „der Österreicher“ oder „der Lothringer“ oder ganz unpersönlich: „der Wiener Hof“. Keine Ahnung spricht ihm von der großen Frau, deren heißer Haß sein eigenes Leben ruhelos machen sollte.

Maria Theresia hatte eine seltsame Erziehung erhalten. Derselbe Vater, der alles daran setzte, um seinem Kinde die Erbfolge zu sichern, schloß dieses selbe Kind von aller Kenntnis der öffentlichen Vorgänge so planmäßig aus, daß es wie hinter Klostermauern aufwuchs. Natürlich drang mancher Ton des Lebens doch hinter diese Mauern, aber nicht in seiner unmittelbaren Frische, sondern gebrochen durch die Schicht der persönlichen Interessen, von

denen die Umgebung der jungen Fürstin geleitet wurde. So von der einen Seite beargwohnt, von der andern umworben, entwickelte sich die Erzherzogin zu einer seltenen Selbständigkeit, auch dem Vater gegenüber. Sie sah in ihm nur den Verwalter der Länder, die sie einmal beherrschen würde.

Den ganzen reichen Schatz von Zärtlichkeit, den ihr Herz umschloß, verschwendete sie an ihren Gemahl, den herzlich unbedeutenden Karl von Lothringen-Toskana. Die Wiener mochten ihn nicht. Sie haben es immer bedauert, daß ihre Prinzessin den ihnen besonders wegen seines häßlichen Geizes unsympathischen Lothringer geheiratet hatte. Maria Theresia aber liebte ihn mit heißen Sinnen. Und doch hat sie — ein unerhörtes Beispiel in der Geschichte der Frauen — diesem glühend geliebten Mann niemals den geringsten Einfluß auf die Staatsgeschäfte eingeräumt. Als Weib lag sie hingerissen in seinen Armen, als Königin schloß sie ihn aus von der Schwelle ihres Beratungszimmers. Solche Trennung der Gefühls- und Gedankenwelt ist verständlich bei Frauen, deren Charakter eine erhebliche Beimischung männlicher Züge enthält, wie bei Elisabeth von England; sie ist rätselhaft bei einer Frau, die in ihrem Empfinden, in ihrem Denken und Handeln durch und durch Weib ist.

Als Karl VI. gestorben war, als plötzlich und unerwartet die Ansprüche von Bayern, von Preußen, auch von dem noch verwandten Sachsen sich erhoben, als die Preußen in Schlesien einrückten, da hatte die Königin von Ungarn nichts, was sie diesen Ansprüchen entgegenstellen konnte. Ihr Vater hatte sich verlassen auf papierne Garantien. Sie zerflatterten im Winde, und Maria Theresia besaß kein Heer, mit dem sie hätte Widerstand leisten können. Sie hatte auch kein Geld, um ein Heer zu werben, und Österreich hatte keinen Kredit, um das fehlende Geld vorläufig zu borgen. Die Erzherzogin einundzwanzig Jahre alt und körperlich behindert, da sie ein Kind erwartete — den späteren Kaiser Josef II. Dazu ohne jede Geschäftskenntnis, ohne Ahnung von der harten Wirklichkeit der Dinge, ohne Hilfe und ohne Rat. Denn ihre Minister hielten mit ihrer Ansicht vorsichtig abwartend zurück, und ihr natürlicher Berater, Franz von Lothringen, der bedurfte selbst der Stütze. So ganz auf sich angewiesen, folgte Maria Theresia ihrem natürlichen Gefühl. Sie sagte von sich in diesen Tagen: „Ich bin nur eine arme Königin, aber ich habe das Herz eines Königs."

Sie durfte es von sich sagen. Ratlos und verlassen, wendete sie sich an den, der das wohl am wenigsten erwartete: an den Minister Bartenstein.

Bartenstein war der eigentliche Lenker des Staates unter Karl VI. gewesen. Schroff und hochfahrend, kannte er keine Rücksicht, und hat die junge Kaisertochter oft durch Nichtachtung, oft durch eine geradezu brutale Grobheit gereizt und verletzt. Als sein Herr die Augen geschlossen hatte, zog Bartenstein die ihm notwendig scheinende Schlußfolgerung und bot der neuen Herrin seine Entlassung an. Aber Maria Theresia überwand sich und hielt den tüchtigen Mann fest: „Jetzt ist nicht der Augenblick, in dem Sie um Ihre Entlassung bitten können. Sie werden bleiben, und so viel Gutes tun wie Ihnen möglich ist. Böses zu tun werde ich Sie hindern".

Und Bartenstein blieb. Es ist ein glänzendes Zeugnis für beide, daß er bei der Tochter bald dieselbe Vertrauensstellung hatte, die er beim Vater gehabt hatte. Instinktiv fanden die beiden starken Herzen sich zusammen, die fest entschlossen waren, alle fremden Ansprüche abzuweisen, mochte daraus werden was wollte.

In denselben Stunden, als König Friedrich den Schlesiern einen großen Ball in Breslau gab, fiel in Wien die Entscheidung über Krieg und Frieden.

Der preußische Gesandte bot nichts Geringes. Indem er hervorhob, daß sein König nur das in Besitz genommen habe, was nach göttlichem und nach weltlichem Recht sein unbestreitbares Eigentum sei, versprach er gegen die förmliche Abtretung von Schlesien, den gesamten Besitzstand der österreichischen Monarchie mit dem Schwert zu schützen, gegen wen es auch sei; dazu dem Gemahl der Königin von Ungarn die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen. Das Anerbieten war nicht ohne Vorteil, und vielleicht wäre Maria Theresia in Unterhandlungen eingetreten, wenn sie geahnt hätte, daß auch Frankreich nicht gewillt war, die Pragmatische Sanktion zu schützen. So aber, im festen Vertrauen auf dessen Hilfe, lehnte sie rundweg ab: „Ich bin dem König von Preußen nichts schuldig und seine Hilfe — brauche ich nicht." Ihrem innersten Empfinden gab sie Ausdruck durch die Bemerkung: „Dem Kurfürsten von Brandenburg würde es zukommen, dem künftigen Kaiser die Dienste eines Kämmerers zu leisten, anstatt ihn mit Krieg zu überziehen."

Es gibt eben geistige Atmosphären, die nichts miteinander gemein haben. In der Hofburg lebte man in der großartigen, fast mystischen Vorstellung von der uralt überkommenen Würde; im preußischen Feldlager war alles frisch aufstrebende, auf ein fernes hohes Ziel gerichtete Bewegung.

So mußten denn die Waffen entscheiden. Schon aber erhoben sich die ersten Anzeichen, daß es bei einem Kampf zwischen Preußen und Österreich nicht bleiben würde. Es sollte sich bald zeigen, daß die Besetzung von Schlesien, so leicht sie anfangs vonstatten gegangen, doch eins der gefahrvollsten politischen Abenteuer war, die jemals unternommen worden sind. Zu derselben Zeit, als der preußische Gesandte in Wien abgewiesen wurde, wurde der Plan eines Bundes gefaßt, der kein andres Ziel hatte als die Aufteilung der preußischen Monarchie.

Dem König Georg von England war als Kurfürsten von Hannover der Gedanke an einen Machtzuwachs der Brandenburger unerträglich. Seine Vorstellungen fanden ein sehr williges Ohr in Dresden. Auch dort beobachtete man die Schritte Friedrichs mit Mißtrauen und Eifersucht. Der Kurfürst von Sachsen hätte schon längst gern ein Stück Land gehabt — am liebsten aber preußisches — zur Verbindung der sächsischen mit den polnischen Besitzungen.

Hannover und Sachsen, mit Österreich gegen Preußen, unterstützt von englischem Geld — das schien gute Aussichten zu bieten. Aber um ganz sicher zu gehen, wollte Georg das „gute Konzert" noch vervollständigen. Die Niederlande und Rußland sollten gewonnen werden. So von allen Seiten umklammert und erdrückt, konnte Brandenburg der Katastrophe nicht entgehen.

Die Ausführung zeigte sich schwieriger, als der Urheber des Planes gedacht hatte. Mynheer erschrak, als ihm zugemutet wurde, das Schwert zu ziehen. Geld wollte er allenfalls geben, aber keine Truppen. Und Rußland war wieder einmal mitten in einer inneren Krisis. Die Kaiserin Anna war gestorben. Zum Erben hatte sie ihren erst einjährigen Enkel Iwan bestimmt, und als Regenten während der Minderjährigkeit nicht dessen Eltern, den Prinzen Karl Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre Nichte und Adoptivtochter Anna von Mecklenburg-Strelitz, sondern den Feldmarschall Münnich. Dessen Regentschaft dauerte nur wenige Tage. Die Prinzessin Anna riß mit Birons Hilfe die Vormundschaft an sich, und damit war den sächsischen Einwirkungen die Tür geöffnet. Münnich, durchaus der preußischen Politik zuneigend und Schwiegervater des Generals von Winterfeldt, hatte bisher alle Bestrebungen des Dresdener Hofes abzuwehren verstanden. Anna lag in den Banden des Grafen Lynar, des „sächsischen Narziß", der in Petersburg seinen Kurfürsten vertrat, und damit wandte sich das Blatt. Daß es zu einem tätigen Eingreifen der Russen nicht gekommen ist, lag nur daran, daß auch Annas Tage gezählt waren. Die Großfürstin Elisabeth bereitete ihrem kurzen Herrschaftstraum ein jähes und entsetzliches Ende.

Münnich aber ließ gleich nach seinem Sturz dem Minister Podewils durch Winterfeldt die sächsischen Anerbietungen mitteilen. Der etwas vorsichtige Podewils war tief erschrocken: „Die Pandorabüchse ist geöffnet", rief er aus, „Preußen steht vor der furchtbarsten Katastrophe, die es jemals erlebt hat."

Inzwischen hatten die kriegerischen Ereignisse ihren Lauf genommen. Während der König von Breslau über Ohlau und Brieg auf Neiße marschierte, zog Schwerin am Fuß des Gebirges entlang über Reichenbach und Frankenstein dorthin. Ein paar österreichische Grenadier-Kompagnien wurden dabei vom Rückzug auf Neiße abgeschnitten und warfen sich in das Schloß von Ottmachau. Das war ein fester Backsteinbau ohne besondere Verteidigungsanlagen. Aber dem damaligen Feldgeschütz widerstanden die dicken Mauern. Mehrere Tage vergingen über dem erfolglosen Bemühen der Preußen, das Schloß zu nehmen. Schwerin berichtete hierüber an den König und bat um schweres Geschütz.

Die Antwort Friedrichs läßt uns einen Blick in seine Seele tun. Sie ist mit fliegender Feder geschrieben — „hingewühlt", wie Goethe an Frau von Stein schreibt —, man fühlt durch, wie dem Schreibenden das Herz bis in die Fingerspitzen schlägt. Die höchste, glücklichste Erregung zittert durch die wenigen Zeilen. Alles geht bunt durcheinander, Dienstliches, Persönliches, Taktisches, Ausrufe, Ermahnungen, Anweisungen. Die ganz unbedeutende Sache bekommt in dem Brief die höchste Wichtigkeit. „Sorgen Sie für meine braven Soldaten", schreibt der König, „sie sind meine Kinder. So lange ich lebe, werde ich alles was ich bin und habe, mit ihnen teilen." An andrer Stelle: „Schonen Sie Ihre Person. Sie ist mir mehr wert als zehntausend Mann." Und nach einer Anweisung, das Schloß mit Brandkugeln zu bewerfen, nochmals: „Um Gottes willen — schonen Sie sich und meine Soldaten!"

Es siedet und glüht im Kopf und im Herzen. Die Sache endete mit der Kapitulation der Österreicher. Der Generalleutnant Graf Browne zog sich mit seinen schwachen Truppen gegen die mährische Grenze zurück, und Friedrich suchte Neiße in seine Gewalt zu bekommen.

Hier wurde es ernst. Der Kommandant, Oberst Freiherr von Roth, handelte anders als der Rat von Breslau. Er hatte nur fünf Bataillone unter sich, aber er hatte die Zeit benutzt, um die Festung zu armieren, er hatte kein Bedenken getragen, zur Freilegung des Schußfeldes sämtliche Vorstädte niederzubrennen, und so konnte die Festung als sturmfrei gelten. Eine Belagerung war nach der damaligen Ausrüstung der Truppen im Winter ausgeschlossen. Die unzulänglichen Geräte drangen nicht in den hart gefrorenen Boden.

„Ich bin vor Neiße", schreibt der König, „so ich wegen der saison nicht belagern kann. Da die Festung auch nicht zu stürmen ist, so stehet nichts zu versuchen als ein bombardement, dieweil es ein Pfaffennest ist . . ."

Die Beschießung blieb erfolglos. Die Stadt brannte an mehreren Enden, aber Roth hatte an alles gedacht und auch die Löscharbeit gründlich vorbereitet.

So blieb dem König nichts übrig, als die Geschütze zurückzuziehen, die Batterien zu zerstören, die Truppen in die Winterquartiere zu legen, und das Frühjahr abzuwarten.

Es ist noch ein kleiner Vorfall nachzuholen, der an sich bedeutungslos, aber äußerst bezeichnend ist für die Art der Kriegführung.

Friedrich hatte von Breslau aus den General von Jeetze mit ein paar Bataillonen entsendet, um Namslau in Besitz zu nehmen. Die Stadt hatte nur eine alte, halb verfallene Mauer. Die Stelle des Grabens versah auf einer Front die dicht entlang fließende Weide. An der Stadt war nichts zu halten. Sie kapitulierte sofort, und die Österreicher zogen sich in das feste Schloß. Jeetze ließ dem Kommandanten vorschlagen: sie wollten Blutvergießen vermeiden. Es müsse ja doch bald zu einer Einigung zwischen dem König und der Königin kommen, und bis dahin könne man ja in aller Freundschaft leben. Das geschah. Man machte sich Besuch und lud sich gegenseitig ein. Bis eines Tages Jeetze so weit ging, auf dem österreichischen Schloß Anordnungen für die Art der Verteidigung zu treffen. Das war dem Kommandanten doch zu viel. Er wies den Gästen die Tür und kündigte ihnen die Freundschaft. Die Sache verlief nun ganz wie bei Ottmachau. Nach mehrtägiger vergeblicher Beschießung aus Feldgeschütz kapitulierte die Besatzung vor den schweren Haubitzen.

Damit war der Feldzug beendet. Browne zog über die Grenze nach der Gegend von Olmütz. Die Preußen legten sich in weitläufige Winterquartiere, die den ganzen Raum einnahmen zwischen der Linie Schweidnitz-Glogau, dem Gebirge, der böhmisch-mährischen Grenze und der Oder. König Friedrich begab sich nach Berlin zurück und ließ das Kommando über seine Truppen in den Händen Schwerins.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Deutschen im Urteile des Auslandes.

Von
Professor Dr. **Georg Steinhausen.**

(Schluß.)

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts bereitete sich auch *für das schöngeistige Gebiet*, entsprechend der Entwicklung der deutschen Dichtung, allmählich ein *Umschwung* im Urteil der Franzosen zu unsern Gunsten vor. Es würde zu weit führen, diese Erscheinung, die Süpfle eingehend geschildert hat, im einzelnen zu belegen. Es mag nur kurz folgendes angeführt werden. Von deutscher Seite war durch die Betriebsamkeit Gottscheds, weiter durch eine von französischen Réfugiés gegründete französisch geschriebene Zeitschrift, die Bibliothèque germanique, versucht worden, die Franzosen auch für die schöne Literatur der Deutschen zu interessieren, und Brockes, Günther, Wernicke und Gottsched selbst waren wohl mehr oder weniger von ihnen anerkannt worden, aber erst gerade mit der Mitte des Jahrhunderts setzte eine Periode der entschiedenen Beachtung der deutschen Literatur in Frankreich ein, nicht zum wenigsten durch die Engländer, die dem deutschen Geist früher Verständnis entgegengebracht hatten und damals bekanntlich großen Einfluß auf die Franzosen gewannen. Bereits 1760 konnte Fréron, die Gefühlskräfte betonend, schreiben: „Die Engländer und nach ihnen die Deutschen besitzen jene Kraft des Herzens, die das Erbteil des Genies ist; der Schöngeist hat bei uns das Natürliche getötet — le bel-esprit chez nous a tué le naturel.“ Und neun Jahre vorher hatte derselbe Kritiker, angeregt durch den als Vermittler der deutschen Literatur sehr verdienten, in Frankreich lebenden Deutschen Grimm, nicht nur Gottsched gelobt, sondern vor allem den „Pope Deutschlands“, Haller, gefeiert, der bald in Frankreich überschwenglich bewundert wurde. „Wir haben“, sagte er, „bis jetzt die Deutschen nur als ein in das Rechtsstudium trübselig vertieftes und in den dunkeln Höhlen der Gelehrsamkeit verborgenes Volk angesehen. Wir ahnten nicht, daß sie die Dichtkunst und die schöne Literatur pflegten“. Und 1752 sang eine Französin, Frau du Boccage, Haller also an:

„Tu fus le premier des Germains,
Qui, marchant sur les pas d'Horace,
Nous appris, par tes tons divins,
Que ces fils du Dieu de la Thrace
Cultivent les fleurs du Parnasse.“

Den Umschwung zeigt noch deutlicher folgende, aus jener Zeit stammende Äußerung De Laportes[1]): „Ehemals betrachteten wir Deutschland beinahe mit denselben Augen, mit denen die Athener Böotien betrachteten (so nannte, wie wir sahen, Barclay ja auch Deutschland). Wir fangen an, von einem so ungünstigen Vorurteil zurückzukommen . . . Gebe der Himmel, daß Deutschland nicht über uns weg das Reich der Literatur usurpiert, das wir so glänzend haben erblühen sehen." Fast übertrieben ist die Teilnahme, die die Franzosen in den nächsten Jahrzehnten der deutschen Literatur schenken, und die Anerkennung, die sie ihr widmen. „Bald wird Deutschland die andern Nationen Europas um nichts mehr zu beneiden haben", sagte 1760 das „Journal étranger", das sich um das Bekanntwerden der deutschen Literatur in Frankreich eifrigst bemühte. Für unsre klassische Dichtung haben die Franzosen bei weitem nicht das Interesse gezeigt wie für die Literatur der Deutschen um und nach 1750.

Nach Haller war es Gellert, der ihre Teilnahme und Verehrung weckte und in Übersetzungen viel gelesen wurde. Auch Rabener, Hagedorn, Lichtwer, Zachariä, Ewald Chr. v. Kleist wurden bekannt und geschätzt. Immerhin beschränkte sich diese Bewegung mehr auf die literarischen Kreise, das größere Publikum gewann erst Salomon Geßner. Eben dessen Pflege der idyllischen Dichtung entsprach dem auf Natur, zunächst auf eine schäferlich aufgefaßte Natur und moralisch-schwärmerische Empfindung gerichteten Zeitgeist, und diese aus der Reaktion gegen eine äußerliche Kultur und Verstandesherrschaft auch bei den Franzosen verbreitete Stimmung erklärt die allgemeine Verehrung Geßners wie schon die Teilnahme für die Haller, Gellert, Kleist. Aus ähnlichen Gründen wirkte dann trotz seiner durchaus unfranzösischen ernsten Erhabenheit Klopstock, wenn auch lange nicht so allgemein wie Geßner, auf die Franzosen, und zwar am meisten durch den „Tod Adams", das sie rührende Trauerspiel. Lessing, der durch seine antifranzösische Haltung vielfach Anstoß erregte — bekannt wurden zunächst seine die Ansichten der Franzosen bekämpfenden Abhandlungen über die Fabel —, machte mit „Miß Sara Sampson", dem Trauerspiel „in englischem Geschmack", eben durch die Erregung des Gefühlslebens am meisten Eindruck: er galt seitdem als „Mann von Genie". Und während Wieland mit seinen späteren Dichtungen, vor allem seinen Romanen, gerade wegen seiner dem französischen Wesen kongenialen leicht-graziösen, genußfrohen und verstandesmäßigen Art leicht Bewunderer in Frankreich fand, haben doch seine ersten Schöpfungen in Klopstock verwandter Art auch wieder wegen ihrer frommen Empfindsamkeit gewirkt. Und wieder war es die Erregung des Gefühlslebens, die seit 1778, da bei den Franzosen nach der Begeisterung für die Rousseauschen Ideen so gut wie bei uns eine weltschmerzliche Stimmung hervorgetreten war, dem Roman Goethes, den „Leiden des jungen Werthers" zu zündender Wirkung verhalf. Sie wurden „bald das Lieblingsbuch der Fran-

[1]) Zitiert von Weidenkaff, Die Anschauungen der Franzosen über die geistige Kultur der Deutschen im Verlaufe des 18. Jahrhunderts. S. 33.

zosen". Solchen Einflüssen der deutschen Literatur, die im einzelnen hier nicht zu verfolgen sind — sogar das Erlernen der „rauhen" deutschen Sprache, der „langue à la mode", wie Grimm 1762 sagt, trieb man mit Eifer —, entsprechen wie die früher angeführten, so spätere, aus der Zeit nach 1760 stammende Urteile der Franzosen. Bruté de Loirelle (der Übersetzer Geßners) hebt 1766 die Kraft, die Erhabenheit, das Gefühl, den Geschmack und die natürliche Einfachheit der deutschen Dichter hervor. Bereits 1762 äußerte sich das „Journal encyclopédique" also: „Die Deutschen, dieses edle Volk, das allzulange unbekannt geblieben ist, tritt heutigen Tages vorteilhaft auf dem Schauplatze der schönen Künste auf, und wir können nicht genug Dank den Übersetzern wissen, die das schwierige Amt übernehmen, Frankreich mit den deutschen Musen bekannt zu machen." Den Umschwung veranschaulicht besonders deutlich C. J. Dorats Abhandlung: „Idée de la poésie allemande". Gerade er betont die Wirkung der Naivität und der Empfindsamkeit der deutschen Dichter besonders. „O Germanien," heißt es dann an einer bemerkenswerten Stelle, „unsre schönen Tage sind entschwunden, die deinigen beginnen. Du birgst in deinem Innern alles, was ein Volk über die andern erhebt, gute Sitten, Talente und Tugenden: Deine Einfachheit wehrt noch das Eindringen des Luxus ab, und unsre höhnisch stolze Frivolität ist gezwungen, den großen Männern zu huldigen, die du hervorbringst."

Höchst merkwürdig ist nun, wie gegen 1780 eine Verringerung dieses außerordentlichen Interesses gegenüber den Deutschen bei ihren französischen Nachbarn eintritt. Bereits 1777 schrieb Melchior Grimm: „Wir können nicht umhin zu bemerken, daß unsre literarischen Geschmacksrichtungen wechseln wie unsre Moden, und daß die Vorliebe, die man vor einigen Jahren für deutsche Poesie hatte, beinahe vergessen zu sein scheint." Das war wohl in so ausgesprochener Weise durchaus nicht der Fall, wie das Wertherbeispiel schon zeigt[1]), aber jene Verringerung ist unbestreitbar, und Weidenkaff hat recht, wenn er eben aus der Grimmschen Äußerung schließt, daß die Erscheinung bereits vor den Wirren der Revolution und den Kriegen Napoleons, die Süpfle als Gründe für sie anführt, dagewesen sei und anders erklärt werden muß, nämlich aus der Unfähigkeit der Franzosen, der höheren seelischen und dichterischen Entwicklung unsrer klassischen Zeit und der ernsten Tiefe des damaligen Denkens ohne weiteres zu folgen und sie richtig zu würdigen. Das Moment ferner, das die Franzosen immer bei uns hervorgehoben haben, der angebliche Mangel an „bon goût", das heißt an Geschmack im französischen Sinne, fiel um so stärker ins Gewicht, je mehr sich unsre Literatur von den französischen Regeln bewußt entfernte. Kraft und Schwere ohne Grazie, Leidenschaft ohne delikaten Ausdruck, Ungestüm ohne Maß und Regel, das waren für die Franzosen Dinge, die sie erst zur romantischen Zeit überhaupt begreifen lernten. Daß

[1]) Süpfle a. a. O. Bd II, 1, S. 89 zitiert auch ein sympathisches Urteil über das deutsche Geistesleben noch aus dem Jahre 1788. Und völlig schwand das Interesse für die deutsche Literatur auch nicht während der Revolution. Vgl. ebenda S. 90, 99.

man sodann auch der deutschen Wissenschaft nicht mehr so große Beachtung schenkte wie doch schon vor 1750, ist entsprechend zu erklären. Wenn freilich Charles de Villers 1799 im „Spectateur du Nord" erklärte, daß das deutsche Geistesleben, diese ganz für sich lebende reiche Welt „mit ihren Forschungen und Arbeiten, mit ihrer Philosophie, mit ihrer tiefen Kritik" usw., den „kultivierten" Völkern des Westens und Südens beinahe unbekannt sei, so trifft das nicht zu. Mirabeau z. B., der allerdings eine ähnliche Äußerung des Bedauerns über die Unbekanntschaft der Franzosen mit den deutschen Geistesschätzen schon 1787 getan hat, ist selbst ein Beweis dafür, wie doch einzelne Franzosen diesen Geist noch kurz vor der Revolution hochschätzten. Mirabeau spricht einmal von „cette constance, cette application, cette assiduité patiente, vrai type du caractère allemand" und meint, „daß alle Wissenschaftsfächer von den Deutschen gründlich gepflegt werden". Tatsächlich haben auch die Beziehungen zur deutschen Wissenschaft noch gar nicht aufgehört. Man beachtete vor allem unsre Naturwissenschaft, aber auch Geographen wie Büsching, Pädagogen wie Campe und Pestalozzi, Juristen wie K. v. Moser, Philologen wie Heyne und Wolf usw. Auch Kant ist keineswegs unbekannt geblieben. Aber immerhin gingen französische und deutsche Weltanschauung damals zu weit auseinander, um ein engeres Verhältnis etwa zum Kantschen Kritizismus herbeizuführen, und von innigeren Beziehungen zur deutschen Wissenschaft kann nicht gesprochen werden[1]). Jene andern Gründe haben allerdings auch gewirkt, wie schon damals Franzosen, z. B. Degérando, hervorgehoben haben, ebenso die von J. Texte herangezogene Abneigung Napoleons gegen die deutsche Literatur. Die reifen Leistungen unsrer klassischen Dichtung, überhaupt das hohe Geistesleben dieser Zeit, haben dann aber vor allem einige der Franzosen schätzen gelernt, die gerade durch die Revolution nach Deutschland getrieben waren. Sie haben auch das Urteil Frankreichs über die Deutschen zu beeinflussen gesucht und beeinflußt, so der schon erwähnte Charles de Villers und vor allem Frau von Staël. Villers bezeichnete 1798 die Vermittlung zwischen den beiden Völkern als natürliche Aufgabe der Emigranten, betonte, daß die deutsche Literatur gerade jetzt in ihrem goldenen Zeitalter sich befinde, und daß neben den großen Dichtern auch tiefe Denker in Deutschland erstanden seien. Er hat in seinen Briefen die deutsche Literatur für die zurzeit bedeutendste in Europa erklärt und mit zu großer Überschwenglichkeit die Deutschen die wahren Griechen des neueren Europa genannt. Was dann die Staël anlangt, so geht aus allem bisher Gesagten hervor, daß sie zweifellos nicht, wie man früher glaubte und wie es besonders Süpfle widerlegt hat, die erste gewesen ist, die Frankreich die Kenntnis unsrer Literatur vermittelt hat. Kurz vor ihr hatte noch Benjamin Constant Deutschland „für das einzige Land erklärt, in dem die Wahrheit ein Ziel und die Literatur etwas andres ist als das Mittel zu glänzen oder zu gefallen"[2]). Aber ihr Verdienst bleibt groß genug.

---

[1]) Vgl. für das Vorhergehende Weidenkaff a. a. O., S. 40 ff.

[2]) Süpfle a. a. O. S. 100.

In so umfassender und eindringlicher Weise, wie Frau von Staël, hatte niemand vorher das neue geistige Deutschland den Franzosen, denen es nach ihrer Ansicht beinahe unbekannt war, und dem französisch gebildeten Europa vorgeführt und nahegebracht; sie hat vor allem das Verständnis unsrer Klassiker und großen Philosophen eröffnet, und sie hat das, was man die deutsche „Seele" nennt[1]), zu begreifen gesucht. Das Ziel ihres nach seinem Erscheinen (1810) auf Napoleons Befehl vernichteten, 1813 in London wieder veröffentlichten Buches „De l'Allemagne" war nach ihren Worten, „das Land Europas kennen zu lehren, wo das Studium und die Denkarbeit so weit vorgeschritten sind, daß man es als das Vaterland des Geistes betrachten kann". Kurz und schön huldigt sie in diesen Worten dem deutschen Genius. Hervorzuheben ist aber, daß auch die Staël nicht blind gegen die gesellschaftliche Rückständigkeit der Deutschen war. „Man ist in Deutschland", sagt sie einmal, „fortwährend frappiert von dem Kontrast, der sich zwischen den Gefühlen und den Gewohnheiten, zwischen den Fähigkeiten und dem Geschmack äußert: die Zivilisation und die Natur scheinen noch keinen rechten Bund eingegangen zu sein ... Die Begeisterung für Kunst und Poesie verträgt sich mit äußerst plebejischen Gewohnheiten im sozialen Leben."

Die Wirkung des Buches der Frau v. Staël war eine ganz bedeutende. Aufs neue erfolgte eine starke Annäherung des französischen Geisteslebens an dasjenige Deutschlands, das man mehr, als es irgendeine Nation sonst tat, bewunderte. Die Anerkennung der deutschen Klassiker, ihr Einfluß auf die französische Literatur stiegen mehr und mehr. Schiller kam in den zwanziger Jahren in Gunst, namentlich aber übte Goethe, vor allem sein „Faust", nunmehr eine tiefe Wirkung aus. Ebenso gewann die deutsche Philosophie mehr und mehr Boden in Frankreich. Der französische Geist wurde jetzt durch die Innerlichkeit des deutschen gewissermaßen erneuert und zu frischer Produktion angespornt. Stark war demgemäß der Einfluß der romantischen Schule Deutschlands, vor allem der phantastischen Welt Hoffmanns, die viele Franzosen schließlich fast als typisch für Deutschland angesehen haben. „Das genre hoffmannesque hatte eine Zeitlang fast allmächtigen Einfluß in der französischen Literatur" (Süpfle). Die französischen Romantiker waren alle für Deutschland begeistert, keiner so sehr wie Gérard de Nerval, dessen „Faust"-Übersetzung Goethe selbst aufs höchste gelobt hat, und dessen eigene Schöpfungen nach Gautiers Urteil sich zuweilen wie Übersetzungen deutscher Dichtungen lesen. In seinem Buche „Lorely, souvenirs d'Allemagne" mit dem bezeichnenden Untertitel „Sensations d'un voyageur enthousiaste" gibt er der schwärmerischen Empfindung, als er jenseits des Rheins das deutsche Land erblickte, also Ausdruck: „Wißt ihr, was das ist? ... Das ist Deutschland! Das Land Goethes, Schillers, Hoffmanns, das alte Deutschland, unser aller Mutter!" Im gleichen Sinne muß Edgar Quinet hervorgehoben werden, Dichter und Philosoph zugleich, „von deutscher Dichtung und Denkweise wie kein Franzose vor ihm erfüllt", später, als seine eigenen

[1]) Cette vie intime, cette poésie de l'âme, qui charactérise les Allemands.

philosophischen Verstiegenheiten auch von Deutschen getadelt wurden, allerdings zum Feinde Deutschlands geworden. In seinen in den dreißiger Jahren in der „Revue des Deux Mondes“ erschienenen Aufsätzen über Deutschland fällt auf, daß er bereits den Umschwung von den idealen Neigungen zu realer und politischer Betätigung sich vorbereiten sah. Unerwähnt darf auch Guizot nicht bleiben, der 1842 sich Gutzkow gegenüber also äußerte: „Ich habe Deutschland stets geliebt und bewundert . . . Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutsche Schriften las und dann und wann mit englischen abwechselte. Der deutsche Nationalcharakter ist mir stets heilig gewesen. Es liegt etwas Ernstes, Edles, etwas Biedres und Frommes im Wesen der Deutschen.“ Hier wird also bereits über die damals übliche Bewunderung der geistigen Leistungen hinaus das Wesen der Deutschen gewürdigt. Freilich glaubte Guizot im „politischen Charakter“ der Deutschen neben der Triebfeder des Fortschrittes ein andres „stabiles Element“ zu bemerken, „etwas Träumerisches, Unentschlossenes, ja Unpraktisches“, was die Deutschen verhindere, von ihren Ideen eine dem allgemeinen Wohle ersprießliche Anwendung zu machen. Immer intensiver beschäftigten sich die Franzosen, die ja ihrerseits damals von den freiheitlich gesinnten Deutschen als politisches Vorbild angeschwärmt wurden, mit deutschem Leben und deutschem Geist. In der Ausgabe, die X. Marmier, ein eifriger Vermittler der deutschen Literatur, von dem Buche der Staël 1842 veranstaltete, wird im Vorwort eine Reihe von Franzosen namhaft gemacht, die über Deutschland damals geschrieben hatten, so neben Quinet Cousin, Barchou de Penhoën (beide über die deutsche Philosophie), Saint-Marc-Girardin (Notices littéraires et politiques sur l'Allemagne) und Lerminier (Au delà du Rhin). Eine eigene, insbesondere auf die Vermittelung deutschen Geistes bedachte Zeitschrift entstand 1835, die „Revue du Nord et principalement des pays germaniques“, bestand freilich nicht lange. Die ganze Strömung hat Heine spöttisch gezeichnet, indem er von den Franzosen sagte:

Sie philosophieren und sprechen jetzt
Von Kant, von Fichte und Hegel,
Sie rauchen Tabak und trinken Bier
Und manche schieben auch Kegel.
Sie werden Philister ganz wie wir
Und treiben es endlich noch ärger.
Sie sind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengstenberger.

Eben die deutsche Philosophie hatte um diese Zeit die Franzosen besonders eingenommen. Der oben erwähnte Lerminier, der übrigens auch die Sittenreinheit, die edle Gastfreundschaft der Deutschen bewunderte, sagt einmal: „Losziehen gegen die deutsche Philosophie heißt losziehen gegen eine notwendige Entwicklung des menschlichen Geistes.“ Die Äußerung zeigt zugleich, daß es auch Gegner der „dunklen“ teutonischen Philosophie gab, und in der Tat schwand die Begeisterung dafür ziemlich schnell; auch wurden die deutschen Philosophen vielfach in sehr mißverständlicher Weise aufgefaßt. Recht nachhaltig war auch nicht die Bewunderung der deutschen Wissenschaft überhaupt, z. B. der Geschichts- und Sprachwissenschaft, die nicht mehr wie einst als fleißige-

kleinkrämerische Gelehrsamkeit galt, sondern wegen ihrer kritischen Leistungen, ihrer neuen Gedanken und Methoden sowie ihrer Wahrheitsziele imponierte. Dauernd erkannte man dagegen, worauf nur kurz hingewiesen sei, nunmehr die deutsche Musik an, ein Gebiet, auf dem die Franzosen überhaupt einigermaßen zurückstehen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war man von der Bewunderung der italienischen Musik zu derjenigen der großen deutschen Meister übergegangen. Haydn und Gluck gelangten, namentlich der erstere, zu enthusiastischer Anerkennung, wenn auch Gluck gegenüber die Gegnerschaft der Piccinisten bestehen blieb; Mozart fand schwieriger Verständnis und noch schwieriger Beethoven, den die französischen Musiker zunächst als Barbaren ansahen, und der erst mit seinem Tode 1828 zum bewunderten Meister wurde. Man hielt überhaupt das deutsche Volk für äußerst musikalisch. So sagte 1791 Suard: „Es gibt in der ganzen Welt kein Land, selbst Italien nicht ausgenommen, wo das Volk allgemeinern Sinn für Musik hat, als in Deutschland."

Es ist nun nicht Frankreich allein, das die bald im ganzen Ausland verbreitete Anschauung von den Deutschen als dem Volk der Dichter und Denker ausgebildet hat, sondern vor allem auch England. Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts sind noch zum Teil recht ungünstige Urteile der Engländer über uns überliefert, so dasjenige Jonathan Swifts, auf das 1740 noch der oben erwähnte Franzose Mauvillon mit Befriedigung hinwies. Die innige Verbindung der englischen und deutschen Literatur in den späteren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts trug aber ihre Früchte auch in England, das der vielfach anglisierenden und auf die gleichen Ziele gerichteten Entwicklung des deutschen Geistes verständnisvoller zu folgen vermochte als Frankreich. So konnte die Staël in dem Kapitel ihres Buches „Du jugement qu'on porte en Angleterre sur la littérature allemande" sagen, daß die deutsche Literatur in England weit bekannter sei als in Frankreich, schon wegen der natürlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern. Freilich legt sie des näheren dar, daß auch in England Vorurteile gegen die deutsche Literatur beständen. Ein Engländer ist es nun aber, auf den vermutlich das Wort von dem Volk der Dichter und Denker zurückgeht. E. L. Bulwer widmete 1837 seinen Roman Ernest Maltravers „to the great German people, a race of thinkers and of critics". Der Ausdruck der Staël: patrie de la pensée mag allerdings zu dieser Bezeichnung angeregt haben. Der wichtigste Apostel deutschen Geistes in England ist aber Carlyle gewesen. Ihm war es nahezu Lebensaufgabe, seine Landsleute zu richtiger Würdigung der deutschen Kultur und des deutschen Wesens zu führen. Begeisterter Goethe-Verehrer, hat er das innigere Verhältnis seiner Landsleute zu dem großen deutschen Dichter angebahnt. Er hat sie überhaupt das geistige Deutschland richtig verstehen gelehrt, weiter ihnen aber gezeigt, daß die politische Geschichte dieses Landes größter Beachtung würdig sei. Die Bedeutung Friedrichs des Großen hat er ihnen erst eigentlich aufgezeigt und die historische Rolle des preußischen Staates erkannt. Jedenfalls wurde im 19. Jahrhundert die außerordentliche geistige Begabung der Deutschen auch von den Engländern anerkannt, die für unser Volk sonst nicht

viel übrig hatten, Thomas Buckle hat Deutschland „die Gedankenwerkstätte für Europa, die deutsche Literatur die jetzt erste in Europa" genannt und gemeint, daß es seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehr tiefe Denker hervorgebracht habe als irgendein andres Land, er könnte vielleicht sagen als alle andern Länder zusammengenommen.

Der Respekt vor dem geistigen Deutschland war überhaupt zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine in der alten und neuen Welt verbreitete Erscheinung geworden. Der bewundernde Anschluß der Franzosen an unsre Literatur hörte gegen Ende der dreißiger Jahre im ganzen freilich auf, die nationale Bewegung von 1840 gegen die französischen Rheingelüste bewirkte sogar harte Äußerungen, von denen wir noch hören werden; aber nach dieser Episode kam doch wieder ähnliche Anerkennung wie früher, wenn auch nicht in dem Maße, zum Vorschein, wenigstens auf dem Gebiet der Wissenschaft. Charakteristisch ist die Begründung der „Revue germanique" im Jahre 1858, die freilich wie schon frühere Vorgängerinnen nicht viel Glück hatte, wenn sie auch nicht wie jene alsbald einging. Als Einleitung diente ein Brief Renans an die Herausgeber, und Renan, ein warmer Freund der deutschen Forschung, wies namentlich auf die Superiorität Deutschlands auf dem Gebiet der Philologie und Geschichte hin. Hohe Achtung vor dem deutschen Geist hat von bedeutenden Gelehrten jener Zeit auch stets J. Michelet gezeigt, der gelegentlich von seinem „lieben Deutschland" sprach. — Es war die Zeit, in der sich auch die Russen mit Eifer der westeuropäischen Kultur hingaben, so häufig sie bei ihnen nur oberflächlich übernommen wurde. Natürlich war auch für sie neben der Zivilisation und Lebenskultur Frankreichs die geistige Kultur Deutschlands ein Gegenstand der Bewunderung und Nacheiferung. Man findet eine dafür charakteristische Äußerung in Turgenjews „Tagebuch eines Jägers". Dort möchte einmal Wassil Wassiljewitsch sich als Mann von Bildung dokumentieren und zeigen, daß er kein „Steppentölpel" ist, und erklärt: „Erstens spreche ich ebenso gut Französisch wie Sie und Deutsch sogar besser; zweitens habe ich drei Jahre lang im Auslande gelebt, in Berlin allein war ich acht Monate lang. Ich habe Hegel studiert, mein Herr, und kann Goethe auswendig". — Ich verzichte darauf, andre Nationalitäten noch als Zeugen für die neue Geltung Deutschlands heranzuziehen; es mag nur darauf hingewiesen werden, wie auch die Amerikaner begannen, die deutschen Universitäten zu besuchen und von der deutschen Wissenschaft zu profitieren, mehr als die Engländer.

Immerhin darf nicht verschwiegen werden, daß auch in dieser ganzen Epoche abfällige Stimmen über die Deutschen nicht gefehlt haben. So vor allem auch nicht bei den Franzosen. Es ist die alte Weise aus der Zeit vor 1750, wenn 1791 ein in Deutschland internierter französischer Offizier sich absprechend äußert über die „rauhe und herbe Nation, bei der das kalte Klima das Feuer des Genies auslöschte, die Grazie des Geistes trübte, den Keim der Höflichkeit in Erstarrung hielt und ihn hinderte, sich zu entwickeln"[1]).

[1]) Weidenkaff a. a. O., S. 34.

Gegen die Staël wandte sich ein so geistvoller Schriftsteller wie Henri Beyle (Stendhal). Die gemütlichen Vorzüge der Deutschen erkennt er an, ihre Treue und wahrhafte Güte: sie haben „Seele". Aber er ist skeptisch gegenüber der Bedeutung der deutschen Wissenschaft, insbesondere gegenüber dem Universitätsbetrieb, er ist selbst ein Skeptiker gegenüber der Größe Goethes. Direkt verletzend ist eine briefliche Äußerung: „Die Deutschen liegen so auf den Knien vor einem Orden, sie sind so dumm ... Ich habe ihre Sprache" — er hatte sie wie alle Franzosen immer rauh gefunden und sie einmal, als er sie lernen wollte, „Rabengekrächze" genannt — „aus Verachtung vergessen". Nach der nationalen Bewegung in Deutschland von 1840 wurde, wie schon erwähnt, die Stimmung überhaupt unfreundlich, und man setzte nun häufiger auch die geistigen Vorzüge der Deutschen herab. Quinet veröffentlichte jetzt, 1842, in der „Revue des Deux Mondes" einen Aufsatz „De la Teutomanie" und „warf uns Flachheit und Schwerfälligkeit" vor, und ebenda behauptete 1843 F. de Lagenevais, die Deutschen erkennten die Leistungen der Franzosen nicht an, während sie geistig nur von Frankreich lebten und gegenwärtig literarisch nichts bedeuteten. Aus dem Jahre 1863 stammt folgende Äußerung der George Sand: „Renan, Littré und Sainte-Beuve sind in das deutsche Geleise eingetreten; darin liegt ihre Schwäche. Dagegen haben sie mehr Talent und Genie als die unkünstlerischen Deutschen. Die Deutschen sind zu dumm, um an etwas andres als den Materialismus zu glauben." Wie die Meinung der Durchschnittsfranzosen über die Deutschen war, kann uns etwa die Schilderung lehren, die Heinrich Hilgard-Villard unlängst in seinen Lebenserinnerungen von seinem Aufenthalt auf dem Collège in Pfalzburg gab: „Zuerst stand ich ganz allein für mich, denn fast alle ohne Ausnahme hatten das französische Selbstgefühl und dünkten sich über den Deutschen erhaben ... Ich hörte mich nur zu oft als tête carrée allemande, bête de Prussien tituliert."

Ein Mann, der schärfer sah als viele seiner Landsleute und Untertanen, der auch die Deutschen kannte, war der Kaiser Napoleon III. selbst. Als der spätere preußische Kronprinz 1856 mit Moltke in Paris gewesen war, schrieb die Kaiserin Eugenie unter seinem und seines Begleiters Eindruck: „Sie sind eine imponierende Rasse, die Deutschen. Louis sagt: die Rasse der Zukunft." Im ganzen aber herrschten auch bei den Gebildeten die alten Vorurteile kaum gemildert weiter. Unsre Musik schätzte man, von der Literatur wußte und respektierte man einiges aus der klassischen und der romantischen Zeit, die Wissenschaft galt wenigstens bei den Gelehrten etwas, sonst aber als kleinkrämerische, öde Gelehrsamkeit. Die Deutschen waren im übrigen biedere, unpraktische, hausbackene, rauchende und trinkende Philister, politisch unfähig und Utopien nachhängend. Mit Verdruß und einer gewissen Wut sah man aber auf das sich hervordrängende, von dressiertem Militär wimmelnde, von Junkern und Beamten schroff regierte, hungrig-habgierige, halbbarbarische Preußen, dem man den Großmachtskitzel austreiben wollte. In solcher Weise schildert auch E. Koschwitz in seinen „Französischen Volksstimmungen während des Krieges 1870/71" die Ansichten der Franzosen über die deutschen Verhältnisse vor dem

Kriege. Sie wurden, wie Koschwitz bemerkt, „von der Mehrheit des französischen Volkes durchaus verkannt“. Was für Absurditäten der Beurteilung und Anschauung dann aber während des Krieges unter dessen vernichtenden Schlägen zutage kamen, das findet man in dem erwähnten Büchlein zur Genüge dargestellt. Vor allem flammte nunmehr wieder die alte romanische Meinung von den nordischen Barbaren in grellster Weise auf. „Als Söhne der Goten, die Europa im vierten Jahrhundert geplündert, haben sie alle Sitten der Barbaren bewahrt, mit Ausnahme des Ehrgefühls.“ So schildert About die Deutschen. „Man nannte sie,“ sagt der gerechter denkende Sarcey, „Panduren, Hunnen, Vandalen und ergoß über ihr Haupt alle Beschimpfungen, welche die Geschichte lieferte: in gutem Glauben, denn wie wenige von uns waren fähig, sich von den Fortschritten Rechenschaft abzulegen, die das kleine und unansehnliche Preußen, das sich plötzlich so furchtbar zeigte, nicht nur im Waffenhandwerk, sondern auch in den Wissenschaften und Künsten, den Werken des Friedens gemacht hatte.“ Daß man in den Deutschen in Wirklichkeit ganz andre Leute kennen lernte, als man voraussetzte, ist von vielen Franzosen zugestanden worden, aber selbst nach 1870 durfte man dergleichen nicht allzu laut sagen. Übrigens kam die dauernd geringe Beliebtheit der Deutschen auch bei den übrigen Völkern gerade 1870 während des Krieges gegen das noch immer bewunderte Frankreich häufig zu starkem Ausdruck. In England war es wieder Carlyle, der durch seinen Novemberbrief an die „Times“ das historische Recht der Deutschen auf Elsaß-Lothringen nachwies und an seinem Teil eine günstigere Stimmung für Deutschland herbeiführte. In Frankreich selbst war nach dem Kriege jede Sympathieäußerung für Deutschland gefährlich, und unter dem Banne der Revancheidee griff auf lange Zeit hinaus ein tiefwurzelnder, aus schwerer Kränkung des Selbstgefühls hervorgehender, bitter grollender Haß gegen Deutschland Platz. Solche Stimmung nährten die Pamphlete des seit 1874 in Paris lebenden Schweizers Victor Tissot: „Voyages au pays des milliards“, „Les Prussiens en Allemagne“, „Voyages aux pays annexés“ usw. Ähnliche Schmähungen kamen von Franzosen selbst. Alle früher anerkannten Vorzüge wurden jetzt geleugnet. Ich zitiere Süpfle: „Der Deutsche wurde in wissenschaftlicher Hinsicht als ein Pedant, in der Kunst als ein Stümper dargestellt, seine Gebräuche und Gewohnheiten wurden systematisch lächerlich oder verächtlich gemacht. Sogar unser sittliches Leben und die Reinheit der deutschen Frau wurden auf das gehässigste in den Staub gezogen ... Selbst in der literarischen und wissenschaftlichen Welt kam die Mode auf, an den deutschen Geistesgrößen zu mäkeln, sie auf eine ungerechtfertigte, oft wahrhaft niederträchtige Weise zu verkleinern.“ Die Akademiker machten die Strömung mit, verunglimpften Goethe, wie Camille Doucet und E. Scherer; und sogar Michelet, Renan und vor allem Victor Hugo kehrten sich von Deutschland und deutschem Geist ab.

Aber die mit den Kriegen von 1866 und insbesondere 1870/71 einsetzende Enttäuschung der Franzosen und andrer Nationen bezüglich der deutschen „Träumer“ sollte sich nach 1870 noch in ganz außerordentlicher Weise ver-

mehren. Seit längerer Zeit in seiner geistigen Größe anerkannt und politisch ein gewaltiger Machtfaktor geworden, erklomm Deutschland nun auch in wirtschaftlicher Beziehung eine achtunggebietende Höhe. Die Überraschung des Auslandes über diese Entwicklung zeichnet kurz und objektiv Henri Lichtenberger in seinem vor nicht langer Zeit erschienenen Buch: „L'Allemagne moderne". Nachdem er vorausgeschickt hat, wie in dem zerstückelten, erniedrigten, halb ruinierten Deutschland jene literarische und philosophische Kultur erblühte — „die wohl den schönsten Ruhmestitel der Nation bildet" —, fährt er fort: „Und nun mit einem Mal entwickelt sich in diesem rückständigen Volk, einem Volk, enterbt in bezug auf die wirklichen Güter der Welt, scheinbar nur eingenommen für Chimären und Phantastereien, der Geist der Unternehmung. Und es zeigt sich bald, daß von allen Völkern des Okzidents das deutsche wohl am glücklichsten dafür begabt ist, im wirtschaftlichen Kampf Erfolge zu erringen . . . . Es wird offenbar, daß dieses ein wenig schwerfällige und langsame, aber kräftige und gesunde Volk für die Entwicklung einer kapitalistischen Zivilisation ein außergewöhnlich günstiges Terrain bietet. Der Deutsche ist weder künstlerisch veranlagt noch sinnenfreudig, noch leidenschaftlich, wie es die Romanen sind. Er liebt nicht wie sie das Nichtstun, die Muße, das Leben in Schönheit, die heitere Geselligkeit. Ernst und stark, ein hartnäckiger und gewissenhafter Arbeiter, ist er von altersher an eine strenge moralische Disziplin gewöhnt, früh auch einem harten militärischen Drill unterworfen gewesen. Und nun kann man beobachten, wie in dieser Natur ohne Grazie und Glanz, die aber solide und geduldig ist, ein Wille zur Macht größer und größer wird, kräftig, geduldig, methodisch, fähig, mit unermüdlicher Ausdauer das Ziel zu verfolgen, das er sich einmal gesetzt hat . . . ." Diese Worte zeigen, zu welcher gerechten Charakteristik des Deutschen sich heute der Franzose wieder emporgeschwungen hat. Aber wenn alle Welt starr vor Staunen über die Entwicklung Deutschlands gegen Ende des 19. Jahrhunderts war — Lichtenberger spricht von „dem Staunen gegenüber der wunderbaren Entwicklung, die die deutsche Macht während des abgelaufenen Jahrhunderts genommen hat" —, so lag das doch zum großen Teil an der außerordentlichen Verkennung der Deutschen früherer Zeit. Solche „Träumer", wie das Ausland seit dem 18. Jahrhundert wähnte, sind die Deutschen nie gewesen. Gerade die „unpraktische" Wissenschaft hat den Aufschwung der deutschen Industrie und Technik erst ermöglicht und früh vorbereitet. Ein Franzose hat das bereits vor hundert Jahren geahnt, der Graf Saint-Simon, der 1808 schon den Deutschen eine große Zukunft prophezeite. Die (damals mystisch gefärbte) allgemeine Wissenschaft stecke noch in den Kinderschuhen. Aber bei der leidenschaftlichen Begeisterung der Nation für die Wissenschaft würden die Deutschen sicherlich bald große Fortschritte machen. Sie würden den richtigen Weg schon finden. Ein moderner, abermals uns wohlgesinnter Franzose, Jules Huret, gibt in seinem Buch über Deutschland ein diesbezügliches Gespräch mit einem deutschen Handelsherrn wieder: „Die Deutschen ein Volk von Träumern?" rief er aus. „Wie kommen Sie darauf? Weil wir im vergangenen Jahrhundert einige große Denker und berühmte

Dichter gehabt haben, und weil unsre Armut uns bescheiden machte, nennt man uns Träumer. Träumer? Sehen Sie doch, was wir Preußen in der Zeit von 1806—1813 fertig gebracht haben! Und gerade zu Goethes Zeit haben wir unsre Armee in kaum sieben Jahren neugeschaffen. Man hat uns ganz einfach verkannt". Und in der Tat, haben denn nicht im 15. und 16. Jahrhundert Handel und Industrie, Bergbau und Technik schon einmal in Deutschland herrlich geblüht? Sind wir nicht immer eine erfinderische Nation gewesen? Zeigt sich der Unternehmungsgeist nicht schon vor 1870? Verfolgte die Wissenschaft, z. B. die Chemie, nicht reale praktische Ziele? Mit der Beseitigung der damals noch bestehenden äußeren Hemmungen, mit dem einheitlichen Zollgebiet, mit dem Ausbau des neuen Reiches war die Bahn nur frei geworden für längst vorhandene Kräfte.

Jedenfalls hat die neue Entwicklung Deutschlands das Urteil des Auslandes gründlich verändert. Deutschland ist in dem letzten Menschenalter wegen seines überraschenden Aufschwunges gewiß nicht beliebter geworden, aber der Respekt vor ihm, die Bewunderung seiner Leistungen ist niemals größer gewesen. War einst Frankreich das gelobte Land für das übrige Europa, so ist jetzt Deutschland der Lehrmeister der übrigen Nationen nicht mehr so sehr in bezug auf die Wissenschaft, als gerade in bezug auf seine realen Leistungen, seine militärische, allenthalben nachgeahmte Organisation, seine wirtschaftlichen Einrichtungen, seine Verwaltung, seine Arbeitergesetzgebung usw. Aus dem gesamten Ausland kommen sie, um in die Armee einzutreten, um an den deutschen Universitäten und technischen Hochschulen zu studieren, um die Fabriken und die gewerblichen Verhältnisse, die Verkehrsorganisationen, die Verwaltungseinrichtungen usw. zum Nutzen ihres Vaterlandes kennen zu lernen, Italiener, Engländer, Nordamerikaner, Skandinavier, Russen, Rumänen, Türken, Mexikaner, Argentinier, Japaner, Chinesen. Und seit längerer Zeit fehlen auch nicht mehr die Franzosen, die daheim gleich nach dem Kriege mit Feuereifer die militärischen Einrichtungen der Preußen studierten und benutzten, dann auch das Schulwesen, die allgemeine Schulpflicht z. B., sich vielfach zum Muster nahmen, immer in der Absicht, vom Feinde zu lernen, um ihn zu besiegen. Allmählich aber wandten auch sie sich wieder, wie früher, unsrer Wissenschaft, insbesondere den Naturwissenschaften zu, und zwar ebenfalls mit außerordentlichem Eifer; von Deutschland erwartete man immer das Heil. Man begann wieder über „Teutomanie" zu klagen. Dann nahmen unser neues Wirtschaftsleben und der Aufschwung des Handels und der Industrie die lebhafteste Aufmerksamkeit der Franzosen in Anspruch, und man suchte sich Rechenschaft über die Gründe dieser Entwicklung zu geben. Man fand sie vor allem in der außerordentlichen Organisationsfähigkeit und der ausdauernden Arbeit wie in der wissenschaftlichen Begabung der Deutschen oder, um mit Lichtenberger zu sprechen, in der raison scientifique und der volonté organisatrice.

Ebenso hebt Huret neben „den vortrefflichen Eigenschaften des Mittelstandes, Aufopferung, Kenntnissen und Gewissenhaftigkeit" „das Organisationsgenie, bedingt durch den Gehorsam und die Disziplin der menschlichen Maschine"

hervor. Diese und andre Vorzüge haben gewisse entgegenstehende Eigenschaften wett gemacht. Denn an sich sind nach Huret „die Deutschen doch weder außergewöhnlich intelligent noch besonders tatkräftig, noch auch besser als andre für den Handel begabt. Sie sind schwerfällig, langsam, absprechend, pedantisch und werfen ihren Landsleuten selbst vor, daß es ihnen an Initiative fehlt.“ Aber der moderne Franzose hat trotz aller Achtung vor Deutschland noch andres gegen uns auf dem Herzen als die eben hervorgehobenen Mängel, und wenn wir es recht betrachten, so lebt noch immer die Meinung von der Barbarei der Deutschen. Barbarisch wird zunächst der preußische Militarismus gescholten, während doch eben der militärische Geist als ein alter Vorzug von den Franzosen angesehen wird. Da stellt Marcel Prévost in „Monsieur et Madame Moloch“ dem „ewigen Deutschland“, das ist demjenigen „Kants und Schopenhauers, Werthers und Lottes, dem Deutschland des unsterblichen Zauberers der Töne“ — diesem Deutschland das „falsche vergängliche Deutschland der Landsknechte“ gegenüber. Schärfere Töne schlagen natürlich Leute wie Paul Deroulède an, der in seinem Kriegstagebuch übrigens die Rührigkeit, Klarheit und Ordnung der Preußen wohl zu loben wußte. Aber eine Stelle aus diesem Buch zeigt, wie immer wieder der germanische Barbar in den Vorstellungen der Franzosen auftaucht, nämlich der Satz: „Dieses bald brutale, bald hinterlistige Stockpreußentum ist nicht eine neue Metamorphose, es ist Atavismus, es stammt aus der Zeit Hermanns des Cheruskers“(!). Vortrefflich spiegelt sich die Anschauungswelt vieler Franzosen von den Preußen in mehreren Stellen von Maurice Barrès „In deutschen Heeresdiensten“, die ebenso wie die aus dem Buche Deroulèdes neulich von W. Rath im „Kunstwart“ zitiert wurden. Diese gräßlichen, steifen, ungehobelten, im Kadavergehorsam erzogenen, nach unten drückenden, beschränkt ichsüchtigen Preußen, die heute triumphieren und ganz Deutschland die Form geben, ergänzen sich danach aus kaum erst befreiten Bauern, die auf weiten, wenig kultivierten Ebenen leben und sich bewußt sind, eine Herde zu sein. „Alle Preußen stehen unter Einwirkung des Bieres“, und „dieses Bier lullt eine brutale Seele ein, ohne sie zu ändern, eine Seele, der die angeborene Höflichkeit und die ererbte Kultur fehlen.“ Da haben wir wieder das Bewußtsein der alten kulturellen Überlegenheit der Romanen, das, verbunden mit jenem notgedrungenen Gefühl der Achtung vor unsern Leistungen, bei René Bazin in einer Stelle seines Romans „Les Oberlé“ in sehr charakteristischer Weise zum Ausdruck kommt: „Ich kenne die Deutschen ... sie stehen tiefer als wir (ils nous sont inférieurs) ... Ich hasse die Deutschen nicht ... bewundre sie sogar ... Nur je mehr ich sie kennen gelernt habe, desto mehr habe ich mich als etwas andres gefühlt, einer andern Rasse angehörend, einer andern Art Ideal huldigend, das sie nicht verstehen, und das ich als höherstehend empfinde und Frankreich nenne.“

Dieses traditionelle Überlegenheitsgefühl wird gewissermaßen durch eine Äußerung des franzosenfreundlichen Dänen Georg Brandes erklärt, die im ganzen zutrifft: „Den romanischen Völkern ist als letzter Rest der großen Vergangenheit die alte Kultur übrig geblieben. Niemand spricht hier in

Frankreich laut oder lärmend an einem öffentlichen Ort. Überall trifft der Fremde die durchgeführte würdige Höflichkeit, die als Kennzeichen so wertvoll und an und für sich so ansprechend ist, wenn man von Völkern kommt, wo die Grobheit als Merkmal der Ehrlichkeit und der Derbheit betrachtet wird wie bei Deutschen und Norwegern." Der letzte Passus ist freilich anfechtbar und stimmt z. B. nicht mit dem Urteil Jules Hurets überein, der zwar „den groben Ton der Beamten", im übrigen aber „die einfache freundliche Art der Deutschen" hervorhebt.

Was indessen das Superioritätsgefühl der Romanen auf Grund ihrer alten Kultur angeht, so handelt es sich vor allem um die feinere gesellschaftliche, um die Lebenskultur, die sie besitzen und die uns trotz aller Einzelkultur noch abgeht. Auch der Engländer hat eine bestimmte Lebenskultur, einen kulturellen Lebensstil, ohne den ihm das Leben undenkbar erscheint, und dem niemand widerstrebt. Auch er fühlt sich infolgedessen über die entweder ungewandt-steifen oder formlos-gemütlichen, gesellschaftlich inkorrekten, lauten und schlecht angezogenen Deutschen erhaben. Vor allem aber empfindet der Romane, der lebensfreudige, heitere, elegante, leicht und gewandt sich bewegende Franzose mit seinem selbstverständlichen gesellschaftlichen Talent, seiner gefälligen, klaren, natürlichen Sprechweise, seinem angeborenen Chic und Geschmack ebenso wie der noch natürlichere Italiener mit seinem Schönheitsgefühl, seiner musikalischen Sprache, seiner natürlichen Grazie den Mangel an Lebensstil, das Eckige, Unschöne, Unkultivierte der Lebensformen in Deutschland, die ernste Schwerfälligkeit und Schroffheit.

Das ist der zweite Punkt, warum trotz aller sonstigen Kulturhöhe Deutschlands der Ruf von der deutschen Barbarei nicht untergehen will. Jenes andre Moment, der Haß gegen den angeblich Deutschland knechtenden feudal-militärischen Geist, den man als Residuum mittelalterlicher Barbarei auslegt, findet sich im übrigen nicht nur bei den Franzosen, sondern auch sonst im Auslande, namentlich in den Ländern, die auf ihre „Freiheit" stolz sind. Man sagt, wie z. B. der eingangs erwähnte Novicow, die Germanen, weit entfernt, die Kultur zu fördern, hätten sie gehemmt, weil sie nicht die Freiheit, sondern den Despotismus gebracht. Auf solchen Anschauungen bauen sich dann Urteile auf, wie das des italienischen Professors Guglielmo Ferrero in seinem in Italien hochgeschätzten Buch: L'Europa giovane, wonach Bismarck ein „barbarisches Genie" und seine Regierungsweise für kein andres Volk anwendbar ist als für das der Hunnen. Dabei sei aber hervorgehoben, daß es unter den Italienern ebenso auch begeisterte Bismarckverehrer gibt, wie den Universitätsdozenten Pietro Chimienti, der 1904 ein Buch über Bismarck erscheinen ließ.

Worüber sich viele gebildete Ausländer die Köpfe zerbrechen, das ist der Widerspruch zwischen dem überall gepriesenen deutschen Individualismus und der angeblich in Deutschland herrschenden Unfreiheit, der allgemeinen Disziplin und Unterordnung. In der Tat ist ja auch nicht der Despotismus, wie Novicow will, sondern gerade das oft ungebändigte Freiheitsgefühl und trotzige Selbstbewußtsein etwas Germanisches. Weit treffender

als Novicow hat Guizot seinerzeit geurteilt. Er hat es zuerst ausgesprochen, daß die Idee der persönlichen Freiheit von den Germanen der europäischen Welt eingefügt sei. Die einheitliche Zentralisiertheit, die schematische Regelmäßigkeit ist etwas Romanisches, eigentlich Römisches. Die Ausländer, namentlich die Franzosen, finden nun aber gerade bei uns den Sinn für Unterordnung besonders ausgeprägt. Schon die Staël meinte: „Der Geist der Deutschen und ihr Charakter scheinen keine Gemeinschaft miteinander zu haben: der eine kann keine Schranken ertragen, der andre unterwirft sich allen Jochen". Ähnlich weist dann neuerdings Lichtenberger darauf hin, wie die Deutschen einerseits den modernen Subjektivismus aufs höchste ausgebildet, aber andrerseits den religiösen Geist, den Respekt vor der Autorität durchaus bewahrt hätten. Dieser Autor betont an andrer Stelle das Spezialistentum des Deutschen, der gern einen Teil seiner Individualität opfere, um sich ganz und gar, ohne Rücksicht auf alles andre, auf ein sorgsam gepflegtes Spezialgebiet zu werfen. Der universale Mensch werde von dem „gründlichen" Fachmenschen verachtet. Man beschränke sich also gern freiwillig. Daher assoziiere man sich auch gern, ordne sich leicht unter, gründe die unzähligen Vereine aller Art, kurz — der Deutsche habe den Instinkt der Disziplin. Der Individualtrieb der Deutschen sei außerordentlich intensiv, aber nicht anarchistisch. Auch der Klassenkampf sei daher nicht revolutionär, sondern ein organisierter Wirtschaftskampf. Dasselbe Thema schlägt endlich auch der schon erwähnte Jules Huret an, indem er ein Gespräch mit dem Fürsten Bülow wiedergibt. Als dieser auf die vielen Sandwälle am Strande von Norderney, in denen jede Familie für sich haust, mit den Worten hinweist: „das ist der deutsche Individualismus", wendet Huret ein: „Und doch gibt es auf der ganzen Welt kein Volk, wo der Korpsgeist und die Disziplin stärker entwickelt wären als in Deutschland, der Heimat der ‚Verbände' und ‚Vereine'". Er läßt darauf den Fürsten Bülow erwidern, daß „die Deutschen in allem individualistisch sind, was die Integrität ihrer Gedanken und ihres intimen Lebens betrifft, daß sie sich nicht unter die Unwandelbarkeit der Glaubenslehre beugen, sondern sich immer das Recht vorbehalten, sie zu erörtern; das Gesetz dagegen ist in ihren Augen etwas Unanfechtbares, dem jeder unbedingten Gehorsam entgegenbringt". Die Neigung zur Disziplin gehe nur aus angeborenem Ordnungssinn hervor, der Hang zur Gruppenbildung sei nur Äußerung der Organisationsgabe. Trotz alledem sei der Deutsche durchaus persönlich und recht streitsüchtig. Wir wollen hier die Frage nicht näher erörtern — wobei man etwa auf die immer zu beobachtende Kompliziertheit des deutschen Wesens, auf die deutsche „Doppelseele" hinweisen und bereits aus germanischer Zeit den Widerspruch zwischen unbändigem Freiheitsgefühl und Disziplinlosigkeit und der Bindung in der „Gefolgschaft" heranziehen könnte —: jedenfalls fällt dem Ausländer heute vor allem der große Ordnungssinn der Deutschen auf, die Disziplin und das Autoritätsgefühl, die sich so gut in der Organisation der deutschen Armee wie in der strammen Parteiorganisation der Sozialdemokratie zeigen. Die einen schelten das „Herdenqualitäten", die andern beneiden die Deutschen darum.

Und so ist denn überhaupt das Urteil über die Deutschen heute höchst widerspruchsvoll. Für die einen sind sie trotz aller geistigen und realen Ruhmestaten ein rückständiges Volk. Diese meinen, wie Lichtenberger, ohne sich mit ihnen zu identifizieren, es ausdrückt, „daß das heutige Deutschland, militaristisch und feudal, imperialistisch und streng realistisch, eingenommen für Macht und Reichtum und hochmütig herabblickend auf jede demokratische oder humanitäre Ideologie, ein Anachronismus im modernen Europa ist." Nebenbei bemerkt, kann man von einem idealen Geist der Deutschen heute in der Tat nur in sehr geringem Maße reden. Es überwiegt eine höchst äußerliche Weltanschauung, deren geldstolze Anhänger etwa auf ideal gerichtete Gelehrte genau so geringschätzig herabsehen wie irgendein Krautjunker aus dem Osten, der über Geist und Gelehrsamkeit heute noch oft so denkt wie einst Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Das Ausland hat aber vor allem eben den gefürchteten feudal-militärischen Geist im Auge, der angeblich die Deutschen beherrscht. Die dadurch hervorgerufene Unbeliebtheit der Deutschen wird gesteigert durch jene gesellschaftlichen Mängel: auch wird ihnen ein herausforderndes lautes Gebaren und außerordentliche Selbstüberhebung vorgeworfen. Huret zitiert den Brief eines freilich in keiner Weise maßgebenden Serben, der es unerträglich findet, wie die Deutschen „sich beständig ihrer eigenen guten Eigenschaften rühmen und alles Ausländische herabsetzen, um so mehr, da sie die ausländischen Sitten auf wahrhaft lächerliche Weise nachahmen". Dazu kommen dann der Neid und die Eifersucht auf Deutschland infolge seines außerordentlichen Aufschwungs. Hier denkt man vor allem wohl an die Engländer, die, trotz Carlyle, wenig Notiz von uns nahmen, bis mit dem wachsenden Interesse die Abneigung gegen den geschäftlichen und politischen Konkurrenten wuchs, die ungeachtet aller Bestrebungen von beiden Seiten immer noch stark ist. Die wohlwollende Beurteilung Deutschlands in S. Whitmans „Imperial Germany" kann nicht als typisch gelten.

Andre Nationen dagegen sind in erster Linie Bewunderer des neuen Deutschland und sehen in ihm ein Vorbild, wenn nicht in allen, so doch in vielen Beziehungen. Mögen z. B. die slawischen Stämme sich in einen mehr oder weniger fanatischen nationalen Gegensatz zu den Deutschen festbohren, das, was sie der deutschen Kultur verdanken, können sie doch nicht wegleugnen, und vernünftige Beurteiler, am ehesten noch die Russen, die auch unsern Charakter gelegentlich rühmen, erkennen das an. Auf wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete sind sie unsre Schüler. Nicht anders die Balkanvölker. Und hier vernehmen wir häufiger dankbare Stimmen, namentlich von Rumänen. Trotz aller Intrigen und Antipathien haben die deutsche Kultur und das deutsche Wesen immer noch zahlreiche Freunde in Italien. Gerecht anerkennende Franzosen haben wir eben erst in ihren Urteilen angeführt. Von Leroy-Beaulieu wird folgende Äußerung zitiert: „Deutschland ist eine sehr große Nation, einer der ersten Faktoren der Zivilisation und in seiner Eigenschaft als Werkstätte der Gelehrsamkeit geradezu die erste Macht der Welt." Und der Belgier Maeterlinck soll auf einem Bankett in Berlin gesagt haben: „Deutschland ist das moralische Gewissen der Welt, ja

mehr noch, es ist das Gewissen des Menschengedankens der Gegenwart." Den Dank für die Segnungen, die die deutsche Nation der Neuen Welt gebracht, hat Professor Learned einmal so ausgedrückt: „Die Kulturgeschichte lehrt uns, daß seit Hunderten von Jahren deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft, deutsche Erziehung, deutsche Literatur und Kunst auf Amerika in derselben Weise einwirkten wie einst Griechenland auf die Kulturstaaten der Alten Welt". In Brasilien und Argentinien gibt es Apostel der deutschen Kultur; und wie die Japaner uns nacheifern und gelegentlich auch, trotzdem sie in ihrem Eifer nur an sich denken, dankbar das Vorbild rühmen, ist bekannt.

So brauchen wir Deutschen denn auch unsre Unbeliebtheit nicht tragisch zu nehmen. Politisch ist sie heute gefährlich, aber gegen diese Gefahr schützt uns unsre Macht. Auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet heben uns unsre Leistungen und deren Anerkennung über eine Minderung des Ansehens infolge jener Abneigung hinweg. In unsrer Lebenskultur aber, nach der wir immer noch als unangenehme oder als komische Leute nur allzu oft dem Ausländer erscheinen, werden wir Fortschritte zu machen haben. Nicht freilich durch Nachahmung andrer Nationen, wie seit Jahrhunderten der Franzosen und neuerdings der Engländer, sondern durch Pflege und Ausbildung der edlen Seiten unsres eigenen Volkstums und Wesens.

Briefe aus den Bergen.

Von

E. T. A. Hoffmann.

Mitgeteilt und erläutert von Hans von Müller.

Vorbemerkung.

In dem fünfbändigen Supplement zu Reimers Hoffmann-Ausgabe, das der Stuttgarter Verleger Brodhag 1839 mit Hilfe von Kunz und anderen zusammenstellte, befindet sich bekanntlich auch ein „Brief des Kapellmeisters Johannes Kreisler", der in Anknüpfung an das Konzert, das eine Frau K. am 10. März d. J. im Opernhause gegeben, sich scharf gegen die Verwendung der Glasharmonika ausspricht. Kunz bezeichnet den Aufsatz mit gewohnter Dreistigkeit als bis dahin ungedruckt; in Hoffmanns Nachlaß fand sich jedoch 1901 die private Erwiderung der angegriffenen Künstlerin, nämlich ein sehr maßvoll und bescheiden gehaltener Brief der Schauspielerin und Theaterschriftstellerin Friederike Krickeberg (1770—1842) vom 8./9. Mai 1819, in dem auf Hoffmanns Angriff im „Freimüthigen" Bezug genommen wird.

Bekanntlich hatte Hoffmann sich 1803 in diesem Blatte die literarischen Sporen verdient, und ich verlangte 1902 in der „Musik" eine Durchsicht auch der späteren, von August Kuhn redigierten Jahrgänge. Nachdem im Herbst 1905 der Druck meiner Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel bis zum Jahre 1819 fortgeschritten war, unternahm ich selbst jene Durchsicht und fand dabei in den drei Jahrgängen 1819—1821 sechs größere, durch je 2—6 Nummern laufende Beiträge Hoffmanns. Der erste und der letzte sind allerdings lediglich Proben aus Büchern, deren Erscheinen bevorstand (also kritisch wertlose Neudrucke nach Aushängebogen): die „Bruchstücke aus dem zweiten Bande der Serapions-Brüder" (3. und 5. April 1819) und die „Trauerrede am Grabe des zu früh verblichenen Katers Muzius" (aus Murrs Lebensansichten, 13. und 14. Dezember 1821). Wichtig sind jedoch die vier anderen Beiträge. Nur einer davon hat die Form der Erzählung: es ist der Alt-Berliner Schwank „Aus dem Leben eines bekannten Mannes. (Aus einer alten märkischen Chronik.)"

(25. und 27. Mai 1819), der dann nach Jahresfrist im dritten Bande der „Serapions-Brüder" (S. 15—27) wiederholt wurde. Die anderen drei Arbeiten sind in Briefform gehalten und entzogen sich daher der Wiedergabe in einer Sammlung von Erzählungen. Die beiden Brief-Beiträge zum Jahrgang 1819 sind von Kunz am oben genannten Orte wiederholt: Kreislers Brief über die Glasharmonika (29. und 30. April) und die Aktenmappe über die „Haimatochare" (24., 26. und 29. Juni), diese noch nie genug gewürdigte Groteske, über deren Entstehung Herr von Maassen kürzlich schöne Dokumente veröffentlicht hat, ohne freilich damit das sehr dankbare Thema zu erschöpfen. Der große Beitrag zum Jahrgang 1820 ist dagegen Kunz entgangen.

Es handelt sich um einen nachträglichen freien Bericht über die einzige größere Reise, die Hoffmann als Kammergerichtsrat unternommen hat. Im selben Monat, in dem er diesen Bericht begann, im Mai 1820, teilte Hoffmann dem Dr. Friedrich Speyer in Bamberg mit[1]), er habe in den Monaten Juli bis September 1819 drei schlesische Gebirgsbäder besucht: erstens Warmbrunn im Riesengebirge, zweitens Flinsberg im Isergebirge (beide im früheren schlesischen Fürstentum Jauer, dicht an der böhmischen Grenze), drittens Landeck im Reichensteiner Gebirge (in der Grafschaft Glatz, dicht an der Grenze des österreichisch gebliebenen Schlesien); ferner habe er auf dieser Reise einen Abstecher nach Böhmen gemacht, und zwar bis nach Prag. (In Warmbrunn war Hoffmann bekanntlich schon 21 Jahre vorher, 1798, gewesen, und 40 Jahre später, 1859, ist seine Witwe dort gestorben.) — Der Bericht im „Freimüthigen" ist eingekleidet in eine Folge von Briefen an Berliner Bekannte. Der 1. Brief (erschienen am 2. Juni) berichtet über den Anlaß zur Reise und die Hinfahrt bis zur vorletzten Station, der Stadt Hirschberg; der 2. (1. und 2. Dezember) schildert die Ankunft in Warmbrunn und die regnerischen ersten Wochen dort, der 3. (14.—16. Dezember) zeigt das dortige Badeleben, und der 4. sollte eine Fußwanderung auf die Schneekoppe erzählen. In der Folge sollten wir fort aus Rübezahls Bereich ins Isergebirge geführt werden, dann wären die Fata in Böhmen und der Grafschaft Glatz zu berichten gewesen; das Ganze war offenbar auf mindestens ein Dutzend Briefe angelegt, wie auch aus den vielversprechenden Verheißungen am Schluß des 1., des 2. und des 3. Briefes hervorgeht. Hoffmann ist dann aber, wie der 3. Brief deutlich merken läßt, beim Fabulieren der ständigen Rücksichtnahme auf die Lokalität und das ihm mehr oder weniger gleichgültige Milieu müde geworden und hat das Unternehmen fallen lassen, nachdem höchstens ein Viertel vollendet.

Trotzdem wird man sagen dürfen, daß selten ein Schriftsteller eine ihm heterogene Arbeit mit mehr Grazie und Laune begonnen hat. Eben weil Hoffmann fühlte, daß die Aufgabe, die jeder Reisefeuilletonist spielend gelöst hätte, ihm nicht lag, eben weil er diesen Mangel an robuster objektiver Berichterstatterfähigkeit maskieren mußte, so hat er hier seine lyrischen wie seine humoristischen Kräfte abwechselnd wie in einem Feuerwerk spielen lassen.

[1]) Vorläufig in der „Insel" vom Februar 1902 von mir veröffentlicht.

So kommt es, daß wir in diesem als Ganzes durchaus mißlungenen Werke dennoch den ganzen Hoffmann im Extrakt vor uns haben, und daß Einzelheiten darin sind, die er anderswo kaum überboten hat. Es gibt Leute, die sich Hoffmann nur als ewigen Jüngling vorstellen können, der darauf angewiesen ist, mit sentimentalem Flennen sich ein Eden zu erträumen. Unsere „Briefe" verleugnen den Ekstatiker nicht; aber sie zeigen uns vor allem den Mann, dem dreifaches Erz die Brust gepanzert hat und der dem Schicksal gewachsen ist. Es gibt ferner — wenn auch hoffentlich nur in Österreich — Leute, denen Hoffmann als Struwwelpeter und Subalternbeamter vorschwebt, der, zeitlebens in einer Dachkammer hockend, unter Flüchen seine Werke schreibt, um sich von seinem Elend zu erlösen. Ihnen besonders empfehle ich diese „Briefe" als Kur. Wie scharmant dieser Tausendkünstler mit gebildeten Frauen, mit jungen Künstlerinnen zu plaudern weiß! Unsere Briefe lassen es verstehen, daß der so heitere wie tiefe Meister, der Schöpfer des Kreisler und der Brambilla, Weltmänner und Künstler in gleicher Weise angezogen hat.

Zum Schluß seien noch ein paar Worte über die Reproduktion der „Briefe" erlaubt. Da wir nicht einen einzigen Privatbrief Hoffmanns von der schlesischen Reise besitzen und da andrerseits diese fingierten Briefe Hoffmanns Persönlichkeit deutlicher zeigen als die meisten wirklichen Briefe, so habe ich sie im März 1906 als „Intermezzo" in meiner [noch nicht veröffentlichten] Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel drucken lassen. Grisebach hat sich noch an seinem Todestage darüber gefreut; sechs Tage darauf, am 28. März, hat sie der Landgerichtsrat Adalbert Hoffmann in Breslau in der dortigen Ortsgruppe des Riesengebirgs-Vereins zu einem Vortrage verwertet. Zwei Jahre später, im März 1908, ist der erste Brief ungefähr zur Hälfte im Keller von Lutter & Wegner von Oskar A. H. Schmitz etwa zwanzig Versammelten, darunter Hoffmann-Kennern wie Georg Ellinger, Felix Poppenberg, Wilhelm Kleefeld vorgelesen worden. Da jenes Briefkorpus zu meinem großen Leidwesen erst zu Ostern 1910 wird erscheinen können, so halte ich es für angezeigt, die „Briefe", die in meinen Nachberichten zur „Königsbraut" (in den „Märchen der Serapions-Brüder") und zum „Meister Floh" bereits zitiert sind, nunmehr allen Freunden Hoffmanns zugänglich zu machen. Meine Erläuterungen von 1906 habe ich mit zwei, drei kleinen Zusätzen wieder abgedruckt; die textkritischen Angaben sind jedoch auf den berechtigten Wunsch der Redaktion hier gestrichen. Nicht nur die Eingriffe des „Freimüthigen" in Hoffmanns Schreibung, sondern auch kleine und große Druckfehler sind also stillschweigend beseitigt; z. B. ist im ersten Briefe dreimal „Satanisten" (jedesmal mit Schluß-s!) in Satanisken geändert. — Für Leser, die mit Hoffmanns Sprachgebrauch nicht vertraut sind, bemerke ich noch, daß bei ihm „Geschäftsmann" immer = „Beamter" ist und „nicht dürfen" = „nicht brauchen", „es nicht nötig haben".

1. An die Frau von B.[1])

Hirschberg, den 10'[2]) Julius 18—.

Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau! wenn in diesem Augenblick plötzlich, wie durch den Schlag des magischen Stabes hingezaubert, ein Mensch Ihnen vor Augen steht, der Gesicht, Farbe, Gestalt, kurz die ganze sterbliche Hülle Ihres gehorsamsten Dieners trägt, so daß er in der That niemand anders seyn kann, als Ihr gehorsamer Diener selbst. Besagtes Zauberbild ergreift in der demüthigst süßesten Stellung des vortrefflichsten Seladons Ihre Hand, drückt sie wehmuthsvoll mit merklichem Beben an die Lippen und lispelt mit kläglichem Blick gen Himmel:

Verzeihung — o Verzeihung! — Sie hatten Recht, gnädige Frau, Sie hatten ganz Recht, nur ein ärgerlicher verderblicher Spleen war, in meinem Innern gegohren, ganz artig aufgegangen, und machte mich zu dem unausstehlichsten aller Erdenkinder. Und doch glaubt' ich, nur der Leib sey es, der feindlich den Geist bekämpfe, unerachtet nur dieser die verderbliche Waffe ergriffen, und doch achtete ich nicht Ihren Rath, alle Medizinflaschen zum Fenster hinaus auf die Gasse und dann mich selbst nachzuwerfen, wiewohl nicht aus dem Fenster auf die Gasse, sondern nur hinein in den Reisewagen. Und doch belästigte ich die mildeste aller Frauen mit allen Bizarrerien eines feindlich aufgeregten Gemüths. Oft ließen Sie es mir nicht undeutlich merken, wie wohl irgend ein finstres oder vielleicht nur ärgerliches Ereigniß mich verstimmt, und wie ich nicht wohl thäte, das hartnäckig in meiner Brust zu verschließen, was, einmal herausgetreten, vielleicht verschwimmen könne in

---

[1]) Im Frühjahr 1813 führte H. in der Einleitung zu den „Kreislerianis" zum ersten Male „das Fräulein von B." als Kreislers Schülerin und Freundin auf (Fant.-St.[1] I 54 f. [wiederholt Kreislerbuch S. 303]: gedruckt ist der Bogen zwischen dem 6. und 19. Juli 1813). 1819 hat H. dann bekanntlich in der Biographie Kreislers mit höchster Liebe diese Figur ausemalt als das Hoffräulein Julia (von) Benzon.

Deren Mutter, die Ralswitwe Amalie (von) Benzon, ist am Hofe „die einzige, deren Adel zweifelhaft und die der Fürst dennoch ein für allemal als Courfähig angenommen" (Murr-Kreisler I 56 f. = Kreislerbuch S. 15). In dieser Figur vereinigt H., wie ich schon an andrer Stelle ausgeführt, Reminiszenzen an zwei Frauen, nämlich an eine Berliner Bekannte aus dem Jahre 1807/8 und an Frau Fanny Marc in Bamberg. Hier interessieren uns nur die Stellen, bei denen H. an jene denkt:

Kreisler ist der Rätin bei kurzer Bekanntschaft wert geworden (M.-K. I 116 = Kb. 36): sie fand ihn, der durch die französische Invasion sein Amt verloren, hin und her schwankend, unfähig, einen Entschluß zu fassen, zerrissen im innersten Gemüt: nun thut sie ihm den klaren, wolkenlosen Himmel einer ruhigen in sich abgeschlossenen Weiblichkeit auf, ihr Haus wird ein friedliches, freundliches Asyl für ihn, und ihre Gespräche voll Heiterkeit und Milde bannen den Dämon der Unruhe, der ihn umhergetrieben (M.-K. I 119 f. = Kb. 38 f.). Schließlich veranlaßt sie ihn, mit der Kunst Ernst zu machen und Kapellmeister zu werden (M.-K. I 212 f. = Kb. 11).

In der Frau von B. dieses Briefes haben wir wieder jene gütige, heitere, sicher in sich ruhende halb-mütterliche ältere Freundin, die ihn unvermerkt zum richtigen leitet. (Statt der Tochter tritt freilich hier ein Neffe auf; aber an jenen Stellen der Kreisler-Biographie ist auch von keiner Tochter die Rede.)

[2]) Wie ein Vergleich mit Hoffmanns Brief an Fouqué vom 15. Juli 1819 und dem Verzeichnis der Postkurse desselben Jahres ergibt, ist der Hirschberger Aufenthalt um etwa acht Tage zurückverlegt; bei der Abfassung der „Briefe aus den Bergen" sind also offenbar keinerlei Tagebuch-Aufzeichnungen benutzt.

Nichts! — Ja, gnädige Frau, ich hätte offenherzig seyn sollen, ich will es jezt seyn, ich will alles gestehen! — Vernehmen Sie, daß ich mich in den lezten Wochen vor meiner Abreise von B[erlin] in dem fürchterlichsten Stadium jener unglücklichen Krankheit befand, die nur Dichter und Schriftsteller zu befallen pflegt, wiewohl Geschäftsmänner auch nicht davon frey bleiben mögen. Ich meine jenes Stadium, wenn nach zwölf verschnittenen mißrathenen Federn die dreyzehnte die ärgsten Zähne hat, und mit heilloser Furie dermaßen um sich sprizt, daß jeder ziemlich gezogener Anfangsbuchstabe mit gesprenkeltem Marmor grundirt erscheint, wenn Ströme des schärfsten Essigs nicht hinreichen, die Tinte in Fluß zu bringen, wenn ein plötzlich, wie ein Mondstein, niederfallender Tintenklecks den sublimsten Gedanken todtschlägt. Ist das zum Aushalten? — Aber noch mehr! — Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie von jenem Mann gelesen haben, der das besondere seltsame Unglück hatte, daß sich Polizeybediente in der Größe eines Fingers auf seinen Teller, seinen Löffel, seinen Krug sezten und ihm alles vor dem Munde wegschnappten, so daß er befürchten mußte, Hungers zu sterben. Ich glaube, Sie kennen den Mann, da Ihnen so leicht nichts fremd blieb, was in psychologischer Hinsicht Merkwürdiges geschrieben und gedruckt ward! — Genug, mir ging es beynahe eben so. Eine Menge litterarischer und poetischer Polizeydiener, in netter schwarzer Tracht (wiewohl ohne Epaulets), sezten sich auf meine Schulter, auf meine Mütze, auf meine Finger, und schnappten mir jeden guten Einfall, jeden hübschen Gedanken, jede gut gestellte Phrase dicht vor dem Papiere weg. Ja, sie verfolgten dergleichen oft bis in das Tintenfaß hinein, so daß in dem Augenblick, da ich die eingetunkte Feder hinauszog, alles von den Satanisken aufgeschluckt war. Dabey riß in meiner Schreibstube eine solche störende Lebendigkeit ein, die mich ganz aus aller Fassung bringen mußte. — Ein Paar Pantoffeln von dem schönsten grünen Saffian, in die ich aus purer Eitelkeit zu fahren pflege, wenn mich am frühen Morgen ein reisender Schriftsteller oder Journalist besucht, damit ich ihm wohlgefalle und er nichts Nachtheiliges über mein Negligee verbreite, ja eben diese Pantoffeln nahmen sich die Erlaubniß an, auf ihre eigne Hand, ohne irgend einen Inhalt an Fuß, in der Stube langsam auf und ab zu wandeln, bis sie zulezt in förmliche Menuetpas geriethen, wozu das Fortepiano, ebenfalls ohne fremde, sondern mit eigner Hand aufspielte. Daß der Ofen mir ganz verfluchte Gesichter schnitt, die Geranienstöcke vor meinem Fenster sich verdrießlich rüttelten und schüttelten, das alles hätt' ich schon leiden mögen, aber ganz unausstehlich war es doch, daß der Schreibtisch mit häßlich knarrenden Seufzern, ja mit widrigem Stöhnen, sich unter meinen Armen fortschob, daß die gelassensten Bücher plötzlich in toller Furie aus dem Schrank herausſprangen und sich selbst laut lasen! — Gestehen Sie, gnädige Frau! daß solch wirres Treiben wohl das ruhigste, besonnenste Gemüth ein wenig alteriren kann.

Doch genug von dem gräßlichen Leidenszustande, dessen ich nur so weitläufig gedachte, um Ihr Mitleid in Anspruch zu nehmen, und desto leichter Ihre Verzeihung zu erringen, für alle Sünden des alterirten Ichs, das ich nun gänzlich zu verläugnen gesonnen.

Lassen Sie mich nun lieber gleich noch einmal des herrlichen Abends vor meiner Abreise gedenken, den ich in Ihrer Villa (so kann ich wohl mit Recht Ihr Landhaus nennen, sey es auch nicht seiner Extensivität, sondern seiner Intensivität halber) mit Ihrem lebensheitern Neffen zubrachte. — Es ist wahr, eine tiefe geheimnisvolle Magie der Natur liegt in den Blumendüften. Als ich jenen Abend in dem schönen mächtigen Laubgange saß, als im Hauch des Abendwindes die Düfte des blühenden Jasmins, der Fackeldisteln [1]), Lilien, Rosen mich umströmten, da fühlte ich ein unnennbares Wohlseyn, das aufging in meinem Innern, wie heilige herrliche Musik. Auf's neue glaubte ich die tiefere Bedeutung des dichterischen Wahnsinns zu verstehen, der Duft und Musik in einen Brennpunkt der Empfindung stellt, und selbst jener seltsame Traum, in dem ich, eine OpernProbe dirigirend, einer Sängerinn zurief, sie möge in den Vortrag einer Arie mehr Nelkenduft bringen, kam mir nicht mehr skuril vor, wie sonst. Die Satanisken hatten mich verlassen, die Pantoffeln standen still, und die Töne, welche zu mir herüberschwammen, hallten nicht mehr aus dem Fortepiano, nein, der Weltgeist selbst rührte die unsichtbaren Saiten, die durch das Universum sich spannen, in jedes Brust mächtig hineintönend und die innere Stimme weckend, damit sie hinaushalle in die Akkorde der Natur! — Als nun in dem fernen Gebüsch eine Nachtigal zu schlagen begann, war es mir, als stiege alles Entzücken süßer Wehmuth, die Sehnsucht, das Verlangen sichtbarlich auf aus den Blumenkelchen — und in demselben Moment erschienen Sie, gnädige Frau! mit ihrem Neffen, am Ende des Laubganges. Ich sprang Ihnen entgegen und fühlte die Macht des unnennbaren Zaubers, der sonst mir mein schönstes Dschinnistan erschloß, und der nur auf ein störriges, verstörtes Gemüth seine Wirkung verfehlt. Ja, gnädige Frau, es ist die unwiderstehlichste Zauberkraft der geistreichsten, liebenswürdigsten Frau, die Sie längst an mir übten, aber — ich sag' es unverholen — mächtiger, als jemals, an jenem Abende, den ich zu den schönsten meines Lebens zähle. Ihr Neffe sprach viel, vielleicht zu viel, von der Reise nach Italien, die er im Sinne hat; aber da gedachten Sie der schönen Rheingegenden, und wußten alle Bilder der herrlichen Zeit, die ich dort verlebte, in frischer glühender Farbenhelle vor mir aufsteigen zu lassen. Wir sprachen von jenem Jahr, als ein wunderbares Gestirn, in stralendem Liebesfeuer mit der Erde buhlend, aus ihrem tiefsten Schooß die geistig belebende Kraft des edelsten Weins hervorrief [2]), und wie Sie denn mit feinem Takt, mit tiefem Sinn

[1]) Schon 1817 nennt Hoffmann im „Steinernen Herzen" (Nachtstücke II 339) die großblumige Fackeldistel (Königin der Nacht, Cactus s. Cereus grandiflorus), die nur um Mitternacht blüht und dann weithin ihr Aroma verbreitet: und in dem 1821 entworfenen Blumenmärchen „Meister Floh" erscheint der rauhe George Pepusch mit dem treuen Herzen als Personifikation dieser Pflanze, deren dürrer, kahler, stachliger Stamm so seltsam kontrastiert mit den prachtvollen, isabellfarbenen, vanilleduftenden Blumen.

[2]) Den Wein des Jahres 1811 läßt H. bekanntlich schon in der Silvesternacht 1814/15 von einem Kavallerieleutnant rühmen: Faut.-St.[1] IV 21 f. — Der Komet des Jahres war in seiner Art ebenso merkwürdig: er hatte zur Zeit seines größten Glanzes, Mitte Oktober, einen Schweif von 12—15 Millionen Meilen und war später noch in einer Entfernung von 60 Millionen Meilen sichtbar (Abbildungen bei Littrow, Wunder des Himmels[2] [1837] Figg. 80—82. — Aus

das, was eben in den Moment hinein paßt, zu errathen, zu bereiten verstehen, so hatte ich gar nicht einmal den Wink bemerkt, auf den Ihre rührige Florentine fortsprang und in wenigen Sekunden mit einer Flasche jenes herrlichen Getränks wieder bey uns war. Als nun das flüssige Feuer in den Gläsern perlte, da gingen Worte und Reden auf aus dem ins Tiefste hinein erfreuten Gemüth, und stralten durcheinander, wie Lichtfunken. Und nichts mehr konnte diese Funken verlöschen, denn selbst unsere gute runde Madam S., die plötzlich — gespenstisch, könnte man sagen, wäre sie für ein Gespenst nicht wirklich zu rund aus der finstern Laube hervortrat und, nachdem sie mit kühn begeisterter Rede von einem neuen Petinetkleide gesprochen, in pindarischen Schwung gerieth über einen ZebraShawl, den ihre Augen geschaut heutigen Tages unter den Linden — selbst diese gute, zu runde Madam gab nur Gelegenheit, daß Sie, gnädige Frau, jene gemüthliche liebenswürdige Ironie ganz entwickeln konnten, die so oft der hohen Anmuth Ihrer Unterhaltung noch den reinen Goldschimmer desjenigen Spottes giebt, der sich aus dem innig gefühlten Leben selbst entwickelt, und der nur sanft kitzelt, ohne zu verletzen. — Ewig unvergeßlich wird es mir bleiben, wie in mein Inneres hinein die lezten Worte fuhren, die Sie beym Scheiden zu mir sprachen.

„Das war ein heitrer, schöner Abend — Nicht wahr, Sie machen eine Reise?" — So lispelten Sie zu mir, indem ein leiser Händedruck mir es deutlich sagte, daß nur diese Reise, die mich auf einmal aus dem Heer aller mich verfolgenden, quälenden Satanisken hinauswerfen mußte, mich von dem ärgerlichsten aller ärgerlichen Spleene befreien konnte, und mein Entschluß stand unerschütterlich fest. —

Sie wissen, gnädige Frau, daß ich mit der Hast, zu der mich die Furcht vor irgend einem mephistopheliſchen, mich aufs neue verstörenden Prinzip trieb, folgenden Tages alles, was zu meiner Reise nöthig, in Ordnung brachte, so daß ich um Mitternacht schon im Reisewagen saß. Zu melden habe ich aber noch, daß meine Ausfahrt stürmisch und schreckenhaft zu nennen. Hat in den Zeitungen oder in irgend einem andern Blatt, das von den Ereignissen in B[erlin] spricht, irgend etwas von einem fürchterlichen Getöse gestanden, das sich zu selbiger Mitternacht in der —Straße erhoben, ohne daß man dessen Ursache entdecken können, so ist das eben meine Ausfahrt gewesen. Durch den Thorweg des Hauses fahrend, fiel es mir nehmlich ein meine Simsonskraft zu üben und den Thorflügel aus den Angeln zu heben und niederzuwerfen, so daß entsezt alle Hunde des Hauses zu heulen, alle Katzen zu miauen begannen und aus mehreren Kehlen aufgeschreckter Schläfer ein Angstgeschrey ertönte. Sie werden, gnädige Frau, das unglaublich finden, und man könnte sagen, der Postillion habe zu kurz gelenkt, die zum Glück starke haltbare Axe habe den Thorflügel gefaßt und ihn umgeworfen. Da ich aber denn doch als alles bewegendes Prinzip im Wagen saß, und den

---

H.s Leben 1811 ist sehr wenig bekannt: verreist war er mindestens zweimal: Ende März ostwärts, nach Bayreuth und Ende Juli in unbekannter Richtung, möglicherweise nach Würzburg, also westwärts; die Rheinreise dürfte aber erfunden sein.

Wagen gewissermaßen nur als geraümigen bequemen ReiseRockelor umgenommen, so kann ich nicht umhin, mich selbst als Urheber jenes schreckhaften Ereignisses zu nennen.

Verführe ich nach dem Muster gewisser freundschaftlicher Briefe, so müßte ich Ihnen, gnädige Frau! jezt genaue Rechenschaft geben, was ich unterwegs alles gedacht und empfunden, in welchen Wirthshaüsern ich eingekehrt, welche Speisen ich genossen, nebenher eine kurze Charakteristik der Wirthe und Postmeister geben, Reflektionen über Kochkunst, Gesinnung im Leben, Fuhrwesen, Oekonomie, Reiselust u. d. einflechten. Ich könnte sogar irgend eine rührende Erzählung eines Postknechts einstoßen, oder eine interressante Maria mit einem Wachtelhunde am Bande, oder einen Lorenzo, auffinden und so in das Gebiet verjährter Sentimentalität streifen[1]). Ich will das aber alles bleiben lassen, weil es langweilig ist und verbraucht, und lieber eines einzigen Moments erwähnen, in dem es mir schien, als schütt'le ich wirklich allen Drang des Irdischen ab.

Der Postillion blies gerade sehr hell und noch dazu in ziemlich reinen Tönen: Es ritten drey Reiter zum Thore hinaus pp, als ich aus dem tiefen Schlafe erwachte, in den ich bey dem einförmigen Geraüsch des auf der harten Chaussee fortdonnernden Wagens versunken. — Ich glaube Ihnen, gnädige Frau, schon einmal gesagt zu haben, daß ich im Wagen schlafend nichts traüme, als Musik und Musik, daß ich Simphonien, Opern, Lieder, Messen, und was weiß ich sonst noch, komponire, mit dem nicht geringen Vortheil,

[1]) Hoffmann und Sterne.

Im „Tristram Shandy" (Teil IX, Kapitel 24) erblickt der Autobiograph auf seiner Reise durch Frankreich unweit Moulins ein melancholisches Mädchen und erfährt von seinem „gefühlvollen" Postillon, daß es eine Maria ist, die infolge eines Eheverbotes den Verstand verloren hat. In der „Sentimental Journey" (gegen Ende des II. Buches) findet, zwei Jahre später, Tristrams Freund Yorick das Mädchen am selben Orte, mit einem Hündchen am Bande. — Im Beginn seiner Reise, in Calais, hatte Yorick bekanntlich einen Franziskaner Lorenzo getroffen, mit dem er zum Andenken die Tabaksdose wechselte (ebenda, im I. Buch). —

Die „Sentimental Journey" war von jeher ein Lieblingsbuch H.s gewesen, seine Briefe an Hippel aus Königsberg und besonders die aus Glogau sind auf das stärkste von ihr beeinflußt (er „sentimentalisiert" 1796 auf der Reise in Marienwerder und ist versucht, „einen JoricksKuß" zu geben: Hippel nennt ihn zweimal nach (Tristrams und) Yoricks Freunde Eugenius; H. selber nennt sich dreimal so).

1818 oder in der Krankheitszeit von 1819 scheint H. das Buch wieder gelesen zu haben: wenigstens spielt er seitdem wieder mehrfach auf Figuren und Stellen darin an. Gegen Schluß der „Sentimental Journey" (aber noch in Paris) liest bekanntlich Yorick ein Makulaturblatt mit einem Fragment von Rabelais, worin erzählt wird, wie ein Soldat während eines Sturmes auf dem Pont neuf in Paris einen Advokaten seines feinen Castor-Hutes beraubt: und es kann kein Zufall sein, daß H. im Frühjahr 1819 ein „Makulaturblatt" gleichen Inhalts den Lebensansichten seines Katers Murr einschiebt und damit die Reihe der Kreisler-Fragmente eröffnet (Murr-Kreisler I 11 f. = Kreislerbuch S. 287). Anderseits erinnert der Aufbau der Kreisler-Biographie nur zu sehr an den „Shandy". Vgl. auch unten den Anfang unsres 2. Briefes.

1821 rühmt H. dann „das Brillantfeuer des tiefen Humors, das aus Sternes und Swifts Werken hervorblitzt" (Ser.-Br. IV 416). Seine Worte hier oben richten sich offenbar nur gegen die zahllosen Nachahmer des großen Schriftstellers, den Goethe noch im höchsten Alter feiert als „den schönsten Geist, der je gewirkt hat" („Aus Makariens Archiv"), und als „den ersten, der sich und uns aus Pedanterei und Philisterei emporhob" (1. Oktober 1830 mündlich zu Riemer).

alles auf der Stelle von einem ganz vortrefflichen Orchester aufführen zu hören. Diesmal wurde eben eine Simphonie in dem großen, gewaltigen Styl des Meisters Beethoven aufgeführt, und eben in das Andante ritten die drey Reiter hinein. Der Postillion hielt und fragte, ob ich nicht aussteigen wolle, wir befänden uns auf der Höhe (zwischen Löwenberg und Hirschberg), von der herab man die ganze Gebirgskette übersehen könne. Ich hatte mehr Lust, weiter zu schlafen, weil ich auf den Schlußsatz der Simphonie sehr begierig war, um zu erfahren, ob der Komponist sich gut halten werde, doch schämte ich mich ein wenig, da ich doch aus B[erlin] gefahren der schönen Natur und nicht der Simphonien halber. Ich stieg daher wirklich aus, aber nun! — Der Frühmorgen war trübe und nebligt gewesen, doch eben erhob sich der Morgenwind und rauschte mit seinen gewaltigen Schwingen und trieb die Wolken vor sich her, bis sie sich hinunterstürzten in den tiefen Abgrund. Und immer feuriger und feuriger schimmerten die Sonnenstralen auf hoch im Osten, und zerrissen die grauen feuchten Nebelschleier, welche in dunstigen Flocken hinabsanken. Der mächtige Riesenkamm erhob stolz seine zackig gekrönten Häupter, und immer mehr und mehr entfalteten sich die bunten Kleider seiner Berge. Oben, mitten im tiefen Blau, blendendes Weiß, noch von dem Ueberwurf her, den sie im Winter getragen, unten duftiges Violett der Wälder, weiter hinab grünglänzendes Gold der Thäler! — Tief unter mir erklangen im lieblichen Wohllaut die Glocken des Viehs, das die Hirten hintrieben nach den Bergen, und dazwischen die seltsamen Töne der Gebirgshörner und fröhliches Jauchzen und Jubeln! — Alles frohes seeliges Erwachen — Leben und Regen! Mir war es, als vernähme ich in dem wunderbaren Rauschen, das die Luft durchzog, die geheimnißvolle Stimme des Weltgeistes selbst, die tröstend zu den Menschen spricht und die Erfüllung alles in der Seele geahnten verheißt. — Mir schwoll die Brust, ich glaubte, mir müßten Fittige an den Schultern wachsen, damit ich mich hinüberschwingen könne über das Meer der Luft und Wonne, das unter mir in freudig aufschaümenden Wellen wogte. Aber mit der unendlichen Sehnsucht nach dem fernen Zauberlande, das vor mir lag, kam mir der Gedanke wieder, einzusteigen und zurückzureisen nach der Heimath, indem ich schon das Herrlichste geschaut und, da eben jene unendliche Sehnsucht das Höchste hienieden sey und ihre Zerstörung nur Unheil bringe, nun dem ähnliches gar nicht mehr erwarten dürfe.

Sie werden, gnädige Frau! den Gedanken genial finden; da aber höchst selten ein Mensch das Geniale, was er denkt, ins Leben treten ließ, so gab ich auch den Gedanken sogleich wieder auf, als der Postillion aufs neue zu blasen begann: Es ritten drey Reiter zum Thore hinaus pp, und stieg hinein in meinen ReiseRockelor.

Jezt sitze ich auf einem stattlichen mächtig galloppirenden weißen Roß, aber nicht um, wie die Reiter meines Postillions, zum Thore hinaus zu reiten, sondern um zu essen. Das soll aber weiter nichts heißen, als daß ich in Hirschberg im weißen Roß eingekehrt bin, um ein kurzes frugales Mahl einzunehmen, und dann ganz geschwinde nach Warmbrunn herüber zu fahren.

Um mir die Heiterkeit des Geistes zu bewahren, die mich jezt erfüllt, um mit voller wahrhafter Gemüthlichkeit das Zauberland zu betreten, das mir allerley Wunderbares verheißt, was konnte ich dazu wohl Besseres thun, als zu Ihnen, gnädige Frau, Worte sprechen, wie sie mir recht aus dem Herzen kamen. Ich bin stolz genug, zu glauben, daß Ihnen meine Briefe, die immer mehr zeigen werden, wie mich der finst're Dämon, dessen Bann ich eigentlich Ihnen verdanke, verlasse, einige Freude machen, daher will ich meiner Schreibelust auch künftig ganz rücksichtslos nachgeben.

Erhalten Sie mir stets, gnädige Frau, Ihr mir so über alles theures Andenken ppp

2. An Theodor[1]).

Warmbrunn, den 1t August 18—.

Warum ich der Frau von B. und nicht Dir zuerst schrieb? — Erinnere Dich, daß man, spukt irgend ein Dichtergeistlein nur ein ganz klein wenig im Innern, viel lieber an eine geistreiche Frau schreibt, als an den besten Freund. Dann war ich aber auch in den ersten Tagen meines Hierseyns noch von einem andern Geist besessen, und zwar von demselben finstern gallsüchtigen Dämon, der den seligen Doktor Smelfungus auf seinen Fahrten sattsam quälte, ihm jeden Genuß hämisch vor dem Munde wegschnappend. — Du kannst das Weitere davon in Yoriks empfindsamen Reisen nachlesen, und Gott danken, daß ich nicht Gelegenheit fand, mich mit jenem Anblick zu trösten, den besagter Doktor Smelfungus als einzig allein schön anerkannte[2]). — Nein! — statt des heitern Briefes, den Du erwarten konntest, mußtest, hättest Du in jeder Zeile den spleenischen Geist entdeckt, hättest die Hände zusammengeschlagen, hättest gerufen: o Wahnsinn, oder: o Narrheit, oder: o finstrer Geist, laß ab von ihm! wärest stracks hingelaufen zu allen Freunden mit dem Briefe in der Hand, wie mit einer Todespost u. s. w.

Jeder Anfang ist schwer, konnte ich auch mit Recht sagen, als ich hier angekommen. Du weißt, daß ich mir eine Wohnung vorausbestellt. Ganz gemüthlich fuhr ich vor, und während mein Wagen abgepackt wurde, wobey mein freundlicher Wirth half, folgte ich der Tochter des Hauses in die mir

[1]) Ohne persönliche Beziehung. Der Brief könnte ebensogut überschrieben sein „An einen Bekannten in Berlin".

[2]) Verwechslung mit einer andern Figur. — Sterne erwähnt nur beiläufig (ziemlich im Anfang der „Sentimental Journey", kurz ehe er die Abfahrt aus Calais berichtet), Yorick habe später, in Rom und Turin, the learned Smelfungus getroffen, der alles, was ihm begegnet, dem Vernehmen nach auch die Mediceische Venus, geschmäht habe. Sterne ist, wie man weiß, gestorben, ehe sein Yorick Lyon oder gar Italien erreichte, und Smelfungus kommt daher nicht wieder vor. — Es erschien dann bekanntlich eine deutsche Fortsetzung der „Sentimental Journey", in der ein handfester Knote mit niedersächsischem Witze das Gefühlvolle ins Weinerliche parodiert und die zierlichen Lüsternheiten zu derben Zoten breittritt. Aber der unberufene Fortsetzer schildert nicht, wie Sterne gewollt, Yoricks Weiterreise durch Italien, sondern vorsichtigerweise dessen Rückreise durch Frankreich: er bringt also völlig das gleiche Lokal und Personal wie die echten Bücher, und für Smelfungus ist auch hier keine Stelle.

bestimmten Zimmer. Mitten in dem ersten stand nun ein alter Herr, Hut auf dem Kopf, Stock in der Hand, der, so wie er mich zu Gesichte bekam, herausdonnerte: „Hier wird nichts hineingetragen!“ — Obstupuere omnes et vox faucibus haesit! — So ging es mir! Ich hatte meinen Reisemantel über den Arm gehängt und trug meine Chatoulle; da wurde es mir denn wohl klar, daß der Herr Deinen gehorsamen Diener, unerachtet seines feinen, nach der lezten Berliner Mode zugeschnittenen, Ueberrocks und sonstigen eben nicht dienermäßigen Anstandes, doch wirklich für ein dienendes Subjekt gehalten. Ich erwiderte sehr trocken, daß es ganz von mir abhängen würde, was in dies Zimmer hineingetragen oder etwa an Sachen und Personen hinausgetragen werden solle. In dem Augenblick trat auch eilig der Hauswirth hinein und verkündete, daß ich eben derjenige sey, der die Zimmer längst in Beschlag genommen, und daß er eben deshalb sie nicht dem Herrn einraümen können, unerachtet er darauf bestehen wollen. Der alte Herr maß mich mit stolzem Blick; da er aber in meinen Lineamenten etwas wahrnehmen mochte, was Laune und Lust verrieth, es mit ihm aufzunehmen, raümte er murrend den Platz. — Gewiß war es der Anfang meines wiederkehrenden Spleens, daß mich der Vorfall ärgerte. Wie sehr schämte ich mich dessen, als ich gleich darauf erfuhr, daß der alte Herr niemand anders sey, als der bekannte Graf aus der Leopoldine, dessen seltsame Geschichte der geistreiche Schulz so schön aufgeschrieben [1]). Leopoldine ist bekanntlich längst mit ihrem

[1]) Derselbe Scherz — nachträgliche Erkennung einer poetischen Person — in dem bekannten Briefe an Pückler vom 24. Januar 1819.

Wie mein gelehrter Freund Alfred Rosenbaum mir zeigt, handelt es sich um eine Figur von Joachim Christoph Friedrich Schulz (1762—1798), dessen „Leben und Todt des Dichters Firlifimini“ (1784) in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Weile die Literarhistoriker beschäftigte. Eine kurze Biographie des Mannes und eine gute Bibliographie seiner Romane und Reisebeschreibungen — freilich gerade ohne den „Firlifimini“ — findet sich in Meusels Lexikon XII (1812) S. 526—531, beides wesentlich magerer bei Goedeke² IV 354.

Schulz hatte mit 21 Jahren, im August 1783, das „Erste Buch“ eines Knaben-Romans „Moriz“ in Wielands „Teutschem Merkur“ erscheinen lassen, und 1784 (Januar, Februar, Juni, Dezember) folgten drei weitere Bücher. Dann wurde Schulz „durch Krankheit und in der Folge durch andre Umstände“ verhindert an der Weiterarbeit, erst 1786 (Mai, November, Dezember) kam das 5. und 6. Buch. Dem schloß sich 1787 sofort ein Mädchenroman an: „Leopoldine, ein Gegenstück zum Moriz“. Im Februarheft des „Teutschen Merkur“ erschien das 1., im April und Mai das 2. Buch, im August begann das 3. Die Fortsetzung, die für das nächste Heft versprochen war, blieb aus: erst 1791 kam der vollständige Roman bei Göschen heraus in zwei Kleinoktav-Bänden: „Leopoldine. Ein Seitenstück zum Moriz. Von Friedrich Schulz“ (Titelblatt u. 317 S., Titelblatt u. 312 S.; zwei Titelkupfer von Lips, zu I 104 ein Kupfer von Henne. Nach dem Exemplar des Dr. med. Leopold Hirschberg in Berlin).

Das Alter der Helden ist hier etwas verändert, und die vier „Merkur“-Stücke erscheinen als vier Bücher, denen zwölf weitere folgen. Der Inhalt dieser 16 Bücher ist etwa folgender: Leopoldine v. C. wird mit acht Jahren ihrer Mutter geraubt und findet bei den Räubern einen zehnjährigen Jungen, Freiherrn Fritz v. M., der bereits vor acht Jahren geraubt worden und seitdem niemals aus der Höhle herausgekommen, aber Gott sei Dank blühend gesund und munter ist. Beide entfliehen alsbald, und Leopoldine kommt zu einem alten Grafen, der abwechselnd in B[erlin] und auf seinem Gute lebt. Dieser Graf versucht sieben Jahre lang in raffinierter Weise, dem Mädchen die Erinnerung an Fritz zu verleiden; er hat nämlich „seinen Eigensinn darauf gesezt, sich selbst eine Frau zu erziehen, weil er“ — weshalb, bleibt völlig uner-

Fritz verheirathet und lebt sehr glücklich. Kann man es dem alten Herrn verdenken, wenn ihn das gänzliche Mißlingen seines Lieblingsplans noch zu dieser Stunde trüb und mürrisch macht? — Zudem war er kränklich und hatte in ganz Warmbrunn vergebens nach einer Wohnung herumgesucht. Ist es unter diesen Umständen möglich, über ein verzeihliches Mißverständniß in Unmuth zu geraten oder gar dem mißverstehenden Manne zu zürnen? Und zudem ist der Gute in Berlin seßhaft, wie ich! — Alle diese Betrachtungen gingen mir durch den Sinn, als ich mich auf dem Hausflur ins Fenster gelegt und hinausblickte nach den duftigen Bergen. — Der alte Herr kam die Treppe hinauf mit dem Wirth, um ein kleineres, noch vermiethbares, Zimmer anzusehen. — Er grüßte mich höflich. — Ich hörte, wie er mit klagender Stimme erklärte, mit dem kleinsten Plätzchen zufrieden seyn zu wollen, um nur sein müdes Haupt niederlegen zu können. — Ich dachte an Leopoldine — an Schulz. — Du kannst denken, daß ich nun in das kleinere Zimmer mit dem anstoßenden Schlafkämmerlein zog, und dem armen kranken mißmüthigen Grafen die größere Wohnung gern überließ. — Nenne das edlen großmüthigen Sinn, solltest Du auch erfahren, daß die kleinere Wohnung mir viel behaglicher, bequemer, auch Rücksichts des Preises meinem AusgabeEtat viel angemessener war, und etwa meinen, daß eigentlich ein günstiger Zufall mir den alten Herrn in die Queere schob. —

Glücklich hatte das Abentheuer geendet, das verdrüßlich begonnen; aber nun verhängte der Himmel das Aergste, was einem Badegast begegnen kann! — Als ich, aus der Allee heraustretend, den Flügelmann und König der Riesen anschaute[1]), fand er es für gut, plötzlich einen dichten Schleier über das Haupt zu hängen, und wie auf sein Commandowort thaten sämmtliche Vasallen desgleichen, so daß bald das herrliche Farbenspiel ihrer Kleider in mannigfachem

---

örtert — „die übrigen Weiber nicht leiden" kann. Leopoldine kann den Alten aber nur als Vater lieben. Wie man nun nach Ablauf der sieben Jahre eines Tages im Tiergarten ist, um Blanchard in die Luft steigen zu sehen, steckt ihr einer der früheren Räuber, der sich zufällig unter den Zuschauern befindet, freundlichst ihre und Fritzens Personalien zu, und sie benachrichtigt ihre Mutter. Der Graf hat sich zufällig in denselben Tagen von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen überzeugt, und alles löst sich in Wohlgefallen auf: in zwei Jahren darf Leopoldine ihren Fritz, der mittlerweile die Jägerei erlernt hat, heiraten. — Dieser erbärmliche Stoff wird ohne Phantasie und ohne Witz vorgetragen, aber mit einer gewissen pedantischen psychologischen Gründlichkeit, der man seine Achtung nicht völlig versagen darf.

Das Buch hat, wie vorher in den 80er Jahren der „Moriz", in den 90er Jahren einen nicht unbeträchtlichen Erfolg gehabt: 1792 erschien ein deutscher Nachdruck („Frankfurt und Leipzig", in der Berliner Königl. Bibliothek als Yw 2213) und 1801 zwei weitere in Mannheim und der Schweiz (nach Sauer, im Goedeke[2]); Meusel nennt ferner eine dänische Übersetzung von 1792 und eine französische von 1795.

Ob H. den Schmarren im Ernst lobt und als bekannt voraussetzt oder ob er mit beidem den Leser zum besten haben will, wage ich nicht zu entscheiden; denn die Geschmäcker der Dichter sind wunderbar.

[1]) Daniel III (1868) 780: „Die Promenade unter den Platanen (bei Warmbrunn) bietet überraschende und reizende Aussicht: das ganze Riesengebirge mit der Ruine Kynast im Vordrunde, das Zackental übersäet mit blühenden, gewerbfleißigen Ortschaften, und die gipfelnde Krone des Ganzen, die Koppe, mit der [Laurentius-] Kapelle."

Grün — Blau — Violett verborgen lag unter der aschgrauen Hülle. „Ey, ey!" sprach ein Hirschberger[1]) neben mir. „Ey, ey!" riefen mehrere unmuthige Badegäste. „Ey, ey!" rief auch ich. Und nun schritten wir in ziemlicher Hast jeder nach seiner Klause, weil jeder nicht gern anders naß werden wollte, als im Bassin. Die ganze Nacht hindurch besprachen sich die Berggeister mit den Sturmwinden in solchen wunderlich pfeifenden, ächzenden, donnernden Tönen, daß nichts Gutes zu erwarten stand, und wirklich goß am andern Morgen der Regen in vollen Strömen herab. Dabey stürmte es heftig, und die Luft war unausstehlich rauh, so daß man sich nach wärmendem Kaminfeuer sehnte. — Nun denke Dir aber, daß diese abscheuliche Witterung, mit gar wenigen ganz kurzen Intervallen, beynahe vierzehn Tage anhielt, so daß man kaum das Zimmer verlassen konnte, und Du wirst begreifen, daß das reichlichen Nahrungsstoff giebt für einen sich entwickelnden Spleen. Dieser unglücklichen Geistesstimmung mag ich es nehmlich nur zuschreiben, daß mich beinahe, wie man zu sagen pflegt, die Fliege an der Wand ärgerte, ja daß mir alles, manche Einrichtung am Orte, die ich nachher als löblich und nützlich anerkannte, unausstehlich war. — In meine Klause eingesperrt, von, die schlechtverwahrten Fenster durchsausenden, Winden rauh angehaucht, vor Frost zitternd, vermochte ich nicht zu lesen, viel weniger an die literarische Arbeit zu gehen, die mich, wie Du weißt, mitunter beschäftigen sollte[2]). Konnte an dieser Apathie, an dieser Unfähigkeit etwas Anderes Schuld seyn, als eben das böse Wetter? — Und doch war ich Thor genug, einen großen Theil jener Schuld einem Nachbar auf die Schultern zu wälzen, der Musik trieb, wiewohl auf besondere Weise.

Mit einem schönen, hellen, durchdringenden Organ pflegte er nehmlich in jeder Stunde etwa fünf bis sechsmal die diatonische Scala herauf oder herabzupfeifen, bald ganz, bald halb, bald nur zwei Töne. Und jedesmal polterte dann, bald langsamer, bald schneller, jemand die Treppe herauf und wieder herab. — Diese Scala brachte mich, ihrer göttlichsten Reinheit unerachtet, zur Verzweiflung, und noch dazu regte ihr geheimnißvoller Zusammenhang mit dem polternden Jemand das beängstigende Gefühl eines unheimlichen Spuks in mir auf, und vernichtete durchaus jeden vernünftigen Gedanken. So wie ich, mit Gewalt mich ermuthigend, die Feder eintunkte in das Tintefaß, hörte ich schon im Voraus die Scala, und wenn sie dann ertönte, schrie ich: Satan — Satan! aller Ruhm — alle schriftstellerische Ehre wird mir wegsolfeggirt ohne Weiteres! —

Und doch! — was war hübscher, künstlerischer, anmuthiger erfunden, als meines Nachbars Methode, seinen Diener zu rufen? — Denn eben seinen Diener rief er mittelst der gepfiffenen Scala, und zwar in der Art, daß derselbe schon unten Bedürfniß und Gemüthsstimmung seines Herrn erfuhr.

---

[1]) Nach Laun, dessen Schwester in Hirschberg verheiratet war und der 1806 Warmbrunn und Liebwerda besuchte, pflegten die Honoratioren von Hirschberg die schönen Nachmittage in Warmbrunn zu verbringen: Memoiren (1837) II 94.

[2]) Die „Datura fastuosa", vielleicht auch noch die Beendigung des ersten Bandes des Murr-Kreisler-Werkes.

Z. B. „Johann, bringe mir meinen Ueberrock, meinen Hut, meinen Stock, ich will in diesem Augenblick ausgehen, da es schönes Wetter geworden. Beeile Dich, guter Mensch!" — wurde ausgedrückt durch die ganze Scala von unten nach oben mit rührendem Ausdruck, andante affettuoso. Dagegen zwey Töne von oben nach unten — C H — rasch und scharf, allegro brillante, hieß: „Scheere Dich herauf, Schlingel!" — Darnach richtete sich denn auch Johanns Schritt und Tritt. — War das nicht artig?

Dann sezte mich auch manches, was zur LeibesNahrung und Nothdurft gehört, ganz unnöthiger Weise in Harnisch.

Es ist wahr, der Mittagstisch in der Gallerie[1]) war nicht sonderlich, ja man möchte sagen, jedesmal war diese, jene Schüssel völlig ungenießbar. Lag aber hierin nicht das beste Mittel, die Gäste vor etwaniger Uebersättigung zu bewahren? — Dahin wirkte auch die Einrichtung, daß die Speisen, war die Tafel stark besezt, selten zureichten, so daß dieser, jener Gast leer ausging, der es ja aber dann für einen Wink der Vorsehung halten konnte, daß ihm gerade heute das Fasten wohlthätig sey. So geschah es, daß ein Paar geduldige Leute ganz am äußersten Ende der Tafel erst dann erfuhren, daß abgegessen worden sey, als der Tafeldecker das Geld einsammelte. Sie sahen ihn verwundert an und meinten, ob sie nicht erst was weniges an Speise erhalten könnten? So was zu verlangen, sey hier nicht Sitte, es sey einmal abgegessen und sie müßten bezahlen, brummte sie der Tafeldecker an, und sie fanden sich in ihr Schicksal, das völliges Fasten über sie verhängte. — Noch zwey sehr empfehlenswerte Einrichtungen muß ich Dir mittheilen, suche sie bei den Mittagstafeln in B[erlin] einzuführen. — Fürs erste wurden die Schüsseln in der Art herumgereicht, daß eine Reihe der Gesellschaft erst dann ins Essen gesezt wurde, wenn die andere Reihe schon fertig, so daß das Essen, wie ein wohl unterhaltenes Pelotonfeuer, niemals unterbrochen wurde, welches sich hübsch ausnahm. Dann war auch ein Kellner bloß dazu bestellt, hastig hinter den Stühlen auf und ab zu rennen, und bald diesen, bald jenen Gast, an seinen Stuhl anrennend, herum zu reißen, so daß er Gefahr lief, unter den Tisch zu stürzen. Da nun jäher Schreck die Verdauung befördern soll, so war auch diese Anstalt zu loben, und von erstaunlicher Wirkung, vorzüglich auf Damen, die der bedrohende, wie ein Sturmwind daher sausende, Kellner noch auf andere, sehr anmuthige, aufheiternde Weise ergözte. An besondern Gallatagen wußte er nehmlich sehr geschickt bald hier, bald dort in dem Besaz eines Kleides mit der Schuhspitze hängen zu bleiben, und wenn er dann abfuhr mit den Blonden — Spitzen — das Wehgeschrei der Damen, das Entsetzen der Nachbarn! O, es war ein trefflicher Mensch, dieser Kellner!

Unrecht that ich übrigens, daß ich Deinen Rath befolgte, und mir eine Parthie des Weins, den ich in B[erlin] gewöhnlich zu trinken pflege, hin-

[1]) Dem Restaurant, in der Nähe des Schlosses der gräflichen Familie Schaffgotsch, der seit ca. 1400 Warmbrunn gehört (Kaun a. a. O., S. 93: s. auch unten im dritten Brief, S. 93).

senden ließ nach W[armbrunn]. Dies brachte mich um den Genuß des feurigen Grünberger Eilfer, den ich sonst trinken müssen. —

Nun! — alle diese mißverstandene Leiden haben sich gewandelt in Freuden, seitdem die Berggeister versöhnt sind und ihre häßlichen Schleier abgeworfen haben! — Doch — erwähnen muß ich noch eines besonderen Umstandes, der mich, als noch das böse Wetter anhielt und mein Spleen, mit besonderem Trost erfüllte.

Kommst Du einmal nach W[armbrunn], so unterlasse ja nicht, die Allee hinabzugehn und Dich dann links zu wenden. Unfern der Gallerie wirst Du einen schönen großen Baum antreffen, unter dem ein Sitz angebracht ist. Hier lasse Dich fein nieder und schwelge in dem herrlichen, stets wechselnden Anblick des Gebirges, das amphitheatralisch vor Dir aufsteigt[1]). Eben hier saß ich, als gerade der Regen nachgelassen, und sah mißmüthig hinein in den Wolkenrauch, der den ganzen Kamm verhüllte. Da war es mir, als vernähme ich durch das Heulen und Sausen des Windes eine seltsame hohle Stimme, und dazwischen klang es wie menschliches durchdringendes Gelächter. Aber bald konnt' ich ganz deutlich Worte unterscheiden:

„Seyd doch keine Narren und müht Euch nicht umsonst! Es ist nur alles eitler Spuk und tolle Fopperei, das weiß ich am besten. — Jagt Ihr der Freude, der Lust nach auf den Bergen, so wohnt sie unten im Thale; steigt Ihr hinab ins Thal, so hat sie sich erhoben zu den Bergen. Tolles Volk! — Manchem sitzt die Perle im Kopf, wie einer alten Kröte, aber er spürt nicht eher was davon, bis das wackere Gehäuse zerbricht, und dann springt er wahnsinnig umher und schreit: Wer hätte das gedacht! — Nun, Ihr wißt es, lieben Kinder, daß ich eigentlich es herzensgut mit Euch meine, kommt nur getrost hinauf zu mir, ich will Euch glücklich machen auf jede Weise und Euch so viel ächte Narrheit zuwenden, daß Ihr vermöget, kluge Leute zu seyn. Mein Diener Hobgoblus oder mein Capellan Jeremias soll Euch mein Elixirium magnum reichen, und Ihr sollt niemals aufhören, zu leben, ehe Ihr gestorben, welches Manchem passirt und ein gar ärgerliches Ding ist[2]). —

---

[1]) S. o., S. 83 unten und Note 1.

[2]) Hoffmann begann 1819/20 die Anmerkungen zu Shakespeares Schauspielen zu studieren, die Eschenburg aus englischen Kommentatoren gesammelt und 1775/77 dem 12bändigen Neudruck von Wielands Übersetzung beigegeben hatte. Das faktische Material für Rübezahls Rede stammt größtenteils aus dem I. und II. Bande dieser Kompilation: die zauberkräftige Perle im Kopfe der alten Kröte ist von Johnson erwähnt zu „Wie es euch gefällt" Akt II Sz. 1 (Eschenburg II 313); derselbe Johnson nennt zum „Sommernachtstraum" Akt II Sz. 2 Oberons Diener Puck oder Hobgoblin (Eschenburg I 145; mit engl. hob-goblin vgl. frz. gobelin = mlat. gobelinus = deutsch kobelein = Berggeist); das Elixirium magnum (trinkbares Gold der Alchymisten) führt Warburton zum „Sturm" Akt V Sz. 6 an (Eschenburg I 121).

Der „Capellan" scheint dagegen lokalen Ursprungs zu sein, wie Herr Landgerichtsrat Adalbert Hoffmann (s. Vorbemerkung) mir seinerzeit gezeigt hat; er erinnert an die Kapelle auf der Schneekoppe (s. o. S. 83 Note 1). Solange auf dem Berge selbst noch keine Einkehrhäuser existierten, wurde der Schlüssel zu dieser Kapelle vom Wirte der Hampelbaude (an der Seifenlehne, auf der preußischen Seite des Gebirges) verwahrt; und einer der ersten Besitzer dieser Baude hieß in der Tat Jeremias.

Aber Ihr müßt, theure Kumpane, fein artig seyn, und vornehmlich, wollt Ihr gerühmt werden als Leute von genugsamem Verstand und leidlichen Sitten, fest daran glauben, daß —“ [1]).

Das Uebrige wurde unverständlich. — „Bester Mann, was ist denn das für eine Stimme?“ fragte ich einen vorüberschreitenden Gebirgsbewohner, der mich freundlich grüßte. — „Dos is“, erwiderte er, „dos is Rübezohl, a is ankräbsch und pradigt[2]) von seiner Kanzel[3])!“ — Ich bewunderte Rübezahls sonore Stimme, die von den Schneegruben (denn an ihrem Rande hat er sich seine Kanzel erbaut) bis zu mir herübertönte. — Plötzlich, o Wunder! wurde dicht über der Koppe eine Stelle klar. Es erschien, als würde ein Vorhang aufgerollt und ein Fenster aufgeschlagen, durch das man in das reinste, glänzendste Azur des Himmels blickte. Eine finstere Gestalt legte sich hinein und schlug ein wildes, unmäßiges Gelächter auf. Dann vernahm ich die donnernden Worte: „Was sizt denn dort unter dem Baum für ein drolliges Männlein und zieht saure Gesichter?“ — Mir fuhr es durch Mark und Bein, denn daß ich gemeint war, litt nicht den mindesten Zweifel. Ich sprang auf, neigte mich demüthig, und rief mit einer Stimme, in der, wie ich glaube, der Ausdruck der tiefsten Wehmuth lag: „O Rübezahl, o mein theuerster Rübezahl!“ — „Halt's Maul!“ unterbrach mich der unartige Kobolt, „halt's Maul, ich kenne Dich! Der Archivarius Lindhorst hat mir Dich empfohlen und Freund Kühleborn spricht auch nicht übel von Dir — nun, wir wollen sehen!“ — Damit schlug er das Fenster zu, der Vorhang rollte hinab und es begann aufs Neue sehr stark zu regnen. — Am andern Morgen war jede Spur des Unwetters verschwunden, die Sonne stieg auf in voller Pracht und Herrlichkeit, und in ihrem Schimmer vergoldet breitete sich der stolze Riesenkamm vor mir aus. — Es ist doch gut, wenn man Freunde hat!

Gehab' Dich wohl, mein theuerster Freund Theodor! — Bald ein Mehreres! —

---

[1]) Im Sinne der Volksvorstellung vielleicht zu ergänzen „ich der Herr des Gebirges bin“.

[2]) Die Eigenheiten des Dialekts und ebenso die im nächsten „Brief“ verwerteten Specialia entnahm H. 1820 dem von ihm im 3. Brief zitierten Taschenbuch des Hirschberg-Warmbrunner Arztes Dr. med. Wilhelm Ludwig Schmidt (1787—1855, Goedeke' Buch 8 Nr. 115 [III 645]). Das Buch (Hirschberg o. J., 8°, Kupfertitel u. XII u. 332 S.) ist dem Grafen Schaffgotsch gewidmet als dem „Besitzer des schönen romantischen Riesengebirges schlesischen Antheils“, das Vorwort datiert Hirschberg, 20. April 1817 (Berliner Königl. Bibliothek Ta 5618).

Die hier und im 3. Briefe benutzte Stelle steht S. 143—145: „Es ist ein breiter, eben nicht schön klingender Dialect der deutschen Sprache, den der Gebirgsbewohner spricht. In den Vokalen sind die Eigenheiten dieses Dialekts etwa folgende: . . . o für a . . . a für e . . . Außerdem gibt es noch verschiedene [eigentümliche] Wörter und Redensarten . . . Ankräbisch statt zänkisch . . . Rappelköppisch [statt] verdrießlich, unruhig, ärgerlich . . . Tallen für läppschen . . .“

[3]) „Rübezahls Kanzel“ heißt bekanntlich eine Granitmasse in der Nähe der Schneegruben-Baude.

3. An das Fraülein Johanna R.[1]).

Warmbrunn, den 9t August 18—.

Wetten möcht' ich, daß unser T[heodor] Ihnen, meine theuerste Johanna! schon allerley Seltsames von meinem Auffenthalt in den Bergen vorerzählt haben wird. Rechne ich nun noch dazu, daß ich schon in dem Augenblick des Abschieds, als der Silberblick[2]) des geziemlichen DienstCostüms mich plötzlich in eine ganz andere Cathegorie zu werfen schien, als zu der Sie mich sonst wohl zählen, Ihnen seltsam genug vorgekommen seyn mag, so muß ich mit Grund befürchten, daß, geliebt es meiner verehrten Freundinn, einmal was weniges an mich zu denken, ihr statt meiner ein unheimlicher Doppeltgänger erscheint, mit dem sie nichts zu schaffen haben mag. — Geschwind sage ich Ihnen daher brieflich, daß, nachdem ein Paar Wochen verlebt sind, in denen es mich gemahnen wollte, als sey ich, allen gemüthlichen, frohen Leuten zum Trotz, ein langweiliger, unausstehlicher Mummel, ich wieder ganz und gar in die alten Kleider gefahren bin, so daß Sie, mich in Gedanken erblickend, durchaus nicht daran zweifeln dürfen, wie ich es selbst bin und wie kein Doppeltgänger sie täüscht.

Nun will ich Ihnen, theuerste Johanna! ganz breit und weitläüftig all' die Naturwunder, wie sie sich hier in den Bergen aufthun, beschreiben. Ich will Ihnen sagen, was ich empfand und nicht empfand, als ich die Wasserfälle erblickte, als ich mehrere hundert, ja mehrere tausend Toisen über der Meeresfläche stand u. s. w. Um nun aber nicht als ein leichtsinniger Enthusiast zu erscheinen, der sich bloß durch Gaffen berauscht und den Henker was frägt nach ordentlicher Wissenschaft[3]), will ich nun nicht unterlassen, mitten in der Raserey poetischer Begeisterung einige wissenschaftliche dilucida intervalla — (es ist nichts hübscher, als in einem Briefe an ein Mädchen lateinische Wörter anzubringen; es erweckt Respekt und das reimt sich sogar) — allso! — dilucida intervalla einzumischen. Ich will die Hand aufs Herz legen und Ihnen so heilig und treu versichern, daß Sie es mir überall ohne das mindeste Bedenken nachsagen können, wie das Wasser im gräflichen Bade 104 Grad Wärme hat nach Fahrenheits Thermometer und die Quelle nicht weniger als 21,549,600 Schlesische Quart ergießt[4a]). Sehr interressant wird es Ihnen auch seyn, durch mich vergewissert zu werden, daß ein Pfund Flinsberger Brunnen $^{8}/_{15}$ Gran Selenit enthält[4b]). Auch das technische und statistische Fach soll keinesweges

---

[1]) Gemeint ist H.s Freundin Johanna Eunike, die Creatrix seiner Undine, wie die Anspielungen auf diese in der Mitte des Briefes mit Bestimmtheit ergeben.

[2]) Bekanntlich unterscheiden sich die Uniformen der preußischen Justiz- und Verwaltungsbeamten dadurch, daß jene silbernen, diese goldenen Schmuck haben.

[3]) Vielleicht Parodie auf Dr. Schmidts Mahnung (nächste Seite, Note, Z. 4—6).

[4]) Die entsprechenden Stellen lauten in H.s Vorlage (s. vorige Seite, Note 2):

[a]) [Ueber die Warmbrunner Quellen]: Der Grad der Wärme hält im Probstbade 98 Grad . . .; im gräflichen Bade 104 Grad nach Fahrenheits Thermometer . . . In einer Minute ergoß [bei einer Untersuchung 1816] der [Trink-]Stander 41 schlesische Quart Wasser, gibt . . . in einem Jahre 21 549 600 schlesische Quart . . . [S. 60, 63.]

[b]) [Ueber den Flinsberger Sauerbrunnen]: In einem medizinischen Pfunde oder 12 Unzen waren [1787] enthalten: . . . Selenit $^{8}/_{15}$ [Gran]. [S. 78.]

leer ausgehen. So kann ich versichern, daß die Glasschleifer in den Schlesischen Bergen sehr geschickt sind, ihre Kunst aber durchaus nicht ausüben könnten, wenn es nicht Sand und Wasser gäbe[4c]), daß jedoch ferner mit der litterarischen und ästhetischen Kultur im Lande es nicht weit her ist. Betheuern kann ich nehmlich, wie es durchaus keine Verläumdung ist, wenn ich keck behaupte, daß der Schneidermeister Horlitz aus Schmiedeberg, der doch der bekannteste und berühmteste Führer im Riesengebirge ist, zum dem daher, kommt er auch nicht viel in die Welt, doch viel Leute aus der Welt kommen, durchaus weder die Jenaer Literatur-Zeitung, noch die Heidelberger Jahrbücher gelesen hat, und Schiller und Göthe auch nicht einmal dem Namen nach kennt, indem er auf Befragen ersteren irrthümlicher Weise für einen Pantoffelmacher in Polkwitz hielt[4d]).

Doch — Sie gähnen? — Sie mögen von dem allem nicht das Mindeste hören? — Nun, so begnüge ich mich, was die Wunder des Riesengebirges betrifft, zu sagen, daß es deren gar viele giebt, die bald das Gemüth mit erhabenen Schauern erfüllen, bald die Seele erregen in süßer Sehnsucht, so daß die fortwährende Spannung in den verschiedenartigsten Momenten auf mit einiger Fantasie Begabte nicht anders als wohlthuend wirken kann. Erwähnte Begabte dürfen daher auch eben nicht zu viel in der Badewanne sitzen, um gestärkt an Seele und Leib wiederzukehren aus den Bergen. Da Sie, theuerste Johanna, meines Bedünkens nach nun aber ein recht eigentliches liebes Nestkind der Fantasie sind, so müssen Sie, wollen innerhalb der Mauern von B[erlin] einige Wölkchen aufsteigen und Sie bedrohen mit fataler geistiger oder körperlicher Kränklichkeit, durchaus fort nach den schönen Bergen und Thälern, in denen ich zur Zeit hause. Es giebt jezt beynah eben so viele Pilgerinnen, als es sonst Pilger gab, welches daher rührt, daß man jezt überall Vorrichtungen antrifft, um solche Stellen, die sonst selbst Männern mühevoll, ja sogar gefährlich zu erklettern schienen, Frauenzimmern, die nicht nervenschwach oder preziös sind, wie Sie, theuerste Johanna! es nun eben gar nicht sind und nicht seyn mögen, ganz zugänglich zu machen. — Wird der Weg nur einigermaßen unbequem oder fühlen Sie sich müde, so setzen Sie sich in einen bequemen, zwischen zwey Stangen, wie eine Sänfte, befestigten Lehn-

---

[c]) [Abschn. „Technologie"]: Zur Schneidung des Steins wird fein gestoßner Diamant mit Oel . . . angefeuchtet gebraucht, und so die vorgeschriebene Zeichnung in den Stein gegraben. In Warmbrunn sind die geschicktesten Steinschleifer und Steinschneider. [Dort ließ auch Hoffmann den bekannten Kristallpokal für Hitzig schneiden!] Das Glasschleifen geschieht beinahe auf ähnliche Art, nur daß beim Schleifen selbst Wasser und feiner Sand gebraucht werden. [S. 119.]

[d]) Gut unterrichtete, mit mancherlei nothwendigen naturhistorischen und Sprachkenntnissen versehene Führer . . . sucht man hier leider vergeblich. Die Führer kennen blos die Wege, und wenn sie ja noch manches andre wissen, so sind es abgerißne Nachrichten und einige Sagen, die sie nicht einmal richtig begriffen haben. Daher thut jeder Reisende sehr gut, sich auf die Nachrichten der Führer nicht zu verlassen, die nur Localkenntniß haben, sondern sich erst gehörig zu unterrichten . . . Die bekanntesten Führer sind: in Schmiedeberg der Schneidermeister Horlitz . . . [S. 221 f.; H. wählt als Heimath des falschen Schiller Polkwitz (unweit Glogau), da dies für das schlesische Abdera gilt.]

sessel, und die Träger hüpfen sicher und leicht, Berg ab, Berg an, über die Felsen hinweg. Oefters finden sich große Gesellschaften, die die Gebirgswanderungen zusammen machen, und da sieht es beynahe abentheuerlich aus, wenn eine lange Reihe Tragsessel mit Frauenzimmern, die die bunten Sonnenschirme über den Köpfen ausgespannt haben, in der Ferne durch ein Thal zieht oder einen Berg hinansteigt. — Als ich einmal eine solche Reihe erblickte, fiel mir ein, daß es ganz hübsch seyn müßte, wenn sich eine Gesellschaft von Männern und Frauen verabreden wollte, eine solche, wenn auch ganz kurze, Wanderung, z. B. auf den Kynast, zu machen, jedoch ganz seltsam und mährchenhaft gekleidet. Selbst die Tragsessel müßten fantastisch verziert seyn, mit bunten Decken, Blumengewinden u. s. w., und die Träger ebenfalls in wunderlichen Kleidern daher hüpfen, und dazu müßte eine fabelhafte Musik von Queerpfeifen, Cymbeln und kleinen Trommeln ertönen — doch halt! — Was die Kleidung der schönen Pilgerinnen betrifft, so können sie, um nur einigermaßen solid zu seyn und von der Natur etwas Ordentliches zu profitiren, sich gar nicht so anziehen, wie es ihnen einkömmt, sondern müssen vielmehr dem Rath eines tüchtigen Praktikers folgen, der da weiß, was im Gebirge Noth thut und Recht ist. Damit Sie, theuerste Johanna! gleich jezt erfahren, wie sich eine ordentliche Gebirgspilgerinn kleiden muß, und, im Fall Sie sich entschließen zu solcher Reise, gleich in B[erlin] das Nöthige besorgen können, setze ich die vollständige Beschreibung eines weiblichen Anzuges her, wie sie jener Praktiker giebt*):

„Da heut zu Tage (so spricht derselbe[4e]) auch Frauen, mehr als sonst, das Riesengebirge besteigen, so ist es ihnen anzurathen, auch ihre Tracht darnach einzurichten. Ein Gewand, in Form eines Reitkleides, aus buntem Zeuge, etwa Merino, Cambry, Halbtuch; baumwollene Unterkleider, warme Tücher, ein tuchener Aermelmantel, ein dickes Umschlagetuch werden sehr zweckdienlich befunden werden. Ein Strohhut, allenfalls mit einer Regenkappe, Schnürstiefeln, ein dauerhafter Sonnenschirm von grünem Taffent sind einer Dame unentbehrlich. In der Reisetasche habe man: Wäsche, so viel als Noth, ein Paar Stiefeln oder Schuhe, ein Paar leichte Bei—"

Doch — ich verirre mich; dies lezte betrifft ja schon wieder die Kleider der Männer, die übrigens keine andere als eine bunte oder schwarze Weste tragen dürfen, und Halbstiefeln oder Schuhe mit Stiefeletten, damit kein Sand hineinfalle, welcher Grund vollkommen einleuchtet[4f]). Wie wenig aber hienieden guter Rath beachtet wird, bewies mir der Umstand, daß ich auf meinen mannigfachen Wanderungen nur eine einzige Dame antraf, die ganz vorschriftsmäßig gekleidet ging oder vielmehr getragen wurde. Es sah nicht ganz hübsch aus. Der tüchtige Aermelmantel, unter dem wahrscheinlich das

*) Das Riesengebirge. Ein Taschenbuch für Reisende und Badegäste.

---

e) [S. 220 f.]

f) Am zweckmäßigsten kleidet man sich in einen leichten Ueberrock oder Halboberrock von Tuch, bunte Weste oder schwarz . . ., entweder trägt man Halbstiefeln oder Schuhe mit Stiefeletten, damit kein Sand hineinfallen kann. [S. 220.]

tuchene Reitkleid verborgen, ließ durchaus keinen Wuchs ahnen; doch trotz des dicken Umschlagetuchs, der übrigen warmen Tücher und des Strohhutes mit der Regenkappe, entdeckte ich ein liebes junges Gesichtchen. Ich dachte daran, daß am Ende unter all diesen Reit- und andern bösen Kleidern eine allerliebste Papagena stecken und mir in irgend einem blumigten Thal oder an einer süßflüsternden Quelle ein anmuthiger Zauber aufgehen könne. Ich beschloß, auf Verlangen das vermummte Geheimniß ohne weiteres Bedenken an mein Herz zu drücken und so die wünschenswerthe Entpuppung schnell herbeyzuführen. — „Das sind schöne Entschlüsse, schöne Streiche!" hör' ich Sie sprechen. Und in der That, über all' diesem Geschwätz vergaß ich gerade das, womit ich beginnen wollte, nehmlich jenes anmuthige geheimnißvolle Abentheuer (darf ich anders das Begegniß nennen?), das mir noch in den Tagen der oben gedachten Mummelzeit ganz unvermuthet entgegentrat.

Der Regen hatte nachgelassen, der Abend war heiter geworden, als ich unmuthig, wie ich nun einmal war, der Gesellschaft entfloh, die sich in der Allee versammelt hatte, und ganz allein hinauswanderte aus Warmbrunn, dem Ufer des Zacken entlang. An die entferntesten Häuser des Ortes angelangt, war es mir, als vernähme ich eine weibliche Stimme, die sich in Solfeggien übte, und wirklich strömten die Töne aus dem offenen Fenster eines kleinen Hauses, ohne daß ich die Sängerinn entdecken konnte. Hinein zu schauen, wäre frech gewesen, und da es still geworden, wollte ich meinen Weg fortsetzen, als die Sängerinn eines jener tief gedachten, tief ins Gemüth dringenden Solfeggios sang, die der Meister Crescentini sezte, um die wahre Kraft, die wahre Herrlichkeit des ächten Gesanges in der Brust der Schülerinn zu entzünden. Darauf folgte nach einer kleinen Pause das artige Liedlein: sul margine d'un rio, mit Veränderungen, die nicht so halsbrechend waren, als die, mit denen jezt viel seltsamer Catalanischer Prunk getrieben wird, aber bedeutsamer, aus der Tiefe der Kunst geschöpft. — Dann schien die Sängerinn bald in gehaltenen Tönen, bald in bunten Laüfen, bald in chromatischen Gängen, bald in anschwellenden Trillern anmuthig spielend, die Nachtigallen in den Büschen herauszufordern zum Wettkampf. Die Armen durften nicht antworten und auch die Sängerinn schwieg. Ich stand in den Boden gewurzelt. Als ich indessen, da die einbrechende Nacht immer dichtere Schleier über die Berge warf, endlich fort wollte, vernahm ich leise — leise die Töne einer Romanze[1]). — Nun, ich will erst sagen, daß die Sängerinn eine vollendete Künstlerinn war, die im Gebiet der Töne herrschte. Sehr herrlich, die hier in W[armbrunn] zu finden, hätt' ich gedacht, und wäre, als sie den Gesang geendet, recht froh und heiter nach Hause gegangen. Setze ich aber hinzu, daß der Gesang recht mein Innerstes aufregte, daß allerley holde Traüme, süße Erinnerungen lebensfrisch in mir aufgingen, daß der gewaltige Zauber der Tonkunst mein ganzes Wesen erfaßte, so werden Sie, theuerste Johanna, die

[1]) Dieses fünfte Lied ist natürlich H s Lieblingsstück aus der „Undine", die Romanze der Heldin: „Morgen so hell", die er gleich nach Empfang des Textbuchs im November 1812 komponiert hatte. Vgl. die Briefe an Hitzig vom 30. November 1812, an Fouqué vom 29. Mai 1815 und den letzten Gruß an die Eunike vom 1. Mai 1822.

Stimmung gerechtfertigt finden, die es mir unmöglich machte, mich auch nur einen Schritt von dem Hause zu entfernen, daß ich vielmehr unwillkürlich mich niederließ auf eine Bank, die an der Mauer des Hauses angebracht war. Ein Bauermädchen trat aus der Thüre; ich wandte mich an sie und fragte, wer in dem Hause wohne und so schön sänge. Entweder verstand das dumme Ding mich wirklich nicht oder wollte mich nicht verstehen. Genug, als ich mit Fragen nicht nachließ, meinte sie: ich solle nicht tallen (dumm Zeug reden)[1]), sie würde sonst rappelköppisch[2]), und ließ mich stehen. — Für diesmal endigte sich das Begegniß wie tausend andere, wenn man sagt: es ist mir unmöglich, von der Stelle zu weichen, und doch am Ende weicht und nach Hause geht.

Vergebens forschte ich am andern Morgen in der Badeliste nach der muthmaßlichen Bewohnerin jenes Hauses. Es fand sich, daß keine Badegäste in jenem Hause eingekehrt waren, und die Wirthsleute versicherten auf Befragen, daß durchaus keine Dame bey ihnen gesungen habe. Waren denn nicht alle diese Nachforschungen Thorheit — Wahnsinn? — Wußte ich denn nicht etwa, wer in jenem Zimmer gesungen? — Konnte ich denn nur einen Augenblick daran zweifeln, daß keine Andere, als Sie — ja, Johanna — Sie selbst es waren, welche sang, als ich jene gewisse Romanze vernahm, die einem gewissen Jemand in einer gewissen Begeisterung (es ist Alles gewiß) recht aus dem Innersten strömte, und die niemand in der Welt singt, als eben Sie?[3]) — Es ist ein anmuthiger, mystischer Glaube, nach dem es Augenblicke giebt, in welchen der im Irdischen eingezwängte Mensch den Raum besiegt, und in welchen die psychische Annäherung so mächtig wird, daß sie wirkt gleich der physischen, und von dieser kaum zu unterscheiden ist. Die Mystiker behaupten, daß eine Wechselwirkung dazu gehöre, und ich bin überzeugt, daß Sie gerade in den Augenblicken, als ich Sie in W[armbrunn] hörte, in B[erlin] dasselbe, was ich hörte, wirklich sangen und wenigstens bey der Romanze ein klein wenig an mich dachten.

Mag dem nun seyn, wie ihm wolle, so war doch die Illusion (muß ich dieses Wort brauchen) jener mystischen Augenblicke eine wahre Wohlthat für mich. Seitdem gelingt es mir nehmlich, mir Ihren Gesang so zu vergegenwärtigen, daß ich ihn wirklich zu hören glaube, und ich bin dann so frey, Ihnen meine Lieblingsstücke auf einem Fortepiano zu accompagniren, das freylich einen Ton von sich giebt, als schlüge man auf einen blechernen Kaminschirm. Dies zerstreut meinen tiefen Unmuth, den ich auch der gänzlichen Entbehrung jedes musikalischen Genusses zuschreibe. Die Böhmischen Musikanten, die hier in der Allee aufspielen, erheben sich eben so wenig als die hiesige sogenannte Capelle über die mittelmäßige SchlendrianMusik, die mich zur Ungeduld vorzüglich deshalb treiben kann, weil der sonst vollen Harmonie der Grundbaß fehlt[4]), der in einem schwindsüchtigen Fagott nicht

[1]) und [2]) Beides aus Schmidts Taschenbuch, s. S. 87, Note 2.

[3]) Bittere Anspielung auf das Schicksal der „Undine", die, von einem Versuch in Prag abgesehen, noch nirgends außer in Berlin 1816/17 aufgeführt worden ist.

[4]) Denselben Vorwurf hatte H. im „Freimüthigen" der Glasharmonika gemacht; die Krickeberg hatte ihn zugeben müssen.

anzutreffen. Es giebt indessen hier viele Leute, denen diese Musik ungemein wohlgefällt und die vorzüglich das Trompettino rühmen, dem der geschickte Künstler Töne zu entlocken weiß, welche klingen wie das erste Jubelgeschrey eines neugebohrnen Hahns. — An Gesang ist nun vollends gar nicht zu denken. Den Damen, die ungefähr so aussehen, als könnten sie zur Zeit was singen, scheint der Mund verschlossen, und zudem fehlt es in der Gallerie (dem Versammlungssaal der Badegäste) an einem tüchtigen Instrument zur Begleitung, welches doch sonst in allen Sälen der Art gewöhnlich zu finden. Für eine Gunst des Himmels mag es eine Badegesellschaft halten, wenn ihr vorzügliche Talente beschеert sind, die, stürmt und regnet es (wie es hier eine ganze Zeit hindurch der Fall war), nicht allein die tödtende Langeweile zu vertreiben, sondern auch den Geist in dem Schwunge zu erhalten wissen, der zum geistigen Wohl, ohne welches das leibliche selten aufkommt, durchaus nöthig. Mir kommt in diesem Augenblick die Erinnerung an das freundliche Liebwerda[1]), das ich vor mehreren Jahren besuchte[2]) und auch diesmal, wenigstens auf ein Paar Tage, zu besuchen gedenke. Nicht besser, als dort, konnte für die Unterhaltung, für den Frohsinn der Gäste gesorgt seyn, welches eben daher kam, daß diese Sorge von dem edlen liberalen Besitzer und seiner vortrefflichen Familie unmittelbar ausging. — Was vorzüglich die Musik betrifft, so hörte ich damals mit wahrem Vergnügen die gut organisirte Kapelle des Grafen Clam. Ueber Alles gingen mir aber die kleinen theatralischen Darstellungen, die von talentvollen Gästen gegeben wurden, deren wahrer Glanz aber die Familie des edlen Grafen war, die daran Antheil nahm[3]). Hier begnügt man sich mit einer Truppe, die nicht schlecht genug ist, um der Gegenstand eines muthwilligen Spottes zu werden, der sich bald selbst langweilt, dagegen aber auch nicht gut genug, um wahres Interresse zu erregen. Zudem ist der Direktor dieser Truppe von dem unseeligen Mißverstande befangen, der Direktoren kleiner Duodezbühnen gewöhnlich regiert, nehmlich, daß er, um die Leute anzuziehen, große Haupt- und StaatsAktionen geben müsse. Selbst Volksstücke, wie das Donauweibchen u. a., sind auf DekorationsAufwand, große Raüme u. s. berechnet, und die Uebelstände, die eine kleine Bude mit mannshohen Coulissen und Vorhängen hervorbringt, erwecken in mir nicht sowohl das Gefühl des Lächerlichen, als des Erbärmlichen, welches mich unmuthig macht[4]). Unter den Badegästen, die doch das eigentliche Publikum ausmachen, sind die mehrsten wohl in der großen Welt gebildet, haben viel gesehen u. s. Würde für ihr Vergnügen nicht hinlänglich gesorgt seyn, würden sie nicht gar gern die Enge des Raumes, den Mangel der zweckmäßigen Dekoration, ja, aller sonstigen Beywerke größerer Bühnen,

---

[1]) Am westlichen (böhmischen) Abhang der Tafelfichte, durch diese von Flinsberg getrennt.

[2]) 1798; s. die Vorbemerkung.

[3]) Ganz in demselben Sinne berichtet Laun (a. a. O. S. 97—99) über das dortige Badeleben und die Familie des Grafen Christoph von Clam-Gallas (gest. 1838; sein Sohn Eduard, geb. 1805, starb erst 1891).

[4]) Hübsch schildert Laun (a. a. O. S. 94 f.) diese Truppe des Direktors Faller in Hirschberg: die hochschwangere Frau Director spielt einen Ritter usw.

verzeihen, oder vielmehr gar nicht vermissen, wenn es einem Direktor gelänge, vier, höchstens sechs Schauspieler und Schauspielerinnen zusammenzubringen, von denen nur zwey bis drey wahrhaftes, entscheidendes Talent besitzen, die übrigen aber nur negativ gut seyn dürften, und dann mit Präzision, Laune und Feuer kleine geistreiche Stücke aufführte, an denen es gar nicht so sehr fehlt, als man wohl denken sollte? —

Wären Sie hier! — ach, Johanna, wären Sie hier! — Was soll dieser Ausruf! fragen Sie? — Er deutet auf eine Traümerey hin, der ich mich überließ, nachdem mir jene Gedanken über die Unterhaltungen einer Badegesellschaft durch den Kopf gefahren. — Ich dachte an Göthes Singspiel: „Scherz, List und Rache", das ich, wiewohl in einen Akt zusammengedrängt, zu meiner Jünglingszeit in Musik sezte, und das von einer kleinen Truppe, bey der sich drey Talente befanden, wie ich sie nur zu den drey Rollen jenes Singspiels wünschen konnte, mehrmals dargestellt wurde, bis Partitur und Parthien zufällig verbrannten[1]). — Dies Singspiel führte mir nun meine Fantasie auf. Die Skapine stellten Sie, theure Johanna, dar, mit jener liebenswürdigen Naivität, mit jener schalkisch anmuthigen Ironie, die Ihnen eigen und die unwiderstehlich hinreißt. Der alte Doktor mit der weißen Allongenperücke, mit dem goldbesezten Scharlachrock, der goldstoffenen endlosen Schooßweste, war niemand anders, als Ihr gehorsamer Diener, der den verliebten geckenhaften Wahnsinn des Alten so wahrhaft darstellte, als könne das Ihnen gegenüber gar nicht anders seyn. Toll vor Schrecken und Angst sprang der Alte umher, als die listige Skapine in verstellter Todesohnmacht lag, und bellte zulezt, da sie sich an den Pforten des Orkus wähnte, als Cerberus so zierlich, daß er, wie Zettel, mit Recht hoffen durfte, man würde rufen: Noch mal bellen! — Ueber die Rolle des Skapin sage ich gar nichts, um nicht im Mindesten das Gebilde zu verderben, das Ihnen selbst, theure Johanna, vielleicht von diesem schlauen, gewandten Charakter aufgegangen seyn könnte. — Denken Sie sich aber das nun alles wirklich ausgeführt, und Sie werden mir zugestehen, daß das ein Ding seyn würde, das in die todte Narrheit einer Gesellschaft, die sich langweilt, weil sie mit sich selbst nichts Rechtes anzufangen weiß (leider ist das hier der Fall), wie ein elektrischer Strahl fahren und zwey[2]) Leben aufregen könnte zum wahren Nutz und Frommen des leiblichen und geistigen Wohls. — Es wäre sehr unrecht, wenn Sie nicht mir zu Liebe sich, seys auch nur einige Minuten hindurch, als die Göthesche Skapine und mich als den alten fabelhaften Doktor an Ihrer Seite denken sollten, zumal ich Ihnen freie Hand lasse, sich einen beliebigen Skapin zu wählen. —

---

[1]) In der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" vom 21. Juli 1813 erinnert sich H., das Stück „vor mehreren Jahren [wahrscheinlich um Johannis 1801] in Posen von der Gesellschaft des Schauspieldirektors Carl Döbbelin, die sich damals dort befand, mehrmals mit der gerathenen Composition eines unbekannten Meisters aufführen gehört zu haben. Partitur und ausgeschriebene Orchesterstimmen sollen nachher zufällig verbrannt und durchaus nicht mehr zu haben gewesen seyn." (1902 von mir neu gedruckt „Musik" I 1652, 1906 wiederholt Grisebach² XV 104.) Im Mai 1818 hat H. dann für Brockhaus' Konversations-Lexikon sein Inkognito gelüftet.

[2]) Wohl Druckfehler.

Jeder Brief enthält den Anspruch auf eine Antwort, und es wäre gar schön, wenn Sie diesen Anspruch erfüllten. Ich weiß, daß Sie ein Briefchen nicht fünf bis sechsmal anfangen dürfen, und verspreche, nicht im mindesten zu lächeln, sollten sich etwa drey bis vier Nachschriften vorfinden, da jede Zeile, jedes Wort mehr von Ihrer Hand mir so werth und lieb ist, daß es völlig gleich gilt, wo und wie es steht. — Längst ist Ihnen das Histörchen von der Dame bekannt, die mit einem Gelehrten, der den Satz aufstellte, daß es keinem Frauenzimmer möglich sey, einen Brief zu schreiben ohne Postscriptum, wettete, sie wolle selbst das Gegentheil davon beweisen. Wirklich schrieb sie auch an besagten Gelehrten einen langen Brief. Nach dem Schluß des Briefes standen aber die Worte:

„NB. Gewonnen! — ich habe den Brief geschrieben ohne Nachschrift!"

und dann:

„N. S. Sie werden doch obiges Notabene nicht etwa für eine Nachschrift halten wollen?"

Morgen gedenke ich eine Fußwanderung nach der Koppe zu unternehmen, und freue mich auch deshalb sehr darauf, weil das Schicksal die seltsamste Gesellschaft zusammengewürfelt hat, die man sich nur denken kann. — Wie sich alles begeben, darüber schreibe ich, so Gott will, unserm Theodor, der Ihnen alles mittheilen soll. Sie wissen, theure Johanna, daß mein humoristisches Steckenpferd, soll es sich vor Frauen sehen lassen, eines geschickten Stallmeisters bedarf, der es nicht zu ausgelassenen tollen Sprüngen kommen läßt, und solch ein Stallmeister ist in der That Freund Theodor! —

Der Himmel nehme Sie, meine liebe, theure Johanna, in seine besondere Obhut! ppp

Stefan Lochner.

Von

Mela Escherich.

Noch immer ist dem Volk unsre große alte Kunst fremd. Kaum daß Dürer anfängt, schwach ins Bewußtsein zu dringen. Dahinter ist Nacht. Wer kennt die Großmeister des 15. Jahrhunderts: Schongauer, Witz, Lochner? In unsrer wieder nach malerischen Tendenzen ringenden Zeit, die für die zarte Farbenlyrik eines Heinrich Vogeler, für die leuchtende Buntheitsrhythmik eines Ludwig von Hofmann, für die geistreichen Pigmentjubeleien eines Emil Rudolf Weiß eine so entgegenkommende Aufnahmefähigkeit zeigt, wirkt es als eine Unbegreiflichkeit, daß sich das Interesse noch nicht mehr den alten deutschen Malern zugewendet hat, insbesondere muß man erstaunen, wie wenig sich die gebildeten Kreise mit einer so fein malerischen Persönlichkeit wie Stefan Lochner beschäftigen.

Mit Stefan Lochner begann für die Kunst eine neue Zeit. Seine Bedeutung grenzt an die der ungleich öfters gewürdigten Gebrüder Eyck. Eine Bedeutung, die keineswegs von den Zeitgenossen verkannt wurde. Denn ganz wie bei den Eycks oder wie etwa bei Raffael oder Rubens tritt im unmittelbaren Bannkreis der neuen Persönlichkeit ein plötzlicher Umschwung der lokalen Kunst ein; es bildet sich eine Schule und Nachahmerschaft, die ihre bestimmte Zeit hinaus wirkt, und endlich entwickeln sich — wie wir an Eycks „Madonna am Springbrunnen" in der Antwerpener Galerie, einer von Lochners Veilchenmadonna diktierten Konzeption sehen, — jene großen Beziehungen zu zeitgenössischen Meistern, jene fördernden Austausche von Ideen und Lösungen inhaltlicher und technischer Probleme, die so bezeichnend für das entscheidende Wirken großer Naturen sind.

Kaum ist der junge Künstler in Köln angekommen, so beherrscht er dort das ganze Kunstleben. Welche Kunst war das, in die er trat? Wir sind gewohnt, von etwa 1370 an die aufsteigende Linie der Schule von Köln zu beobachten. Aber diese Steigelinie ist eine sehr wellige. Die Entwicklung vollzieht sich ruckweise, mit starken Vorstößen und jedesmaligem kurzen Zurückebben. Die Epoche des Clarenaltars und der Wandbilder im Hansasaal

war die des ersten großen Vorstoßes. Seit 1410 etwa befand sich diese Kunst im Niedergang. Das Kölner Museum zeigt uns aus dieser Zeit und dem folgenden Jahrzehnt eine Reihe Beispiele: treffliche Arbeiten, aber doch nur in den alten Bahnen sich bewegend. Um diese Zeit war man drüben im nahen Soest fortschrittlicher.

Als Lochner, wie man annehmen muß, Mitte oder Ende der zwanziger Jahre des 15. Jahrhunderts in Köln ankam, trat er also in einen Zunftkreis, der an den Überlieferungen einer früheren Generation zehrte. Die Kunst des vergangnen Jahrhunderts, damals Gegenwartsausdruck, mußte zu Lochners Zeit veraltet sein. Da war frische Zufuhr nötig. Stefan Lochner erschien im gegebenen Moment. Er wurde rasch der neue Mann, der Mann des Tages.

Das Werk, mit dem er Aufsehen erregte, war die „Madonna mit dem Veilchen". Die kölnische Tafelmalerei besaß noch keine Figur von solcher Größe. Auch die Wandmalerei, die sich damals in starkem Niedergang befand, brachte keine großen Kompositionen mehr hervor. Die letzten großen Wandgemälde, jene des Hansasaales, zählten bereits ein halbes Jahrhundert. Mit der „Madonna mit dem Veilchen", so benannt, weil sie ein Veilchen in der Hand hält, war nun für Köln wieder der große Stil gewonnen, den man noch von der romanischen Wandmalerei her in ehrwürdiger Erinnerung und vor Augen hatte.

Man darf nie außer acht lassen, welch große Kulturepochen das Köln des späten Mittelalters schon hinter sich hatte. Die stehengebliebenen Zeugen dieser Epochen, die überwältigende Architektur mit ihren Begleiterscheinungen der Glas- und Wandmalerei, bildeten, etwa in dem Maße wie das antike Rom für die Renaissance, einen künstlerischen Maßstab einerseits für das Volk, das geübt durch bodenständige Kultur, sich in der glücklichen Lage befand, an der Größe einer glänzenden Vergangenheit, beständig die Entwicklungen der Gegenwart zu messen und zu kontrollieren, andrerseits aber auch für die Künstler, die an dem Anblick der alten, in ihrer geschlossenen Harmonie überaus eindrucksvoll wirkenden Werke in ihren Anforderungen an sich selbst wuchsen und erstarkten. Alle die Hauptmeister der kölnischen Schule bildeten sich mehr oder minder unter dem künstlerischen Hochdruck der heiligen Stadt ihren Stil. Aus verschiedenen Gegenden kamen sie alle, grundverschieden, jeder in seiner Art. Und dennoch empfinden wir sie zusammen als ein Gemeinsames, reden mit Recht von der Schule von Köln. Köln machte Schule, nicht die Zunft.

Gleich mit Lochners Auftreten offenbart sich dieses merkwürdige Wesen der Stadt. Die Veilchenmadonna zeigt jenen erhabenen Stil, wie ihn nur ein Künstler findet, der von einer starken Kulturwelle gehoben wird. Man fühlt, daß dieser Stil als etwas Neues zu der früheren Art des Künstlers getreten ist, etwas Vollendendes. So wirkt Raffael auf uns in seinen römischen Stanzen; würde er auch wirken, wenn wir seine florentinischen Phasen nicht kennten. In einem solchen Verhältnis stehen wir zu Lochner. Wir kennen seinen ersten Stil nicht. Aber wir fühlen vor seiner Madonna, daß sie keine

Erstlingsarbeit, daß sie die Frucht eines künstlerischen Reifezustandes ist. Und zugleich spricht Jugend aus ihr. Lochner war jung, woraus sich ja um so mehr der tiefe Eindruck, den Köln auf ihn machte, erklärt. Was gäbe man darum, zu wissen, wie dieser Künstler vorher arbeitete! Vielleicht läßt immer noch sein „Jüngstes Gericht" die meisten Anhaltspunkte zu; denn es ist das einzige seiner Werke, in dem der große Stil fehlt oder doch noch nicht erreicht zu sein scheint.

Bei Lochner macht die Zeitbestimmung unendliche Schwierigkeiten. Er muß eine selten harmonische, heiter innige Natur gewesen sein, ein Kind bis in die alten Tage, dem innere und äußere Kämpfe erspart blieben. In einem einzigen Bilde, der Darmstädter „Darstellung", zeigt sich Altersmüdigkeit; in allen andern herrscht der immer gleiche Ton von Kraft und Freude. Darum bestehen Zweifel, ob man das Triptychon des Jüngsten Gerichts in eine frühe oder späte Zeit setzen soll. Wenn ich mich seinerzeit für die erste Annahme entschied [1]), so war es vielleicht hauptsächlich im Hinblick auf die Flügelbilder des Triptychons, die Apostelmartyrien im Städelmuseum, die mir Anhaltspunkte zu einem Jugendstil des Meisters zu geben schienen. In den Apostelmartyrien, diesen „erschröcklichen" Marterln im Jahrmarktsgeschmack, lebt ein brausender stürmischer Geist sittlicher Entrüstung, wie er in Schillers Räubern aufschäumt. Eine leidenschaftliche Betonung ist auf die Gegensätze der Charaktere gelegt. Mit welch sittlichem Übergewicht blicken die Märtyrer traurig mahnend auf ihre Peiniger! Ein gewisser Jahrmarktsgeschmack, ja, das ist wahr! In der ganzen Auffassung, in der naiven Anordnung. Aber nirgends eine lapidare Sprache. Und vertieft man sich länger in diese Szenen, die koloristisch doch unendlich reizvoll sind, so findet man darin einzelne Figuren von einem feinen, durchgeistigten Schönheitsgefühl diktiert. Nein, ein geringer Meister konnte das nicht gemalt haben! Und der Züge sind so viele, die auf Lochner weisen, daß man doch immer wieder darauf kommt, ihm das ganze Werk zu geben.

Und nun das Mittelstück, das jüngste Gericht (Museum, Köln)! Eine Massenkomposition, eine Fülle trefflicher Einzelheiten, zusammengehalten durch — die Farbengebung. Hier kündigt sich der große Kolorist an. Noch fehlt, wie oben erwähnt, der große Zug, das zeichnerische Weitausgreifen, obwohl einzelne Gestalten mit einer Schönheit und Kraft modelliert sind, daß sich in ihnen schon die Epoche eines Memling und Signorelli voraussagt. Aber farbig ist auf eine Gesamtwirkung in einer Weise hingearbeitet, die für jene Zeit neu war. Das ganze Motiv ist vom Gesichtspunkt farbigen Sehens, farbiger Gliederung und Individualisierung aus erfaßt. Rechts die Hölle dunkel, links der Himmel hell. Das Dunkel pointiert und accentuiert mit roten düstern Flammen. Die umherspringenden Teufel schimmern und gleißen in blitzenden Edelsteinfarben, scharfem Grün und Rubinrot. Nach der Himmelsburg zu eine helle Linie, der Zug der Erlösten. Eine Fülle von blassen Rückenlinien, weißem Fleisch, blonden Zöpfen und kahlen Mönchsköpfen. Eine

[1]) Die Schule von Köln. Straßburg, Heitz. 1907.

Steigerung ins Reine, Lichte mit den einfachsten Mitteln. Und darum vielleicht allein so rührend; so rührend, daß man die meisterliche Technik darüber vergißt.

Woher hat Lochner diese Technik? Er muß denn doch aus einer guten Schule gekommen sein; denn er bringt ein solides Können mit. Sichere Beherrschung des Akts, eine große Bewegungsfreiheit, einen ebenso sicheren Blick für Architekturmotive, wie seine Himmelspforte beweist, und ein glückliches Talent, Massen anschaulich zu gliedern. Das Triptych wurde für die Laurentiuskirche in Köln gemalt. Nehmen wir an, etwa um die gleiche Zeit wie die Veilchenmadonna; vielleicht etwas vorher. Der junge Künstler hatte für sein Thema Begeisterung. Gericht und Martyrium! Eine Aufgabe, loszustürmen mit allen zeitgemäßen Gefühlen, an denen sich frische Jugend leicht erhitzt. Lochner ist kein Satyriker wie Holbein. Sein Temperament neigt im Grunde nicht zur Kritik. Aber hier im ersten Drange jugendlichen Loslegens spiegeln sich eben doch die herrschenden Ideen wider, das sittliche Bedürfnis, das Laster zu geißeln, die Tugend zu glorifizieren, der Haß wider Rom, die Furcht vor dem Weltende und die Hoffnung auf die Seligkeit. Bei der großen Lucifergruppe rechts, — das Höllenscheusal umgeben mit dienenden Höflingen, unter denen man einen Papst, einen Kardinal und einen Bischof erkennt, — denkt man an die Höllenschilderung der mystischen Dichterin Mechthild von Helfta von dem „viel greuelichen Ungeheuer, das zu tiefst im grundlosen Höllengrund sitzet und feiste Pfaffen küsset".

Die ganze Komposition ist aber schon von kölnischem Geist erfüllt. Es ist kölnische Rhythmik, kölnischer Sprachreichtum darin. Die feine, intensive Buntheit der einzelnen Figuren und Gruppen weist auf die ersten Eindrücke, die Lochner in Köln gewonnen: das feierliche kirchliche Leben, das sich in einem strahlenden Rahmen von Gold und Juwelengefunkel bewegte, die Prozessionen, bei denen die schimmernden Reliquienschreine durch die Straßen getragen wurden, die festlichen Hochämter in den prachtstrotzenden Kirchen, die symbolischen Volksaufzüge an den Tagen der Patrone. Für eine Natur von so ausgeprägt koloristischem Empfinden, wie Lochner es war, bot sich da eine unerschöpfliche Fülle von Anregungen. Von Kirche zu Kirche müssen wir uns den Meister wandernd denken, heimlich sich in die Räume stehlend, zu Zeiten, wo wenig Leute da sind. Abends vielleicht in der Dämmerung oder in aller Frühe, wenn das erste graue Licht durch die bunten hohen Fenster kommt. Da sind es besonders die Reliquienschreine, die ihn fesseln. Welche Farben sind da zusammengestellt, und welche Wirkungen in ihnen berechnet! Vor diesen Wunderwerken der Emailkunst gehen dem Meister die Augen auf. Er findet neue Möglichkeiten für die Malerei. Das Zusammenwirken großer bunter Massen, die Kontraste der Gegenfarben, die farbigen Werte der verschiedenen Materien, alles Errungenschaften, die vorher die Malerei noch nicht kannte, — was liegt näher anzunehmen, als daß er sie unter diesen Eindrücken, die sich ihm in keiner andern Stadt in solchem Maße bieten konnten, fand? Und zwar gleich im Anfang, wo diese Eindrücke noch durch den Reiz der Neuheit stärker wirken mußten!

Wir sehen übrigens Lochner zeitlebens an dem Erbe der kölnischen Kultur zehren. Zeitlebens behält er eine besondere Vorliebe für bunten Schmuck, seltene Werke der Goldschmiedekunst. Die funkelnde Pracht der heiligen Stadt hat es ihm angetan. Er zieht sie in seine Kunst herein, schwelgt mit ihr in einem märchenhaften Farbenrausch.

Das Jüngste Gericht also begrüßen wir als seine erste Tat. Er jubelt sich darin in Farben aus, arbeitet bereits an koloristischen Problemen, entwickelt Geschmack und lyrische Kraft. Am schwächsten sind noch die drei Hauptfiguren, die in größeren Dimensionen über dem Gewimmel der Massen ihren erhöhten Platz einnehmen, Christus als Weltenrichter und Maria und Johannes. Christus und Johannes blicken Maria, die wie eine adelige Stiftsdame aussieht, zärtlich an. Eine etwas naive Himmelsszene von ritterlich-klösterlichem Minnegeist erfüllt. Auch diese Note ist kölnisch. Hier, an der Wirkungsstätte eines Eckhart, Tauler und Suso lebte noch das alte, mystische, einen idealen Ton zwischen Mann und Weib bestimmende Wesen. Dieser Johannes könnte ein Gottesfreund sein, wie sie wandernd die Klöster durchzogen und mit gelehrten Nonnen schöngeistige Briefe tauschten. Einen Heinrich von Nördlingen und eine Margarethe Ebner oder einen Suso und eine Elisabeth Stagel möchte man sich so vorstellen wie diesen Johannes und diese Madonna. Es sind Abstraktionen eines bestimmten Ideenkreises, keine rechten Persönlichkeiten von Fleisch und Blut, obwohl die Madonna etwas Porträtmäßiges hat. Eine beinahe wunderliche Gestalt ist der thronende Christus. Man hat das Gefühl, als ob Lochner diese drei himmlischen Personen mit Herzklopfen gemalt hätte; bei dem Christus aber brach sein Temperament durch. Dieser Christus, der etwas waghalsig auf dem Regenbogen sitzt, mit den ausgebreiteten Armen gleichsam das Gleichgewicht haltend, ist in der Eigenartigkeit seiner durch den weitgespreizten Mantel ins Schattenhafte verzogenen Silhouette eine Figur von Stil und Grazie. Hier dämmert schon etwas von dem großen Zug durch, der sich gleich darauf wuchtig in der Veilchenmadonna offenbart.

Wir kehren zu ihr zurück. Ihre Erscheinung bezaubert. Ein Bildnis und doch keines. Bildnis in dem gesteigerten Sinne, wie Feuerbachs „Iphigenie" eines ist. Lochner hat sein Ideal gemalt. Eine reizende Frau von knospender Jungfräulichkeit. Sanft, keusch, mit einem weichen Jugendschmelz, der über Stirn und Wangen liegt, wie warmer Sonnenkuß über aufbrechenden Blüten. Eine echt rheinische Schönheit mit strengen Augen und einem pikanten Munde, der sparsam lächelt. So reizend wie sie, ist auch ihr Kind, ein goldiges Christkindlein. Die Würde der Erscheinung aber wird durch den in wenigen schweren Falten großartig niederfließenden Mantel betont. Das ist königliche Art, einen Mantel so zu tragen. Der Eindruck ist erhaben plastisch. Wenn wir uns erinnern, daß um die gleiche Zeit, am Oberrhein durch Konrad Witz, in den Niederlanden durch die Eycks, eine plastische Auffassung in die Malerei kam, empfinden wir diesen Stil als etwas bahnbrechend Zeitgemäßes; um so mehr, da Lochner in dem an Bildhauern armen Köln weit weniger unmittelbare Anregung aus der Plastik gewinnen konnte als die von der französischen Plastik beeinflußten Niederländer und Basler Künstler. Das Statuarische ist

mit einem ausgezeichneten Geschmack vorgetragen, ruhig und groß, ohne Pathos und dabei durch die einfache Raumkomposition vornehm betont. Ein Teppich dient als Hintergrund. Er teilt diesen ab, die obere kleinere Hälfte für den Himmel freilassend. Diese einfache horizontale Gliederung im Gegensatz zu der Vertikale der Figur hat etwas Architektonisches, und von architektonischer Gesetzmäßigkeit ausgehend, erscheinen auch die winzigen Nebenfigürchen: die Stifterin, die Vorhang haltenden Engelchen in der halben Höhe und die Engelchen und Gottvater ganz oben. Sie bilden den Maßstab für die Größe der Hauptfigur.

Seit den Naumburger und Bamberger Domskulpturen war in der deutschen Kunst — mit Ausnahme des Heilsbronner Schmerzensmannes, der aber wenig Schule machte — keine so großzügige Komposition mehr geschaffen worden. Von nun an wurde das Statuarische und seine Lösung im Malerischen ein Problem, dessen sich die Kunst mit steigendem Eifer annahm. Die letzte, große Lösung traf ziemlich genau ein Jahrhundert später ein, in Dürers großen Apostelbildern. Dürer hatte sich einige Jahre vorher „Meister Steffens Taffel zu Köln aufsperren lassen." Das war Lochners Dombild, auf dem, wie wir später sehen werden, ebenfalls das Statuarische eine Rolle spielt. Vielleicht lernte Dürer aber auch die Veilchenmadonna kennen. Jedenfalls empfing er von Lochner eine Anregung, die er auf seine Art umwertete.

Die Veilchenmadonna muß rasch Aufsehen erregt haben. Schon von 1431 besitzen wir eine Kopie eines schwachen Nachahmers von ihr. Bessere Kopien aber wanderten offenbar sogleich nach den Niederlanden, wo Jan van Eyck sich davon zu seiner Madonna am Springbrunnen inspirieren läßt; ein Bild, das wiederum gleich Nachahmung findet. Mit dem Thema war ein Typus geschaffen, der Anklang fand. Von nun an kommen die großen, stehenden Heiligen auf; die Brokatteppiche, die hinter ihnen von Engeln gehalten werden, dieses Motiv, das unendliche Wandlungen durchmacht, aus dem sich allmählich die Landschaft entwickelt, die fein hinter den Teppichen in zarten Umrissen heraufsteigende Landschaft, vor der endlich der Teppich fällt. Die großen, stehenden Heiligen, die so ernst und wuchtig ihren Platz auf den Altarflügeln einnehmen, zu szenenreichen Hauptstücken das deklamatorische Gegenstück bildend, etwas von dem Sprecher des antiken Chorus übernehmend.

Von der Veilchenmadonna zum „Dombild" ist nur ein Schritt. Und dennoch ein großer. Wir bewundern eine ungeheure Vervollkommnung. Der Madonnentypus ist noch stärker über das Persönliche hinausgehoben; eine Fülle prächtiger Gestalten herangebracht, Gestalten zwar, die sich wiederholen; denn Lochner verfügt über keinen Reichtum an Typen, aber eben in der Wiederholung eine mächtig sich steigernde Gesamtwirkung erzielend. Das war nun wieder ein Bild, das gewaltigen Eindruck machen mußte. Ganz abgerechnet von der mächtigen Schönheit war es Lochner wiederum gelungen, darin so viel Neues zu bringen, daß man sich wohl denken kann, wie von der Zunft einer nach dem andern kam, um vor dem Werk bewundernd zu stehen und sich etwas davon mit nach Hause zu nehmen. Neu war hier alles, die Anordnung, die Farbengebung, die einzelnen kleinen Motive, alles neu.

Man konnte das Bild zerpflücken, wie man wollte, man fand überall wieder neue Anregung. Also zunächst die Anordnung! Ein großes Triptychon in ein Motiv zusammengezogen. Seit dem Anfang des Jahrhunderts waren ja wohl Versuche in dieser Richtung gemacht worden, aber keiner war in dem Maße gelungen. Eine so klare Gruppengliederung war bisher einfach unbekannt. Hier kündigt sich Raffael an. Und dabei stand der Künstler vor einer überaus schwierigen Aufgabe. Das Bild war für die der Madonna geweihte Ratskapelle bestimmt und sollte zu Ehren der Stadtpatrone, der heiligen drei Könige, der heiligen Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen und des heiligen Gereon mit seinen dreihundert Rittern gemalt werden. Also eine figurenreiche Komposition, aus der die bestimmten Gestalten, die Lieblingsheiligen der Kölner, klar hervortreten mußten. Die Madonna und die Könige — was lag näher als eine „Anbetung" zu wählen, der sich dann im Gefolge die übrigen Heiligen anschließen konnten; übrigens gab zu dem Motiv eine Legende Anlaß. In der „hilligen Moirennacht" 1268 seien bei einem räuberischen Überfall des umliegenden Adels auf die Stadt, auf den Mauern plötzlich die heiligen drei Könige und die heilige Ursula mit ihren Jungfrauen erschienen und hätten die Stadt gesegnet, worauf die Feinde umgekehrt wären. Eine andre Version lautet folgendermaßen: Bei der Belagerung der Stadt im Jahre 1267 durch den Erzbischof Engelbert von Köln und den ihm verbündeten Adel habe eines Nachts der Graf von Cleve in seinem Zelt geträumt, er sähe die heilige Ursula, ein Licht in der Hand haltend, mit ihren Jungfrauen die Stadt umschreiten und sie segnen und endlich in das sich von selbst öffnende Weiertor einziehen. Ganz denselben Traum habe zur selben Zeit der Ritter Stefan von Vuilen gehabt, worauf diese beiden Herren mit ihrem Gefolge und vielen andern Rittern den Erzbischof Engelbert verließen, so daß dieser die Belagerung aufgeben mußte. Ein Jahrhundert vorher, 1164, hatte der Erzbischof Rainald von Dassel unter dem stürmischen Jubel des Volkes die sogenannten Mailänder Reliquien, die Gebeine der heiligen drei Könige, die ihm Barbarossa bei der Einnahme von Mailand überlassen, in die Stadt gebracht. Dieser Einzug der heiligen drei Könige, ebenso wie später ihre feierliche Übertragung in den neuen Dom und die seltsamen Vorgänge jener wunderbaren Dreikönigsnacht, blieben in der Erinnerung des Volkes die unvergeßlichen Ereignisse der heiligen Stadt. Man kann sich denken, welchen Jubel da eine Darstellung erregte, in der alle die heiligen Helden der lokalen Legenden und Erinnerungen als Hauptpersonen auftraten!

Also in die Anbetung der heiligen drei Könige faßte Lochner das Motiv zusammen; aber nicht die biblische Anbetung im Stall, sondern eine Anbetung im Himmel, damit die Märtyrer dabei sein konnten. Maria trägt bereits die Krone als Engelskönigin. Der Schauplatz ist eine imaginäre blühende Himmelsaue, die dem naiven Volksgefühl überließ, sie sich unmittelbar über Köln gelegen zu denken; alle die heiligen Patrone herabblickend auf ihre erwählte Stadt, wie einst die Götter vom Ida auf das streitbare Troja.

Die Madonna sitzt auf einem Thron, umgeben von den Königen, an diese schließt sich das Gefolge; hieran, unmittelbar auf den Flügeln, rechts Sta. Ursula,

links St. Gereon. Hinter Gereon drängen sich die Ritter der thebaischen Legion, hinter Ursula die Jungfrauen. Über den Häuptern blitzen Kreuze, flattern lustige Wimpel bunter Standarten. Die ganzen Massen bewegen sich in einer festlichen Stimmung. Das ist echt kölnisches Prozessionsgepränge, wie es Lochner oft gesehen und sich zweifellos daran begeistert hat. Das Heranrauschen der festlich gekleideten Menge ist herrlich. Man fühlt die Masse als eine Einheit, das warm herströmende Leben wie in einem einzigen Pulsschlag, auch das Feierliche als eine Einheit, die Andacht in all den vielen Herzen als ein gemeinsames Gefühl. Das Bild ist die Verkörperung des Feiertags.

Gelang so dem Meister schon allein in der Gruppierung eine seelische Stimmung festzuhalten, so entwickelte er von dieser Stimmung ausgehend sein Motiv nun auch nach der Seite der farbigen Charakterisierung hin. Er legte mit der Dreikönigsgruppe beginnend, ein Farbenthema fest, eine ganz einfache Dreifarbengruppe, rot-blau-grün, und dieses Thema variierte er durch das Bild weiter. Die Madonna kleidet er ganz blau, blaues Kleid, blauer Mantel; den alten König in Karmin, den zweiten in Grün. Um diesen Dreiklang nicht unmittelbar auf den Goldgrund zu setzen, läßt er hinter der Madonna von zwei Schwalbenengelchen einen Vorhang spannen, Brokat von kühlem, dezentem Grau mit eingewirktem Blumenmuster in Blau und Silber. Balthasar gegen den Goldgrund deckend, neigt sich der blaugekleidete Melchior vor, der nicht als Mohr, sondern braun dargestellt ist. In gleicher Absicht sehen wir auf der andern Seite der Madonna, hinter Kerzen, einen blaugekleideten Schwertträger hingesetzt. Blau ist also bereits als Hintergrundsfarbe erkannt. Es dominiert hier weiter in den im Goldgrund schwebenden Schwalbenengeln und leiser in dem Muster des Vorhangs, stärker wiederum in den Standarten. Im übrigen wiederholen sich die Hauptfarben in den verschiedenen Gestalten des Gefolges, mit grauen und graublauen Tönen zart abgedämpft. Auf dem rechten Flügel dominiert Rot, auf dem linken blau. Auf den Außenseiten, der Verkündigung, rot und weiß. Im ganzen sind die Flügel im Ton heller als das Mittelstück. Besonders auffallend ist das bleiche Inkarnat auf dem Ursulaflügel. Vielleicht in der Farbe etwas verdorben; vielleicht auch absichtlich für die Märtyrerinnenszene als abschwächender Mollakkord zu dem fröhlichen Durklang des Mittelstückes gewählt. Wie immer bei Lochner sind die Farben intensiv, tief und warm, wie in rauschender Glücksstimmung hingesetzt. Man fühlt, daß der Künstler innerlich heiter und zufrieden war, während er malte.

Bedeutet das Dombild somit in der farbigen Behandlung eine starke Weiterentwicklung, so ist es zu beachten, wie der Meister sich dabei dennoch nicht von gewissen plastischen Tendenzen emanzipieren mochte. Im wesentlichen sehen wir ihn noch das statuarische Prinzip, das er in der Veilchenmadonna so großartig durchführte, festhalten; nur allerdings in einer Umwandlung nach dem Malerischen hin begriffen. Die ganze Anordnung geht noch von plastischen Gesetzen aus. Man könnte die Figuren alle herausschneiden. Es ist kein Hintergrund da, mit dem sie verbunden sind. Übrigens

beginnt gerade hier Lochner mit dem Kampf gegen den Goldgrund, den starren Goldgrund, mit dem die Malerei dauernd keinen Frieden halten konnte. Er beginnt den Kampf, indem er einfach das Figürliche so hoch hinaufschiebt, daß für den Goldgrund nicht mehr viel Platz bleibt. Die Verdrängung des Goldgrundes wurde die Arbeit des Jahrhunderts. Lochners Nachfolger setzen sein Werk fort, ziehen die Landschaft herein, bis der Goldgrund endlich weichen muß. Aber ebenso übernehmen sie auch die plastische Tradition. Bis in die letzten Ausläufer der kölner Schule bewahrt sich eine immer wieder auftauchende Neigung zu plastischer Auffassung, die endlich in den Grisaillen Bruyns ausklingt. Ein kleines formales Thema mag hier noch erwähnt werden. Lochner hat die figürliche Komposition so hoch geführt, daß sie sich an einer Stelle mit dem den obern Bildrand eindeckenden Maßwerk trifft. Würde nämlich die Madonna ganz kerzengerade sitzen, so müßte sie mit ihrer hohen Krone an den mittelsten der sieben Maßwerkzapfen anstoßen. Lochner unterbrach deshalb die Vertikallinie der sitzenden Gestalt mit einer leichten Ausbiegung nach links, indem er den Kopf der Madonna etwas seitlich neigt, während er den Knopf der Krone, auf den die Spangenbögen zusammenlaufen, wieder etwas nach rechts zurückführt. Dieser Achsenknick in der Kopfstellung der Madonna muß als ein außerordentlich geschicktes Manöver bezeichnet werden. Das ganze Bild erhält dadurch Belebung. Solche Kunstgriffe gestatteten sich Raffael, Lionardo, Dürer. Aber man denke anno 1430 oder 1440! Finden wir etwa bei Masaccio, Fra Giovanni oder Ucello, der sich so viel mit Maßen und Messen beschäftigte, eine gleiche Beherrschung des konstruierten Aufrisses?

Noch ein Motiv scheint mir besonderer Beachtung wert. Die Madonna hält mit einer unglaublich lieblichen Gebärde das Füßchen des Kindes in der Hand. Dieses Motiv ist altkölnisch. Wir begegnen ihm in der Madonna des Germanischen Museums, die eine Werkstattnachahmung der vielumstrittenen „Madonna mit der Erbsenblüte" ist. Wir begegnen ihm in dem Triptychon der Sammlung Weber, das vielleicht von der gleichen Hand herrührt. Aber wie hat es Lochner weitergebildet! Hier werden wir unmittelbar auf Raffael gelenkt. Man vergleiche des Urbinaten Madonna Sully im Berliner Museum und mehr noch die Madonna aus dem Hause Orleans, jetzt im Besitz des Herzogs von Aumale. Auf beiden Werken ist das reizende Motiv *nicht besser gelöst*. Als ein drittes Werk tritt die heilige Familie der Petersburger Eremitage dazu, wo die Hand das Füßchen nicht ganz erreicht. Auf den drei Gemälden finden wir die für Raffael so charakteristische Eigentümlichkeit des flachen Handrückens, die sich aber bei Lochner durchaus vorgebildet findet, sowie die ganz verwandte Biegung des Handgelenks. Aber ganz offen gesagt möchte man der anmutigen Hand der Lochner-Madonna den Vorzug geben. In Ausdruck und Haltung — man wird immer wieder auf Raffael gewiesen — nähert sich Lochners Madonna der des Granduca. Hier wie dort der schamhaft gesenkte Blick, der freundliche verschwiegene Mund, der, obwohl unbewegt, die Vorstellung eines Lächelns weckt; der sanfte Reiz eines leicht geneigten Hauptes über demütigen Schultern, die große Ruhe der

schönen Hände. Welche Entwicklung hat Lochner durchgemacht! Von der scheuen Veilchenmadonna bis zu dieser Himmelskönigin, welch ein Weg! Ein Feierton umgibt diese Gestalt, und nur eine selbstverständliche Ergänzung ist das feierliche Gebaren der sie umgebenden Schar. Selig Erlesene, die ihr nahen dürfen!

Lochner ist kein Frauenmaler, er ist der Maler der Frau. Immer nur die Eine! ist seine Losung. Und es ist wohl anzunehmen, daß diese Eine seine eigne Frau war. Denn welches andre Modell hätte ihm lebenslang zur Verfügung stehen mögen! Ein zweiter Typus taucht nur flüchtig auf. Das ist die Madonna des Weltgerichts, vielleicht eine vornehme Gönnerin des jungen Lochner. Sie kehrt noch einmal, idealisiert, als Magdalena auf dem „Kruzifixus mit Heiligen" im Germanischen Museum wieder. Nicht ganz ohne Einfluß blieb diese Frau auf den andern Typus. Wenigstens läßt sich denken, daß jene aristokratische Vornehmheit, die wie ein Hauch über der Veilchenmadonna liegt, von dem Künstler unter einem bestimmten Einfluß in das bürgerliche Modell hineinempfunden wurde.

Noch haben wir zweier kleiner, aber hervorragend schöner Madonnenbilder des Meisters zu gedenken. Das eine ist die wenig bekannte „Anbetung des Christkindes", die sich im Besitz der Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg befindet. Der Meister hat darin zwei Probleme behandelt: ein koloristisches und ein perspektivisches. Das koloristische ist die Erstrebung einer farbigen Einheit, wofür er eine freilich recht primitive Lösung fand. Eine Einheitstongebung ist ihm noch unbekannt. Deshalb setzt er allen Wert auf *eine* Farbe, läßt Blau dominieren. Ein blauer Mantel umfließt die kniende Madonna und füllt in reichem Gebreite das halbe Bild, den Vordergrund nahezu ganz; nur für das auf einem Tüchlein liegende Kind ein Plätzchen freilassend. Hinter der Madonna baut sich der Stall auf, in dessen zerlöchertem Strohdach sich drei singende Engel eingenistet haben. Im Hintergrund schauen durch das Stallfenster ebenfalls drei Engel herein. Auch sie sind blau gekleidet. Man könnte das Bild ein Motiv in Blau nennen. Diese Art, mit einer Farbe zu arbeiten, steht bei Lochner vereinzelt. Es mochte einmal ein Versuch sein. Als der Meister das Dombild malte, war er darüber hinaus. Die „Anbetung" weist somit auf eine frühere Zeit. Sie ist wohl in die Nähe der Veilchenmadonna zu setzen. Das zweite Problem, das wir darin behandelt finden, ist ungleich fesselnder. Es ist das der Raumwirkung oder vielmehr Raumtäuschung. Hinter den drei Engeln, die mit schmalen, aufrecht stehenden Flügeln an dem Stallfenster sichtbar werden, gewahren wir die Flügel noch mehrerer, so daß wir die Täuschung erleben, dort draußen stände alles voller Engel. Um die Ecke herum — der Stall reicht nur bis in die Bildmitte herein — sind keine Engel mehr zu sehen; hier aber geht der Blick über eine Schafherde hinweg in unendliche Tiefe zurück. Wir erblicken nichts als, Rücken an Rücken, Schafe, und ganz weit dahinter die Türme einer Stadt. Und das wirkt nun in seiner Einfachheit als vorzügliche Landschaft. Der Blick wird weit in die Ferne gezogen. Man hat das Gefühl, von vielem zu wissen, was dort liegt, und sieht doch eigentlich

nur ganz Weniges. Auch diese Art, Illusion zu wecken, ist eine Eigenheit Lochners, die er gerne anwendet. Wundervoll hat er sie auf dem „Jüngsten Gericht" entwickelt, bei dem Einzug der Seligen in den Himmel. Das Tor der Himmelsburg ist offen, und man kann ungehindert ein Stück weit in den Himmel hineinschauen, ohne jedoch etwas andres zu sehen als die Köpfe der Einziehenden. So kann sich jeder das Schönste darinnen denken und glauben, es müsse jeden Augenblick, sobald sich nur das Gedränge ein wenig verlaufen habe, sichtbar werden. Dabei wandern unsre Blicke über die Schar der Seligen auf und nieder. Unzählige Male machen sie den Weg von jenem ersten Paar im Vordergrund, einem Engel, der ein junges Weib herzlich grüßend umarmt, bis hinauf zu der offenen, freundlich ladenden Tür. Die schwingende Linie des einbiegenden Zuges teilt sich unserm Gefühl mit. Wir empfinden die Masse in ihrer Bewegung als einen hellen Strom, eine sanft ziehende Flut. Das ist es auch, womit Lochner auf dem Dombild die feine, tiefe Wirkung erreicht, hier wieder der Rhythmus endlos erscheinenden Gedränges. Die Menge schiebt heran. Der Rahmen täuscht nur einen Ausschnitt vor. Man denkt, es seien noch viel, viel mehr da, als man eben sehen und überzählen könne, und dabei kann man sie doch zählen. Auf dem Gereonsflügel sind bloß elf, auf dem Ursulaflügel dreiundzwanzig Personen unterscheidbar.

Das zweite seiner kleineren Madonnenbilder ist die berühmte „Madonna in der Rosenlaube", das Kleinod des Kölner Museums. Ein Bild, dessen unfaßbarer Reiz immer wieder neues Entzücken in uns weckt. Wir sehen hier das Rosenlaubenmotiv auftauchen. Einer vorhergehenden Mode entsprach das „Paradiesgärtlein". Das Volk dachte sich den Himmel als eine Burg, da hatten die Heiligen ihr stilles Mauergärtlein, darein sie lustwandeln mochten. Auf den mittelalterlichen Burgen spielte der Garten seine Rolle. Hier war das Reich der Frau. Hier erging man sich mit edlen Rittern in anmutigem Gespräch. Hier blühte die Geselligkeit, entspann sich das ritterliche Verhältnis des Mannes zur Frau, fand Minnesang und Minnegeist seine Pflegstätte. Die Burggartenpoesie wob sich in das mittelalterliche Volkslied, und ebenso kam sie in die Malerei. Da verwandelte sie sich in religiöse Visionen. Die ritterliche Sphäre wurde mit der himmlischen vertauscht. An Stelle der adeligen Damen, die in den Gartenwinkeln der rheinischen Burgen ihre Tage verträumten, erscheinen auf den Bildern Maria und jungfräuliche Märtyrerinnen. Traumschöne Gestalten, umgeben vom Duft der Blumen, Chor der Vögel und süßem Minnesang, höfisch gekleideter, Ritterdienst pflegender Engel. Zu Lochners Zeiten war das Paradiesgärtlein nicht mehr beliebt. Die Erinnerung an die Ritterpoesie verblaßte schon zu sehr. Aber man fand Freude an dem bunten Milieu des Gartens. So kam jetzt die Rosenlaube auf, in der Maria mit dem Kinde weilt.

Es ist wieder Lochner, der hierfür ein Vorbild schafft, das von vielen dann nachgeahmt, aber von keinem erreicht wurde. In den Goldhimmel ragt die zierliche Silhouette eines Rosenspaliers, unter dessen Blütenfülle die Madonna Platz genommen hat. Maria trägt Kleid und Schmuck wie auf

dem Dombild. Sonach ist das Bild wohl gleichzeitig mit jenem entstanden. Die Wiese blüht voller Blumen. Um die Madonna aber reiht sich ein farbiger Kranz, der uns zuerst wie ein lichterloh brennender Feuerkreis erscheint, sich aber rasch in ein Gewimmel bunter Engelkinder auflöst, die im Grase musizieren. Ihre Kleider, ihre Flügel bilden eine schimmernde Harmonie von Blau, Karminrot, Feuerrot, Gelb und Flaumgrau. Das ganze Bild ist ein Mosaik. Es blitzt und funkelt darauf märchenhaft durcheinander. Farbe sprüht gegen Farbe, prickelnd, moussierend. Der Engel helle Flügel, der rosige oder graue, weiche Flaum, die bunten Hemdchen, der matte, graue Schein der Perlen, die Glut der Rubinen in der Krone, das tiefe Blau des Gewandes und feine Perlgrau des Inkarnats der Madonna, das sanfte Weiß und frohe Rot der Röslein, das heitere Blumenbunt im Grase, der Goldgrund hinter allem und das gestreifelte Gold und Rot eines von Engeln gerafften, in die Lüfte entflatternden Vorhangs — welch eine feine, reiche Harmonie! Das war wieder etwas Neues, was Lochner da brachte. Große, starke Akkorde, in denen die Farbe plötzlich in allen Oktaven losbraust, kannte man von den Niederlanden, von den Eycks her; aber ein derartig minutiöses Zusammenspiel im kleinen wie hier — das kannten die Niederländer nicht. Und die kölnischen Künstler? Die hatten bis jetzt von einem solchen Klangreichtum der Malerei noch keine Ahnung gehabt. Die vorlochnerische Kunst bewegte sich in einer begrenzten Harmonie, satte Tiefe meidend, im Falsettregister eines lichten Rosa, Hellgrün, Blau, Mattviolett. Woher hatte Lochner seine Farben? Ich möchte noch einmal an die Reliquienschreine erinnern. An ihnen konnte Lochner wohl diese feinen Wirkungen von Perlen und Steinen ablauschen, nur daß er die dort ins Düstere, Dämonische sich steigernde Buntheit in das Heitere, Fröhliche seines Wesens übertrug. Steine und Perlen — sie haben's ihm angetan. Auf allen seinen Bildern bringt er sie an. Auf dem „Jüngsten Gericht" strotzen Christus und die Heiligen von kostbaren Schmuckstücken. Die Veilchenmadonna trägt ein herrliches Monile, schöne Ringe und im Haar eine Perlenkette. Auf dem Dombild erscheinen wiederum die Hauptgestalten in reichstem Schmuck, und die Madonna in der Rosenlaube trägt wahre Museumsstücke der Goldschmiedekunst. Ist schon die juwelenreiche Krone ein wundervolles Werk, so entdecken wir in dem Monile, das als Brosche vorgesteckt ist, ein seltenes Meisterstück. Es stellt in Umrahmung von Perlen und Edelsteinen die heilige Jungfrau mit dem Einhorn dar. Alle diese Gegenstände sind so peinlich gemalt, daß man sie einem Juwelier zur Vorlage geben könnte. Die Frage drängt sich auf, ob Lochner nicht früher selbst einmal im Goldschmiedehandwerk tätig war. Führte doch der Weg so manchen Malers aus der Goldschmiedewerkstatt heraus.

Nun treten wir vor das letzte Bild, die „Darstellung im Tempel" des Darmstädter Museums. Es ist 1447, also vier Jahre vor des Meisters Tod, entstanden. Und hier nun zum ersten Male sehen wir eine Veränderung — Altersstil. Die feste Kraft ist in der Lösung begriffen. Aber der alternde Lochner bewahrt sich sein sonniges Gemüt. Der tiefe Ton der Freude, einer

nicht zu brechenden Glücksinnerlichkeit, tönt hier wie eine Sonntagsglocke durch das Bild. Der alte Feierton!

Die Stimmung ist überwältigend. Aus tiefem strahlenden Goldgrund tritt uns eine Versammlung entgegen, in der wir bald bekannte Erscheinungen entdecken. Wiedersehen nach Jahren! Eine holdselige Frau ist vor dem Altar, Tauben opfernd, niedergesunken. Wir erkennen in den feinen, gealterten Zügen, in der immer noch anmutigen Haltung, in der süßen, fraulichen Hoheit, die wie ein Duft über der Gestalt liegt, die Madonna mit dem Veilchen, die Madonna des Dombildes wieder. Die Eine und Einzige! Der Meister hat nicht verschmäht, seine Lisbeth so zu malen, wie sie anno 1447 aussah. Warum auch nicht? Sie ist noch immer schön. Und schön ist auch der edle Greis Simeon, der das Kind mit großväterlicher Fürsorge auf seinen Mantel gesetzt hat, daß es auf dem Marmor des Altartisches nicht friere. Das welke, friedlich gealterte Antlitz ist das eines echten Priesters, eines Menschen, dessen Lebenswerk wie ein einziges, innig gesprochenes Gebet vor uns liegt. Dürfen wir uns ähnlich den Meister Stefan vorstellen? Das Kind ist wieder dasselbe wie immer — ein wunderbares Geschöpfchen von einer zarten Materie, vor dem die alten Lebensmythen, von der Herkunft aus tiefem Brunnen oder aus hohem Wolkensaal, Deutung finden. Als ein Gast kommt das kleine Seelchen zur Welt und schaut staunend umher, die Augen noch voll rätselhaften Widerscheins des Glanzes einer andern Heimat. „Die Kindergestalt Christi kann an weicher Rundung der Formen, an Erhabenheit des Ausdrucks den Gebilden Raffaels verglichen werden." Dieses Urteil Thodes über Lochner trifft auf alle Kindergestalten des Meisters zu. Schon auf dem „Flügel des Weltgerichts", auf der „Marter des heiligen Andreas" begegnen wir in dem auf dem Schoße einer Heidin stehenden Kind dem Typus, der unmittelbar an Raffael erinnert. Später treffen wir ihn auf allen Bildern wieder. Ganz besonders auf der blauen „Anbetung" und der „Darstellung".

Eine wunderliche Gestalt ist der heilige Josef. Er hat in seiner Gedrungenheit etwas Bäuerliches, und bäuerlich ist auch die Gebärde, mit der er aus seiner Tasche die Opfergroschen hervorsucht, während sein Gesicht alle Andacht der frommen Szene widerspiegelt. Seine Erscheinung erinnert uns an einige andre, die wir auf den Apostelmartyrien sehen. Dort zeigte Lochner Neigung zum Individualisieren und sogar Karrikieren von Nebenfiguren. Und diese Neigung tritt hier noch einmal vorübergehend auf. Vielleicht daß dem Meister bei dem Malen seines wohl letzten Werkes so gar andächtig zumute wurde, daß er, um seine Rührung zu verbergen, eine drollige Figur in den Vordergrund schob. Gleich dahinter steht ein schlankes, halbwüchsiges Mädchen, eine zweite Lisbeth, vielleicht eine Tochter. Neben dieser eine Frau im Gebänd, an jene Magdalena der „Kruzifixus" erinnernd. Sind dem Meister Jugendeindrücke wieder lebendig geworden?

Zu beiden Seiten des Altars drängt Volk heran. Der Altar selbst ist ein Prachtstück. In einer mit Edelsteinen besetzten Nische thront ein Moses von Bronze, eine Figur, zu der die Plastik der Reliquienschreine die Anregung

gegeben hat. Den Altartisch schmückt ein Steinrelief, das Opfer Abrahams darstellend. Hinter dem Altar halten Engel den obligaten Brokatteppich. Ganze Scharen von Engeln durchflattern die goldne Luft. In der Mitte oben bilden sie einen Kranz, in dessen Innerem Gottvater in Halbfigur erscheint, freundlich auf die Szene herabblickend. Hinter ihm Kopf an Kopf kleine Engel. So läßt uns der Meister zum letztenmal in den Himmel schauen. Wie ein müdes Lächeln liegt über dem Bilde. Herbst mit frühlingshafter Wärme. Verschwimmende Konturen, zarte Halbtöne. Die schwindende Kraft der Zeichnung zusammengehalten durch die zu flaumigster Weichheit verriebenen Farben. Blaugrün und rotblond sind an Stelle der früheren konkreteren Farben getreten. Die Töne blühen weich ineinander. Nicht mehr der starke Vollklang vom Dombild, — ein zartes, bebendes Verklingen. Man meint, es müsse einmünden in eine leise gedämpfte Musik aus der Höhe. Gleich werden sie jetzt erscheinen, die geflügelten, himmlischen Musikanten mit Harfen und Handorgeln.

Ob der Meister nicht manchmal im Malen innehielt, aufhorchend, wann sie kämen? . . .

Da ging ihm ein lieblicher Gedanke durch den Sinn. Opferung . . . Lichtmeßfest. Er läßt eine Kinderprozession auftreten. Kinder bringen die Kerzen zur Weihe. Der Zug der Kleinen, die Kleinsten voran, bewegt sich von rechts vorn bis in die Bildmitte. Gestreute Stechpalmblätter bezeichnen den Weg. Wie der Chor auf der antiken Bühne gibt diese Prozession der Szene ihren Abschluß. Singen die Kinder oder stehen noch welche draußen, deren Gesang verloren hereinweht? Wir sehen keinen geöffneten Mund und auch keine Engel, die „Musikje machen", wie bei den Eycks. Woher dann der Klang? Was weckt die Empfindung von Musik in uns? Der eigenartig gehalten feierliche Rhythmus vielleicht und die Farben, diese fein schwebenden, blühenden, hauchenden Farben. Sie haben etwas Durchscheinendes und doch Verschleiertes, wie zarte Nebel, die von irgend einem farbigen Widerschein durchtränkt sind. Wir glauben jeden Augenblick, die lichten Wogen müßten sich in leisen Tonwellen lösen, — Wellen, von dampfendem Weihrauch getragen, in denen sich der flackernde Schein der Kerzen trübt. Ein Wogen und Qualmen, das die Besinnung raubt, ein Singen und Klingen, das sich in betäubendem Sausen verliert, — Herzensschläge . . . Alles Nahe, Greifbare verliert sich. Das Bereich des Wirklichen flieht zurück. Sphärenklänge . . .

Der Meister hat uns bis an die letzte Grenze geführt, in eine Stimmung gehoben, wie es vordem vielleicht einzig der Dichter des „paradiso" vermochte; die Malerei noch nicht. Mit malerischen Mitteln bis zur Entrückung aus dem Reich der Materie zu führen, das war eine Tat, die über ihre Epoche hinaus von entscheidender Bedeutung sein mußte.

Stefan Lochner . . . Wir haben ihn öfters mit Raffael verglichen. Gewisse Einzelheiten führten darauf. Aber auch im allgemeinen, wenn wir Lochner betrachten, müssen wir an Raffael denken. Beiden ist das große Schauen eigen, das Erfassen des Bedeutsamen und Ewigen der menschlichen Erscheinung und das tiefe Verständnis für die Würde der Frau. Beiden auch

ist eigen die wahre Herzensinnigkeit, die keine Phrase kennt, das liebereiche Einfühlen in die für den Verstand unlösbaren Geheimnisse von Mensch, Natur, Gott. Raffael ist Italiener. Er hat mehr Feuer, ist auch reicher, vielseitiger. Dafür verfügt Lochner über eine noch größere Gemütstiefe. Er hat das echt Deutsche, Treuherzige, das wir jenseits der Alpen nicht finden und das auch bei uns in dem Maße selten ist. Muß man es doch ganz offen zugeben, daß hierin selbst Dürer zurückbleibt. Die gesamten deutschen Meister des 16. Jahrhunderts haben keinen so minnig jungfräulichen Typus mehr gefunden wie Lochner für seine Veilchenmadonna, die gesamten deutschen Meister des großen 16. Jahrhunderts haben kein Jesuskind gemalt, das uns mit solchem Gottesblick rührt und erschüttert. In diesem Punkt hat Lochner so viel gegeben, daß ein Weitergehen unmöglich war. Später fand man lautere Töne, leidenschaftliche Kämpfe wurden geführt, man behandelte tragische Konflikte, bittre Satiren und heroische Empfindungen. Aber die stille Weise, die tendenzlose Lyrik und die über alle Wünsche und Kämpfe erhabene Freude des Stefan Lochner blieb unerreicht. Seine Kunst ist das Paradies. Sie ist das Urbild der guten Stube, die jeder Mensch in seinem Herzen haben soll, in die kein Staub und Lärm von draußen hereindarf, die versiegelt bleiben muß gegen alles Alltägliche, Oberflächliche, Banale. Stefan Lochner hat diese Heiligkeit des innersten Herzens künstlerisch geoffenbart. Alle seine Bilder sind im Sakralstil geschrieben — Gedichte an Freude, Frühling, Schönheit. Ein feierlicher Jubelsang, angestimmt in der vollen, schönen Kraft einer fühlenden Seele und eines betenden Herzens.

Aus der Studienzeit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern.

Nebst ungedruckten Briefen von Goethe und Alexander v. Humboldt.

Mitgeteilt von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen).

In einem Nachruf, den F. Heinrich Geffcken im Oktober 1885 dem am 2. Juni desselben Jahres zu Sigmaringen auf seinem Residenzschloß gestorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern gewidmet hat, wies er auf die große Bedeutung dieses Mannes für die Zeitgeschichte hin und betonte, daß zu einem umfangreichen, mehr oder weniger erschöpfenden Lebensbilde des Fürsten dessen sehr wertvoller Briefwechsel mit Politikern, Gelehrten und Künstlern, wie er sich in der Registratur des Hohenzollern befinde, herangezogen werden müsse. Das war um so richtiger, als Karl Anton, sein eigener vortrefflicher Registrator, alle die vielen wichtigen Briefe, die er erhalten, mit Bemerkungen von seiner Hand versehen, wohl geordnet in seinen Vorzimmern aufbewahrte. Nur dann, wenn jemand, mit dem er in seinem so reichen Leben Briefe gewechselt und in Verbindung gestanden hatte, gestorben war, versah er den sorgsam geordneten Faszikel mit einem Kreuz und übergab ihn dem Hausarchiv. Im Jahre 1893 am 17. April wurde der Ostflügel des Residenzschlosses durch eine gewaltige Feuersbrunst zerstört und mit ihm gingen viele Kunstwerke und Kostbarkeiten verloren. Vielleicht das Wertvollste aber war die Registratur des Fürsten Karl Anton. Indessen dank einer sorgsamen Nachforschung des etzigen Fürsten Wilhelm sind zahlreiche Briefe und Akten von und über seinen Großvater erhalten geblieben. Fürst Karl, der Vater von Karl Anton, war ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitskraft und ausgeprägtem Pflichtbewußtsein, das ihn auch über die Studienzeit seines einzigen Sohnes sorgsam wachen ließ.

In einer Häuslichkeit, die vortrefflich geregelt und musterhaft nach jeder Richtung war, erhielt der Prinz die erste Erziehung, deren Fortführung sein Vater einem geistlichen Mentor anzuvertrauen wünschte. Um einen solchen zu finden — wie er ihn auch wirklich gefunden hat —, wandte er sich Rats erholend an Professor Sailer, den er selbst noch als Studierender zu Landshut gehört hatte, und an von Wessenberg, den soviel wegen seines „Josephinismums" angefeindeten, weit gereisten und dichterisch veranlagten Kirchenfürsten, der sich bei den süddeutschen fürstlichen Familien eines großen Ansehens erfreute. — Vom Jahre 1823 bis 1826 besuchte der Prinz, diesmal

mit einem weltlichen Begleiter, einem Herrn von Hecken, das Gymnasium zu Regensburg, um dann, nach kurzem Aufenthalt in einer Rastatter Lehranstalt, die Akademie in Genf zu beziehen. Dem Erbprinzen war nun darum zu tun, einen neuen Hofmeister für seinen Sohn zu gewinnen, und von autoritativer Seite zu erfahren, ob es rätlich sei, diesen überhaupt in Genf zu lassen. In dieser Angelegenheit wandte er sich, außer an von Wessenberg, auch an Alexander von Humboldt, der ihm unter dem 5. Februar 1828 folgendermaßen antwortete:

Monseigneur!

Je suis bien coupable en apparence d'avoir tardé si longtemps à repondre à Votre Altesse Sérénissime, mais ce retard n'a été causé que par le vif désir de remplir les intentions d'un prince qui s'occupe avec un intérêt si louable de l'éducation de ses enfants. J'ai espéré d'une semaine à l'autre que quelque sujet ce présenterait qui puisse réunir la profondeur des connaissancs à des formes un peu civilisées. Malheureusement nous n'avons ici que de jeunes gens farcis d'auteurs classiques, mais sans usages de monde et là où j'ai trouvé quelque aménité de formes et de caractère le savoir m'a paru bien léger. Je suis incapable de Vous proposer, Monseigneur, ce que Vous demandez et aussi ma position m'éloigne-t-elle trop des étudiants pour m'occuper de ce choix avec quelque confiance. Ne voudrait-il-pas mieux faire accompagner le jeune prince par un officier qui eût quelque autorité sur lui et qui sût l'accompagner lorsqu'il fréquenterait la société? Mr. le général de l'Estocq comme Mr. le conseiller d'état de Savigny pourraient être consultés attenant à ce sujet. Je hésiterais toujours par dévouement pour Votre Altesse Sérénissime de recommander une personne à laquelle sa position imposerait des devoirs bien importants. Les problèmes de mathématique sont moins difficiles à résoudre. Je suis avec la plus respectueuse considération

Monseigneur D. V. A. S.
le très-humble et très-obéissant serviteur
Al^dre de Humboldt.

Nach diesem unbefriedigenden Bescheid wandte sich der Erbprinz an Goethe selbst, den er im Juli 1822 zu Karlsbad kennen gelernt hatte. Sein Schreiben richtet er an den „Großherzoglich-Sachsen-Weimarschen Staatsminister von Goethe", der mit dem nachstehenden Briefe vom 13. April 1828 eingehend antwortete:

Durchlauchtigster Erbprinz gnädigster Fürst und Herr.

Ew. Durchlaucht verzeihen gnädigst wenn ich auf das, unter dem 30. März an mich erlassene vertrauenvolle Schreiben, erst später gegenwärtiges zu vernehmen gebe, in Betracht der Wichtigkeit jener mir zugegangenen Anfrage.

Vor allen Dingen hielt ich für nöthig, mir das Programm zu verschaffen, welches die Vorlesungen auf der Genfer Akademie für das letzte Jahr ankündigt. Daraus ersehe ich nun, daß ein vollständiger Cursus daselbst gelehrt

werde, in welchem man sich von dem Nothwendigsten der Wissenschaften durchaus belehren kann.

Wenn auch Einiges daran für einen vollkommenen Cursus wie er auf andern Universitäten vorgetragen wird, ermangeln sollte, so geht doch nichts ab, wovon ein junger Mann Kenntnis zu nehmen hat, der zwar nicht zum Gelehrten bestimmt ist, aber doch in wissenschaftlichen Dingen bewandert seyn muß, um nirgends fremd zu erscheinen und auch das im Leben vorkommende Wissenschaftliche beurtheilen zu können.

Waltet nun auch, wie aus dem Programm hervorgeht, in Absicht auf allgemeine höhere Bildung, die Mathematik vor, so fehlt es doch nicht an philosophischen Lehrstunden, welche in obiger Betrachtung um so zureichender seyn dürften, als mir ein Freund versichert, daß auch die Geschichte der Philosophie von der ältern bis auf die neuere Zeit, und folglich auch der Gang der deutschen Philosophie in den letzten Jahren, vorgetragen und daran soviel überliefert wird als wenigstens zur historischen Kenntnis dieser lebhaften geistigen Bewegung hinreichend seyn möchte.

Sobald es nun die Bildung eines jungen Weltmannes, wenn ich so sagen darf, betrifft, so darf ich wohl meine Überzeugung folgendermaßen aussprechen: die Genfer Lehranstalt geht mit einer ihr eigenen Methode auf den nicht anders als zu billigenden Zweck los, junge Männer in demjenigen auszubilden was zum praktischen Leben am entschiedensten gefordert wird, und was die höhere Geistesbildung anbelangt, so gibt sie dabey, und nicht mit Unrecht, der Mathematik einen hohen Rang.

Das Gewicht das auf deutschen Universitäten theorethischen Ansichten, wozu uns die Philosophie befähiget, gegeben wird, ist ihr daher fremd, und der Gang, welchen deshalb die deutsche Bildung nimmt, mit jener beynahe unverträglich. Ist nun ein junger Cavalier, daß ich mich des Ausdrucks hier bediene, auf jene Weise in Wissenschaft und Leben eingeleitet worden, so dürfte ihn ein philosophischer Unterricht wie er ihn in Deutschland finden könnte, vielleicht nur irre machen; denn unsere neueste Philosophie, die sich auf jene von Kant und Fichte eingeleitete Lehre bezieht, ist mit sich selbst noch in Zwiespalt. Hegel in Berlin, Schelling in München kontrastieren auf eine lebhafte Weise miteinander, indem sie ganz nah verwandte Ueberzeugungen jeder auf eine andere oder eigene Art als folgerichtig will gelten lassen. Wir andern, die wir dem Gang dieser Lehren seit so vielen Jahren gefolgt sind, und gewissermaßen in diesem Felde mitgewirkt haben, begleiten diese aus successiver Aufklärung entspringenden Irrungen nur mit Anstrengung und können keineswegs einem jungen Manne von Stande rathen sich in diese auf ganz eigene Weise das Leben befruchtende, ins Leben einwirkende Grundlehren miteinzulassen.

Ihr Herr Sohn hat, wie Hofrath Soret von Genf, welcher der Erziehung unsers theuren Erbprinzen vorsteht, versichert, sehr schöne Anlagen zur Mathematik und hat sich darin den Beyfall seiner bisherigen Lehrer erworben. Lasse man ihn auf diesem Wege fortfahren, und an dem Orte wo er seine Zeit bisher so nützlich angewendet hat, seine Ausbildung erlangen.

Ich erlaube mir noch eine ganz besondere Betrachtung hinzuzufügen: man sucht in Deutschland männliche und weibliche Gouvernannten von Genf herzuziehen, wie denn auch obengenannter Herr Soret ein Genfer ist, und dies nicht allein um des Französischen willen, sondern auch weil man dort überhaupt die Elemente einer gewissen schicklichen Lebensweise vorauszusetzen scheint. Sollte nun jene Stadt, der man zutraut, daß sie Prinzenhofmeister erziehen könne, nicht auch unmittelbar einen Prinzen auszubilden im Falle seyn?

Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich diese Betrachtungen mehr aneinander häufe, als daß ich sie folgerecht aufzustellen im gegenwärtigen Augenblick im Stande wäre.

Noch aber bleibt die bedenkliche Frage zurück, wie nun in der nächsten Folgezeit ein Gouverneur und fernerer Lebensbegleiter für einen jungen Mann der Art zu finden seyn möchte?

Wenn Herr von Humbold zu einem Offizier gerathen hat, so gebe ich einem solchen Gedanken auch meinen Beyfall. Er dachte dabey wohl an das preußische Militär in welchem freylich dergleichen tüchtige und schickliche Personen leicht zu finden seyn möchten; allein ich habe in diesem Kreise keine derartigen Verhältnisse die mich berechtigten einen solchen Mann vorzuschlagen ja nur auf denselben hinzudeuten; auch würde mir bey näherer Betrachtung der Umstände die Differenz wieder zu Sinne kommen, welche zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland obwaltet. Ich würde daher in dem vorliegenden Falle vielleicht rätlicher finden, aus dem Würtembergischen oder Bayrischen Militär, wo es gewiß unterrichtete Männer gibt, einen solchen aufzusuchen, besonders da Höchstdieselben in Ihren Verhältnissen sowohl durch Nachrichten und Empfehlungen als durch eigenes Urteil den sichersten Weg wohl finden dürften.

Ich muß um Verzeihung dieses weitläufigen Schreibens bitten, das eigentlich kein Resultat herbeyführt und nur davon Zeugnis geben kann, daß ich diese auch mir so wichtige Angelegenheit wiederholt durchgedacht und nur allein gegen Veränderung des bisherigen Lebensgangs, gegen Einschritt in fremde Verhältnisse, meine Stimme abgelegt habe.

Wie nun dem auch sey, so bitte Höchstdieselben daran meine ununterbrochene wahrhafte Verehrung zu erkennen und anzunehmen. Könnte ich irgend zur Ueberzeugung gelangen, daß in unsern Gegenden für einen so werthen jungen Mann ein Aufenthalt räthlich und nützlich seyn dürfte, so wäre es mein eigener und meiner Umgebung Vortheil hierin Höchstdenselben zu Diensten zu seyn. Wie ich aber auch die Sache überlegt und mit einsichtigen Freunden besprochen, so fanden wir uns doch in dem Falle immer auf das obige Resultat zurückzukommen.

Verehrend

Ew: hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigster Diener

Weimar, d. 13. Apr. 1828. J. W. Goethe.

Erbprinz Karl folgte dem Rate Goethes in beider Hinsicht: er beließ seinen Sohn vorläufig in Genf und nahm als dessen militärischen Begleiter

den württembergischen Hauptmann von Rüpplin, der dem Generalquartiermeisterstab angehörte und auf der Militärschule in Ludwigsburg Unterricht gab, in seine Dienste. Mit diesem bezog im Mai 1829 Prinz Karl Anton die Universität Tübingen. Ein merkwürdiger Zufall führte ihn hier am 14. Juni 1829 in einer Gesellschaft beim Kanzler von Autenrieth zusammen mit dem Grafen Zeppelin, dem Grafen Adelmann und einem Freiherrn von Wangenheim, die derzeit in Tübingen studierten. Alle drei Namen, ohne daß diese Begegnung irgendwelchen Einfluß darauf gehabt hätte, finden wir später am fürstlich hohenzollerischen Hofe wieder. Graf Zeppelin, der Vater des berühmten Luftschiffers, wurde Hofmarschall des Fürsten Karl, der jetzige Hofkammerpräsident Graf Adelmann ist ein Sohn jenes Grafen Adelmann und der gegenwärtige Hofmarschall des Fürsten Wilhelm ein Freiherr von Wangenheim.

Nach einigen Semestern in Göttingen sollte der Prinz nunmehr seine Studien in Berlin abschließen, und abermals wandte sich dessen Vater an Alexander von Humboldt, um ihn zu fragen, was er von dem Besuche der dortigen Universität halte. Der berühmte Gelehrte antwortete in folgendem Briefe:

Monseigneur!

En offrant à Votre Altesse Sérénissime l'hommage de mon respectueux dévouement, je m'empresse de répondre à la lettre qu'Elle m'a fait la grâce de m'adresser en date du 29. mars. Je pense qu'aucune Université de l'Allemagne n'offre dans ce moment un si grand nombre d'avantages réunis que l'Université de cette capitale. Mr. de Savigny, Mr. Klenze, Mr. Gans pour les études de législation et d'histoire, Mrs. Erman et Mitscherlich pour la physique et la chimie, Mrs. Kunth, Lichtenstein (le voyage d'Afrique), Ehrenberg qui, revenu d'Abyssinie, m'a accompagné récemment à la Mongolie Chinoise, pour l'histoire naturelle, Mrs. Weiss et Rose pour la géologie ... Les collections sont plus belles et plus accessibles qu'ailleurs. L'étude des mathematiques est très forte et je conseillerais des leçons particulières. Mr. Ritter est le seul Géographe qui ait envisagé les rapports de la configuration du globe avec les migrations des peuples. Je pense que le séjour de Berlin offre un passage très utile pour un jeune prince de la vie studieuse à la vie sociale. Le mouvement de la société (à la cour même) n'est aucunement assez vif pour donner de trop grandes distractions. Il dépendra de Mr. le gouverneur de son Altesse Sérénissime de restreindre ces distractions en de justes bornes; d'ailleurs le goût de l'instruction et des arts étant très repandu, même à la cour, je regarde la société comme une chose essentiellement utile. Le grand Musée sera ouvert à l'époque ou nous aurons le bonheur de posséder Monseigneur et il sera facile de le faire conduire méthodiquement pour acquérir sur l'histoire de la peinture, de la sculpture grecque, des vases éthrusques (le Roi m'a fait acheter la fameuse collection de général Koller à Naples pour 100000 écus), les antiquités égyptiennes rapportées par le général Minutoli et Mr. Panalacqua, cette variété de connaissances solides, qui font aujourd'hui une branche si essentielle d'une éducation très soignée. Mr. Wagen, le savant inspecteur

du Musée, pourrait être employé pour cet effet. Le Roi a appris par moi et, avec bien de satisfaction, les intentions de Votre Altesse Sérénissime. La Cour se fera un plaisir d'accueillir un jeune Prince allié à la famille Royale et pour éducation duquel Vous avez, Monseigneur, deployé un si noble zèle. Je ne manquerai pas d'adresser à Votre Altesse Sérénissime (ou dans le cas que je serais à Paris, de faire adresser par un savant de mes amis Mr. Lichtenstein Directeur du Musée d'hist. nat.) le catalogue des leçons académiques dès qu'il paraîtra.

J'ai l'honneur d'être avec les sentimens de la plus vive reconnaissance et du plus profond respect

Monseigneur
de Votre Altesse Sérénissime le très humble
et très obéissant serviteur
Al^dre de Humboldt.

Potsdam (où je me trouve
accidentellement avec le Roi)
le 16. Avril 1830.

Es ist ein glänzendes Zeugnis, das hier Alexander von Humboldt der Universität Berlin ausstellt. Da hat jeder Name, den der große Gelehrte anführt, ein bedeutendes wissenschaftliches Gewicht. Von aktuellem Interesse ist, daß der große Geograph Ritter als junger Mann Erzieher im Hollwegschen Hause zu Frankfurt a. M. war, den Vorfahren des jetzigen Reichskanzlers.

Der Brief Alexander von Humboldts war entscheidend für den erbprinzlichen Vater.

In der Tat erwies der Aufenthalt in Berlin, dessen wissenschaftlichem und gesellschaftlichem Leben Alexander von Humboldt ein so hohes Lob gespendet, für den jungen Prinzen sich in jeder Hinsicht förderlich. Mit den hervorragendsten Männern des damaligen Berlins, mochten sie der Politik, der Wissenschaft, dem Militär, der Kunst oder der Kirche angehören, ward er bekannt, und in besonders nahe Beziehung trat er zu dem verwandten Königshause. Sehr bald erkannte man, daß in dem Prinzen, dem Repräsentanten der schwäbischen Linie des hohenzollerischen Hauses, die auf dem uralten Stammsitz von 1061 an geblieben war, ein tüchtiger Mensch steckte. Am 16. April 1831 war es, daß sich Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser und König Wilhelm I., und Prinz Karl Anton zum ersten Male sahen. Da dachte wohl keiner von beiden daran, daß das Leben sie noch einmal einander so nahe führen sollte, daß Wilhelm I. an Karl Anton einen zuverlässigen Mitarbeiter gewinnen und treue, herzliche Freundschaft sie bis zum Tode vereinen würde.

Nach Schluß des Wintersemesters im Frühjahr 1832 hatte die akademische Studienzeit des Erbprinzen Karl Anton — Fürst Anton Aloys war am 17. Oktober 1831 gestorben — ihr Ende erreicht. Der nunmehrige Fürst Karl durfte mit Befriedigung auf den Weg zurückblicken, den er seinen Sohn geführt, und als die Zeit kam, hat auch Fürst Karl Anton gezeigt, was er einer solchen Leitung verdankte.

Die Geschichte einer Kleinstädterin.

Von

W. Kochànowskaja[1]).

Es war schon spät, als ich an dem Gutshofe meiner Bekannten anfuhr und das Haus voll von Gästen. Der Diener nahm mir im Vorzimmer den Pelz ab, und ich trat ein. Es war nach dem Essen, man saß beim Kaffee im hellerleuchteten Saale. Ein eifriges Gespräch war im Gange, das auf einen Augenblick verstummte, als ich auf der Schwelle erschien, dann aber sofort wieder mit Lebhaftigkeit aufgenommen wurde. Nachdem ich meine Wirte begrüßt hatte, wandte ich mich den Gästen zu. Die Unterhaltung drehte sich noch immer um dasselbe Thema — eine junge Ehe, die mit glühender Liebe begonnen und sich schon nach zweieinhalb Jahren in gegenseitigen Überdruß verwandelt hatte. Die Einen beschuldigten die junge Frau, die Andern den Mann. Von den Anwesenden erlaubte sich ein einziger zu bemerken, es sei sehr schwer, sich in solchen persönlichen Angelegenheiten ein Urteil zu bilden. Doch sein verständiges Wort fand keine Beachtung in dem erregten Streit der Meinungen. Da ich mich an dem Gespräch nicht beteiligen mochte und anfing, mich etwas vereinsamt und überflüssig zu fühlen, stand ich leise auf und ging an einen Seitentisch, um dort den Hut abzulegen. Da erblickte ich in der Ecke, wo einige große Kübelpflanzen standen, noch einen vereinsamten Gast, eine einfach aussehende Frau in schwarzem Häubchen. Es war wohl eine arme Witwe aus dem Nachbarstädtchen, die vielleicht mit einer Bitte zu der Gutsherrin gekommen war und nun, von allen unbeachtet, dasaß. Doch wollte mir scheinen, als hätte sie sich nur gar zu gern an dem allgemeinen Gespräche beteiligt, denn ihre Lippen bewegten sich von Zeit zu Zeit, sie hüstelte ungeduldig und rutschte auf ihrem Stuhle hin und her. Aber niemand kümmerte sich um die unscheinbare Gestalt unter den Oleandern mit ihren rosa Blüten. Unsre Blicke begegneten sich. Die Fremde mit dem ältlichen, sonnverbrannten Gesicht, den abgearbeiteten Händen trug ein schlecht sitzendes, zu kurzes altes Seidenkleid und ein Häubchen mit lila Bändern. Alles das hatte nichts Anziehendes, aber die Züge des Gesichts waren fein

[1]) Aus dem Russischen von S. v. Adelung.

und ausdrucksvoll und mochten einst sehr lieblich gewesen sein. Mir selber unbewußt, blieben meine Blicke auf ihnen haften, länger als es die Höflichkeit erlaubt hätte, und etwas verlegen wandte ich mich ab, betrat das Nebenzimmer und vertiefte mich in die Betrachtung der Ahnenbilder an der Wand. Da flüsterte eine Stimme in mein Ohr: „Sie ist die Schuldige, Mütterchen, das können Sie mir glauben!" Neben mir stand die Fremde in dem grauen Seidenkleide und machte eine Kopfbewegung zu der Gesellschaft hinüber, die immer noch dasselbe Thema zu verhandeln schien. „Wo Mann und Frau uneins sind, ist meist die Frau der schuldige Teil."

„So?" sagte ich belustigt, „also Sie geben der jungen Frau die Schuld?"

Ich hatte mich aufs Sofa gesetzt und schob die Falten meines Rockes zusammen, um meiner neuen Bekannten Platz zu machen.

„Jawohl, Mütterchen, ihr," sagte sie und setzte sich neben mich. „Die Frauen führen ihre Männer bekanntlich alle an der Nase herum."

Ich mußte lachen. „Darf ich fragen, mit wem ich das Vergnügen habe?" fragte ich.

„Mein Name ist Ljubòw Archìpowna."

„Entschuldigen Sie, Ljubòw Archìpowna, aber Sie haben es doch sicherlich mit Ihrem Manne nicht so gemacht?"

„Wer sagt Ihnen das?" erwiderte sie lebhaft und mit jenem anmutigen Spott, der dem russischen Volke eigen ist. „Hätte ich's nicht getan, so würde ich es nicht wissen."

Ich schwieg überrascht.

„Sehen Sie, nun sind Sie ganz still geworden," sagte Ljubòw Archìpowna, mir teilnehmend in die Augen blickend. „Aber ich mag nicht mehr schweigen: ich habe schon den halben Tag nichts mehr gesprochen. Schauen Sie mich nur an," fuhr die gesprächige Frau fort, indem sie die Hand auf meinen Arm legte: „Was halten Sie von mir?"

„In welcher Hinsicht?" erwiderte ich heiter, indem ich ihre Hand erfaßte, die auf meinem Ärmel lag.

„Sie haben ein sehr hübsches Mullkleid," sagte sie ausweichend: „was hat der Arschin von dem Stoff da gekostet? . . . Und ich bin doch der Meinung, daß die Frauen meist im Unrecht sind," fuhr sie dann ebenso lebhaft fort; „ich bin nur eine einfache Frau, aber ich könnte Ihnen erzählen . . ."

Und ehe ich recht wußte, wie ich dazu kam, daß diese mir völlig Fremde mich in ihr Vertrauen zog, begann sie:

„Meine verstorbene Mutter hatte drei Töchter: Agrafjòna Archìpowna, Palagèja Archìpowna und mich. Drei lustige, ausgelassene Mädels waren wir, und gerade heiratsfähig. Wenn die Mutter (Gott hab sie selig) einmal ausging — kaum war sie aus dem Tor — so fangen auch schon zweie von uns zu singen an, klappern mit den Kastagnetten dazu, und die dritte tanzt. Schön dünkte uns das Leben, und wenn auch unser Häuschen klein war, um so größer war der Mädchenfrohsinn darin."

„Also heimlich haben Sie sich vergnügt, wenn Ihre Mutter ausging, Ljubòw Archìpowna? Sie haben wohl gut getanzt?"

„Das will ich meinen!“ Ljubòw Archìpowna sah mich schalkhaft von der Seite an. „Auch jetzt noch, nach so viel Jahren, fürchte ich mich keiner Sünde schuldig zu machen, wenn ich behaupte: gut haben wir getanzt — ausnehmend gut! Höre, Mütterchen,“ sagte sie, in ihrer Lebhaftigkeit das ‚du‘ gebrauchend, „heutzutage, in all eurer Künstelei, wißt ihr ja gar nicht mehr recht, was es heißt, so richtig jung und fröhlich zu sein! Christus sei mit euch — selbst das Lachen ist kein wirkliches Lachen mehr! Es ist, als ob der Jugend das Blut in den Adern zu spielen vergessen hätte — man hört kein Lied mehr, das ans Herz greift!“

„Was wollen Sie, Ljubòw Archìpowna — das Leben ist ernster geworden.“

„Ernster? Und warum ernster? Gehorchen die Töchter heutzutage ihren Müttern vielleicht mehr als früher? Arbeiten sie etwa fleißiger?“ Ljubòw Archìpowna zog mich wieder am Ärmel. „Hast du das Kleid da zum Beispiel selber gemacht? Gewiß nicht! Wer näht jetzt alles für euch? Schneiderinnen und Madamen! Selbst macht man nichts mehr. Da war es bei unsrer verstorbenen Mutter anders! Alles mußten wir uns selber zuschneiden und nähen, und von morgens bis abends saßen wir am Klöppelkissen, daß die Nadeln nur so tanzten! Aber lustig war es darum doch! Und wie schön war es am Feiertag — kaum konnten wir ihn erwarten. Das steinerne Gotteshaus steht so festlich da, und die goldenen Äpfel über den Kreuzen brennen in der Sonne, die Glocken läuten, und die Menge strömt zum Portal. Und selber wandelt man dazwischen, festlich geschmückt, der Mutter lange Ohrringe in den Ohren, ein rosa Band mit langen Enden um den Kopf gewunden — ach du mein Täubchen! Da war es einem, als könne niemand schöner auf der Welt sein, und man geht und fühlt den Boden vor Wonne nicht mehr unter den Füßen! Nach dem Gottesdienst aber treten wir Mädchen still und sittsam auf den Kirchenplatz hinaus, um mit den Freundinnen ein wenig zu plaudern, die Mädchenaugen bescheiden niedergeschlagen, und doch sieht man deutlich, wo die jungen Herren vom Gericht stehen und nach einem schauen. Dann gehen wir Mädchen Hand in Hand um die Kirche herum, die Herren ganz sachte hinter uns drein und stellen sich irgendwo auf, daß wir an ihnen vorbei müssen. Dann sagen sie: ‚Schönstes Fräulein! Wie sind Sie doch so liebreizend! Die Brille von der großen Nase des Richters möchte man gleich haben, um durch vier Augen auf Sie zu schauen . . .‘ Und wir darauf: ‚Schauen Sie uns meinetwegen durch fünf Augen an — wir schenken Ihnen keinen Blick.‘ Und wir gehen weiter, anscheinend ganz gleichgültig, und schauen uns doch dabei heimlich um. So sind nun mal Mädchenaugen, Mütterchen: sie merken nichts — aber was sie sehen wollen, das sehen sie doch alles.“

„Nun, und weiter?“ fragte ich.

„So lebten wir, mein Täubchen. Manchmal grüßt eine von uns heimlich zum Fenster hinaus, da steht aber auch schon die Mutter: ‚Wem nickst du da zu?‘ — ‚Über dem Klöppeln, Mütterchen, bin ich eingeschlafen.‘ Ich war die Schlaueste! Nicht schön und hochgewachsen, wie die Schwestern — du siehst es ja selber — ich bin klein geblieben; aber ich war die Feurigste von allen.

Und wenn es galt, irgendein Vergnügen ins Werk zu setzen, da war ich allemal die erste dabei. Ganz allein habe ich Gitarre spielen gelernt, und Lieder habe ich dazu gesungen, eine ganze Menge. Werktags, wie ich dir schon gesagt habe, sah die Mutter streng darauf, daß wir keinen Augenblick müßig blieben. Aber am Feiertag ließ sie uns volle Freiheit, wenn wir nur unsre Kleider dabei schonten. Da durften wir zu Besuch gehen, oder die Freundinnen kamen zu uns. Wenn es uns zu eng in der Stube wurde, so gingen wir hinaus, ob es Sommer war oder Winter, ob die Wiesen grünten oder draußen der Schnee lag. Und wenn wir so sechs, sieben Stunden lang getanzt und gesungen hatten, dann war man so müde, so müde, daß man nur noch gerade hinfiel aufs Bett: nicht einmal sein Gebet konnte man mehr sprechen. Nur noch im Halbschlummer machte man das Zeichen des Kreuzes und sagte vor sich hin: ‚Gott sei Lob und Dank! Heut habe ich mich einmal satt getanzt und gesungen‘."

Mir kam bei diesen Worten der Gedanke: schläft wohl irgendein junges Mädchen unsrer Zeit mit ähnlichen Worten nach einem glänzenden Ballfeste ein? . . . Aber ich hatte nicht lange Zeit, hierüber nachzudenken, denn schon fuhr meine redselige Nachbarin fort:

„Wenn ich dir schon so viel erzählt habe, Mütterchen, so muß ich wohl auch alles erzählen, nicht wahr? Denn daß ich's nur sage: du bist mir lieb geworden vom ersten Augenblick an, als ich dich kennen lernte. Nun ja, natürlich waren auch die jungen Leute aus dem Städtchen nicht fern, wenn wir uns draußen im Garten ergingen, und dann standen sie am Zaun und sahen uns zu."

„Ljubów Archipowna," sagte ich, „Sie sprachen doch vorhin von Ihrem Manne: wie hieß er denn?"

„Nikanór Semjónowitsch."

„Und wie machten Sie seine Bekanntschaft?"

„Willst du dir eine Lehre daraus ziehen, Mütterchen?"

„Das Sprichwort sagt: Lebe ewig und lerne ewig, Ljubów Archipowna!"

„Also kennst du noch unsre alten, guten Sprichwörter, meine Seele? Nun, das ist gut!" Und daraufhin küßten wir uns herzlich, freundschaftlich, wie alte Bekannte.

„Es war in den Weihnachtsfeiertagen; da heißt es plötzlich in unserm Städtchen: der Regierungskommissar sei angekommen. ‚Was für ein Kommissar?‘ fragen wir Mädchen uns untereinander, und zu Fèßjka, der Bäckerstochter, bei deren Eltern er abgestiegen war, sagen wir: ‚Fèßjka, zeig uns doch deinen Kommissar!‘ — ‚Kommen Sie am Abend, Fräulein,‘ sagt Fèßjka, ‚wenn die Bubliki[1]) aus dem Backofen kommen. Dann können Sie sie heiß essen, so viel Sie davon wollen, und ich zeige Ihnen den Kommissar.‘ An dem Tage haben wir gedacht, es würde niemals Abend werden. Unsre schönen Pelzjacken haben wir angezogen, haben bunte Tüchlein um den Kopf geschlungen, und — die Sonne war noch nicht untergegangen — geschwind zu Fèßjka ins Haus

[1]) Gebäck in Ringform.

hinein. Kaum sind wir eingetreten, da kommt uns im Flur auch schon der Kommissar entgegen und geht an uns vorbei. Ich hatte vom ersten Blick schon genug. Also das soll der Kommissar sein? Ich wollte nichts mehr von Fèßjkas Bübliki, so ärgerlich war ich. Hat sich das der Mühe gelohnt, heimlich herzukommen? Ein dürrer Mensch, wie eine Stange, pockennarbig, und die Nase zwei Meilen lang . . . Ach, du mein Himmel! Ja, wenn er gewesen wäre wie einer unsrer Gerichtsgehilfen; schwarz wie die Nacht die Augen und Brauen, und eine Stimme, die einen nur so streichelt, daß man ihn gleich hätte küssen mögen . . . Den ‚Schwarzen' nannte man ihn nur im Städtchen . . . Aber dieser! Wie ein Birkhahn, so stumm . . .[1]) Wie er uns im Flur begegnet, läßt er die Hände sinken, steht an die Wand gelehnt und schaut und schaut, als habe er in seinem Leben noch keine jungen Mädchen gesehen. Ich hätte ihn im Vorübergehen am liebsten am Ärmel gezupft. ‚Nun, Fèßjka,' sage ich, ‚dein Kommissar, der ist was Rechtes!' — ‚Kann denn ich was dafür?' fragt Fèßjka, ‚ich habe ihn nicht gebacken.' Daraufhin gab es ein großes Gelächter."

„Weiter, Ljubòw Archipowna," drängte ich neugierig, „der Anfang deutet nicht gerade auf eine Hochzeit hin, das werden Sie mir zugeben."

„Nicht auf eine Hochzeit?" fragte kopfschüttelnd meine Nachbarin. „Ja, weiß denn der Mensch, wohin er von unserm Herrgott geführt wird?" Einen Augenblick schwieg sie nachdenklich, dann hellte sich wieder ihr ganzes Gesicht auf. „Was wir für einen Spaß hatten mit diesem Kommissar! Jedesmal, wenn wir unsern jungen Verehrern begegneten, neckten wir sie: ‚Seit wir den Kommissar bei Fèßjka im Flur gesehen haben, mögen wir keinen einzigen von euch mehr anschauen, so gut hat er uns gefallen.' — ‚Noch besser als ich?' hat der Schwarze gefragt und mir dabei ganz nahe in die Augen geblickt. — ‚Noch viel besser,' sage ich und verstecke mein Gesicht hinter dem Ärmel meiner Pelzjacke."

„Bald darauf war ein weihnachtliches Abendfest beim Polizeimeister. Alt und jung war dort versammelt, und wie wir kommen, ist unser Kommissar auch dabei. Aber niemand hat ihn beachtet. Man ist gleich an allerlei Weihnachtsspiele gegangen, und des Spaßens war kein Ende. Der Schwarze, als Zigeuner verkleidet, hat einen der Herren als Tanzbär an der Kette herumgeführt. Zuletzt haben wir ‚Gold begraben' gespielt. Weißt du, Mütterchen, was für ein Spiel das ist?" fragte Ljubòw Archipowna ein wenig spöttisch. „Heutzutage wollt ihr Jüngeren ja nichts mehr von dem wissen, was die Mütter und Väter freute!"

Ich sagte, ich wisse ganz gut, was ‚Gold begraben' für ein Spiel sei.

„Nun, dann ist es gut. Und nun lasse dir sagen, meine Seele, daß niemand den Ring zu finden wußte so wie ich. Es war, als sähe ich ihn durch die Hände dessen hindurch, der ihn hielt. Ich setzte also alle im Kreis, wie sich's gehört, und blicke zufällig ins andre Zimmer — da sitzt der Kommissar in einer Ecke wie ein Vogel, der sich selber ein Nest gebaut hat, ganz einsam, so

[1]) Das Volk nennt den Birkhahn den „stummen".

daß er mich jammert und lächert zugleich. Wie kann man denn nur so nüchtern und unbeholfen sein, denke ich und gehe auf ihn zu. ‚Wir wollen ‚Gold graben' spielen,' sage ich; ‚was sitzen Sie denn so trübselig da? Und was würden die Ihrigen daheim von uns jungen Mädchen in der Stadt denken, wenn wir so unhöflich sind, daß wir Sie nicht auffordern, an unsern Spielen teilzunehmen? Kommen Sie —' und ich nehme ihn an der Hand und führe ihn zu den andern. Aber wie ich in den Kreis trete, um den Ring zu verstecken, sehe ich, wie der Schwarze den Kommissar anstarrt, als wolle er ihn mit den Augen aufessen. Da fährt es mir durch den Sinn, daß ich den Ring dem Kommissar in die Hände geben will, nur um den Schwarzen zu necken. Aber wie ich beim Schwarzen vorbeikomme und zum Schein so tue, als wolle ich ihm den Ring geben, hält er meine Hände fest mitsamt dem Ring, so fest, daß ich sie nicht losreißen kann. Ich denke schon, ich muß ihm den Ring lassen. Aber da befreit er meine Hände, und ich gehe weiter mit dem Ring und lasse ihn dem Kommissar in die Hände gleiten. Der traut seinen Augen nicht, und in seiner Verlegenheit läßt er den Ring fallen, daß er weithin rollt und gerade dem Schwarzen vor die Füße. Ach du meine Seele! Und der Schwarze schleudert den Ring nur so weg mit dem Fuße. ‚Geh,' sagt er, ‚geh zu dem dort zurück, der dich nicht zu halten verstand.' Ich mußte den Ring ein zweites Mal begraben, während ich von allen ausgelacht wurde. Nur der Schwarze sitzt da, finster und stumm und sagt kein Wort. Aber wie ich wieder vor dem Kommissar stehe und er beide Hände fest zusammenlegt und denkt, diesmal den Ring ja nicht wieder fallen zu lassen — da habe ich ihn heimlich in die Hand gekniffen, Mütterchen, statt ihm den Ring zu geben . . . Nach diesem Abend hat man mir keine Ruhe mehr gelassen: es war ein Gespött und ein Gelächter, so daß es mir ganz verleidet wurde — mehr noch als das Spitzenklöppeln. Ich konnte das Wort ‚Kommissar' zuletzt nicht mehr hören."

„Und dann, liebe Ljubów Archipowna?"

„Dann reiste der Kommissar eines Tages plötzlich wieder weg — in Geschäften wahrscheinlich. Ich habe mich sogar bekreuzigt vor Freude, wie ich es hörte: Gott Lob und Dank! Wir alle vergaßen ihn, und es verging eine Woche und eine zweite, und es war, als sei er nie dagewesen. Da kommt eines Abends die Bäckerstochter Fèßjka angelaufen zu uns ins Haus und gerade zu unsrer Mutter herein. Sie haben sich dort beide eingeschlossen und lange heimlich etwas verhandelt. Endlich ist Fèßjka wieder gegangen und hat einen ganzen Bund Bübliki dagelassen. Wir stecken die Köpfe zusammen: was wohl Fèßjka gewollt hat? Die kommt nicht ohne einen Grund. Da tritt aber auch schon unsre Mutter herein mit einem ganz fröhlichen Gesicht, und so sonderbar hat sie ausgesehen. Sie geht gerade auf mich zu, reicht mir die Bübliki und sagt: ‚Da nimm, Ljubàscha, und gib auch deinen Schwestern davon!' Ich habe nicht recht gewußt, was der Mutter einfällt, gerade mir die Bübliki zu geben. Aber dabei blieb es: wir erfuhren nichts weiter. Doch schon nach zwei Tagen erscheint Fèßjka wieder. Wir bestürmten sie mit Fragen: ‚Was ist es nur, daß du so oft kommst? und was hast du

mit der Mutter, Feßjka?' Sie aber nickt wichtig mit dem Kopf. ‚Wartet nur,' sagt sie: ‚ihr werdet es schon erfahren.' Am nächsten Tage war sie wieder da, aber schon in der Frühe. Darauf kommt die Mutter zu uns in das Zimmer, wo wir arbeiten. Zweimal geht sie auf und ab und an uns vorbei; von uns aber hebt keine den Kopf von der Arbeit auf. Dann plötzlich bleibt sie stehen, ‚Hört auf,' sagt sie, ‚legt die Arbeit weg. Ljubàscha, ich habe dich verlobt.' ‚Mit wem?' sage ich. — ‚Mit dem Kommissar.' Ich traue meinen Ohren nicht. ‚Mit wem, Mütterchen?' — ‚Habe ich es dir nicht gesagt? Bist du taub? Mit dem Kommissar. Und nun geh dich umkleiden, am Abend kommt der Bräutigam.' Als ich wieder zur Besinnung komme, fange ich an zu jammern und laut zu klagen: lieber soll man mich lebendig in den Sarg legen, lieber soll mich die Mutter töten, — aber den Kommissar nehme ich nicht. ‚Töten werde ich dich nicht,' sagte die Mutter, ‚aber gründlich lehren will ich dich, wie man seiner Mutter gehorcht.' Ich schrie auf: sie habe mich für einen Bund von Feßjkas Bübliki verkauft. Aber da fuhr mich die Mutter zornig an: ‚Geh,' sagt sie ‚geh und kleide dich sofort an!'

„Ich ging in unser Schlafstübchen; lange saß ich dort, ohne mich anzuziehen. Mein blonder Zopf liegt mir aufgelöst auf den Schultern, die Augen sind schon ganz geschwollen und so dick vom Weinen wie zwei Fäuste. Da kommt die Mutter wieder. ‚Tue jetzt, was ich dir befohlen habe,' sagt sie, ‚oder ich schlage dich.' Und wie ich mich nicht rühre, gerät sie ganz außer sich und versetzt mir einen Schlag. ‚Wenn du mir nicht sofort gehorchst, schneide ich dir die Haare ab,' schreit sie und erfaßt meinen Zopf [1]). ‚Schwester,' sage ich zu Palagèja Archìpowna, die in der Tür steht, ‚reiche der Mutter die Schere!' Da hat die Mutter vor Wut ausgespuckt. ‚Das ist ein Satan und kein Mädchen', sagt sie, und darauf ist sie gegangen. Bald hernach kam der Bräutigam, — zu Fuß oder zu Wagen — ich weiß es nicht. Die Mutter schickte nach den Nachbarn, die Frau des Propstes kam, unsre Freundinnen kamen. Sie alle fingen an, mich zu bitten und zu überreden, ich soll mich doch dem Bräutigam zu Ehren ein wenig schmücken. Aber ich blieb dabei und ging nicht aus meinem Stübchen hinaus. Dem Bräutigam sagte man, die Braut habe Kopfweh — und ach! du mein Täubchen! Das war nicht gelogen — ich dachte, der Kopf zerspringe mir . . . ."

„Wenn ich jetzt ruhig darüber nachdenke, so war unsre verstorbene Mutter nicht zu tadeln. Unser einziger Reichtum war das Häuschen, und sie hatte drei Töchter, die alle leben wollten. Da war sie natürlich dankbar, als sich ein braver Mann fand, der eine von uns wollte, ein Mann, der nicht trank und der einen bescheidenen Überfluß besaß: ein Haus und mehr als hundert Deßjatìn Land. Was will man mehr? Etwa auf Generale aus Pìter [2]) oder Moskau warten? Ja, so denke auch ich jetzt darüber, aber damals — damals wäre es mir lieber gewesen, die Mutter hätte mich mit ihren eigenen Händen erdrosselt.

---

[1]) Abgeschnittenes Haar gilt für eine große Schande bei den unteren Ständen in Rußland.

[2]) So nennt man in der Volkssprache abgekürzt Petersburg.

„Wie ich viel später erfuhr, habe ich der Verstorbenen doch leid getan — Gott gebe ihr das ewige Himmelreich!" hier bekreuzigte sich Ljubòw Archìpowna. „Als Fèßjka das erste Mal mit dem Antrag kam, ist sie sogar erschrocken. ‚Was fällt dir ein, Fèßjuschka', sagt sie: ‚Gott sei mit dir! Warum will er gerade meine Ljubàscha? er soll lieber die Agrafjònuschka nehmen; die stellt mehr vor und ist groß und stark. Aber meine kleine Ljubàscha? Die versteht auch von der Wirtschaft noch nicht viel.' Aber Nikanòr Semjònowitsch hatte sagen lassen: die Ljubàscha wolle er, und wenn er die nicht bekäme, habe er gesagt, dann wünsche er überhaupt keine, weder Agrafjòna Archìpowna noch Palagèja Archìpowna. Und daß ich von der Wirtschaft noch nicht viel verstehe, das mache nichts: er könne ihr selber vorstehen."

„Nun, Mütterchen, so ist's denn gekommen!" fuhr Ljubòw Archìpowna fort, „die Aussteuer war bald fertig: zwei Kleider wurden genäht und ein Federbett, und man konnte zur Hochzeit schreiten. Nach dem Abend, an dem Nikanòr Semjònowitsch sozusagen auf die Brautschau gekommen war, ohne jedoch die Braut zu Gesicht zu bekommen, fuhr er zu sich, nach Hause, um alles für die Ankunft der jungen Frau zu richten. Das war an einem Montag, und am Samstag darauf kam er zurück. Das sollte der Djèwitschnik[1]) sein und am Sonntag nach der Messe die Trauung . . . Ja, wie soll ich dir nun sagen, mein Seelchen, wie mir war in jenen vier Tagen? Ganz krank war ich an Leib und Seele und sah mir selber nicht mehr gleich. Weder essen noch trinken konnte ich, und wenn ich umherging, war es, als schwanke der Boden unter mir. Und was habe ich in den Tagen und Nächten geweint! . . Weißt du, meine Seele, Mädchentränen, die sind wie der Tau, der abends und morgens auf die Erde fällt; die ganze Welt ist voll davon . . . So kam der Samstag heran. Um Mittag erscheint Fèßjka in der Tür: der Bräutigam sei angekommen . . . Ich bin dort, wo ich gerade stand, nur so auf die Knie gefallen. Meine Schwester Agrafjòna hat mich in ihren Armen aufgefangen. Der Wintertag ist kurz; gleich nach dem Essen fing man an, sich bei uns zu versammeln. Die Mutter spricht zu mir: ‚Ich sage dir, Ljubòw, nun ziehe dich an: sonst —' Aber ich sitze da wie aus Stein und höre und sehe nichts. Da hat mich die Mutter geschlagen — so furchtbar geschlagen, daß nach einem ganzen Monat noch gelbe Flecken davon zu sehen waren. ‚Kämmt sie und zieht sie an!' schrie sie den Schwestern zu. Die gehorchten, und ich ließ sie stumm machen, ohne zu wissen, wie mir geschah. Die Mutter führte mich zu den Gästen hinaus, an den Tisch, wo alle saßen. Ich ließ mich auf einen Stuhl fallen, wandte mich vom Bräutigam ab und saß so den ganzen Abend, die Wange auf die Hand gestützt. Ob er zu mir gesprochen hat oder nicht — ich weiß es nicht. Ich blieb stumm. Mir wurde es bald schwarz vor den Augen, bald wieder war mir, als kreise die ganze Stube um mich herum, dann wieder lief es wie Feuer durch alle meine Adern, dann wieder wie Eiseskälte . . . . Auch die Freundinnen alle saßen

[1]) Am Abend vor der Hochzeit versammeln sich die Freundinnen bei der Braut, um von deren Mädchenzeit Abschied zu nehmen.

verstört und einsilbig dabei, statt, wie es sich gehört, die Braut zum Abschied mit Liedern und Späßen zu feiern: war ich es doch, die sonst immer Gesänge und Spiele anführte. ‚Sing, Agrafjóna', befiehlt die Mutter. Aber wie kann man singen, wenn einen die Tränen würgen? Von den jungen Leuten waren nur die wenigsten gekommen, und wer da war, griff bald wieder zur Mütze und ging davon, nachdem er einen Blick auf die Braut geworfen hatte . . . . Aber endlich ließ Gott der Barmherzige auch diesen Abend zu Ende gehen . . ."

Ljubów Archipowna schwieg eine Weile, und ich ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab; mir war, als werde mir die Luft zu enge.

„Setze dich, Mütterchen," sagte sie, „noch ist viel Leid zu erzählen . . . Du denkst wohl, ich hätte mir in Tränen Luft gemacht, als ich zum Altar schritt, hätte meine Seele ausgeweint? Aber nicht ein einziges Tränlein hatte ich mehr. Stumm und willig ließ ich mich zur Hochzeit schmücken. Seit jener Schläge von der Hand der Mutter war mein Herz wie versteinert. Was auch mit mir geschah — mir war alles völlig gleichgültig; man hätte mich ebensogut in die Hölle schicken können oder in Gottes lichtes Paradies. Es war, als sähe und hörte ich alles um mich her, und als hörte und sähe ich es doch nicht . . . Die ganze liebe Gotteswelt war wie versunken für mich. Während des langen Gottesdienstes konnt ich mich kaum noch aufrecht halten, und ich muß schon mehr als elend ausgesehen haben, denn unser Pope, Vater Andrey, hat mir einen Stuhl herausgeschickt, damit ich mich setze. Von der Trauung weiß ich nichts mehr. Meine Schwester, Agrafjóna Archipowna, sagte später, ich habe sogar gelacht, während ich unter der Krone[1]) stand. Und als es zum Wechseln der Ringe kam, da soll ich zu ihm gesagt haben: ‚Geben Sie acht, daß Sie nicht auch diesen Ring fallen lassen . . .' und habe dabei wieder gelacht. So, Mütterchen, bin ich in den heiligen Ehestand eingetreten! . . ."

„Zu Hause angekommen, haben sich alle an den festlich gedeckten Tisch gesetzt. Ich aber sage zur Mutter: ‚Ist's jetzt endlich genug, Mutter?' und in mein Stüblein bin ich gegangen und falle dort auf mein Bett, so, wie ich bin, im Brautstaat, und vergrabe den Kopf in die Kissen, als wolle ich nie wieder aufstehen. Aber wie er zu mir kommen will, da richte ich mich auf und sage: ‚Was wollen Sie hier? Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Oder kommen Sie, mich vom Traualtar weg ins Grab zu legen? Gehen Sie — oder ich schneide mir den Hals durch.' So ist er wieder gegangen, und ich bin eingeschlafen, fest und tief, nach all der Qual. Wie ich endlich wieder aufwache, sehe ich, daß die Schwester Licht macht. Aber ich kann weder Hand noch Fuß rühren, und der Mund ist wie ausgebrannt. ‚Gib mir um Christi willen Wasser zu trinken', sage ich zu ihr."

Ljubów Archipowna seufzte tief. „Ach, das bittre, bittre Weh!" sagte sie, „es gibt nichts Größeres auf Gottes Welt, als das Leid, das wir Frauen durchmachen . . . ."

---

[1]) Während der russischen Trauung wird von den Brautführern eine Krone über dem Brautpaar gehalten.

„Sind Sie dann bald darauf weggefahren?“ fragte ich voll Teilnahme.

„Warte, Mütterchen, warte noch ein bißchen mit dem Wegfahren. Vorher mußt du noch hören, wie ich meinem Mädchenleben die Abschiedsfeier gab.“

„Sie, eine Abschiedsfeier?“

„Kommt dir das seltsam vor? Und doch war es so. Und getanzt und gesungen habe ich noch einmal zum Schluß, so, wie noch nie.“

Ich blickte meine Nachbarin erstaunt an; was sollte ich da zu hören bekommen?

„Wie ich dir schon sagte, Mütterchen: ich war wie versteinert. Die Mutter war mir eine Fremde geworden, und den mir angetrauten Mann sehen bloß die Augen — ich selber sehe ihn nicht. Nur, wenn ich meine Schwestern anschaue, so meine ich, ich müsse ihnen meine ganze Seele abgeben. Am Tage darauf sollte ich mit meinem Nikanòr Semjònowitsch heimfahren. Ich aber sage zur Mutter: ‚Sie haben mich für alle Ewigkeiten zugrunde gerichtet. So will ich wenigstens noch ein allerletztes Mal von meiner unwiederbringlichen Jugend Abschied nehmen, von meinen lieben Mädchentagen. Nehmen Sie ihn mit morgen abend, wohin Sie wollen, nur daß ich ihn nicht sehen muß.‘“

„Und die Mutter, was sagte sie dazu?“

„Nichts. Sie war ganz still geworden und so ängstlich und sah mich nur immer an: ‚Ljubàscha,‘ sagt sie, ‚meine Ljubàscha! Gott sei mit dir; tue, wie du willst. Ich habe doch nur dein Bestes, dein Glück im Auge gehabt‘. Und ich zu ihr: ‚Sie sehen ja nun selber, wie groß das Glück ist.‘“

„Nun, und ihr Gatte, Nikanòr Semjònowitsch?“ fragte ich.

„Er? Mir war nicht um ihn zu tun. Ich nannte ihn nur immer ‚er‘, ohne jemals seinen Namen auszusprechen. ‚Werden Sie immer so hinter mir hergehen?‘ frage ich ihn. ‚Sie haben mein Mädchenleben nicht geteilt — lassen Sie mich jetzt auch allein von ihm Abschied nehmen‘. Und er schlich sich still davon. Ich aber ließ den Probsttöchtern sagen, ich lade die ganze Jugend noch einmal zu einem letzten Male ein. Alle kamen sie zusammen, alle, und ich trat zu ihnen heraus in meinem Hochzeitsstaat. ‚Habt Dank,‘ sage ich, ‚meine lieben Freundinnen, meine blauflügeligen Täublein alle, und auch ihr Herren, unsre frohen, freien Falken, daß ihr alle gekommen seid, um mein letztes Fest mit mir zu feiern‘, und dann ist es still geworden, so still, daß ich immer wartete, wer wohl zuerst aufschluchzen würde. Aber es blieb still. ‚Was stehen wir alle so stumm und schweigsam?‘ frage ich; ‚laßt uns singen!‘ Und ich stimmte an, und der Chor fiel ein, voll und süß klingend, daß in allen die Seele erbebte und es von den Ecken und Wänden zurückschallte. Und wie das Lied zu Ende war, brachte ich vom Besten zur Bewirtung der teuren Gäste und kredenzte einem jeden ein Glas Meth. Dann rief ich: ‚Laßt uns hinausgehen!‘ und begann zu singen:

Scheine, scheine Mondenschein,
Scheine heller Silbermond,
Daß in deinem Schimmer wir
Fröhlich uns ergehen können . . .

Denn nichts war mir je lieber gewesen, als im Frost und Mondenschein draußen zu sein: der weiße Schnee knirscht unter den Füßen, die Luft ist voll Nachtduft, und der Mond schaut auf dich herab wie ein frohes junges Blut, und du selber gehst dahin und weißt nicht: friert es dich, oder ist dir heiß vor lauter Wonne . . .“

„Wie wir hinaustraten, und ich sah den Himmel mit seinen Sternen und um mich her die schöne Erde, auf der in tausend und tausend Funken der Schnee blitzte, — da kam es über mich wie ein gewaltiger Sturm: O du mein bitter, bitter heißes Weh! Leben oder Sterben, alles ist für immer einerlei, kein Sternenglanz kann mich mehr von dir befreien, der eisigste Frost kann dich nicht in Bande legen, kein Schnee dich zuschütten — aber mit meinem Liede will ich dich noch ein letztes Mal zur Ruhe singen . . . Und wir faßten uns alle zum Reigen bei den Händen, die jungen Leute stampften auf den hartgefrorenen Boden, der Schwarze ließ einen Pfiff ertönen, klar und hell wie eine Amsel, und unser Lied schwebte weit dahin unter dem sternhellen Winterhimmel . . .

„Ich war wie von der Erde entrückt. Noch nie, weder vorher noch nachher, habe ich so gesungen. Und wenn meine Stimme müde wurde, wenn der Reigen ins Stocken kam, dann ertönte des Schwarzen Stimme aufs neue wie ein Flöten und ein Jauchzen mit einer süßen Gewalt, die uns alle mit fortzog. Der Reigen wandte sich hierhin und dorthin, und ich und der Schwarze in seiner Mitte, wir tanzten noch einmal allein zusammen.“

„So sangen wir alle meine Lieblingslieder und tanzten alle meine Lieblingstänze, Mütterchen“, fuhr Ljubow Archipowna fort. „Und zuletzt fing ich an:

Hinter dem Wald, dem dunklen Wald,
Kam ein Schwarm wilder Schwäne geflogen:
Hinter dem Wald, dem dunklen Wald,
Kam ein Schwarm wilder Gänse gezogen:
Und ein Schwänlein, ein junges, weißes,
Blieb zurück hinter seinen Gefährten,
Und ein Schwänlein, ein junges, weißes,
Gesellte sich zu den grauen Gänsen.

Aber als ich zu dem letzten Verse kam, wo es heißt, daß das junge Mägdlein sich von den Gefährtinnen losreißt, um sich zu den jungen Burschen zu gesellen — da brach meine Stimme ab. ‚Genug‘, sage ich, ‚das Lied ist aus — nehmen wir Abschied, meine trauten Gefährtinnen! Hier, wo wir miteinander gesungen und getanzt haben, umarmt mich, meine weißen Schwäne, und laßt mich von euch ziehen . . .‘ Da war es plötzlich, als weiche alle Kraft von mir; ich habe mich an einen Baum lehnen müssen, um nicht umzufallen. Es war die große Weide in meiner Mutter Garten, und der ganze Baum war voll Rauhreif und schüttelte sachte zarte, weiße Eisnadeln über mich herab. So stehe ich da und rühre mich nicht. Da kamen sie alle, eine nach der andern, und küßten und grüßten mich zum Abschied. Die jungen Burschen standen beiseite, aber ich rief sie heran: ‚Habe ich nicht gut genug gesungen‘, fragte ich, ‚oder etwa nicht fröhlich mit euch getanzt, daß ihr nicht Abschied von mir nehmen wollt?‘ Der Schwarze hat kein einziges Wort

gesagt, er kam zuerst zu mir heran, neigte sich zu mir und küßte mich, und die Tränen sind ihm dabei nur so aus den Augen geschossen, daß sie mir aufs Gesicht fielen . . . Dann wandte er sich ab. Ich sah ihm nach: ‚Leb wohl, Gespiele', sage ich. Aber er dreht sich nicht mehr um und geht zum Tor hinaus. So kommen sie alle zu mir, und einer unter ihnen ruft erschrocken: ‚Brüder, Schwestern! Ach du mein Himmel, Ljubòw Archìpowna stirbt uns!' ‚Ich sterbe noch lange nicht', sage ich, und damit bin ich ins Haus hineingegangen."

Wir schwiegen beide eine ganze Weile lang, und hätte Ljubòw Archìpowna ihre Erzählung nicht von selber wieder aufgenommen, ich hätte kaum den Mut gefunden, noch einmal zu fragen: „Nun — und weiter?"

„Dann, mein Täubchen, sind wir weggereist, mein Mann und ich. Ganz früh am Morgen ist die Mutter aufgestanden, um uns das Geleite zu geben. Nach alter Sitte hat sie Kringel zum Abschied gebacken und sie zum Frühstück aufgetragen. Aber selber hat sie auch nichts essen können; bald stand sie auf, bald setzte sie sich wieder, und als sie sich über ihren Teller bückte, fielen große Tropfen darauf. ‚Die Kringel werden salzig, Mutter', sagte ich. Sie antwortete nichts darauf, aber beim Abschied, als sie mich und ihn umarmte, da bat sie ihn so inständig, daß er mich lieben und hüten und pflegen solle, so angstvoll, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Jetzt noch kommen mir die Tränen, wenn ich daran zurückdenke. Aber damals, da zürnte ich der Mutter für ihre Worte, und es entfuhr mir: ‚Es wäre besser gewesen, Mutter, Sie hätten früher daran gedacht, was Sie tun. Jetzt ist es zu spät.' Wie ein Stein war ich, als die Schwestern von mir Abschied nahmen: sie weinten und liebkosten mich, und ich ließ es willenlos geschehen, und dann wickelten sie mich in warme Tücher ein, und wir setzten uns in die Kibìtka, er und ich . . ."

„Sobald wir zum Tor hinaus waren, steckte ich meinen Kopf in den Pelz und legte mich wie zum Schlafe hin. Es war ein kalter Winter und der Weg in die Stadt, wo er beim Gericht angestellt war, schlecht. Wir mußten einen großen Umweg über verschiedene Ortschaften machen, und zu Mittag wurde gerastet, um die Pferde zu füttern. Aber ich blieb liegen in meiner Ecke und hob den Kopf nicht auf, so sehr er auch bat und mich überreden wollte, ich solle aufstehen und etwas essen — ich blieb liegen. Und so blieb ich den ganzen Tag, ohne ein einzigesmal aufzublicken, ohne etwas von der Gotteswelt zu sehen, durch die wir fuhren. Endlich, spät abends war es, da erreichten wir die Stadt, als schon die Lichter in den Häusern brannten. Das Tor knarrte, wir fuhren an seinem Hause vor. Er wollte mich auf den Armen heraustragen. Aber ich sagte: ‚Warten Sie, bis ich erst tot bin,' sage ich zu ihm, ‚dann können Sie mich tragen. Einstweilen kann ich noch selber gehen . . .' Und ich ging ins Haus, schwankend wie eine Trunkene. Hätte ich mich doch wenigstens bekreuzigt, oder ein Gebet gesagt, oder wäre es mir doch eingefallen, daß dies mein Heim sei, wo ich nicht für Stunden und Tage hausen würde, sondern mein ganzes, langes Leben, — aber das alles kam mir nicht in den Sinn. Ich trat ein und setzte mich auf den ersten besten Stuhl und blickte nicht auf — so, Mütterchen, war mein Einzug als junge Hausfrau im Hause meines Mannes."

Ljubów Archipowna sah mich fragend an: „Soll ich dir wirklich alles erzählen? Alles, was weiter geschah?"

„Alles, liebe Ljubów Archipowna, alles, ich bitte inständig darum."

„Ach, Mütterchen! Das Herz wird mir schwer, wenn ich an jene Zeit zurückdenke! Der Herr behüte jede christliche Seele vor einem solchen Leben! Ich weiß kaum, wo ich mit Erzählen anfangen soll, so groß war mein Leid. Und er hatte es wohl nicht viel leichter ... Nun, so höre denn, mein Täubchen, obschon mir ist, als sei es nicht recht, dir von so viel Jammer zu erzählen: es geht wie ein Nebel auf andre davon aus. Gott der Herr bewahre dich vor ähnlichem Schicksal! Und doch — auch das Leid hat sein Gutes. Wer weder eigenen noch fremden Jammer kennt, der kennt auch die tiefste Freude nicht. Zu was gibt es Wolken und Regen? Damit Gottes Sonne hernach um so heller scheine!"

„Wir waren also angekommen. Wie ich mich umsehe am nächsten Morgen, ist alles fremd um mich her. Fremd die Räume, fremd die Straße und fremd die Menschen. Und wie ich mich im Spiegel anschaue, komme ich mir selber fremd vor: die Augen eingesunken und der Ausdruck finster; ich habe mich kaum mehr erkannt. Er war immer um mich und hätte es mir gerne recht gemacht. ‚Ljubàscha,' sagt er, ‚wie wäre es, wenn wir zu den Nachbarn zu Besuch gingen?' ‚Mir ist nicht um Besuche zu tun', sage ich. Am Abend kamen Freunde und Bekannte von ihm: sie wollten ihm Glück wünschen, seine junge Frau sehen. Es war nichts zu tun, ich mußte mich schon entschließen, zu ihnen herauszukommen. Ich war früher dafür bekannt gewesen, daß ich für alt und jung ein freundliches Wort, einen freundlichen Scherz hatte, und den andern und mir selber war dabei warm und froh ums Herz geworden. Und jetzt? Jetzt saß ich stumm und regungslos da und schwieg auf alle Anreden. Zuletzt ging ich ins Nebenzimmer, um den Tee für die Gäste einzugießen."

„So schlichen die Tage dahin, einfarbig grau, trostlos öde. Nicht einmal Sehnsucht fühlte ich mehr nach meinem fröhlichen Mädchenleben. Das war alles wie ausgelöscht. Nur manchmal noch wunderte ich mich darüber, daß ich einst so froh hatte sein können ... Gott im Himmel allein weiß, wie es kommt, daß ein Mensch so namenlos elend sein kann. Oft war mir, als müsse ich sterben vor Gram, als wolle sich die Seele vom Leibe trennen — aber Gott nehme sie nicht auf. Wo ich stand, wo ich saß, da hätte ich nur gerade so stehen und sitzen bleiben mögen bis in alle Ewigkeit ..."

„Meine Mutter war selber ohne Köchin geblieben, um mir ihre alte Gàschka mitzugeben. Anfangs kam diese immer zu mir, um zu fragen, was sie kochen solle; aber ich winkte nur ab und wollte von nichts wissen. Zuletzt kam sie nicht mehr, und sie und er machten es unter sich aus, so gut sie es verstanden. Ich fragte nach keinem Essen. Rief man mich zu Tisch, so aß ich, ohne zu wissen, was ich schluckte, und hätte man mich nicht dazu genötigt, so wäre ich tagelang geblieben, ohne das liebe Brot anzurühren, so einerlei war mir alles. Am liebsten hätte ich Hand an mich gelegt — die schwere Sünde allein hielt mich zurück."

„Nun, und Nikanór Semjónowitsch?“

„Ich ließ ihn gar nicht in meine Nähe, und ich gebe Ihnen mein heiliges Wort darauf, Mütterchen, ein ganzes Jahr und zwei Monate darüber bekam er von mir nichts als ‚Ja‘ und ‚Nein‘ zu hören. Wochen vergingen, ohne daß ich ihn auch nur ein einziges Mal angeschaut hätte; ich sah immer an ihm vorbei. Wenn er tagelang in Geschäften verreisen mußte, und er kam wieder zurück, so hatte ich keinen Blick für ihn. Tranken wir Tee zusammen — und er saß kaum zwei Arschin von mir entfernt — dann konnte ich zu Malàschka, seiner Dienerin, die ich im Hause angetroffen hatte, sagen: ‚Malàschka, frage den Herrn, ob er noch Tee will?‘ . . . Es ist kaum zu glauben, nicht wahr? und doch war ich so. Manchen sauer erworbenen Kopeken hat er ausgegeben, um mir allerlei kleine Geschenke und Leckerbissen heimzubringen. Aber ich ließ alles liegen; mit keinem Finger hätte ich es angerührt, bis Malàschka, wenn die Sachen gar zu staubig wurden, sie in der Truhe verwahrte.“

„Die Mutter kam, um uns zu besuchen und zu sehen, wie wir lebten. Nun, sie sah es ja bald. ‚Was soll das heißen, Ljubów,‘ fragt sie streng und sieht sich dabei um, ob wir auch gewiß allein seien: ‚wo hast du das gelernt? Er ist dir ein Mann, wie es sich gehört, und du weißt nicht, was du ihm als Frau schuldig bist?‘ Und die Mutter nimmt den Maßstab, der auf dem Fensterbrett liegt. ‚Wenn du kein Gottesgesetz in dir hast und keine gehörige Achtung vor deinem angetrauten Manne, dann soll es dich die Mutterhand lehren‘ — und sie geht mit dem Stab auf mich los. Da aber steht auch schon er in der Tür. ‚Nein, Mutter,‘ sagt er, ‚entschuldigen Sie . . .‘ und er tritt vor mich hin: ‚es war Ihr Recht, Ljubàscha zu erziehen, solange sie bei Ihnen war, aber jetzt ist sie mein.‘ Aber ich, solltest du es glauben, ich reiße mich von ihm los. Lieber hätte ich mich von der Mutter schlagen lassen, als von ihm beschützen. Ja, mein Täubchen, wahr und wahrhaftig! Ja, es wäre mir, glaube ich, lieber gewesen, wenn er selber die Hand gegen mich erhoben hätte, als immer zu allem zu schweigen. Ich hätte dann doch einen Grund gehabt, ihm zu zürnen. Aber er war immer gleich freundlich, und wenn er so herzlich zu mir sagte: ‚Du mein Liebstes . . .‘ dann war es mir, als fahre mir ein Messer ins Herz, und ich warf mich auf das Sofa, und den Kopf in den Kissen vergraben, lag ich lange, lange da . . .“

„Gàschka versuchte zuweilen, mich zur Vernunft zu bringen. ‚Mütterchen! Herrin! Ljubuschka!‘ pflegte sie zu sagen, ‚was tust du dir und ihm an? Schau dich nach Gott um, und nach ihm, dem Armen. Man könnte ihn ja nur so gerade in den Sarg legen, so sieht er aus!‘ und sie bittet mich und redet mir zu. Ich schämte mich, die treue, alte Seele wegzuschicken, aber wenn sie gar zu lange so fortmachte und mir vorhielt, wie gut und rechtschaffen er sei, und daß man für einen solchen Mann Gott danken müsse, dann hielt ich es nicht länger aus. ‚So nimm ihn doch für dich selber, Alte, für dich, und hänge ihn dir an den Hals.‘ Dann seufzte Gàschka und ließ mich allein.“

„Der Frühling kam, und o heilige Mutter Gottes! wie weh tat mir seine junge Pracht! In den Gäßchen erklangen die alten bekannten Lieder, die Menschen sahen alle fröhlich aus, als freue sich ein jeder über irgend etwas; wie die Bienen strömten sie heraus, und in dem Gärtchen der Mutter daheim blühte jetzt wohl der Apfelbaum, und unter ihm sitzen die Täubchen, meine Schwestern, und denken an mich. Wenn ich mich nur irgendwo hätte verstecken können, um die Lieder nicht zu hören, die frohen Menschen nicht zu sehen, irgend wohin, wo die Sonne mich nicht hätte bescheinen können! Ich fand zuletzt ein Plätzchen am Fenster, das auf ein enges Gäßchen hinausging, wohin sich fast nie ein Mensch verirrte und die Sonne kaum je hereinschien. Es ist ein wahres Wort: es stirbt keiner, dem Gott den Tod nicht schickt. Was habe ich für Seelenqual an jenem Fensterchen erduldet! Sogar von unserm Herrgott sagte ich mich los. Ich konnte nicht mehr beten, um keinen Preis der Welt nicht . . . Oft stehe ich vor den Heiligenbildern, mache das Zeichen des Kreuzes und will beten, aber mir ist, als drücke mich das Kreuz so schwer, so schwer, daß ich mich nach einer Weile wieder von den Heiligenbildern abwende . . .“

„So saß ich Tag für Tag an meinem Fenster; für die andern gab es Werktag und Feiertag, für die Gottesmenschen blühte das Feld, aber für mich gab es nur immer die eine tödliche Qual. Ich ging nicht spazieren, nicht zu Gast — da saß ich, wie eine Gefangene in Ketten, und hatte sogar aufgehört, in Gottes Kirche zu gehen. Ich mochte mich nicht unter den Leuten zeigen, mir war, als sähen sie mich so sonderbar an, und auch ich selber kam mir unter ihnen wie eine Fremde vor. Und wozu wäre ich auch in die Kirche gegangen, wenn ich ganz vergessen hatte, weshalb der Mensch zu Gott, dem himmlischen Schöpfer, betet?“

„Um Gottes willen, Ljubów Archipowna! und dann? und dann . . .?“ Ich sah meine Nachbarin mit tiefstem Mitleid an und fand keine Worte, um sie zu fragen, wie sie diesen furchtbaren Bann ertragen hatte.

„Dann?“ entgegnete sie, „Gott allein weiß, wie es kam . . . Es fand sich eine christliche Seele, die mir Hilfe brachte . . .“

„Ich saß an meinem Fensterlein, einen Strickstrumpf in der Hand — aus Gewohnheit, nicht weil ich an Arbeit dachte. Die Gedanken waren weitab von ihr, und die Finger klapperten nur so mechanisch mit den Nadeln. Wie ich so müßig hinausblicke, sitzt da eine Bettlerin unter meinem Fenster, d. h. eine gewöhnliche Bettlerin war das alte Mütterchen wohl nicht, denn es hatte ein Bündel auf dem Rücken, wie es die Glieder der Bettlerorden zu tragen pflegen.“

„Ich nehme eine Münze aus meinem Beutelchen, lehne mich zum Fenster hinaus und reiche sie ihr. Sie aber schaut mich aufmerksam an und sagt: ‚Christus hat deine Gabe angenommen. Aber du selbst, Herrin, bist jung und doch krank?‘ So sagt die Alte und sieht mich unverwandt an. In die Seele hinein schnitten mir diese Worte. ‚Großmütterchen,‘ sage ich, ‚bis zu Krücken hast du es gebracht und solltest noch nicht wissen, wie viel Weh es unter den Menschen gibt? Geh weiter mit Gott, und mich sieh lieber nicht

an.' — ‚So ein Leid, so ein großes, wie das deine, habe ich noch nie gesehen', sagt die alte Frau. ‚Großmutter,' sage ich, und mein Herz preßt sich bei den Worten zusammen, ‚wenn du jemals gedacht hast, es gäbe niemand Elenderes in der Welt, als du es bist, so bitte Gott um Verzeihung wegen der Sünde. Lieber wollte ich mit deinem Bündel auf dem Rücken umherziehen, um ein Stück Brot zu erbetteln und es auf der Straße zu essen, als ich selber sein . . . Lieber wollte ich . . .' Kaum wußte ich mehr, was ich sprach, aber wie ich wieder zu mir komme, steht die Alte vor mir und sagt bloß: ‚Und die schmerzensreiche Muttergottes, junge Herrin?' Und mit diesem einen Wort hat sie mich fast zu Tränen gebracht. Ich fiel mit dem Kopf auf den Fenstersims und lag so wohl eine Stunde lang, bis ich hörte, daß er durch den Flur schritt und der Stube zu. ‚Geh, Großmütterchen, geh,' sage ich, ‚Gott sei mit dir. Er kommt.' ‚Was ist denn mit ihm? ist er ungut zu dir?' — ‚Ich weiß nicht . . .' sage ich. — ‚Seltsam bist du, junge Herrin!' sagte die alte Frau und ging das Gäßchen hinab. Aber am nächsten Tage war sie wieder da. Und so kam sie Tag um Tag unter mein Fenster. ‚Sei gegrüßt, liebe, kranke Herrin', sagte sie dann jedesmal und setzte sich unter mein Fenster. ‚Christus sendet dir sein heiliges Wort, damit du nicht trauern, sondern auf ihn hoffen sollst! Nicht die Trauer hilft, sondern das Gebet, hat er gesagt.'"

„War das nicht eine wahrhaft christliche Seele? Ganze Tage lang wich Awdòtjuschka nicht von meinem Fenster — wie eine Mutter, die ihr krankes Kind hütet. Sogleich nach der Messe kam sie angegangen, setzte sich draußen, nahm ihre Spindel und spann, bis die Abendglocken läuteten. Ich aber in meiner tiefen Schwermut sitze still und stumm am Fenster, und sie fängt an, mir zu erzählen, wie Gott die Menschenseelen errettet, von den heiligen Märtyrern und allen den heiligen Stätten, wo sie schon gewesen war — und sie war schon viel herumgekommen: nach Kiew und in Potschàjew und im Kloster von Solowèzk war sie gewesen. Anfangs drang der Sinn ihrer Rede nicht bis in mein Verständnis. Ich saß, die Arme auf den Sims gestützt, das Gesicht in beide Hände vergraben. Aber nach und nach war es, als schläfere die stille sanfte Rede der Alten mein bitteres Weh ein, und ich begann, dem Sinn ihrer Worte zu folgen. Aber eines Morgens blieb Awdòtjuschka aus. Den ganzen Tag über kam sie nicht: er ging zur Neige und noch immer war sie nicht dagewesen, und am nächsten Morgen, wie ich an meinem Fenster sitze, bleibt sie wieder aus. Wie schwer und wehe mir da ums Herz wurde, das kann ich gar nicht sagen. Am dritten Tage gab ich die Hoffnung auf, sie wiederzusehen. Aber am Abend, wie ich hinausschaue, kommt meine Awdòtjuschka vom Felde her das Gäßchen herab. ‚Awdòtjuschka,' sage ich, ‚wo bist du so lange gewesen?' — ‚Im Gotteshaus,' sagt sie, ‚auf des Herrn Festmahl, bei der Engel Freude.' — ‚Wo war das?' frage ich erstaunt zurück. ‚Da, liebe junge Herrin, da hast du etwas für deine kranke Seele,' sagt sie und reicht mir ein Büschelchen reifer Walderdbeeren, ‚und hier, die heilige Gabe von Gottes Festmahl!' und sie holt aus ihrem Bündel eine Proswirka[1]).

[1]) Ganz besonders gebackenes Brot, das in der Kirche geweiht wird und aus dessen oberem Teil bestimmte Stücke zum Abendmahl entnommen werden.

Ich nehme beides, Brot und Erdbeeren, und die Hände zittern mir vor plötzlicher Freude. Ich küsse das heilige Brot und hätte auch die Erdbeeren geküßt, aber ich schäme mich, es zu tun . . . ‚Hab Dank, Awdótjuschka, hab Dank, mein Seelchen,' und ich beuge mich zum Fenster hinaus, um die Alte zu umarmen. Gott weiß, was alles von Güte und Schönheit aus dem Duft dieser Erdbeeren auf mich wehte: sogar ein wenig fröhlich bin ich geworden. Ich schaue sie an und esse davon und wundre mich, daß es noch so etwas Süßes und Duftendes auf Erden gibt. ‚Awdótjuschka,' sage ich, ‚solche Erdbeeren habe ich noch nie gegessen!' — ‚Laß sie dir zum Segen gereichen', sagt sie, setzt sich nieder auf dem gewohnten Plätzchen und erzählt mir, sie sei über dreißig Werst weit gegangen zur Einweihung eines Gotteshauses; daß ihr der Herr die Gnade erwiesen habe, schon fünfzehn solcher Einweihungen beizuwohnen, und wie herrlich es sei, wenn für Gott ein Haus auf Erden errichtet werde . . . Und so erbaulich und fromm wußte die Alte zu erzählen, daß ich es gar nicht sagen kann. Von den Seelen der Gerechten, die zu Gottes Gnadenthron gelangen und zu der unaussprechlichen Seligkeit der Himmelsfreuden, und von den andern Seelen, die Gott der Herr noch auf der Erde weilen läßt, um vor dem goldenen Kreuze seines Sohnes Tag und Nacht für ihre seufzenden und bekümmerten Mitmenschen zu beten — denn das Weh der Menschheit ist groß! Und wie im Himmel und auf Erden Freude ist über jedes neue Gotteshaus, das errichtet wird, damit die Gebete der harrenden und seufzenden Seelen darin aufsteigen können zu Gottes Barmherzigkeit.

Mit Scham denke ich oft daran zurück, wie viel die arme Alte für mich getan hat. Sie lullte mein Weh ein, wie eine Mutter ihr Kind in der Wiege, und ich dachte weiter nicht darüber nach, sondern saß an meinem Fenster, und es tat mir wohl, wenn Awdótjuschka draußen spann und dies und jenes erzählte. Aber ob es Awdótjuschka wohl war dabei — darnach fragte ich nicht; ja, es fiel mir nicht einmal ein, sie ins Haus hereinzurufen. Nicht ich war die Gebende dieser armen Bettlerin gegenüber, sondern sie mir. Wie heilig ist Gott, und wie seltsam seine Wege! So weit hatte mich die Schwermut meines Herzens gebracht, daß ein Stück Brot, mir von einer alten Frau gegeben, süßer dünkte als der ganze bescheidene Wohlstand in meines Mannes Hause! Awdótjuschka mußte bemerkt haben, wie gut mir die Erdbeeren geschmeckt hatten, denn am nächsten Tage sagte sie: ‚Herrin, vielleicht schmeckt dir das eigene Brot nicht? Hier, nimm diesen Kuchen, er ist gut, und ich habe ihn in Christi Namen als Gabe empfangen.' — Und was meinst du, Mütterchen? Ich habe den Kuchen von ihr angenommen. — ‚Was gebe ich dir aber dafür, Awdótjuschka?' frage ich. — ‚Was du mir dafür gibst? nichts,' sagt sie, ‚brauche denn ich Süßigkeiten? Ich bin ein Mensch, der schon ins Grab schaut. Soll ich etwa mit den Süßigkeiten die Würmer füttern? Für mich gibt es nur noch eine Süßigkeit: das heilige Weihebrot. Reiche mir einen Trunk Wassers zum Fenster heraus, und Gott und Christus werden es dir als Almosen anrechnen. So ist uns beiden geholfen.'"

„Ja, ich schäme mich jetzt, es zu erzählen, meine Seele", fuhr Ljubów Archipowna fort: „Aber es wäre eine Sünde, die Wahrheit zu verschweigen.

Awdótjuschka brachte mir Tag für Tag bald eine frische Semmel, bald einen Kuchen, bald eine frühe Gurke[1]). Und ich nahm alles und aß es, ohne mich zu besinnen, und es erfrischte und erquickte mich wie die köstlichsten Leckerbissen, während ich das eigene Essen daheim nicht ansehen mochte. Ganz abgemagert war ich, und kein Wunder, denn ich mochte tagelang nichts in den Mund nehmen. Alle Speisen widerstanden mir, und schon ihr Geruch war mir zuwider. Lachen und weinen könnte ich, wenn ich daran zurückdenke!" und Ljubów Archípowna sah mich kopfschüttelnd an und lächelte dazu. „Wenn er bisweilen vom Basar etwas mitbrachte, — etwa weiche Semmeln zum Tee: ich mochte nichts davon essen, ich konnte keinen Geschmack an ihnen finden; ebensogut hätte ich Lehm essen können. Ich brach wohl eine Semmel entzwei, verkrümelte sie auf meinem Teller und gab sie Gáschkas Kater zum fressen. Aber genau dieselbe Semmel, mir von Awdótjuschka gebracht — ja, das war etwas ganz andres! Ich konnte nicht genug loben, wie schmackhaft und köstlich sie mir erschien, als habe sie unsre Feßjka gebacken. So wurde mir Awdótjuschka zur Wohltäterin an Leib und Seele. Aber nur zu bald verließ sie mich wieder, die treue Alte. ‚Leid tut es mir, dich, junge kranke Herrin, zu verlassen,' sagte sie zu mir, ‚aber da ist nichts zu tun: die heiligen Märtyrer in Kiew erwarten mich, ich habe ihnen schon im Winter versprochen, zu kommen!' So blieb ich wieder allein."

„Aber Nikánor Semjónowitsch?" fragte ich. „Wir haben ihn fast vergessen, will mir scheinen."

„Was soll ich dir von ihm sagen? Es war immer dasselbe. Daß er sich bei Christus so viel Geduld hat holen können, um es mit mir auszuhalten — das war ein Wunder. Wie es wieder Sommer wurde, und er hat auf sein Gütchen fahren müssen, um dort nach dem Rechten zu sehen, bittet er mich und fleht, ich solle doch mitfahren. ‚Wozu?' frage ich, ‚ich bleibe lieber wo ich bin.' Aber einmal fuhr ich doch mit. Er kutschierte die kleine offene Britschka selber. Als wir in die Weizenfelder hineinfuhren und das Korn von allen Seiten um uns her in mächtigen Wellen zu rauschen begann und es von dem Segen Gottes mich mit Duft und Wärme umwehte, da, Mütterchen, wurde ich wie trunken und so betäubt, daß er mich beinahe auf den Armen von der Britschka heben mußte, als wir angelangt waren. ‚Heilige Mutter Gottes, nimm mich auf zu dir, damit ich diese Erde mit meinem Leid nicht länger beschwere!' das war mein Gebet. Denn ich wußte doch recht gut, meine liebe Seele, daß ich mit meinem Haß gegen meinen Mann eine schwere Sünde begehe — ja, ich wußte das ganz genau: aber wer kann das schwache menschliche Herz dazu zwingen, was der Verstand ihm sagt? Wie sollte ich meinen Mann lieben, wie es Gottes Gesetz befiehlt, wenn sich in meinem Herzen eine Schlange eingenistet hatte, eine Schlange, so furchtbar, daß — heilige Gottesmutter! ich manchmal dachte, ich könnte mich selbst oder ihn umbringen . . . Und doch, würdest du es glauben, Mütterchen? und doch sah mich dabei zuweilen die Himmelskönigin von ihrem Heiligenbilde herab wie mitleidig an und wie voll Erbarmen!"

[1]) In Rußland werden frische Gurken mit Vorliebe ohne Zutaten gegessen.

„Und wieder kam der Winter, und es schien, als sei alles beim alten geblieben. Ich fühlte wohl, wenn ich nur einmal mich hätte ausweinen können, — mir wäre leichter geworden. Aber ich hatte keine einzige Träne — Gott weiß, wie das so kam. Ich sang mir bisweilen selber die traurigsten Lieder vor, um mein Herz zu erweichen — aber alles vergebens . . . es war wohl versteinert, mein Herz, so daß selbst kein Lied es mehr rühren konnte. Gibt es wohl auf der weiten Welt noch etwas traurigeres, Mütterchen, als folgendes Lied? Es ist, als sänge man es nicht mit der Stimme, sondern mit singenden Tränen:

Im Frühling hat man die Beeren gesetzt,
Im Frühling hat mich die Mutter geboren,
Hat mich in jungen Mädchentagen
Einem ungeliebten Manne gegeben.
Da wandle ich mich in ein Vögelein[1],
In meinem bittern, schweren Weh,
Und fliege als Kuckuck zum Vaterhaus
In den Garten unter den Apfelbaum.
Dort laß ich erschallen den traurigen Ruf,
Bis der ganze Garten vor Leid verdorrt,
Bis das Vaterhaus wird hinweggeschwemmt
Von meiner bitteren Tranen Flut.

„Als Mädchen vergoß ich immer heiße Tränen, wenn ich dieses Lied anfing. Aber jetzt blieben meine Augen trocken dabei: kein Tröpfchen Gottestau war mir geblieben. Die Schwestern hatten mir meine Gitarre geschickt: das gereichte mir zu einigem Trost. Wenn er in der Dämmerstunde vom Dienste heimkam, dann griffen meine Finger die gewohnten Akkorde, und ich sang dazu, was mir grade von Liedern in den Sinn kam. Auf diese Weise brauchte ich nicht mit ihm zu reden und er nicht mit mir."

„Und hat er Ihnen zugehört, Ljubow Archipowna?"

„Freilich hörte er zu: sang ich doch lauter Lieder, die ihn erfreuen mußten!" sagte sie mit leichtem Spott und klopfte mir dabei auf die Schulter; „höre zu, mein Seelchen, was ich ihm wohl zwanzigmal in die Ohren sang. Ganz von selber ist es mir das erstemal in die Kehle und in die Finger gekommen, das kurze, kecke, kleinrussische Liedchen:

Du denkst dir, du Dummer,
Daß ich dich liebe —?
Doch ich kos dich, du Dummer,
Nur mit Worten allein!

Das Liedchen sang ich immer und immer wieder, bald laut, bald leise, und zuletzt so frisch und fröhlich, wie ich es einst unsern jungen Burschen im Reigen daheim gesungen hatte. Ich hörte gar nicht, daß er aufstand, aber wie er an mir vorbeiging, berührte er meine Schulter. ‚Wenn du mich doch wenigstens mit Worten kosen würdest,' sagte er, ‚selbst das wäre besser.' So ging er hinaus."

---

[1]) Im russischen Volke ist der Glaube noch sehr verbreitet, daß sich der Mensch in Tiere, besonders Vögel, verwandeln kann.

„Und Sie, Ljubów Archipowna?"

„Ich hörte so plötzlich auf zu singen, als habe er mir mit seinen Worten die Zunge abgeschnitten. Und würdest du mir glauben, Mütterchen? Auch später habe ich dies Lied nie wieder über meine Lippen gebracht. Wenn ich denke, ich will ihm wieder einmal „Du Dummer" vorsingen, so geht es nicht, um keinen Preis der Welt. Alles andre konnte ich ihm singen — aber dies Lied — nein."

„So kam Gottes großer Festtag heran, die himmlische Freude auf Erden. Nicht mir selber, sondern dem hellen Ostersonntag zulieb, denke ich, will auch ich wieder einmal leben mit den Menschen, wie es sich gehört. Und ich habe mich daran gemacht, alles, wie es der Brauch ist, zum Festtag zu richten, habe gute Päßotschki[1]) gebacken, dem Popen eine Kúlitsch[2]) geschickt, Eier gefärbt und auch nicht vergessen, den Armen ein Almosen zu geben und mein Scherflein ins Gefängnis zu schicken, — alles genau so, wie ich es daheim bei der Mutter gelernt hatte, die oft ihr Letztes hergab, um dem Christusfest würdig entgegen zu gehen. Währenddessen fastete er und war zu meinem Glück die ganze letzte Woche vorher fast ununterbrochen in der Kirche, um sich zum Heiligen Abendmahl vorzubereiten, so daß ich ungestört und fast fröhlich an mein Werk gehen konnte. — Der Vorabend kam: die Glocken läuteten, er zog sich an, um in den Abendgottesdienst zu gehen, ich aber blieb zu Hause. Alle Tische deckte ich mit blendend weißen Tüchern und stellte zum Festessen bereit, was uns Gott geschickt hatte, zündete überall die Heiligenlämpchen an, räucherte mit Weihrauch in den Stuben, und kaum hatte ich auch mich festlich geschmückt, da war er auch schon wieder da, um mich zum Mitternachtsgottesdienst[3]) zu führen. Schon unterwegs hallte uns das feierliche Läuten der Osterglocken entgegen. Herr du mein Gott! Jedes Jahr ist doch Ostern, und jedesmal läutet man da mit allen Glocken; und doch ist es, als habe man sie noch nie so läuten gehört und werde sie auch nie wieder in seinem Leben so läuten hören, die Glocken des hellsten Christenfestes!"

„Nach dem Gottesdienst gingen alle freudig heim und wir mit ihnen. Ich trat zuerst ins Zimmer, stehe, über den Tisch gebeugt und suche die roten Eier aus, die in die Kirche geschickt werden sollen, um geweiht zu werden. Da steht er plötzlich neben mir. ‚Heute', so sagt er, ‚küssen und umarmen sich selbst geschworene Feinde; und wir sind doch vor Gott und den Menschen Mann und Frau' — so sagt er, und seine Stimme bebt wie eine Saite ... ‚Christus ist auferstanden!' Und er nimmt mich in seine Arme um mich dreimal zu küssen. Ich weiß nicht, ob ich, wie es sich gebührt, ‚In Wahrheit auferstanden' erwidert habe, oder nicht. Aber wie ich zu mir komme, ist er schon hinaus; ich stehe wieder allein; und alle meine roten Eier sind auseinandergerollt. Das Seltsame, was von da an mit mir geschah, weiß nur der heilige Gott allein! Ich selber konnte mich nicht verstehen. Wenn ich in der Kirche stand, in den heiligen Osterfesttagen, vergaß ich oft plötzlich, wo

[1]) und [2]) Ostergebäck.

[3]) Der Hauptgottesdienst an Ostern ist um Mitternacht.

ich war. Es überlief mich wie mit Ameisen, und das Herz stand mir still, ganz still; jetzt denke ich, jetzt gleich werden mir die Füße versagen . . . Ja, wenn es irgendeine Krankheit gewesen wäre, aber es tut mir nichts weh, es drückt mich nur und treibt mich um. Es war genau, als habe mich jemand verhext — nur daß in der heiligen Osterzeit keine böse Macht Gewalt hat über die Seelen."

„Sobald ich mich ein wenig ausgeruht hatte von der Festzeit, mußten wir zur Mutter fahren; sie hatte uns sagen lassen, daß sie uns ganz bestimmt erwarte. Ungern gab ich nach, aber es war nichts zu tun. Schon am Vorabend hatte er selber die Britschka in Ordnung gebracht und das Nötige für die Fahrt eingepackt; nun war alles bereit. Ich hatte mich noch ein wenig aufs Sofa gelegt, aber Ruhe fand ich nicht. Mir war, als fürchte ich mich vor etwas und fürchte mich auch wieder nicht, als warte hinter der Tür etwas auf mich, und das Blut schoß mir in Wellen durch alle Adern. Ich stand wieder auf, und die Wangen glühten mir; seit meiner Verheiratung hatte ich das Wunder nicht mehr erlebt, daß ich Farbe im Gesicht hatte. So begann auch ich mich zur Fahrt zu richten. Ich zog mein Köfferchen hervor, um einzupacken. Aber ich weiß nicht, was ich hineinlege, und ich stehe davor mit wankenden Knien und schlaffen Händen. ‚Herr du mein Gott!' denke ich: ‚wenn ich nur schon an der frischen Luft wäre, vielleicht wird es mir leichter, wenn mich der kühle Wind durchweht' . . . So fuhren wir denn. Aber auch draußen wurde mir nicht besser; bange wurde mir in der Britschka, und mich erfaßte ein Zorn — ich weiß selber nicht, auf wen. Schon nahten wir uns dem Städtchen, da kamen wir an eine Brücke. ‚Laß mich aussteigen,' bat ich. ‚Ich möchte zu Fuß über das Brückchen gehen.' Er ließ die Pferde anhalten, und wir stiegen aus, und weil der Weg schlecht war, wollte er mich führen. Aber wie ich hastig auswich, verlor ich das Gleichgewicht und fiel vom Rand des Brückchens in den Graben. Ich erschrak, er stürzte herzu, ganz bleich vor Angst. ‚Um Gottes willen!' rief er aus: ‚wie lange soll denn das noch währen?' Ich erhob mich, Mütterchen, und wie ich mich aufrichte, begegnen sich unsre Blicke; ich sehe, daß er sich, bleich wie ein Linnen, über mich beugt — und da hat er mir leid getan . . ."

„Wir setzten uns wieder auf und fuhren weiter, und immer noch tut er mir leid. Weh getan hatte ich mir nicht beim Fallen, nicht einmal das Kleid war beschmutzt. Und ich denke; ich will ihn mir einmal recht genau ansehen. Und wie ich die Augen zu ihm aufhebe, sitzt er da, wie versteinert; kein Blutströpfchen ist in seinem Gesicht, und die Hände hat er auf dem Knie zusammengelegt. Und wenn er nur mit einer Wimper gezuckt hätte — aber selbst die Augen blickten starr. Ich will ihn anrufen und weiß nicht wie; vergessen habe ich meines Mannes Namen . . . Ich berühre seinen Ärmel, er merkt es nicht. Da weiß ich nicht mehr, was mit mir geschieht; ich greife nach seinen Händen, ich klammere mich an ihn und sage: ‚Verzeih! ich will's nie wieder tun!' Ich sah, wie der ganze Mann erbebte. ‚Du willst es nie wieder tun?' Und er beugt sich zu mir nieder und sieht mich an, daß mir bange wird. ‚Ich will doch sehen, ob du es nicht mehr tun wirst? Küsse

mich!' Und so heilig Gott ist, Mütterchen, mir war, als müsse er mich im selben Augenblick töten, wenn ich ihn nicht geküßt hätte. Ich wand die Arme um seinen Hals, und als ich ihn geküßt hatte, war mir, als könne ich mich nicht mehr losreißen von ihm . . . Aufgeschluchzt habe ich da, Mütterchen, und zum erstenmal flossen meine Tränen wieder und mit den ersten Tränen kam eine ganze Flut. Ich kann dir gar nicht sagen, was das für ein Weinen war. Nie vorher und nie nachher habe ich gesehen oder gehört, daß ein Mensch so weinen kann. Nikanòr Semjònowitsch schlang den Arm um mich, hielt mich an sich gedrückt: ‚Ljubàscha!' sagte er, ‚Gott sei mit dir! Christus sei mit dir!' und bekreuzigt mich und küßt mich. Aber ich an seiner Brust kann nur immer weinen. So kamen wir an. Ich konnte nicht aufstehen; er hob mich aus der Britschka und trug mich ins Haus. Die Schwestern kamen uns entgegengelaufen, nach ihnen die Mutter, aber ich weine immerfort und weine. Er trug mich ins Zimmer und legte mich aufs Bett, und selber blieb er neben mir stehen und ich, wie ein kleines Kind, halte ihn fest und schluchze. — ‚Nikanòr Semjònowitsch, was hast du mit meiner Tochter gemacht?' fragt die Mutter, und die Schwestern, wie Schwälbchen, flattern um mich her. Ich wurde ruhiger, ich wollte mich aufsetzen, — aber sobald ich ihn ansah, flossen meine Tränen aufs neue, und wie von Sinnen, klammere ich mich wieder an ihn . . ."

„Am andern Morgen, als ich wieder erwachte, war es, als sei ich nach all meinen Tränen in eine neue Welt geboren. So leicht und froh war mir ums Herz, die Sonne lachte mich an und noch schöner, als die liebe Sonne, dünkte mich mein Nikanòr Semjònowitsch. Und du kannst es mir glauben, meine Seele —" hier nahm Ljubòw Archìpowna meine Hand, „neun Jahre haben wir nachher noch miteinander gelebt, ohne uns einen einzigen unguten Blick zu geben. Wenn er einmal fort mußte, konnte ich kaum erwarten, bis er wieder da war und schaute mir die Augen nach ihm aus. Und war ich fort, so pflegte Nikanòr Semjònowitsch das Ohr an die Erde zu legen, um zu horchen, ob ich nicht bald zurückkehre. Und jetzt, Mütterchen, um Mariä Himmelfahrt, wird es zweiundzwanzig Jahre her und das dreiundzwanzigste beginnt seit dem Sterbetage Nikanòr Semjònowitschs, aber ich sehe ihn noch grade so, als stehe er vor mir und sage: ‚Ljubàscha, mein Liebstes!' Die heilige Gottesmutter möge ihr Erbarmen von mir abwenden, wenn ich seiner auch nur ein einzigesmal in meinem Morgen- und Abendgebet seither vergessen habe, oder wenn ich in Gottes Tempel versäumt hätte, ein Totengebet für ihn lesen zu lassen. Manchmal, wenn ich auf mein Leben zurückschaue, Mütterchen, und denke über meine Sünden nach und an den Tod, dann will mir bange werden. Aber dann fällt mir ein: mein Nikanòr Semjònowitsch ist ja im Himmel! In diesen langen Jahren hat er mir sicher Gottes Erbarmen erfleht, und dann verliert der Tod all seine Schrecken, und mir ist, als müsse ich, wenn ich zu unserm Herrgott komme, zu allererst bei ihm meinen Nikanòr Semjònowitsch wiederfinden."

Wir schwiegen beide eine lange Weile. Dann begann ich, Ljubòw Archìpowna für ihre Erzählung zu danken.

„Wozu, Mütterchen?“ sagte sie, „ich danke dir ja noch mehr dafür, daß ich bei dir meine Seele erleichtern konnte. Das schneidet mir wie ein scharfes Messer ins Herz, wenn ich hören muß, wie die Frauen immer ihre Männer beschuldigen . . . Aber ich habe dir ja noch gar nicht alles fertig erzählt, Mütterchen,“ fügte Ljubòw Archipowna heiter hinzu.

„Das freut mich,“ entgegnete ich, „und ich bin sehr gespannt, was ich wohl noch zu hören bekommen werde?“

„Wirklich, Mütterchen? Nun, von Awdòtjuschka, und wie ich ihr wieder begegnet bin. Das ging so zu. Gleich nach jenem Tage beschlossen wir, Nikanòr Semjònowitsch und ich, nach Kiew an die heiligen Stätten zu reisen, um Gott dem Herrn, der heiligen Himmelskönigin und allen den heiligen Märtyrern unsern Dank für die große Gnade zu bringen, die uns widerfahren war. Von der Mutter aus machten wir uns auf den Weg, und die Schwestern gaben mir für die weite Reise mit, was mir fehlte. So kommen wir nach Kiew; in den Straßen drängten sich die Pilger in unzähligen Scharen. Ich holte kleine Münzen hervor und teilte nach rechts und nach links aus. Da hörte ich plötzlich eine bekannte Stimme: ‚Bist du es, meine junge, kranke Herrin? Bist wieder gesund geworden . . .‘ Und wie ich mich umsehe, steht Awdòtjuschka vor mir. Ich vergaß alles um mich her und fiel ihr um den Hals. ‚Nikanòr Semjònowitsch,‘ sage ich, ‚das ist ja meine Awdòtjuschka!‘ Da trat auch er hinzu, und wir blicken unsre Awdòtjuschka an und sie uns und können uns nicht sattsehen. ‚Ja, ja, die liebe, heilige Muttergottes, Herrin,‘ sagte sie. ‚Nun lebe du nur fröhlich weiter mit deinem Freund!‘ Aber wir hielten sie fest, Mütterchen, und ließen die gute, alte Seele auf keinen Schritt mehr von uns weg. Ob sie wollte oder nicht, wir nahmen sie mit uns, als wir Kiew wieder verließen.“

„Und was geschah weiter mit ihr?“ fragte ich.

„Was weiter mit ihr geschah? — Sie ist später nach Jerusalem gepilgert.“

„Ljubòw Archipowna,“ sagte ich, „zum Schluß noch eine Frage: Was ist aus dem Schwarzen geworden?“

„Aus dem Schwarzen, Mütterchen? Ist dir der auch noch eingefallen? Gott habe ihn selig! Er ist bei mir im Gedenkbuch eingeschrieben.“

„Aber ehe er in Ihr Gedenkbuch kam, Ljubòw Archipowna? Was geschah weiter mit ihm? Haben Sie noch von ihm gehört? Hat er sich später verheiratet?“

„Das sind viel Fragen auf einmal, mein Täubchen, und antworten kann ich darauf nur wenig. Er hat gar nicht mehr viel Zeit gehabt im Leben, der Schwarze, denn er ist noch im selben Jahr, als ich mich verheiratete, im Frühling, etwa zehn Wochen später, ertrunken. Das heißt eigentlich nicht ertrunken,“ verbesserte sich Ljubòw Archipowna, „ertrunken ist er nicht, aber seine Krankheit hat er sich bei dieser Gelegenheit geholt, und am Mittwoch in der Osterwoche ist er gestorben und wurde noch in der Osterwoche begraben.“

„Leid tut es mir um Ihren Schwarzen,“ sagte ich, aber während ich das noch sagte, kamen mir Puschkins Worte in den Sinn: ‚Warum bedauern? . . .‘

„Aber erst unser Städtchen Kupjánka, wie das um ihn trauerte! Das hättest du sehen sollen! Solange er am Leben war, hatte man ihn nicht besonders gemocht, denn er spottete gern; aber als er im Sterben lag, war es, als verliere jedes etwas Liebes und Teures mit ihm. Das kam wohl auch daher, weil er in der letzten Zeit vor seinem Tode viel von sich hatte reden machen. Im ganzen Städtchen sprach man von seinem neuen Lied. Das war dir ein Lied, wie es weder die Alten noch die Jungen jemals gehört hatten, und wenn er es mit seiner seelenvollen Stimme anfing, so hat es einem die Seele gepackt, daß sie nicht mehr davon loskam. Der Vater Propst — er war doch ein alter Mann, und ein gesetzter dazu — was macht sich ein solcher aus Liedern? — Aber wie er an seinem Fenster saß und der Schwarze nicht weit davon entfernt sang, und wie er horchte und horchte — da, als er wieder zu sich kam, hingen ihm Tränen im grauen Bart. Die Mutter Propstin hat es später selber erzählt, und daß er sich sogar bekreuzigt hat dabei. ‚Herr Jesus Christus!‘ hat er gesagt. ‚Ist das ein Lied!‘ Und es war ja eigentlich gar nichts so Besonderes daran, Mütterchen, wenigstens nicht an den Worten, höre:

Meine Seufzer wühlen die Donau auf,
Wühlen auf der Donau tiefsten Grund,
Daß die Wellen zum Meere rascher ziehn
Über den Sand hin, den gelben;
Daß sie über die grünen Wiesen,
Über die Lande sich weit ergießen —
Weil um ein Mädchen mit rotem Mund
Sich meine Seele verzehret!

Das ist das ganze Lied.“

„Aber was in dem Liede drin steckte, wenn der Schwarze es sang, beim Abendschein, während er durch die Stadt ging und die Töne so weich und schmelzend auszog — das läßt sich gar nicht sagen. Oder wenn er dann auf dem steilen Ufer am Flusse stand, unter ihm die tosenden rauschenden Wellen, und er sang: ‚Daß sie über die grünen Wiesen, über die Lande sich weit ergießen‘ — da, so sagten die Leute, hätte man seine eignen Eltern, Vater und Mutter, vergessen können, um nur allein auf ihn zu lauschen. Man lief ihm nach, wo er sich zeigte, die Kaufleute traten vor ihre Tür, wenn er vorbei kam: ‚Väterchen, Euer Gnaden! Nimm im Laden, was dir gefällt, nur singe ein einzigesmal ‚Meine Seufzer‘. — ‚Brüder,‘ konnte dann der Schwarze sagen: ‚mein Lied ist nicht käuflich; es kostet mich selber teuer genug. Will's der Zufall, daß Ihr es hört, so ist es recht — wenn nicht, so zürnt mir nicht.‘ Und wie die Leute merkten, daß am Ufer des Flusses sein Lieblingsplätzchen war, folgten sie ihm nicht selten bis dorthin. Dort ist auch das Unglück dann geschehen.“

„Ein Bauer, der mitsamt seinem Pferde in die Wellen geriet, war dem Ertrinken nahe. Der Schwarze sah die Gefahr vom Ufer aus, lief den steilen Abhang hinunter und eilte ihm zu Hilfe. Es gelang ihm auch, den Bauer vom Tode zu erretten und ans Ufer zu bringen. Aber das Pferd wurde von den Wirbeln umhergetrieben und konnte sich nicht herausarbeiten. Am Ufer

hatten sich viel Zuschauer versammelt, die bedauerten das arme Tier, aber zu seiner Hilfe mochte sich niemand in den Fluß hineinwagen; die eigne Seele ist einem mehr wert als das Leben eines Viehs. Der Schwarze konnte es aber nicht mitansehen. ‚Ach, das arme Geschöpf!‘ rief er: ‚wie es sich um sein Leben wehrt!‘ und eilte nochmals zum Ufer. Man wollte ihn mit Gewalt zurückhalten. Aber wie wäre das möglich gewesen? Er schüttelte die Hände ab, die ihn zu halten suchten, wie dürre Blätter. Und eine geschlagene Stunde, so sagte man, habe er sich mit dem Pferde abgemüht, bis er es endlich lebendig ans Ufer gezogen hat. Wäre er nachher nur ins Dampfbad gegangen, oder hätte er einen heißen Tee getrunken, unser Herrgott hätte vielleicht gegeben, daß alles ohne schlimme Folgen abgelaufen wäre. Aber er ging nur heim, um trockene Kleider anzuziehen und, da es noch frühe war, gleich darauf in seinen Dienst. So konnten die bösen Folgen nicht ausbleiben. Eine ganze Woche lang wehrte er sich gegen die böse Krankheit, zuletzt siegte sie aber doch, und er fiel in eine tiefe Bewußtlosigkeit, aus der er am zehnten Tage erst wieder erwachte. Und als er nun endlich zur Besinnung gekommen war, Mütterchen, blickte er um sich und flüsterte der Hausfrau ganz leise zu, sie solle den Geistlichen rufen, denn seine helle Stimme war ganz weg. Die Hausfrau hatte nicht weit zu gehen; gerade kam der Vater Propst aus der Kirche und am Hause vorbei. So konnte sie ihn durchs Fenster rufen, und er ging nicht einmal vorher zu sich nach Hause, sondern kehrte nur in die Kirche zurück, nahm das Gefäß mit dem heiligen Sakrament und hat dann gleich dem Kranken die Beichte abgenommen und ihm das Abendmahl gereicht . . .“

„Und da muß ich dir noch etwas sagen, meine Seele,“ fuhr Ljubòw Archipowna fort; „die Hausfrau hat es mir selber später erzählt und war bereit, es zu beschwören. Während der heiligen Handlung hat sie, als sorgliches Weib, das sie war, den Samowàr aufgestellt. Es konnte ja sein, daß der Kranke nachher Lust bekäme, Tee zu trinken, oder der Propst, von dem sie wußte, daß er noch nicht gefrühstückt habe. So trug sie denn gleich nach der heiligen Handlung den Samowàr herein und fing an, den Tee zu bereiten. Der Propst saß nicht weit vom Kranken auf einem Stuhl; dieser lag mit offenen Augen da und schien die eintretende Hausfrau gar nicht zu bemerken; denn nach einer Weile richtete er sich mühsam im Bette auf. ‚Väterchen‘! sagt er mit leiser, aber fester Stimme: ‚Ich habe Ihnen nicht alles in der Beichte gesagt. Ich habe Ljubòw Archipowna geliebt wie die eigne Seele.‘ — Der Vater Propst beugt sich über den Kranken: ‚Das tut nichts,‘ sagt er: ‚auch Gott hat uns alle lieb.‘ Daraufhin legte sich der Schwarze wieder, drehte sich der Wand zu, als wolle er schlafen und wachte auch nicht wieder auf. — — —“

„Und wie schön hat man ihn beerdigt! Heute noch, wenn du nach Kupjànka kämest, wüßten die Leute davon zu erzählen. Vergessen kann man so etwas nicht. So hell und fröhlich ist noch nie jemand zu Grabe getragen worden! Als die Kaufleute vom Tode des Schwarzen hörten, brachten sie alles Nötige herbei, von den Lichtern bis zum Weihrauch und ließen den Sarg anfertigen und deckten den Toten mit Goldbrokat zu. Die jungen

Mädchen nähten ihm selber ein Mullkissen unter den Kopf, mit rosa Seide gefüttert und mit schönen Schleifen vom besten Band verziert. Du mußt wissen, der Schwarze hatte weder Vater noch Mutter und stand ganz allein in der Welt, und man hätte denken können, er würde auch einsam begraben werden. Aber das Volk strömte herzu, wie die Wellen eines Flusses, so sagte man mir, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Am Mittwoch trug man ihn im Sarge zur Kirche, und Donnerstag morgens war die Beerdigung. Es war noch in den Festtagen, wenn die heilige Pforte im Gotteshaus geöffnet ist, und der frohe Lobgesang ertönt. Den Schwarzen hat man in seinem Sarg kaum wiedererkennen können, so groß und schön lag er da[1]). Die Krankheit hatte seine dunkle Haut gebleicht, die schwarzen Haare umrahmten das blasse Gesicht, und er sah aus, als sei er soeben erst eingeschlafen und werde sogleich wieder erwachen. Als dann die Totenmesse gesungen war, trat der Vater Propst zuerst zum Verstorbenen, um Abschied von ihm zu nehmen. Er neigte sich über ihn, und Gott selber mag ihm den Gedanken eingegeben haben, daß er ‚Christus ist auferstanden!' sagte und den Schwarzen wie beim Osterbrauch dreimal küßte. Nicht weit vom Sarge stand eine Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm; dieses hielt ein rotes Osterei in seinen Händchen. ‚Gib mir dein Ei, mein Kind,' sagte der Propst, und das Kind streckte ihm willig das Ei hin. Er nahm es aus des Kindes Hand, legte es dem Schwarzen in den Sarg und sagte dabei das schöne Wort: der Schwarze möge das Symbol der Auferstehung in den tiefen Schoß der Erde mit sich hinabnehmen. Und so, Mütterchen, haben dann alle dem Geistlichen nach nicht Abschied vom Schwarzen genommen, sondern ihm den Ostergruß gegeben, wie einem Lebenden. Als man den Sarg hinaustrug, ging alles Volk hinterher. Es war ein heller Frühlingstag; die Kirchenfahnen wehen, der Goldbrokat auf dem Sarge brennt wie Feuer, und auf einmal, niemand weiß woher, flattern zwei Schwälbchen über dem Sarge und zwitschern, so daß sich alles gewundert hat. Eine heilige Rührung hat alle Anwesenden erfaßt, als man den Sarg zunagelte, so daß viele sagten, sie würden mit Freuden daliegen, wo der Schwarze lag. . . Das ist das Schicksal, das Gott dem Schwarzen beschert hat," beendete Ljubów Archipowna ihre Erzählung; „daß er mit seinem Lied wie mit seinem Tode die Menschen an sich zog. . ."

Ich stand auf, um mich bei Ljubów Archipowna zu bedanken; aber der Eindruck ihrer einfachen Erzählung war so stark, daß ich keine Worte fand. Auch sie erhob sich. „Ich habe mich mit dir verplaudert," sagte sie, ‚und es ist hohe Zeit für mich heimzukehren. Laß uns hier Abschied nehmen, meine Seele, drüben, vor den vielen Menschen, kann ich das nicht. . . ."

[1]) Der Sarg wird in Rußland erst am Grabe geschlossen.

Literarische Rundschau.

Vier große Romane.

Gustav Frenssen, Klaus Hinrich Baas. Berlin, Grote. 1909.
E. v. Handel-Mazzetti, Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr. Kempten und München. Josef Kösel. 1910.
Thomas Mann, Königliche Hoheit. Berlin, S. Fischer. 1909.
Ernst Zahn, Einsamkeit. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Ohne es selbst zu bemerken, ja indem wir uns scheltend und spottend gegen diese Erkenntnis sträubten, sind wir mit einem Male in eine große Zeit des deutschen Romans eingetreten. Die Hoffnung ist nicht zu kühn, daß Deutschland auch auf diesem ihm sonst so schwierigen Boden in der Welt voran sein wird, wie es auf dem des Dramas schon unbedingt die Führung an sich gerissen hat. Was hat denn die größte Romanliteratur der Welt gegenwärtig an bedeutenden Namen in die Wagschale zu werfen? Nur noch den einen Anatole France, dessen höchste Blüte doch wohl auch schon hinter ihm liegt. Aber Bourgets mühsame Mischung von weltlichem Snobismus und psychologischer Feinschmeckerei ist längst abgestanden, und die Hervieu, Lavedan, Prévost haben uns wohl Hübsches zu sagen, aber nichts Neues. Der Pariser Roman ist in eine Sackgasse geraten, und die Kunsthandwerker auf der Goldschmiedebrücke variieren kunstreich unermüdlich die alten Muster. Mehr wäre vielleicht von England zu erhoffen; aber Stevenson starb zu früh, Kipling ward kurzatmig und Hall Caine blieb stehen. Neue Formen, neue Möglichkeiten sehen wir hier nirgends. In Italien hat d'Annunzio in seiner Umwandlung der Erzählung in ein prunkendes Mosaik der Schilderung wenigstens neue Bahnen eingeschlagen, die freilich wohl eher zur Erstarrung führen als zu frischer Bewegung. Die großen Begabungen des Nordens, vor allem des so unglaublich talentreichen Dänemark, zeigen mancherlei vielversprechende Ansätze: wie merkwürdig wirkt allein der mit dänischer Feinheit gepaarte Exotismus Jensens! Aber über ihnen scheint der Fluch zu schweben, daß bei vielen reichen Gaben ein vollendendes und vollendetes Werk ihnen nicht gelang, in dem die ganze Fülle ihrer Kraft reich und reinlich ausgebreitet liegt.

Aber bei uns — welche Hoffnungen, welche Verheißungen! Ricarda Huch wagt es kühnlich, auf eine moderne Form des ganz historisch, gar nicht mehr mythologisch geformten Epos loszuschreiten, und Friedrich Nietzsche hat die des mythologischen Epos aus dem Geist unsrer Zeit im „Zarathustra" völlig umgeschaffen. Fern von dem literarischen Spezialistentum der Franzosen und Engländer, versuchen sich Clara Viebig und Helene Böhlau, Arthur Schnitzler und Jakob Wassermann, Rudolf Hans Bartsch und Emil Ertl in immer neuen Kunstformen, die sie alle meistern, ohne im Experimentieren stehen zu bleiben. Und nun beschert uns das eine Jahr 1909 vier große, bedeutende, im besten Sinne neue Romane auf einmal!

Manches haben sie gemein, so grundverschieden sie auch sind. Was vor allem erfreut, ist eine Wendung, die ich ganz besonders auch dem Einfluß unsrer verehrten Altmeisterin Marie v. Ebner-Eschenbach verdanken möchte, die doch wohl aber zugleich mit Wandlungen in der Volksseele — und keinen üblen! — zusammenhängt: die keineswegs engherzige, aber entschlossene ethische Richtung. Es handelt sich wahrlich

nicht um theologische oder soziale Bekehrungsromane, um moralisierende „Wanderungen im Modekleid des Romans". Es handelt sich nur einfach darum, daß die Überschätzung des „Geistes", die wir von dem Geistesjunkertum der Romantiker geerbt hatten, überwunden ist. Wie in der wirklichen Welt, so stehen auch vor der Romanwelt dieser vier — und manches unter ihren Zeitgenossen, so der Helene Böhlau, Rudolf Hans Bartsch' — die beiden unsichtbaren Hüter Gottfried Kellers in ihren goldenen Waffenröcken: das Gewissen und die Kraft! Nicht als aufdringliche Moralpredigt ist das gemeint, sondern in dem Sinne, in dem es Goethe und Fontane und eben Keller allzeit gemeint haben: im realistischen Sinne. Als Anerkennung der Macht ist es gemeint, die in dieser Welt noch immer die Güte und die Kraft besitzen.

Die beiden aber gehören zusammen. Das ist's, was den pessimistischen Roman Ernst Zahns von den drei andern scheidet: weil die Güte und die Kraft zwischen den beiden Hauptpersonen des Romans, dem jungen Pfarrer Huldreich Rot und seiner strengen Mutter, geteilt sind, deshalb sind beide unglücklich und einsam. Frenssen aber, der in der Mutter seines Helden eine Gestalt zeichnet, die der von Huldreichs Mutter wundersam gleicht, nur daß ihre Härte und Unzugänglichkeit und Tüchtigkeit aus dem Patrizischen ins Bäuerlich-Vulgäre übersetzt sind, — Frenssen läßt aus der Mischung des Starken mit dem Zarten seinen Klaus Hinrich zu jener weltbezwingenden Kraft aufsteigen. Nicht daß er ein idealer Romanheld im alten Sinne würde — Frenssen weiß zu gut, wie viel jeder Fortschritt kostet, und sein tapferer Kämpfer ist selbst in Gefahr, über der Stärke die Güte einzubüßen; aber der Erzähler hält, wie Frau von Ebner es liebt, über ihn die Hand und läßt ihn vom Schicksal warnen. — Auch Thomas Mann schildert eine Vermählung von Kraft und Güte, aus der das Höchste freilich erst hervorgehen soll. Am stärksten aber schlägt doch Frau von Handel-Mazzetti diese Saite an, die gerade hinter der äußeren Schwäche die bewegende, bezwingende Macht der Güte hervortreten läßt.

Schon vor sieben Jahren wollte ich in einer Übersicht eine Anzahl von neuen Romanen unter der Überschrift „Der Roman der Hoffnung" zusammenstellen. Frenssens „Jörn Uhl", Davids „Übergang", Bernoullis „Lukas Heland", F. Holländers „Weg des Thomas Tuck", Kurt Martens „Vollendung", Klaus Rittlands „Moderner", selbst „Der Fremde" von Hans v. Kahlenberg schienen mir die gleiche Abwendung von skeptischem Pessimismus und geistreicher Weltverneinung auszudrücken. Wie fest dieser Kurs innegehalten worden ist, das sieht man am besten, wenn man Frenssens eigenen neuen Roman mit jenem berühmten Vorgänger vergleicht.

Dieser neue Hoffnungsmut nun aber hat eine ausgesprochen soziale Richtung. Es ist, wenn man so sagen darf, das Heroisch-Bürgerliche, was in ihnen triumphiert. Am reinsten tritt es in der „Armen Margaret" hervor, in der Heldin wie in der herrlichen Gestalt des großen Bürgers von Steyr, Zettl; realistischer und deshalb nicht ganz so heroisch malt es Frenssen, romantischer und deshalb nicht ganz so bürgerlich Mann. Bei Zahn aber ist es eben das müde Patriziertum, das vor der Welt kapituliert — und so klingt auch hier das neue Lied von der Poesie bürgerlicher Tüchtigkeit. Einst stimmte es Gustav Freytag an, doch zu nüchtern, zu eng, zu sehr im Sinne der „Bourgeoisie", die dann in Fontane ihren epischen Richter fand wie der Adel in Spielhagen. Das Heroische aber der weltbezwingenden Bürgerkraft war ihm nicht aufgegangen. Gustav Frenssen ist der erste, in dem durch alles, was in unsrer Zeit berechtigte und unberechtigte „Reichsverdrossenheit" weckt, ungetrübt die Freude an dem neuen Deutschtum lebendig und beredt geworden ist — an jenem Großdeutschtum, das das altliberale und neuromantische „Kleindeutschtum" der Lagarde und der Raabe fürchtete, dem die Naturalisten mit feindlichen Instinkten gegenüberstanden, und das doch seine eigene Größe besitzt und ausbaut. Engländer und Amerikaner, Franzosen und Nordländer erzählen uns staunend von dem Anwachsen deutscher Kraft und Kunst und Lebenskunst — wir Deutsche fürchten nichts

so sehr, als daß wir uns zu sehr freuen könnten. Und Thomas Mann muß den „starken Deutschen" noch etwas altmodisch in den Deutsch-Amerikaner verwandeln (wie einst B. Auerbach im „Waldfried"), und Frau Enrica muß ihn im 17. Jahrhundert finden. Aber dafür zeugen sie alle, daß die romantisch-jungdeutsche Zeit des aristokratischen Heldentypus im Roman zu Ende gegangen ist.

Dies Unterliegen der „vornehmen" Helden, dies Zurücktreten auch der geistigen Aristokratie könnte Zufall sein, obwohl das bürgerliche Milieu bei Bartsch und Ertl (nicht so bei Schnitzler) unsern Eindruck verstärkt. Entscheidend für die Annahme, der Roman sei in eine neue Epoche getreten, kann doch erst eine neue Technik sein.

Diese aber liegt klar vor Augen. Der Roman der neuesten Zeit versucht zu leisten, was auch das moderne Drama anstrebt: wie „Die Weber" und „Florian Geyer", wie „Über unsere Kraft" und wie gewissermaßen (wenigstens im Vergleich mit andern französischen Dramen!) sogar „Cyrano de Bergerac", so hat auch der neue Roman die Tendenz, den einzelnen „Helden" seiner Vorgänger durch einen Kollektivhelden zu ersetzen.

Das liegt keineswegs, wie man etwa annehmen möchte, im Wesen des „Zeitromans". Goethes „Wilhelm Meister" hat eine unzweideutige Hauptperson; und wenn in dem jungdeutschen „Roman des Nebeneinander" die Zeit zu einer mitwirkenden Persönlichkeit wurde, so dienten doch selbst bei Gutzkow oder Laube die zahllosen Figuren einer Gestalt als Folie. Auch in diesem Sinne kann ich wiederholen, was ich über Spielhagens Roman einmal vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt der politischen Stimmung gesagt habe: es ist ein demokratischer Roman mit monarchischer Spitze. Aber „Königliche Hoheit" ist eher noch ein aristokratischer Roman mit demokratischer Spitze. Die Gesamtzustände sind immer wichtiger geworden; die Psychologie der Verhältnisse tritt an die Stelle der individuellen Psychologie. In einer ebenso geistreichen als meines Erachtens vorbeigreifenden Kritik hat Hermann Bahr „Königliche Hoheit" in die Gattung des Märchens eingereiht, weil dies Werk wie das Märchen nur Typen kenne — was wirklich eine kühne Behauptung ist, wenn man auch etwa nur an die verwirrte Gräfin, die Hofdame der Milliardärstochter, denkt. Aber das ist richtig, daß das Schwergewicht der seelischen und geistigen Motivierung, daß damit auch das Hauptgewicht der persönlichen Differenzierung aus den Personen in die Verhältnisse verlegt ist. „Königliche Hoheit" ist noch viel mehr ein Exponent der Atmosphäre seines Landes, als er eine Persönlichkeit ist; Herliberg und die arme Margaret, Klaus Hinrich Baas und Huldreich Rot sind gewiß lebendige Menschen — aber vor allem sind sie Lebensäußerungen einer bestimmten Epoche: des Glaubenskrieges, des Kampfes um das neue Deutschland, des absterbenden Wohltäterpatriziates.

Um den Unterschied voll zu verstehen, vergleiche man nur einmal mit unsern vier modernen Romanen ein gutes, aber in Technik und Auffassung ganz altmodisches Buch wie Bruno Willes preisgekrönte „Abendburg". Auch das ist ein historischer Zeitroman und aus derselben Epoche wie der der Handel-Mazzetti, wenn auch noch so weit von ihrer unerreichten Kraft, den Zeitton und das Lokalkolorit zu treffen. Es ist ein etwas langatmiger Chronikroman, der die Entwicklung eines Gottessuchers zur friedlichen Entsagung, die Erziehung eines Goldgräbers zum Verzicht auf alle irdischen Schätze, die Erhebung eines schwankenden Materialisten zur Höhe eines beschaulichen Pantheismus schildert. An fesselnden Momenten, an kräftigen Schilderungen, an ergreifenden Tönen (zumal in den feinsinnig eingestreuten Gedichten) fehlt es nicht. Aber es bleibt ein unruhiges Nebeneinander von arrangierten Abenteuern; es fehlt die fundamentale Einheit, die unsre vier Romane besitzen, die Ricarda Huchs „Kampf um Rom" selbst in den bunten Zufall historischer Ereignisse zu legen weiß. Der altenglische Roman, den auch Jakob Wassermann anbetet, hat mit all seiner Buntheit der Erlebnisse mehr von dieser Einheit als Willes Buch trotz der wohl überlegten und gegliederten Stufenfolge

der biographischen Tatsachen. Denn auch der Roman der Fielding und Smollett war auf die Psychologie der Verhältnisse gegründet.

Freilich aber ist dieser allgemeinen psychologischen Grundlage nun ein großes Maß an individueller Psychologie zugewachsen. Der Roman der „Seelenzustände" hat so wenig umsonst in das Chaos des Innenlebens hineingeleuchtet wie der neuere Zeitroman in das Chaos des sozialen Lebens. Und so dürfte man als die Formel für den neuen Roman vielleicht dieselbe Erklärung geben, die auch die jüngste Geschichtswissenschaft und Naturforschung beherrscht. Wie Karl Lamprecht, wie Wilhelm Ostwald versuchen Thomas Mann und Gustav Frenssen Analyse und Synthese in ihren Werken zu vereinigen.

Grade ihre beiden Romane stehen sonst am weitesten auseinander — so lustig es auch ein neckischer Zufall gefügt hat, daß der Prinz Klaus Heinrich und der Bauernsohn Klaus Hinrich doppelte Namensvettern sind! Die beiden Norddeutschen, der Hanseat und der Friese, haben nur die biographische Anordnung des Stoffes gemein, während der Schweizer ein Stück Leben herausnimmt und die Österreicherin nur einen Moment. Frau von Handel-Mazzetti schildert, Zahn analysiert, Mann beschreibt, Frenssen erzählt. „Spannung" im alten Sinn des Wortes erregt nur das Abenteuer der armen Margaret; Frenssen beseitigt sie bewußt durch epische Vordeutungen, Ernst Zahn durch die Prophezeiungen der Mutter, Mann läßt sie nur spielend auf Augenblicke aufkommen. So sind sie in so vielem alle verschieden; aber zwischen dem Roman der „Königlichen Hoheit" und dem Hamburger Kaufmannsroman bleibt doch der größte Abstand.

Thomas Mann ist ohne Zweifel der geistreichste der vier Autoren, und eben deshalb ist sein Roman von den vieren in einem gewissen Sinne der am wenigsten moderne. Wo bei den andern die Ehrfurcht vor der Unentrinnbarkeit des Schicksals herrscht — und das Werk des französischen Marschalls gilt: „le dieu des batailles marche avec les gros bataillons" —, da überwindet er nicht ganz die romantische Ironie, die mit den Figuren spielt. Es freut ihn, sie am Draht typischer Redewendungen zu regieren und in typischen Gesten vorzuführen — eine Verfeinerung der alten Markierungsart bei Dickens, Freytag, Reuter, die zu der Popularität seiner glänzenden „Buddenbrooks" nicht wenig beigetragen hat. Als kürzlich zwölf Schriftsteller von ungleichem Ruf den zweifelhaften Geschmack besaßen, ein literarisches Picknick zu veranstalten, und nicht den Mut hatten, es als ein keckes parodistisches Spiel der Laune zu gestalten, wie einst der Kreis Varnhagens von Ense mit „Karls Hindernissen" getan, da wußten die Verfasser des „Romans der XII" einige Einheit in ihr Potpourri nur dadurch zu bringen, daß sie die Mannsche Methode der Bazillenfärbung sklavisch nachahmten. Aber bei Thomas Mann ist diese beständige Wiederkehr des Saugens an der Oberlippe, oder der Wendung von dem Mann, der sich den Wind um die Nase hat wehen lassen, mehr als Manier: sie ist ein Symbol seiner Weltanschauung. Nicht zufällig steigert er sie in der Gräfin Löwenjoul — die übrigens auf die Tradition romanhaftester Spukfiguren in Dickens' „Hard Times" oder der „Letzten Reckenburgerin" zurückgreift — zur Krankheit: die arme Gräfin ist eben nur noch phantastische Geste; sie ist ganz das, was wir alle wären, wenn wir nicht ein wenig über uns zu herrschen wüßten. Der Großherzog dieses tragisch angehauchten Gerolstein ist auch nicht viel mehr als ein Automat, und wäre er etwas unbewußter, so würde er zum Narren wie der alte Fimmel-Gottlieb (eine unvergeßliche symbolische Figur!); und Klaus Heinrich selbst wird nur durch die scharfe nach Lebensblut witternde Kritik der schönen Amerikanerin aus dem automatischen Puppenstand gerettet. Das glänzende Elend des verarmten Hofs und der elende Glanz des im Gold erstickenden Nabobs sind jedes ein Ausdruck für den Fluch einer willenlos übernommenen Tradition. Sie gehören dem „Philistertum" an; denn Philister im Sinne der Romantiker sind alle, die keinen „eigenen Mittelpunkt" haben. Sie leben in dem Reich der Automaten, wo die Seifensieder Unschlitt und die amerikanischen Ärzte Water-

cloose heißen. Nicht bloß dieser ganze Hof mit seinem marionettenhaften Zeremoniell — auch Mr. Spoelmann mit Automobil und Prachtlakaien steckt in dieser Alltagshölle. Und dies ist die Handlung des Romans: wie die Liebe den Prinzen aus dieser Hölle erlöst. Er ist ein Gefangener, wie es fast alle Hauptfiguren neuerer Dichtungen sind, die Frau vom Meere und Rose Bernd und Wassermanns Kaspar Hauser und Georg Hermanns Jettchen Gebert; da kommt sie, die stark und gut zugleich ist, vor deren Blick nichts Unechtes bestehen kann, keine Phrase und keine Pose — und er erhebt sich zu höheren Sphären. Daß nebenbei das ganze Großherzogtum aus Schuldennot und Steuerangst gerettet wird, das gehört wieder zu dem ironischen Spiel — und das mag man denn auch mit Bahr „märchenhaft" nennen.

Von jener langsam schmiedenden Kunst des Stils, von jener patrizischen Eleganz der Ironie, von jener festen klaren Disposition, die zu Manns glänzenden Eigenschaften gehören, besitzt Frenssen nichts. Er steht seinen Figuren durchaus naiv gegenüber. Sie sind ihm aus langer treuer Beobachtung erwachsen, und nun teilt er ihnen das gleiche Maß menschlicher Sympathien und psychologischer Teilnahme zu, das er ihren lebendigen Vorbildern gönnte. Daher wächst jene demokratische Freude an dem Episodenspieler bei ihm nicht selten über das kunstgerechte Maß hinaus: er fragt seine Gestalten nicht nur aus, wie es Hebbel oder Ibsen taten, sondern er muß uns auch alles erzählen: wer alles bei Antje Baas gewohnt hat, müssen wir hören und den ganzen Gräberkultus des Heini Peters müssen wir mitmachen. Aber wie das aus derselben Quelle fließt mit jener großen starken Sympathie für den Menschen, die Frenssen in einer Epoche auswählender Sammler von menschlichen Kuriositäten wieder mit einem wahrhaft frischen Geist gesegnet hat, den in so hohem Maß vielleicht nur noch Selma Lagerlöf mit ihm teilt, so kommt doch auch in diesen breiten Parenthesen seine beste Kunst zur Geltung: die Gabe, leibhaftige Menschen auf die Füße zu stellen. Ich leugne es nicht, Heini Peters ist mir so gleichgültig wie viele Menschen, die ich kenne; aber Kalli Dau ist mir auch so interessant wie nur wenige Menschen, die ich kenne. Und wenn Gustav Frenssen, durch das kaufmännische Milieu doch hin und wieder behindert und dann allzu eilig in Klaus Baas' Entwicklung, zuweilen das rechte Erzählen verlernt, dann kommt Kalli Dau und erzählt an seiner Stelle von dem Raubmord auf dem Schiff, und die fabelhafte Kraft der Schlacht- und Seeschilderungen in „Jörn Uhl" und „Hilligenlei" ist wieder lebendig!

Auch seine Schwächen verleugnet er nicht. Das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander bleibt ihm ein Problem, das er bald mit der Sinnlichkeit des zu spät gereiften Mannes, bald mit der Naivität des gut zuredenden Pastors zu lösen sucht. Die erste Ehe des Klaus Baas ist so unbegreiflich, daß der Verfasser sich für sie mit peinlicher Rancune an Martje Rulands Familie rächen muß; und Sanna, von Leben strotzend wie alle Mädchen Frenssens, wird vom Moment der Heirat an ausgelöscht. Doris Rotermund, deren letzte Begegnung mit dem reich gewordenen Klaus die Tragik des Erfolges so tiefsinnig versinnbildlicht und an Frenssens allzu naive Freude über die Geldverdienste seines Helden einen künstlerisch feinberechneten Schatten hängt, — Doris Rotermund bleibt echt, und die harte strenge Mutter bleibt es; aber die Hauptfiguren Frenssens vertragen die Ehe nicht. Klaus Hinrich bleibt in der unglücklichen wie in der glücklichen Ehe ein verheirateter Junggesell. Der Dichter besitzt vielleicht zu wenig von dem überwuchernden Feminismus unsrer Literatur. Im Grunde steht er trotz aller Gegenurteile seines Kopfes instinktiv auf dem guten alten Standpunkt der Volkspoesie: das weibliche Wesen hat Bedeutung nur, solange es den Mann zu Abenteuern reizt . . .

Aber wo der Mann im Kampf steht, da erreicht keiner die Kraft Frenssens. Und wie Marie von Ebner liebt er die Wildlinge, die er durch das Leben erziehen lassen darf, und Kalli Dau steht ihm — wie uns — vielleicht näher als Klaus Baas, den eine ungerechte und übelwollende Kritik mit dem Anton Wohlfahrt aus „Soll und Haben" verglichen hat. Nein, nicht daß er trivial wäre, macht dieses Helden Schwäche aus, sondern daß es zu sehr symbolisch ist. Das neue Deutschland selbst,

wie Frenssen es sieht, verkörpert sich in diesem merkantilen Drachentöter: die kaufmännische Wageluſt, und die koloniale Expansion, und die Einsamkeit in der eroberten Welt . . .

Einsam ist auch Huldreich Rot. Wie Manns Titel ironisch klingt und der der Frau Enrica lyrisch und der Frenssens energisch sachlich, so klingt in dem von Zahns Buch ein elegischer Ton. Es ist das am stärksten pessimistische Werk des sonst doch weltfreudigen Erzählers. Zwar das Grundmotiv hat er auch sonst schon typisch ertönen lassen: das Motiv, daß „keine Brücke" von dem Ufer der vornehmen, zart empfindenden, pflichtvoll handelnden Naturen hinüberführt zu dem der Alltagsmenschen. Aber hier wird die Note verallgemeinert. Die Erzählung gibt fast fabelmäßig der strengen Mutter recht, die da meint, die Menschen lägen so weit auseinander, daß jeder Versuch der Annäherung den Vorschreitenden ins Wasser stürzen muß. Wohl nehmen die letzten Seiten dieser Lehre etwas von ihrer Schärfe; aber wie das Buch angelegt ist, scheint es doch mehr als eine vorübergehende Stimmung geben zu wollen. — Wie eine Brücke baut es sich selbst auf, hebt sich mit den kühnen Hoffnungen des menschenfreundlichen Pfarrers immer höher und läßt ihn dann in symmetrischem Bau bis zur Hoffnungslosigkeit sinken. Wie in Zahns Meistererzählung, der „Mutter", bildet ein Schuß das erschütternde Signal der Wendung. Mit außerordentlicher Kunst bildet dies zugleich die Verbindung zwischen der Haupthandlung und einer in sie organisch eingefügten Nebenhandlung: das Opfer tückischen Mißtrauens gegen die Menschen geht zugrunde und reißt noch andre ins Unglück, während Pfarrer Rot, ein Märtyrer zu großen Glaubens an die Menschen, auf seiner kurzen Bahn doch heilsame Spuren zurückläßt.

Wie bei Frenssen fällt bei Zahn die Vereinfachung der Rede und der Fortschritt der Komposition ins Auge, obwohl in letzterer Hinsicht der Wirt von Göschenen weniger zu lernen hatte als der andre Autodidakt in der Erzählungskunst. Vor den drei andern hat Zahn die Kunst der klaren wirksamen Landschaftsmalerei voraus, wie sich ihm denn überhaupt die Szenerie leichter und müheloser zusammenfügt. Und die eigentümliche gedämpfte Helligkeit, die die zarte Gestalt der Mirrlein in das Dunkel des Schlusses trägt, erinnert wie manche andre Feinheit an die epischen Lichteffekte von Ernst Zahns großem Züricher Landsmann, dem Erzählen und Erziehen so untrennbar zusammenhing wie ihm selbst.

Und so wenig wie Zahn oder Frenssen kann Enrica von Handel-Mazzetti die moralische Anteilnahme an ihren Figuren verbergen. Für die starre Objektivität, der Thomas Manns geistreiche Ironie sich zuweilen zu nähern scheint, ist ihr warm wallendes Herz nicht gemacht; so stark auch ihr Bedürfnis ist, dem Gegner gerecht zu werden. Ja, ihre Liebe gehört dem Verbrecher fast so sehr wie seinem armen lieben Opfer; nur die harten Richter bleiben ihrem Empfinden fremd.

Das Thema ist das denkbar schwierigste. Ein tapferer Offizier wird der unbekehrten Witwe eines Ketzers ins Haus gelegt, um sie zur Bekehrung zu drangsalieren. Den frommen aber wilden Mann packt das Begehren nach dem schönen, in seinem Elend doppelt reizvollen Weibe; mit Gewalt sucht er ihrer Herr zu werden. Sie entflieht; ein tapferer Bürger von Steyr rettet sie. Die fromme Bevölkerung der Stadt packt maßloser Zorn über den Frevler. Aber der starke Zettl ruft die Heeresmächtigen an, und das strenge Gericht der Liga verurteilt den Krieger, den seine Gönner vergebens loszubekommen suchen, zum schmach- und qualvollen Tode. Aber die arme Margaret, die er gefoltert und bedrängt hat, bringt aus der Fülle ihres gütigen Herzens dem Sterbenden den Trost einer fast überirdischen Vergebung.

Die Gefahr liegt darin, daß des Lesers Sympathie leicht zu weit mit dem Sünder Herliberg geht. Ein tapferer Haudegen, in die verführerischste Situation gebracht, von der Schönheit bezaubert, versucht eine Gewalttat, wie trotz aller sittenstrengen Gebote Pappenheims und Tillys sie in der Wildheit des Krieges fast unvermeidlich werden. Unser Herz schlägt gewiß für die arme süße Mutter des

hilflosen Säuglings; aber ein grausamer Henkertod für den, der seine böse Absicht gar nicht vollbrachte . . . Unwillkürlich empört sich auch unser Gemüt gegen die Richter, und mehr noch gegen die Ankläger. Aber nun geschieht, was das stärkste Zeugnis für die dichterische Kraft der Dichterin ist: die stürmische Empörung der ganzen Stadt reißt uns so gewaltig mit, daß auch wir, keine Pharisäer und keine drakonischen Richter, zittern, er könne straflos bleiben. Wer vergißt die ungeheure Kraft, mit der diese Frau den Marktplatz vor unsern Augen gefüllt sein läßt von Menschen, deren Innerstes von dem Urteilsspruch abhängt, deren einfache grade Natur zerstört wäre durch Schonung für den frechen Gefährder weiblicher Unschuld? Wir stehen mitten unter ihnen, wir blicken mit ihnen empor zu dem gewaltigen Zettl, lauschen mit ihnen atemlos auf das Urteil — wie könnten wir nachher noch widersprechen?

Diese Kraft der Zeichnung ist einzig. Die stärksten Schilderer gewaltiger Erregungen sind in unsern Tagen Frauen: Selma Lagerlöf und Enrica von Handel-Mazzetti. Von all den geistreichen und kunstvollen Erzählern Wiens besitzt nicht einer die Kraft der Dichterin von Steyr, wie kein Berliner Romandichter an die von Clara Viebig heranreicht. Und einen Teil dieser Stärke bildet eine unvergleichliche Energie der Arbeit. Es fehlt nicht an Stimmen, die fragen, ob Frau von Handel-Mazzetti nicht aus dem 17. Jahrhundert in unsre Tage zurückkehren wolle — vor allem natürlich von solchen, die dann triumphierend jubeln würden: warum ist sie nicht in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges geblieben? Und wer wird die Gefahren verkennen, die diese beispiellose Virtuosität der archaistischen Anschauungs- und Ausdrucksweise mit sich führt? Schon jetzt erschwert die Anwendung des Dialekts und der damals herrschenden Fremdwörterei nicht selten das Verständnis; und Frau von Handel-Mazzetti könnte sich in die ihr vielfach kongeniale Stimmung des Barock so tief hineinverlieren, daß sie wirklich nicht zurückfände. Einstweilen aber wollen wir uns eines Werkes freuen, das in seiner Art ebenso unbedingt einen Gipfel darstellt wie „Florian Geyer" in der seinen. Die Echtheit mehr noch der Stimmung als der Ausdrücke ist bewundernswert, der Ausschluß der schließlich doch unentrinnbaren Anachronismen kann nicht weiter getrieben werden. — Und dennoch kein gelehrtes Präparat, sondern lebendige anschauliche Wirklichkeit, Menschen von Fleisch und Blut in unmittelbarster Gegenwart, in wechselvoller Buntheit von der Heiligkeit der armen Ketzerin oder des frommkatholischen Bürgers bis zu der tückischen Verschlagenheit des Kroatenführers oder der höfischen Feigheit des Statthalters!

Auch diesmal werden Eiferer der strengkatholischen Dichterin vorhalten, ihr Buch begünstige die Ketzer. Wahrlich mit Unrecht! Eine Verherrlichung des katholischen Frauendienstes ist ihr Roman, wie er in dem Bild der Madonna jede reine Frau heiligt und in jeder unschuldigen Frau die Madonna verwundet sieht. Daß diese eisernen Kriegsmänner der Liga so blutige Mannszucht halten — wenn das nach Tendenz aussieht, so wahrhaftig nicht nach antikatholischer!

Von dem liberalen Pastor, der durch schwere religiöse Kämpfe gegangen ist, bis zu der katholischen Dichterin, die stets fromm im Schoß der Kirche blieb — von dem Lübecker Senatorssohn zu dem selbstgemachten Mann von Göschenen — welche Verschiedenheit der menschlichen Eigenart! welche Gegensätze auch der Kunst! Seine Vorzüge wie seine Schwäche hat ein jeder für sich; gemeinsam ist allen ein so tiefgegründeter als anspruchslos selbstverständlicher Ernst. Eine leidenschaftliche Arbeit verrät jedes dieser Bücher — und jedes eine starke Überzeugung, die diese Arbeit mit reicher Frucht gesegnet hat. Es wird niemanden geben, dem diese vier großen Romane gleich lieb wären, manchen, der einen oder zwei der Gesellschaft der andern für unwürdig hält; aber auch kaum einen nicht durch allzu vorurteilsvolle Skepsis geblendeten Leser, der nicht in dieser Gesamtleistung ein stolzes Zeichen des aufblühenden Deutschtums erblicken dürfte!

Richard M. Meyer.

Neuere naturwissenschaftliche Literatur.

1. Justus v. Liebig. Von Jakob Volhard. Zwei Bände. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1909.
2. Große Männer. Von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft. 1909.
3. Vergangenes und Künftiges aus der Chemie. Von Sir William Ramsay. Deutsch herausgegeben von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft. 1909.
4. Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. Herausgegeben von L. Darmstädter. Berlin, Julius Springer. 1908.

Wenige Naturforscher haben einen ähnlich großen Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft und, weit darüber hinaus, auf das Leben der Menschheit ausgeübt wie Justus Liebig. Selten hat ein einzelner in so vielen Gebieten grundlegend, nach so vielen Richtungen hin bahnbrechend gewirkt. Als Lehrer, dessen unvergleichliche und nicht wieder erreichte Erfolge das Laboratorium einer kleinen Universitätsstadt zum Mittelpunkt der chemischen Welt machten, der um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts nach Ostwalds Worten „die ganze Kulturwelt mit chemischen Professoren versehen hat", konnte Liebig seinen Gedanken und Entdeckungen, seiner Methode der Arbeit eine Verbreitung geben, die seine Leistungen schon während seines Lebens als ein Gemeingut der Völker erscheinen läßt.

Liebig ist im Jahre 1873 gestorben. Aber außer in Vorträgen und kürzeren Aufsätzen, die der großen Aufgabe nicht gerecht werden konnten, war noch nicht versucht worden, den Spuren dieses außerordentlichen Lebens nachzugehen, die Bedingungen zu erkennen, unter denen dieser geniale Mann zur Blüte und Reife gelangt ist. Vielleicht war es die lebensprühende Persönlichkeit, deren unmittelbar wirkender Zauber gerade die zahlreichen Schüler von dem schwierigen Versuche abschreckte, die überragende Größe in die Enge des Wortes zu zwängen. Vielleicht ließ die Tatsache, daß seine Werke, ein weithin sichtbares Denkmal, keines Kommentars bedürfen, den kurzen Jugendbericht, der sich, von seiner Hand geschrieben, in seinem Nachlaß vorfand und vor Jahren in der „Deutschen Rundschau" [1]) veröffentlicht wurde, als ausreichend erscheinen; vielleicht fehlte noch die zeitliche Distanz, um die gewaltigen Leistungen Liebigs in den Rahmen eines einzelnen Menschenlebens einspannen zu können. Der Briefwechsel Liebigs mit Wöhler [2]), von Hofmann in Gemeinschaft mit Wöhlers Tochter herausgegeben, eröffnete zwar einen Einblick in das Innenleben, in die unvergleichliche Arbeitskraft und Arbeitsfreude, in die Reinheit der Interessen der beiden Forscher; aber er steigerte höchstens den Wunsch nach einer erschöpfenden Darstellung dieses großen Lebens, die uns das Bild des Mannes, des Forschers, des Streiters, des Organisators und des Lehrers geschlossen gibt, damit seine im Tode nicht erloschene Kraft, ein Erzieher der Menschheit zu sein, fortleben und wachsen kann.

Dieses Werk hat einer der wenigen noch lebenden Schüler und Freunde Liebigs, Jakob Volhard in Halle, geschaffen. Nach der materiellen Seite hin ist der gewaltige Stoff so vollkommen bewältigt, daß eine irgendwie wesentliche Ergänzung kaum denkbar ist. Die Darstellung des wissenschaftlichen Entwicklungsganges Liebigs, seiner Forschungen und Leistungen auf den Gebieten der organischen Chemie, der Physiologie und der Agrikultur, Gebieten, die Liebig umgestaltet und begründet

[1]) Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXI, S. 30.
[2]) In zweiter Linie sind die Briefveröffentlichungen Liebig und Berzelius, Liebig und Schönbein, Liebig und Mohr zu nennen.

hat, die Schilderung seiner Freundschaften und Gegnerschaften, seiner Kämpfe mit Naturforschern und Philosophen, mit Ministern und Beamten, seiner Jugendbeziehungen zu Platen, seines Verkehrs mit König Ludwig von Bayern, seiner Bedeutung in Münchens wissenschaftlichem und gesellschaftlichem Leben — das alles löst auch die psychologische Aufgabe der Biographie, den Menschen vor uns wieder lebendig und wirkend zu machen. Als begeisterter und begeisternder Forscher, als feuriger Kämpfer, als verständnisvoller Freund, als eine große geschlossene Persönlichkeit, die, vielen eine Stütze, nie selbst einer Stütze bedarf, so steht er vor uns, ein Geist, der, wie wenige, seinem Jahrhundert den Stempel aufgedrückt hat.

Der Raum verbietet, auf Einzelheiten einzugehen. Mit der Biographie Liebigs hat Volhard ein Werk geschaffen, das in vielen Beziehungen der Helmholtz-Biographie Königsbergers an die Seite zu stellen ist.

Man darf dieses Werk eine Tat der Pietät nennen; der Verfasser hat eine Dankesschuld für seine Berufsgenossen und seine Nation abgetragen. Ein ganz andres Ziel hat sich Ostwald gesetzt, der in den „psychographischen" Biographien das Leben von Liebig und Helmholtz, von Humphry Davy, Julius Robert Mayer, Michael Faraday und Charles Gerhardt beschreibt. Für Ostwald sind die „großen Männer" Erscheinungen, die nach naturwissenschaftlicher Methodik auf gemeinsame Bestandteile, auf gesetzmäßige Beziehungen der Persönlichkeiten zu ihren Leistungen untersucht werden können. Die persönlichen Elemente offenbaren sich in dem Verhalten der Menschen unter den verschiedenen Lebens- und Versuchsbedingungen, von denen eine bestimmte Reihe: Schuljahre, Studienjahre, Blütezeit, Reifezeit, die Jahre des Nachlassens, allen geistigen Arbeitern gemeinsam ist. Die Bekenntnisse über ihre innere Stellungnahme zu diesen Bedingungen und Erlebnissen finden sich in den persönlichen, nicht in den sachlichen Äußerungen der großen Männer; diese persönlichen Dokumente, die bei manchen in den für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften enthalten, bei andern nur aus den Tatsachen ihres privaten Lebens ableitbar sind, bilden für Ostwald die Stützpunkte seines Versuchs, die großen Männer zu definieren. Er findet dabei in der Beschaffenheit des Geistes und der Handlungen unterscheidende Merkmale, die ihn zur Aufstellung zweier Typen führen: Klassiker und Romantiker. Für das Wesen beider Gruppen läßt sich eine Anzahl aus den Einzelerscheinungen begründeter Gesetze erkennen, deren wesentliches in der Verschiedenheit der „geistigen Reaktionsgeschwindigkeit" liegt. „Die Klassiker sind die Langsamen, die Romantiker die Geschwinden". Die geistige Beschaffenheit hat ihren Grund in dem ursprünglichen Temperament: Sanguiniker und Choleriker sind schnell reagierende Gemüter, Phlegmatiker und Melancholiker langsam reagierende. „Aus dem, was Liebig für den Druck geschrieben hat, läßt sich ein außerordentlich reiches und mannigfaltiges Bild seiner Persönlichkeit gewinnen, und wir werden über intime Eigenheiten seines Charakters belehrt, an deren unmittelbare Offenbarung er nicht im mindesten gedacht hatte. Legen wir umgekehrt vor uns, was Willard Gibbs (der bedeutendste amerikanische mathematische Physiker) geschrieben hat, so ist zunächst ein charakterologischer Schluß außer dem strengster Gewissenhaftigkeit kaum möglich. Es liegt dies an den Temperamenten der beiden großen Männer; den einen veranlaßte das seine, jede Angelegenheit mindestens ebenso stark mit dem Gefühl wie mit dem Intellekt aufzufassen, und diese beiden Inhalte seines geistigen Zustandes gleichmäßig in seine sehr schnell hingeworfenen und abgefertigten schriftlichen Erzeugnisse übergeben zu lassen. Den andern veranlaßte sein überaus bedächtiges Temperament, soviel er nur irgend konnte, jedes Zeugnis „menschlicher Bedürftigkeit" abzustreifen und seine Arbeit tunlichst in die reine Höhe abstraktester Forschung zu heben. So fehlt im zweiten Falle allerdings der Reichtum einzelner Züge, der im ersten Falle das Bild so überaus mannigfaltig gestaltet; kennt man aber die typischen Erscheinungen, so ist es gerade der Mangel solcher Nebenprodukte, der die Geister seiner Klasse kennzeichnet". So schildert Ostwald in Liebig den Romantiker, in Gibbs den Klassiker der Wissenschaft.

Der Versuch, die wissenschaftliche Betätigung des großen Forschers nicht allein in Zusammenhang mit seinem Temperament zu bringen, sondern sie aus diesem herauswachsen zu lassen, bedeutet zweifellos eine Vertiefung der wissenschaftlich-biographischen Aufgaben, in denen diese Verschmelzung im Gegensatz zu der längst erkannten Durchdringung jedes Kunstwerkes mit dem Temperament des Künstlers unbeachtet geblieben oder wenigstens nicht bewußt verwertet worden ist. Aber noch ein weiteres gibt Ostwald, man kann sagen, ein praktisches Ergebnis des Problems der „großen Männer". Er wirft die Frage auf: wie erkennt man frühzeitig künftige ausgezeichnete Leute, um ihnen die Bedingungen einer möglichst günstigen Entwicklung und der Menschheit den größten Nutzen solcher seltenen Erscheinungen gewähren zu können. Auch hier müssen die Lebensschicksale der Großen, und zwar ihrer Jugend, Auskunft geben. Die ursprüngliche Begabung, die „Originalität", bleibt von allen Eigenschaften, die den Forscher machen, die wichtigste. Diese Originalität, die sich ungern fremder Führung unterwirft, die nach freiem Selbststudium und unbehinderter Selbstentwicklung verlangt, findet ihren schärfsten Feind in dem geistig einengenden Betrieb der Schule. Fast alle großen Forscher haben entweder unwillig oder erfolglos die Bürde der Schulerziehung ertragen, sich ihr entzogen oder sie abgeworfen, um oft, von der Schule als hoffnungslos (z. B. Liebig) aufgegeben, in der dem Genie eigenen Frühreife in jungen Jahren unsterbliche Werke zu vollbringen. Ostwald, der Rufer im Streite gegen die moderne Schule[1]), versäumt es nicht, auch hier seiner Überzeugung von der Verderblichkeit des heutigen Schulbetriebes Ausdruck zu geben, wie er überhaupt in den Schlußvorlesungen seines Werkes eine Anwendung dessen, was das Leben der Großen lehrt, für den Durchschnitt gibt und eine Reihe auch für die Allgemeinheit geltender Gedanken über das Werden und Vergehen der geistigen Kräfte im einzelnen Menschen und in den Völkern entwickelt.

Abgesehen von der psychographischen Deutung der Biographien und ihrer Analyse, die dem Verfasser Hauptzweck sind, verdienen die einzelnen Lebensbeschreibungen höchstes Interesse, nicht allein wegen der behandelten bedeutenden Persönlichkeiten, sondern auch wegen der Kunst der Darstellung, deren lebendiger, frischer und unmittelbar wirkender Ton frei ist von aller Schwere einer zweifellos oft mühseligen Vorarbeit.

Jeden Blick in die geistige Werkstatt bedeutender Menschen, jede Teilnahme an ihrer Arbeit empfinden wir dankbar als einen Gewinn des eigenen Lebens, zumal wenn die Großen selbst uns führen und, indem sie sich Rechenschaft über ihre Leistungen zu geben suchen, auch vor uns diese Rechenschaft ablegen. Diese Aufgabe ist eine schwierige. Alle originalen Taten stammen aus dem Unbewußten, und die versteckten Quellen des Schaffens zu finden, ist vielleicht für den Selbstbeobachter noch mühevoller, als für den Fernstehenden, der verständnis- und liebevoll den Gängen der Entwicklung nachgeht, um das Werden einer Persönlichkeit aus Begabung und Lebensbedingungen zu „erklären" und damit alles zu sagen, was über ihr Schaffen gesagt werden kann. Der Selbstbeobachter aber, aus Stimmungen heraus, aus dem Aufleuchten *eines* Gedankens ein Leben voll Arbeit gewinnend, weiß nicht, wie und wann und woher der zündende Strahl in ihn fiel. Gedanken, deren Ursprung erkennbar sind, stehen den gewohnten zu nahe. Die Verbindung des wirklich neuen Gedankens mit den alten scheint zunächst zu fehlen, und sein Schöpfer sucht selbst, oft erschreckt und erfolglos, die Brücke, die ihn von bekanntem Boden plötzlich in fremdes Land geführt hat.

Bietet daher einerseits die Autobiographie den Reiz der größeren Unmittelbarkeit, so trägt sie andrerseits notwendigerweise den Stempel subjektiver Befangenheit, über die nur größere zeitliche Entfernung und die besondere Begabung des objektiven Schauens hinweghelfen kann. In der Schilderung durch andre ist der Vorzug der persönlichen Distanz und einer leichteren Objektivierung mit dem Nachteil der

[1]) Vgl. Wilhelm Ostwald, Wider das Schulelend. Ein Notruf. Leipzig 1909.

Nachempfindung verbunden, die die Eigenart selbstempfundener Erlebnisse immer nur unvollkommen wiedergeben kann.

William Ramsay, dessen Großtaten auf dem Gebiete der Entdeckung neuer Elemente und der Radiumforschung keiner Erwähnung bedürfen, bietet in seiner, in der vorzüglichen deutschen Bearbeitung Ostwalds vorliegenden Sammlung geschichtlicher und chemischer Essays Biographisches und Autobiographisches. Das eigene Erleben, das nicht nur die auf Ostwalds Veranlassung der deutschen Ausgabe vorangeschickte Autobiographie, sondern ebensosehr die chemischen Essays: „Wie Entdeckungen gemacht werden", „Die Becquerelstrahlen", „Was ist ein Element?", „Radium und seine Produkte", „Was ist Elektrizität?" durchdringt — handelt es sich doch um die Arbeitsgebiete Ramsays —, gibt dem ganzen Buche einen eigenen, persönlichen Reiz. Aus jedem Wort tritt uns die ruhige, sachliche, jeder Phrase fremde Natur des großen Forschers entgegen, der sein eigenes Leben und das andrer Naturforscher („Das Jugendalter der Chemie", „Die großen Londoner Chemiker", „Joseph Black", „Lord Kelvin", „Berthelot") wie Naturphänomene mit den Augen des objektiven Beobachters betrachtet, wenn er sie auch nicht, gleich Ostwald, naturwissenschaftlich deutet. Die klare, leichtverständliche Form, in der die chemischen und geschichtlichen Essays einen Überblick über wichtige Probleme der Gegenwart und der Vergangenheit geben, macht sie auch für den Nichtfachmann zu einer belehrenden und genußreichen Lektüre. Auch die Kritik des englischen Universitätsbetriebs in dem Essay „Die Funktionen der Universität" dürfte die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise verdienen. Eine besondere Freude aber wird die autobiographische Skizze erwecken, die uns die sympathische Persönlichkeit des großen und glücklichen Forschers nahe bringt. Seine „chemischen Instinkte" führt Ramsay naturwissenschaftlich-objektiv und bescheiden-subjektiv auf die geeignete Mischung zurück, die er seinen Ahnen — väterlicherseits Färbern, mütterlicherseits Ärzten — verdankt. Diese pietätvoll begründete Rolle der Vorfahren Ramsays, der als zeitlicher Höhepunkt dieser Entwicklungsreihe sich auch jenen gegenüber als originale Persönlichkeit abhebt, wird man gerne anerkennen, wenn auch die Aszendenten — entwicklungsgeschichtlich betrachtet — nur als Faktoren seiner Existenz Bedeutung besitzen. Eine glückliche Mischung ist Ramsay: scharfsinnig und kritisch, kühl und kühn, vor keiner Hypothese und keiner Konsequenz, mag sie auch noch sehr den bestehenden Ansichten widersprechen, zurückschreckend; ein Meister des Experimentes und der Beobachtung, der fest auf dem Boden der Erfahrung steht und von diesem sicheren Grunde seinen wissenschaftlichen Flügen volle Freiheit gestatten darf.

Aus den schlichten Worten seiner Lebensbeschreibung gewinnt man die wohltuende Empfindung, daß das Schicksal es gut gemeint hat, als es Ramsays Persönlichkeit schuf, mit der Menschheit und mit ihm selbst. Er schließt seine Autobiographie mit den etwas abgeänderten Worten Robert Boyles: „Der Sohn solcher Eltern zu sein, wie mein Vater und meine Mutter es waren, eine solche Gehilfin zu haben, wie meine Frau ist, hat mir ein Glück gebracht, das ich mit größter Dankbarkeit anerkennen muß; meine Geburt und Laufbahn entsprachen so sehr meinen Neigungen und Absichten, daß, wenn mir die Wahl erlaubt gewesen wäre, ich schwerlich Gottes Bestimmung geändert haben würde." —

Zum Schlusse dieses Überblicks sei auf das Handbuch Darmstädters hingewiesen, das freilich jeder Beziehung zu den schaffenden Persönlichkeiten entbehrt, jedoch in gedrängter Kürze eine Geschichte der Probleme gibt und die Namen nennt, die an ihrer Lösung tätig waren und sind. Nicht nur der Fachmann wird gerne das Buch zu Rate ziehen, um über die Entwicklung und den Stand naturwissenschaftlicher Fragen schnellen und sicheren Aufschluß zu gewinnen.

Walther Löb.

γ. **Stunden mit Goethe.** Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Berlin, G. S. Mittler & Sohn. 1909.

Von dieser zwanglos erscheinenden Zeitschrift liegen uns das erste und zweite Heft des fünften Bandes vor. Sie enthalten von wichtigeren Beiträgen eine Untersuchung von Georg v. Schneidereit über Goethes Verhältnis zur Philosophie, nach der Goethe sich ohne das Studium philosophischer Systeme aus seinem eigenen Inneren eine originale Philosophie schuf vermöge des Grundsatzes, daß jede Weltanschauung, soll sie anders einen Wert haben, den Charakter persönlicher, selbsterworbener Überzeugung tragen muß; dann eine Zusammenfassung des Wichtigsten, was wir von der Frau v. Branconi, der Geliebten des Erbprinzen Karl von Braunschweig, des Besiegten von Auerstedt, wissen, vom Herausgeber; Goethe hat sie 1779 in Lausanne, „dem leidigen Nest", besucht und an ihr, die damals längst von einer andern verdrängt war, ihren „Geist und Offenmut" bewundert. Weiter erhalten wir eine Auswahl von Gedanken und Urteilen aus Goethes Tagebüchern von 1776—1816, woraus man natürlich die reichste Anregung schöpft („dem Empfindens- und Erkennensvermögen der Menschen kann man viel zutrauen; nur auf ihre Handlungen muß man nicht hoffen," 8. April 1779); ferner eine Untersuchung von Leverkühn über das Harfenlied: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß", von dem neben der zweistrophigen allbekannten Form auch eine dreistrophige existiert; etwas über den Widder von Palermo, dessen Goethe in der italienischen Reise unterm 11. April 1787 gedenkt, und dessen Bild mitgeteilt wird; endlich Auszüge aus dem Tagebuche des Meininger Oberkonsistorialrats Mosengeil, die sich auf Goethe beziehen. Die kleineren Mitteilungen, die sogenannten „Spaziergänge", und Bücherangaben fehlen auch in diesen Heften nicht.

βχ. **Albrecht Dürers Unterweisung der Messung.** Um einiges gekürzt und neuerem Sprachgebrauch angepaßt. Herausgegeben sowie mit einem Nachwort versehen von Alfred Peltzer. Auf Veranlassung und mit einem Vorwort von Hans Thoma. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. 1909.

Zum ersten Male seit ihrem Erscheinen liegt Dürers Messungslehre in einer neuen Ausgabe vor. Ein schaffender Künstler gab die Anregung dazu, und Thoma betont in seinem Vorwort, daß er das Werk auch heute noch als geeignet für Zwecke des Kunstunterrichts und als praktisch brauchbar ansähe. Abgesehen davon hat es seinen ewigen Wert als Quelle für die Erkenntnis des Dürerschen Denkens und Schaffens. Auf eine wissenschaftlich kritische Tätigkeit wurde bei der Herausgabe verzichtet, und lediglich das, was der Titel andeutet, geboten. Von den Konstruktionslehren der italienischen Renaissancemeister ausgehend, hat Dürer seine Theorien über die Messung und über die menschlichen Proportionen (in einem andern Werke) ausgebildet. Wie weit ihm die Italiener als Vorbilder dienten, ist heute noch nicht ganz aufgeklärt. Der Lombarde Lomazzo weist für Dürers theoretische Schriften einmal ausdrücklich auf Entlehnungen von Aufzeichnungen seines Landsmannes, des Malers Vincenzo Foppa, hin. Er erwähnt im fünften Buche seines Traktates ein (heute verschollenes) „Werk des Mailänders Foppa, in dem außer einem Texte auch Federzeichnungen enthalten seien, die all das beinahe erläuterten, was später A. Dürer zum großen Teil in seiner ‚Symetria' behandelt habe. Ja aus diesen Schriften Foppas hat jener sogar — Gott schenke ihm den ewigen Frieden — fast entlehnt, was er schreibt." Wenn man den Ursprung von Dürers theoretischen Studien kennt, so berührt es einigermaßen befremdlich, daß der Herausgeber in seinem Nachwort die Gelegenheit benutzt, das Deutschtum Dürers gegen undeutsche „moderne" künstlerische Bestrebungen auszuspielen. Auf Dürer darf sich ein eingeschränkter Teutonismus gewiß nicht berufen. — Der Verlag hat dem Werke die sorgfältigste Ausstattung zuteil werden lassen. Trefflich sind die Dürerschen Figuren reproduziert. Der niedrige Preis dürfte dazu beitragen, der Schrift unsres größten deutschen Künstlers weite Verbreitung zu sichern.

βγ. **Miscellaneen aus drei Jahrhunderten spanischen Kunstlebens.** Von Carl Justi. Zweiter Band. Mit 77 Abbildungen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1908.

Dem ersten Bande der Sammlung von Aufsätzen Carl Justis, der im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift eine ausführlichere Besprechung fand, ist ein zweiter von gleicher Reichhaltigkeit gefolgt. Er umfaßt Episoden aus der Kunstgeschichte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Am Eingang steht die düstere Gestalt Philipps II., der in seiner Eigenschaft als Kunstfreund unter einer milderen Beleuchtung erscheint. Die in den verschiedenen Kapiteln vor uns auftretenden Kunstwerke sind meist ausländische Arbeiten, die in irgendwelchen Beziehungen zu dem spanischen Kunstleben stehen. Zwei Abschnitte behandeln Gruppen nationaler Kunsterzeugnisse der iberischen Halbinsel vom rein kunstkritischen Standpunkte: „Die portugiesische Malerei des 16. Jahrhunderts" und „die Leonardeske Altargemälde von Valencia". Das meiste dreht sich um auswärtige Künstler, die mit dem spanischen Hof in Berührung traten. Wie in der früheren Zeit stehen Niederländer und Italiener an der Spitze. Von den Niederländern ziehen Hieronymus Bosch, Antonius Mor, Rubens an uns vorüber. Die Italiener weisen als glänzendste Namen Tizian und den Bildhauer Pietro Tacca auf, dem Madrid die Reiterstatuen Philipps III. und IV. verdankt. Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit dem seltsamen, zum Teil so verschrobenen, aber mit echter Genialität begabten Greco, der, aus der venezianischen Schule hervorgegangen, nach seiner Ansiedlung in Toledo sich gänzlich zu hispanisieren wußte. Ihm wird der Verfasser für mein Empfinden nicht ganz gerecht. Ebensowenig vermag ich seine abschätzige Beurteilung des letzten, im höchsten Sinne malerischen Stils Tizians zu teilen, der doch nicht durch ein Abnehmen der Kräfte im Alter ganz

erklärt werden kann, sondern die letzte Konsequenz der vorhergehenden Entwicklung bedeutet und für die spätere Zeit so ungemein folgenschwer wurde. Der Schwerpunkt der Erörterungen liegt wie beim ersten Bande in der Aufdeckung des Zusammenhanges der Kunstwerke mit dem kulturellen Leben Spaniens. Niemand wohl hat hier alle Fäden so in der Hand wie der Verfasser. Mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit führt er uns durch die Wirrsale des Geschäftsganges fürstlicher Aufträge, schildert die Liebhabereien und Launen der großen Herren, deutet die Kunstwerke in ihrer Bedingtheit durch alle die Faktoren, die vom Moment ihrer Bestellung bis zu ihrer Ablieferung und Aufstellung mitgespielt haben. Ja manchmal gibt ein Bild nur den Ausgangspunkt, um daran auf die Zeit bezügliche kulturgeschichtliche Betrachtungen anzuschließen. So in dem letzten Aufsatz mit dem Titel „Die spanische Brautfahrt Carl Stuarts", wo uns ein tiefer Einblick in das spanische Hofleben, die zeremoniöse Etikette in den Residenzen Madrid und Neapel, die Peripetien einer fürstlichen Reiseexpedition gewährt wird. — Was über die Tendenz des Verfassers bei Abfassung der Aufsätze und ihren literarischen Charakter gelegentlich des ersten Bandes gesagt wurde, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Die Ausstattung des Bandes ist von gleicher Vortrefflichkeit wie die des ersten.

γ. **Benjamin Constant.** Der Roman eines Lebens. Von Josef Ettlinger. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1909.

Der berühmte Schriftsteller, dessen Ahnherr Augustin 1587 Heinrich IV. bei Coutras das Leben rettete, der selbst, Sohn eines holländischen Obersten, in Waadtland geboren, in Schottland und Deutschland erzogen war und eine der Leuchten des französischen Liberalismus wurde, ist durch die Darstellung, die ihm St. Beuve gewidmet hat, in ein wesentlich ungünstiges Licht gerückt worden, das auch die deutsche Auffassung von ihm beeinflußt hat. Erst seit etwa dreißig Jahren hat sich das Urteil zu wenden angefangen, und das vorliegende Werk setzt sich ausdrücklich das Ziel, Constant gerechter zu würdigen und nachzuweisen, „daß in ihm ein edles und seltenes Material durch ungünstige Schicksalsmächte an der harmonischen Entfaltung verhindert wurde, und er letzten Endes eine am Leben leidende Halbnatur blieb, wie in Rückerts Parabel der Mann aus Syrerland, der zwischen Tod und Leben am grünen Strauch der Welt muß schweben." Constant hat eine solche Herstellung seines Rufes um Deutschland wohl verdient, mit dem er seit der Zeit seines Erlanger Studiums in Beziehung stand, das er liebte und dessen Wesen er sich in manchem entscheidenden Zuge seines eigenen Wesens verwandt fühlte. Ettlinger hat seinen Stoff unter fleißigster Benutzung alles vorliegenden Quellenmaterials und der dem Baron v. Mahrenholtz gehörigen Familienpapiere aus dem Nachlaß Charlottens v. Constant (geb. v. Hardenberg) sorgsam bearbeitet und eine warme, fesselnde Darstellung geliefert. Unter den vielen interessanten Einzelheiten, die der gründlich belesene Verfasser mitteilt, möge die erwähnt sein, die wir S. 15 anläßlich eines literarischen Plans von Constant lesen, daß eine der zwei frühesten französischen Übersetzungen von Gibbons erstem Band von Ludwig XVI. herrührte; Constant gab deshalb den Gedanken auf, selbst diese Übersetzung zu liefern.

δ. **Madame Mère du Régent.** Par Arvède Barine. Paris, Hachette. 1909.

Die Verfasserin dieser Biographie Elisabeth Charlottens starb, bevor sie die letzten Seiten derselben vollenden konnte. Eine Freundeshand hat ihr den Dienst geleistet. Madame Vincent, so hieß im bürgerlichen Leben Arvède Barine, hat ihre ganz besondere Stelle in der Literatur ihrer Zeit und ein Verdienst, das ihr persönliches bleibt. Ihr historisches Wissen war genügend, ihr Stil elegant, korrett und gefällig, ihr psychologischer Einblick in die Seelen von nie versagender Schärfe, ihre Gesinnung von aufrichtiger Toleranz getragen. Solche Vorzüge teilt sie mit andern. Unübertroffen ist ihr Humor. Die lächelnde Überlegenheit, mit der sie ihre Vorbilder zeichnet, erreichte ihren Höhepunkt, als sie in zwei Bänden das Leben der Heldin der Fronde, der grande Mademoiselle, erzählte. Kein komischer Roman ist unterhaltender, und dennoch ist die Darstellung geschichtlich wahr. Sie fand es nur unnötig, pathetisch zu werden, wenn der Gegenstand ihrer Schilderung aus dem Rahmen des Dramas in die beweglicheren Kulissen der Komödie geriet, wo das Schaustück menschlicher Schwächen zu allgemeinem Ergötzen sich abspielen darf. Dieser Gabe feiner, treffender, niemals unbilliger und deshalb um so wirksamerer Satire bot unter andern die deutsche Herzogin von Orléans einen Stoff, der zu dankbar war, um unausgenützt zu bleiben. Arvède Barines künstlerisches Feingefühl und ihr Gerechtigkeitssinn bewahrten das Porträt vor der Gefahr, in eine Karikatur auszuarten. Neben vielen kleinen und auch großen Schatten leuchten edle, gewinnende Züge hervor. Sie wirken um so stärker, als jede Nebenabsicht wegfällt und es der Wahrheit keinen Eintrag bringt, wenn sich eine ausländische Feder deutsche Texte zurechtlegt.

γ. **Mirabeau and the French revolution.** By Fred Morrow Fling, professor of European history in the University of Nebrasca. New York and London, Putnam 1908.

Wir haben über den Marquis von Mirabeau das erschöpfende Werk des Franzosen Loménie und in Deutschland das durchaus selbständig nachprüfende von Stern, von früheren und geringwertigeren abgesehen. Der Verfasser des vorliegenden hat schon als Student in Leipzig sich zwecks seiner Doktordissertation mit Mirabeau befaßt und auf verschiedenen Reisen Material mit Sorgfalt gesammelt; er beabsichtigt in drei Bänden Mirabeaus Leben und Tätigkeit im Zusammenhang mit der Geschichte der französischen Revolution eingehend zu schildern. Der erste Band, über Mirabeaus Jugend, reicht bis zum Jahre 1774; der zweite soll seine publi-

ziftische, der dritte seine staatsmännische Tätigkeit bis 1788 bzw. 1791 behandeln. Wenn auch sehr viel einfach nach Flings Vorgängern mit andern Worten erzählt werden muß, so ist doch kein Zweifel, daß er sich ernstlich in den Stoff vertieft und ihm neue Seiten abgewonnen hat. So weist er nach, daß Mirabeaus finanzielle Stellung bei seiner Heirat ungenügend war und er unmöglich mit seinen Einkünften reichen konnte, was freilich die Gewißheit nicht ausschließt, daß er sich auch so in Schulden gestürzt haben würde. Das eheliche Leben Mirabeaus ist an der Hand der Dokumente mit erschütterndem Realismus geschildert. Der Band klingt mit einer packenden Würdigung des essai sur le despotisme aus; man sieht, daß in Flings Augen Mirabeau trotz aller seiner Fehler wieder der geistesmächtige Apostel der Freiheit und der eigentliche Held der ersten Revolutionsjahre ist.

βλ. **Histoire religieuse de la Révolution française.** Par Pierre de la Gorce. Vol. I. Paris, Plon. 1909.

Es genügt, den Autor dieses Buches zu kennen, um es in der Überzeugung zu prüfen, daß die Lektüre Genuß und Vorteil bringen wird. Zwölf Jahre französischer Kirchengeschichte sind hier geschildert. Sie lassen sich, nach des Verfassers eigenen Worten, am besten im Satz umprägen: „Vom Privilegium zur Verfolgung". Es sind die Jahre, die zwischen 1789 und 1801 fallen. Das einleitende Kapitel schildert die kirchlichen Verhältnisse des ancien Régime ohne Beschönigung, ohne Parteilichkeit. Ebensowenig will La Gorce der naheliegenden Versuchung erliegen, eine Parallele zwischen den Zuständen von damals und denen von heute zu ziehen. Das mag dem kundigen Leser überlassen bleiben. Es handelt sich um Geschichte, nicht um Politik. Die vielumstrittene gelassene Gleichgültigkeit des parteilosen Historikers wird dahin bestimmt, niemals, weder durch Unterdrückung von Tatsachen noch durch ungerechte, einseitige Wertung der einzelnen Persönlichkeiten die Wahrheit zu fälschen, sondern Gesinnungsgenossen und Gegnern absolute Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Das Gebotene ist so reichhaltig, daß eine kurze Notiz sich damit begnügen muß, dieses Geschichtswerk auch den nicht wissenschaftlich Forschenden aufs wärmste zu empfehlen. Nach Abschluß desselben wird es an der Zeit sein, eingehend über den Inhalt zu berichten. Wie H. Taine, so hat auch La Gorce fleißig aus den Archiven der Provinzen und ihren Sondergeschichten das Material zusammengestellt, das ihn befähigt, ein historisch und kulturell treues Bild der kirchlichen und religiösen Zustände zu zeichnen, die in die Wirbel der politischen Bewegungen hineingerieten, sich ihr gegenüber durchaus nicht feindselig verhielten, von ihr verschlungen wurden und, nach siegreich bestandener Verfolgung, in andrer Form wieder auferstanden.

βλ. **Traditionalisme et Démocratie.** Par D. Parodi. Paris, Armand Colin. 1909.

Traditionalisten in der Politik sind in Frankreich Renan, Taine, Brunetière, Lemaitre, Bourget usw. Sie sind es nicht immer gewesen, sie sind es geworden, und für die meisten von ihnen bleibt das religiöse Kredo nach wie vor ausgeschaltet. Parodi befaßt sich im weitaus größeren Teil seiner Untersuchung mit den Gründen, die diesen Frontwechsel veranlaßt haben. Er beruht auf der Erkenntnis, daß kein großes Volk sich ungestraft von seiner Vergangenheit loslösen kann. Auch die Anhänger der demokratischen Prinzipien, zu denen der Verfasser sich bekennt, gestehen zu, daß sie eine Krisis durchzukämpfen haben. Die Ergebnisse der Wissenschaft begegnen sich mit den Lehren der Geschichte im Protest gegen die Theorie von der sozialen Gleichheit. „Wir verstehen uns recht gut, jetzt, da von Freiheit allein die Rede ist," sagte 1789 Sieyès zu Talleyrand; „sobald jedoch von Gleichheit die Rede sein wird, werden wir uns brouillieren". Vor diesem Dilemma stehen wir noch heute. Der Ausdruck der freien Willensmeinung jedes einzelnen, so wird uns gesagt, sei das Ideal sozialer Gerechtigkeit; daran müsse festgehalten werden, weil es das relativ Beste sei, das wir kennen. Es ist jedenfalls auch das einzige, das sich bis jetzt als durchführbar erwiesen hat. Auch in den Demokratien bestimmt sich der Wert der Zivilisation nach der Norm der geistigen Elite, die sie regiert.

βλ. **L'Allemagne au travail.** Par Victor Cambon. Paris, Roger & Co. 1909.

Es ist verdienstlicher für eine Nation, ihrer Arbeitsleistung als ihrer Macht und deren Erfolge wegen gepriesen zu werden. Die Überzeugung, wieviel auf allen Gebieten des Wissens und der damit zusammenhängenden Produktion in geistigen wie in materiellen Dingen in Deutschland zu beobachten und zu lernen sei, hat unter der Schar von Ausländern auch manche sehr tüchtig für ihre Aufgabe ausgerüstete Franzosen zu uns geführt. Ein Beispiel zu ihren Gunsten ist das vorliegende Buch, dessen Titel „Deutschland an der Arbeit", durch den Inhalt völlig gerechtfertigt erscheint. Die professionelle Heranbildung, die Psychologie des deutschen Arbeiters, die großen Zentren der Industrie, Leipzig, Berlin, das Land des Eisens, die wissenschaftlich betriebene Landwirtschaft, die Organisationen und Syndikate, die Disziplin und die vom Staat ausgeübte Autorität, endlich die deutsche Zukunft auf dem Wasser: so die Einteilung des Stoffes, bei dessen Bearbeitung Herr Cambon sich manche scharfe Kritik, auch einige witzige Bemerkungen nicht versagt hat. Er hütet sich wohl, eine Satire zu schreiben und bewundert viel lieber anerkennend, als daß er seinem eigenen Volk auf Kosten eines andern zu schmeicheln gedächte. Das ist so wenig der Fall, daß er selbst an der französischen Sparsamkeit ökonomisch sehr wenig zu bewundern findet und gegen das Lob derselben durch den deutschen Reichskanzler die Gegengründe des „Berliner Tageblatts" anführt. Cambon hat, wie kein andrer, das Recht, seinen Landsleuten Wahrheiten, auch bittere, zu sagen; 1887 hat er Deutschlands materielle Erfolge erkannt, verkündetund dafür nur Spott und Widerspruch geerntet. Heute ist das nicht mehr möglich.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aanrud. — Jungen. Vierzehn Geschichten von kleinen ganzen Kerlen. Von Hans Aanrud. Mit Bildern von Lisbeth Bergh. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, Georg Merseburger. 1910.

Altfranzösische Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Inselverlag. 1909.

Andersen. — H. C. Andersens gesammelte Märchen und Geschichten. Vier Bände. Erstes bis viertes Tausend. Nach der Originalübersetzung durchgesehen und zum Teil neu übertragen von Etta Federn. Chronologisch geordnet von Hans Brix. Die Initialen und Bilder zeichnete Gudmund Hentze. Mit einer Einführung. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Aristophanes. — Die Vögel. Eine Komödie von Aristophanes. In deutsche Reime gebracht von Dr. Owiglaß. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Arnold. — Aus der Kinderzeit. Erinnerungen von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1909.

Aus großer Zeit. (1805—1813.) Vaterländisches Festspiel in 8 Aufzügen nebst einem Vor- und Zwischenspiel. Nach G. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit". Für die Bühne bearbeitet von O. F. Selbstverlag. Leipzig, Kommissionsverlag von Otto Wigand. 1909.

Balkanländer. Die Kultur und das Bildungswesen der Balkanländer. In zwanglosen Heften herausgegeben von Johannes Friedrich Dürr. Heft 1: Das griechische Unterrichtswesen. Unter Mitwirkung der Königlichen griechischen Regierung herausgegeben. Leipzig, Dürr. 1910.

Bauch. — Immer fidel! Humoresken und Gedichte in schlesischer Mundart von Hermann Bauch. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Baumann. — Theodor von Schön. Seine Geschichtsschreibung und seine Glaubwürdigkeit. Von M. Baumann. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Beaconsfield. — Contarini Fleming. Ein psychologischer Roman von Lord Beaconsfield (Disraeli). Zweites Tausend. Berlin, Oesterheld & Co. 1909.

Beiträge zur Deutschen Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Prof Dr. Ernst Elster. Nr. 5: Leopold F. G. von Goeckingk. Von Dr. Fritz Kasch. Nr. 8: Christoph Ernst Frhr. v. Houwald als Dramatiker. Von Dr. Otto Schmidtborn. Nr. 14: Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischem Schaffen. Von Dr. Carl Schaeffer. Marburg, N. G. Elwert. 1909.

Bellmann. — Fredmans Episteln. Von Karl Michael Bellmann. Aus dem Schwedischen übertragen von Felix Niedner. Mit Einführung von Gustav Roethe. Erstes bis zweites Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Berend. — Dore Brandt. Ein Berliner Roman von Alice Berend. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft. O. J.

Bernoulli. — Die Ausgrabung von Wichtern. Ein Roman. Von Karl Albrecht Bernoulli. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Birt. — Eine römische Literaturgeschichte in fünf Vorträgen von Professor Th. Birt. Zweite Auflage. Marburg, N. G. Elwert. 1909.

Bode. — Charlotte von Stein. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Brettauer. — Steffi Werland. Aus einem kleinen Alltagsleben. Von Clotilde Brettauer. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft. O. J.

Buß. — Moloch Theater. Bühnenroman von Friedrich Karl Buß. Frankfurt a. M., Jakob und Alfred Mayer. O. J.

Buß. — Lieder eines Mannes. Von Friedrich Karl Buß. Frankfurt a. M., Jakob und Alfred Mayer. O. J.

Cohn. — Über das Denken. Zusammenhang des Geistes und Körpers. Eine Studie von Dr. Max Cohn. Berlin, Leonhard Simion. 1910.

Darwin. — Reise eines Naturforschers um die Welt. Tagebuch auf der Reise mit dem „Beagle". Von Charles Darwin. Mit sechs Abbildungen. Deutsch von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Kröners Volksausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Dessauer. — Großstadtjuden. Roman von Adolf Dessauer. Wien, Wilhelm Braumüller. 1910.

Deutsche Dichtung. Eine Auslese für den Schul- und Unterrichtsgebrauch von A. Gänger. Mit 18 Bildnissen und 6 Handschriften. Leipzig, G. Freytag und Wien, F. Tempsky. 1909.

Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der wertvollsten poetischen Weihnachtsdichtungen für die deutsche Jugend. Ausgewählt von Max Necke. Mit Zeichnungen von Richard Grimm. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1909.

Domaszewski. — Geschichte der römischen Kaiser. Von Professor Alfred von Domaszewski. Erster Band. Mit 6 Porträts auf Tafeln und 8 Kartenbeilagen. Zweiter Band. Mit 6 Porträts auf Tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Dreßler. — Künstleranatomie. Von Dr. M. Dreßler. Spemanns Kompendien III. Berlin, W. Spemann. 1909.

Eeden. — Die Nachtbraut. Von Frederik van Eeden. Aus dem Holländischen von Else Otten. Erste Auflage. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Egli. — Schweizerische Reformationsgeschichte. Band 1. Umfassend die Jahre 1519—1525. Von Professor Emil Egli †. Im Auftrag des Zwingli-vereins in Zürich herausgegeben von Dr. Georg Finsler. Zürich, Zürcher & Furrer. 1910.

Eichacker. — Aternitas. Geschichte einer Seele. Von Reinhold Eichacker. Leipzig, B. Volger. 1909.

Eisen. — Sonnland. Gedichte von Lothar Eisen. Leipzig, B. Volger. 1909.

Engel. — Kurzgefaßte deutsche Literaturgeschichte. Ein Volksbuch. Von Eduard Engel. Mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften. Wien, F. Tempsky und Leipzig, G. Freitag. 1909.

Faure. — Heures d'Italie. Lombardie, Vénétie, Marches Ombrie. Par Gabriel Faure. Paris, Bibliothèque Charpentier. 1910.

Fontane. — Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung. Herausgeber: Otto Pniower und Paul Schlenther. Erster Band. Vierte Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 1910.

Freiligrath-Briefe. Herausgegeben von Luise Wiens geb. Freiligrath. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1910.

Die Fruchtschale. Eine Sammlung. Siebzehnter Band: Japanische Lyrik aus vierzehn Jahrhunderten. Nach den Originalen übertragen von Dr. Julius Kurth. Mit 23 Abbildungen nach japanischen Holzschnitten. Zweite Auflage. — Achtzehnter Band: Deutsche Weihnacht. Spiel und Lied aus alter Zeit. Mit einer Einführung von Arthur Bonus und dreizehn Bildern nach alten Meistern. München, R. Piper & Co. O. J.

Funck-Brentano. — Figaro et ses desavanciers. Par Frantz Funck-Brentano. Avec la collaboration de M. Paul d'Estrée. Ouvrage contenant seize planches hors texte. Paris, Librairie Hachette. 1909.

Gebhardt. — 24 Studien von E. v. Gebhardt. Vorwort von Fritz Stahl. Berlin, Tuck & Sons. O. J.

Gelzer. — Byzantinische Kulturgeschichte. Von D. Dr. Heinrich Gelzer †. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1909.

Gerlachs Jugendbücherei. Band 15: Anderiens Märchen. Bilder von Hugo Steiner. Texte geschichtet von Hans Traungruber. — Band 16: Die Blume im Lied. Illustriert von Rud. Sieck. — Band 18: Die Nibelungen. Dem deutschen Volke wieder erzählt von Franz Keim. Bilder und Ausstattung von C. C. Czeschker. — Band 19: Münchhausen. Illustriert von Fr. Wacik. — Band 20: Brentanos Gockel, Hinkel und Gackeleia. Illustriert von Gesichta. — Band 23: E. T. A. Hoffmanns Nußknacker und Mausekönig. Illustriert von C. Baurieidl und C. Kuyer. — Band 24: Deutsche Wiegenlieder, Bilder, Text und Noten von Richard Daenert. — Band 25: Anderiens ausgewählte Märchen. Illustriert von Fr. Wacik. Wien, Gerlach & Wiedling. O. J.

Gleichen-Rußwurm. — Geselligkeit. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt. 1789—1909. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1910.

Goldfeld. — Die Wahlrechtsänderung in Hamburg und der Liberalismus. Nebst einem Abdruck des Hamburgischen Wahlgesetzes vom 5. März 1906 und der Abänderungen desselben vom 11. Februar 1907 und 25. Januar 1909. Von Dr. Julius Goldfeld. Hamburg, Otto Meißner. 1909.

Grünewald. — Mummenschanz des Todes. Von Alfred Grünewald. Wien, Hugo Heller & Co. 1909.

Gürgenjohn. — Lord Durkop. Erzählung aus der Reformationszeit von Lotte Gürgenjohn. Fortsetzung von: Pio, Kaupos Sohn, und Hans von Tiefenbusen.

Mit Illustrationen von Oskar Herrfurth. Riga, Jomk und Poliewsky. 1909.

Guthmann. — Eurydikes Wiederkehr. In drei Gesängen. Von Johannes Guthmann. Berlin, Paul Cassirer. 1909.

Halácsy. — Antinoos. Opernodichtung in zwei Abteilungen. Text und Musik von Irma von Halácsy. Wien, Wilhelm Braumüller. 1909.

Hallenberg. — Judas. Ein Drama. Von Friedrich Hallenberg. Erste Auflage. Leipzig, B. Volger. 1909.

Hansjakob. — Aus dem Leben eines treuen Hausgenossen. Von Heinrich Hansjakob. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Hedin. — Transhimalaja. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet. Von Sven Hedin. Mit 397 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 10 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1909.

Heiberg. — Streifzüge ins Leben. Von Hermann Heiberg. Erster Band. Buchschmuck von John Hörter. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft. O. J.

Hennigsen. — Humoristische Erzählungen deutscher und fremder Dichter. Für das deutsche Haus ausgewählt von Johannes Hennigsen. Zwei Bände. Leipzig, Otto Spamer. 1910.

Henry. — Le chanson d'arlequin. Par M. Henry. Paris, Paul Commaille. 1910.

Hepner. — Sonnenscheinchens erste Reise. Von Klara Hepner. Mit Bildern von Hans Schroeter. Mainz, Joseph Scholz. O. J.

Herwig. — Wunder der Welt. Roman von Franz Herwig. Den Umschlag zeichnete Richard Grimm-Sachsenberg. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe" 1910.

Hirschberg. — Hellas-Fahrten. Von Julius Hirschberg. Leipzig, Veit & Co. 1910.

Homer. — Homers Odyssee. Nach der ersten Ausgabe von Joh. Heinrich Voß. Mit achtzehn Illustrationen nach Zeichnungen von Bonaventura Genelli und Schmuck von J. V. Cissarz. Stuttgart, J. G. Cotta. O. J.

Journalisten- und Schriftsteller-Verein „Concordia". 1859—1909. Eine Festschrift. I. Werden und Walten der „Concordia". Von Julius Stern. II. Die soziale Arbeit der „Concordia". Von Sigmund Ehrlich. Wien, Verlag der „Concordia". 1909.

Jungnickel. — Aus einer Traumerwerkstatt. Gedichte von Max Jungnickel. Leipzig, B. Volger. 1909.

Kant. — Immanuel Kants kleinere Schriften zur Naturphilosophie. Zweite Auflage. Herausgegeben und mit einer Einleitung sowie mit einem Personen- und Sachregister versehen von Dr. Otto Buek. Erste Abteilung. Band 48 der Philosophischen Bibliothek. Leipzig, Dürr. 1909.

Kant. — Laienbrevier. Eine Darstellung der Kantischen Welt- und Lebensanschauung für den ungelehrten Gebildeten aus Kants Schriften, Briefen und mündlichen Äußerungen zusammengestellt von Dr. Felix Groß. Berlin, Reichl & Co. 1909.

Kirchhoff. — Die Erschließung des Luftmeeres. Luftschiffahrt und Flugtechnik in ihrer Entwicklung und ihrem heutigen Stande gemeinverständlich dargestellt von Arthur Kirchhoff. Mit 137 Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer. 1910.

Kirstein. — Die kleinen Götzen. Roman von Paul A. Kirstein. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Kirstein. — Stein. Nationaldrama in fünf Aufzügen. Von Otto Kirstein. Bühnenausgabe. Berlin, Selbstverlag. 1909.

Klinggräff. — Johann v. Wittenborg. Ein dramatisches Bild aus Lübecks großer Zeit. Nach Geschichte und Sage von Konrad v. Klinggräff. Schwerin, Fr. Bahn. 1910.

Körner. — Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Herausgegeben von Dr. A. Weidler-Steinberg. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Köster. — Die zehn Schornsteine. Erzählungen von Adolf Köster. München, Albert Langen. O. J.

Kösting. — Karl Köstings ausgewählte Werke. Herausgegeben von Friedrich Kummer. Mit Porträt. Drei Bände. Dresden, Carl Reißner. O. J.

Krah. — Heinrich Heine. Noch ein Denkmal. Von Karl Krah. Riga, Georg Neuner. O. J.

Krauß. — Bruderpflicht und Kindesliebe. Roman von Paul Krauß. Wiesbaden, Rud. Bechthold & Co. 1909.

Kremnitz. — Die Getäuschten. Roman von Mite Kremnitz. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Külpe. — Der Schmerzensjohn. Eine stille Geschichte. Von Frances Külpe. Berlin, „Harmonie". S. Schottländer. O. J.

Kunst in Bildern. Band I. Die altdeutsche Malerei. Von Dr. E. Heidrich. 200 Vollbilder. II. Band. Die Früh-Renaissance der italienischen Malerei. 200 Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Richard Hamann. 1.—30. Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Lamprecht. — Das Königlich Sächsische Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig. Rede, gehalten bei Eröffnung des Instituts am 15. Mai 1909. Von Prof. Dr. K. L. D. Karl Lamprecht. Leipzig, Röder & Schunke. 1909.

Lange. — Die Psychose Maupassants. Ein kritischer Versuch. Von Dr. med. Wilhelm Lange. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1909.

Laßwitz. — Sternentau. Die Pflanze vom Neptunsmond. Von Kurd Laßwitz. Leipzig, B. Elischer. O. J.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Par Ernest Lavisse. Tome huitième. II. Le règne de Louis XV. (1715—1774.) Par H. Carré. Paris, Librairie Hachette. 1909.

Lazarus. — Das Unsittliche und die Kunst. Eine juristische Studie für Juristen und Nichtjuristen. Von Landgerichtsrat a. D. Dr. Johann Lazarus. Berlin, J. Guttentag. 1909.

Lindau. — Ausflüge ins Kriminalistische. Von Paul Lindau. München, Albert Langen. O. J.

Löns. — Der letzte Hansbur. Ein Bauernroman aus der Lüneburger Heide. Von Hermann Löns. Hannover, Adolf Sponholtz. 1909.

Lorenz. — Opfer der Alpen. Eine Bergphantasie von Friedrich Lorenz. Wien, Carl Konegen. 1910.

Lübke-Haack. — Die Kunst des XIX. Jahrhunderts. Von Dr. Fr. Haack. Band V des Grundrisses der Kunstgeschichte von W. Lübke. Mit 27 Kunstbeilagen und 394 Textabbildungen. 3. Auflage. Eßlingen, Paul Neff. 1909.

Luther. — Jesus und Judas in der Dichtung. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte von Arthur Luther. Hanau, Klaus & Feddersen. 1910.

Maass. — Der Genius der Wissenschaft. Rede, gehalten beim Antritte des Rektorats am 17. Oktober 1909. Von Ernst Maass. Marburg, N. G. Elwert. 1909.

Maede. — Am Herzen der Natur. Plaudereien von Kinderfreude und Jugendglück. Von Paul Maede. Mit Buchschmuck von L. Burger. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1910.

Magne. — Le plaisant abbé de Boisrobert. Fondateur de l'Académie française. 1592—1662. Documents inédits. Par Émile Magne. Paris, Mercure de France. 1909.

Mähl. — Die Überleitung Preußens in das konstitutionelle System durch den zweiten Vereinigten Landtag. Herausgegeben von Hans Mähl. München, R. Oldenbourg. 1909.

Mandelik. — Seelenprobleme. Ein Skizzenbuch. Von M. G. Mandelik. Wien, Wilhelm Braumüller. 1910.

Maria Theresia. — Brief einer Kaiserin. Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. Mit 12 Bildnissen. Berlin, Karl Curtius. 1910.

Mark Aurel. — Mark Aurels Selbstbetrachtungen. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Massar. — Kampf. Schauspiel in fünf Akten von Th. Massar. Leipzig, B. Volger. 1909.

Matagrin. — La psychologie sociale de Gabriel Tarde. Par Amédée Matagrin. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Melsted. — Die Frau des Pharisäers. Von Henning von Melsted. Aus dem Schwedischen von Edward Schäffer. Stockholm und Leipzig, Fröleen & Co. 1909.

Meredith. — Last poems. By George Meredith. London, Constable and Co. 1909.

Messina. — Péttini-Fini ed altre novelle. Di Maria Messina. Milano, Remo Sandron. 1909.

Meyer. — Namen- und Sachregister zu dem Verzeichnis einer H. Heine-Bibliothek von Friedrich Meyer. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 1910.

Meyer. — Das deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Unter Mitarbeit von Prof. Dr. Siegfried Passarge, Prof. Dr. Leonhard Schultze, Prof. Dr. Wilhelm Sievers und Dr. Georg Wegener herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Erster Band: Ostafrika und Kamerun. Mit 6 Tafeln in

Farbendruck, 33 Doppeltafeln und 138 Bildern in Kupferätzung, 20 farbigen Kartenbeilagen und 31 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1909.

Michaëlis. — Däumelinchen. Erzählung von Karin Michaëlis. Deutsch von Mathilde Mann. Zweite Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Unter dem Vorsitz von Professor Berthold Litzmann. IV, 6. Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1878—1880. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Dortmund, F. W. Ruhfus. O. J.

Möbius. — Ausgewählte Werke von P. J. Möbius. Band 5: Nietzsche. Mit einem Titelbilde. Dritte, mit der zweiten übereinstimmende Ausgabe. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1909.

Moderne Lyriker. VI. Gustav Falke. Von Friedrich Castelle Mit dem Bildnis des Dichters. — VII. Ferdinand v. Saar. Von Max Morold. Mit des Dichters Bildnis. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Molnar. — Die Jungens der Paulstraße. Ein Roman für kleine und große Studenten von Franz Molnar. Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Dr. Eugen Heinrich Schmitt. Mit 15 Vollbildern und einer Deckelzeichnung von Ludwig Berwald. Berlin, Hermann Walther. 1910.

Moüy. — Souvenirs et causeries d'un diplomate. Par Charles de Moüy, ambassadeur de France. Paris, Librairie Plon. 1909.

Müller. — Diary and letters of Wilhelm Müller. With explanatory notes and a biographical index edited by Philip Schuyler Allen and James Taft Hatfield (Chicago, the university of Chicago press. 1903). Leipzig, Stechert & Co. 1909.

v. Müller. — Eduard Grisebach. Ein Versuch von Hans von Müller. Berlin, Edmund Meyer Verlag. 1910.

Münch. — Gedanken über Fürstenerziehung aus alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. Wilhelm Münch. München, C. H. Beck. 1909.

Neue Testament, Das. Verdeutscht von Stadtpfarrer Rudolf Böhmer. Stuttgart, Max Kielmann. 1909.

Neutra. — Briefe an nervöse Frauen. Von Dr. Wilhelm Neutra. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Nüchter. — Albrecht Dürer. Von Dr. Fr. Nüchter. Herausgegeben von der Lehrervereinigung für Kunsterziehung in Nürnberg. 50 Tafeln und Bilder und ein Farbendruck. Ansbach, Fr. Seybold. 1909.

Offermann. — „Sicut cadaver estote!" Ein modernes Kulturdrama in fünf Akten von Alfred Freih. v. Offermann. Wien, Hugo Heller & Co. 1909.

Ompteda. — Excelsior! Ein Bergsteigerleben von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1909.

Osborn. — Eugen Bracht. Von Dr. Max Osborn. Velhagen und Klasings Künstlermonographien. Leipzig, Velhagen und Klasing. 1909.

Oßwald. — Tierbilder. Von Eugen Oßwald. Mit Versen von Gustav Falke. Zwei Hefte. Mainz, Joseph Scholz. O. J.

Parodi. — Le problème moral et la pensée contemporaine. Par D. Parodi. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Paschwitz. — Markgraf Kasimir. Ein historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert von Theo von Paschwitz. Regensburg, W. Wunderling. 1910.

Patria. Bücher für Kultur und Freiheit. 10. Band. 1910. Herausgegeben von Fr. Naumann. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1910.

Pfudel. — Frühlingsgeister. Ein Märchenspiel in drei Akten. Von Klara Pfudel. Berlin, A. Haack. 1909.

Philippi. — Die Seele des Staates. Von Georg Philippi. 1.—10. Tausend. Dresden, E. Pierson. O. J.

Piobb. — L'année occultiste et psychique. Par Pierre Piobb. 2e année (1909). Paris, H. Daragon. 1909.

Pöhlmann. — Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde von Prof. Dr. Robert v. Pöhlmann. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. München, C. H. Beck. 1909.

Presber. — Freut euch des Lebens . . .! Ein Blütenstrauß deutscher Lyrik. Von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Preser. — Das Arminslied. Von Karl Preser. Zweite, revidierte Auflage. Leipzig, B. Volger. 1909.

Preußchen. — Durch Glut und Geheimnis. Indische Impressionen (Ostindien, Birma, Ceylon). Von Hermione von Preußchen. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. 1909.

Prévost. — Französinnen. Novellen von Marcel Prévost. Einige berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. O. J.

Prinz Hamlets Briefe. Berlin, Reichl & Co. 1909.

Protestantische Freiheit. Verhandlungen des XXIV. Deutschen Protestantentages in Bremen, vom 21. bis 24. September 1909. Vorträge von D. Friedrich Naumann, Karl König, Lic. Traub, Lic. Dr. Hoffmann, Alfred Fischer und Debattenreden. 1.—3. Tausend. Berlin-Schöneberg, Verlag des Deutschen Protestantenvereins. O. J.

Reau. — Peter Vischer et la sculpture franconienne du XIVe au XVIe siècle. Par Louis Reau. Les maitres de l'art. Paris, Librairie Plon. S. A.

Das Recht. Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien. Herausgegeben von Dr. Franz Kobler. I. Die Rechtsfähigkeit. Von Prof. Dr. Eugen Ehrlich. — II./III. Die Beleidigung. Von Prof. Dr. M. Liepmann. — IV. Der Richter. Von Dr. Max Burckhardt. — V./VI. Das Recht der Handlungsgehilfen. Von Dr. v. d. Borght. — VII. Kunst und Recht. Von Prof. Dr. Albert Osterrieth. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1909.

Reinhold. — So leer im Herzen . . . Drei Erzählungen von Peter Reinhold. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Reinick. — Wie ist doch die Erde so schön. Verse von Robert Reinick. Bilder von Hans Schroedter. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Reinke. — Grundzüge der Biologie. Für Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. Von Prof. Dr. J. Reinke. Heilbronn, Eugen Salzer. 1909.

Renauld-Kellenbach. — Funken- und Taulieder. 1. Teil mit einem Anhang: Übersetzungen aus fremden Zungen. Zweite Auflage. Von Dr. Liana v. Renauld-Kellenbach. Leipzig, B. Volger. 1909.

Roehle. — Am Berg der Läuterung. Novelle von Reinhard Roehle. Basel, Friedrich Reinhardt. O. J.

Roeßler. — Von Wien und seinen Gärten. Von Arthur Roeßler. Mit 16 photographischen Originalaufnahmen von Bruno Reiffenstein. Wien, Karl Graeser & Cie. O. J.

Rosegger. — Laßt uns von Liebe reden. Letzte Geschichten von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Rosenhagen. — Trübner. Von G. Rosenhagen. Velhagen und Klasings Künstlermonographien. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1909.

Roy. — Deutschlands Frühling kehrte wieder. Selbsterlebtes und Empfundenes aus Kriegs- und Friedenszeiten 1846—1900. Von Berthold Roy. In zwei Bänden. Zweiter Band: Als neu das Deutsche Reich erstanden war (1871—1900). Amerika und die Zukunft der Germanen. Altenburg S.-A., Stephan Geibels Verlag. 1906.

Rüttenauer. — Weltgeschichte im Hinterwinkel. Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen schwäbischen Ziegenhirten. Von Benno Rüttenauer. Zweite Auflage. Düsseldorf, Verlag der Rheinlande. 1909.

Sakmann. — Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. Von Paul Sakmann. Stuttgart, Fr. Frommann. 1910.

Samuelson. — The human race. Its past, present and probable future. An essay by James Samuelson. London, Swan Sonnenschein & Co. 1910.

Saudek. — Der Mikado. Ein Seeroman. Von Robert Saudek. Dritte Auflage. Berlin, Hermann Ehbock. 1909.

Schaarschmidt. — Demetrius. Trauerspiel in fünf Akten unter Benutzung des Schillerschen Fragments von Karl Emil Schaarschmidt. Leipzig, Hermann Zieger. O. J.

Scheffler. — Idealisten. Von Karl Scheffler. Berlin, S. Fischer. 1909.

Scherr. — Deutsche Kultur- und Sittengeschichte in drei Bänden. Von Johannes Scherr. 27.—30. Tausend. Leipzig, Max Hesse. 1909.

Schmidt. — Franz Junghuhn. Biographische Beiträge zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages gesammelt und bearbeitet von Max C. P. Schmidt. Mit 6 Abbildungen. Leipzig, Dürr. 1909.

Schmidt. — Meister der Tonkunst im neunzehnten Jahrhundert. Biographische Skizzen von Leopold Schmidt. Mit sechzehn Bildnissen in Tonätzung. Berlin, Julius Bard. 1908.

Schmidt. — Die Renaissance. In Briefen von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen. Bearbeitet von Lothar Schmidt. 2 Bände. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1909

Schmidt. — „Der Wille zum Leben." Erzählung von Lothar Schmidt. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Schmidt-Gibichenfels. — Das Problem der besten Gesellschaftsordnung. Von Dr. O. Schmidt-Gibichenfels. Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt. 1909.

Schmidthammer. — Eia Popeia. Liebe Kinderreime. Mit Zeichnungen von Árpád Schmidthammer. Mainz, Joseph Scholz. O. J.

Schmidt-Juegerfonn. — Der Vorhang riß. Lyrik von Norah Schmidt-Juegerfonn. Leipzig, B. Volger. 1909.

Schmidt vom Meere. — Um Titel und Orden. Dramatische Dichtung in einem Aufzug von Carl Schmidt vom Meere. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Literatur. 1908.

Schneider. — Gothaer Gedenkbuch und Heimat-Erinnerungen an Dorf und Stadt. Von Dr. Gottlob Schneider. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, B. Volger. 1909.

Schoeler. — Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Register zu den Jahrgängen 1884—1908. Von Rüdiger v. Schoeler. Berlin, Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins (E. S. Mittler & Sohn). 1909.

Schönenborn. — Laienphilosophie. Von Richard Berger Schönenborn. Leipzig, B. Volger. 1909.

Schreckenbach. — Der getreue Kleist. Ein Roman aus der Zeit des großen Königs. Von Paul Schreckenbach. Viertes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Schrötter. — Österreicher. Literarische Essays von Erich von Schrötter. Wien, Karl Graeser. O. J.

Schubring. — Die Sixtinische Kapelle. Von Paul Schubring. Mit 138 Abbildungen. Rom, Frank & Co. 1910.

Schücking. — Demokratische Betrachtungen. Von Lothar Engelbert Schücking. München, Albert Langen. O. J.

Schulte vom Brühl. — Silberne Schalen. Roman von Walther Schulte vom Brühl. Erste Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Schulz-Mehrin. — Glück und Persönlichkeit. Von Otto Schulz-Mehrin. Berlin, Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngraeber. O. J.

Schütz. — Werden und Wirken des Bürgerministeriums. Mitteilungen aus unbenutzten Quellen und persönliche Erinnerungen von Friedrich Schütz. Leipzig, Georg Wiegand. 1909.

Schwantje. — Die Beziehungen der Tierschutzbewegung zu anderen ethischen Bestrebungen. Rede, gehalten am 8. Juni 1909 auf dem Internationalen Tierschutz- und Antivivisektionskongress in London. Von Magnus Schwantje. Berlin W. 57, Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes. O. J.

Seeberg. — Der Sang an der Ruhr. Ein Gedicht von Erde und Mensch. Von D. Seeberg. Dortmund, Koeppen. 1908.

Seeberg. — Es war einmal ein König. Ein lustiges Trauerspiel in 1 Vorspiel und 5 Aufzügen. Von D. Seeberg. Dortmund, Koeppen. 1909.

Seeliger. — Hans Nintfleisch. Eine schlesische Historie aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Von Ewald Gerhard Seeliger. Hirschberg, Schlesische Druckerei und Verlagsanstalt. O. J.

Segantini. — Giovanni Segantinis Schriften und Briefe. Herausgegeben und bearbeitet von Bianca Segantini. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. O. J.

Seidel. — Naturbilder. Von Heinrich Seidel. Herausgegeben von G. Wolfgang Seidel. Leipzig, B. Elischer. O. J.

Seligmann. — Der böse Blick und Verwandtes. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens aller Zeiten und Völker von Dr. S. Seligmann. Mit 240 Abbildungen. Zwei Bände. Berlin, Hermann Barsdorf. 1910.

Sell. — Die helle Nacht. Roman von Sophie Charlotte v. Sell. Stuttgart, J. F. Steinkopf. O. J.

Sergel. — Im Heimathafen. Ein Gedichtbuch der Liebe von Albert Sergel. Rostock, C. J. E. Volkmann Nachf. 1909.

Shaftesbury. — Ein Brief über den Enthusiasmus. Die Moralisten. Von Shaftesbury. Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Dr. M. Frischeisen-Köhler. Bd. 111 der „Philosophischen Bibliothek". Leipzig, Dürr. 1909.

Sichel. — Sheridan. From a new and original material; including a manuscript diary by Georgina Duchess of Devonshire. By Walter Sichel. With illustrations. In two volumes. London, Constable & Co. 1909.

Siebel. — Die Odendahls. Roman in zwei Büchern. Von Johanna Siebel. Zürich, Rascher & Co. 1910.

Simons. — Die Konfirmation. Von Professor D. Eduard Simons. Band 23 der „Lebensfragen", herausgegeben von Heinrich Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1909.

Si Omong. — Die Malaria. Erlebnisse und Beobachtungen eines Patienten von Si Omong. Mit zwei Karten. Leipzig, B. Volger. 1909.

Skolda. — Der gordische Knoten. Eine Geschichte in Liedern und andere Gedichte. Von Herma v. Skolda, Leipzig, B. Volger. 1909.

Spemanns goldenes Buch des Sports. Eine Hauskunde für Jedermann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1910.

Spemanns Alpenkalender 1910. Berlin, W. Spemann. 1909.

Spemanns Kunstkalender 1910. Berlin, W. Spemann. 1909.

Spemanns Kunstlexikon. Berlin, W. Spemann. O. J.

Spitteler. — Olympischer Frühling. Von Karl Spitteler. Neue, vollständig umgearbeitete Ausgabe. Zwei Bände. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Sprengel. — Die Notlage des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, insbesondere auf dem humanistischen Gymnasium. Vortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Vereins für Schulreform zu Berlin am 4. April 1909 von Prof. Dr. Joh. Georg Sprengel. Berlin, Otto Salle. 1909.

Stätten der Kultur. Band 21. Zwei Ostseestädte. Rostock und Wismar. Von Walter Behrend. — Band 22. Urbino. Von Paul Schubring. Mit 58 Abbildungen. — Band 23. Hermannstadt in Siebenbürgen. Von Wilhelm Bruckner. Mit 25 Illustrationen nach Originalaufnahmen. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. O. J.

Sternbauer. — Einer Liebe Kampf und Ende. Sozialer Roman. Von Wilhelm Sternbauer. Leipzig, B. Volger. 1909.

Stifter. — Aus dem alten Wien. Zwölf Studien von Adalbert Stifter. Herausgegeben von Otto Erich Deutsch. Leipzig, Insel-Verlag. 1909.

Stöber. — Mein Haideland. Bilder aus der westfälischen Haide. Von Fritz Stöber. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Storch. — Eulen und Meerkatzen. Allerlei zum Fröhlichwerden. Von Karl Storch. Magdeburg, Kreutzsche Verlagsbuchhandlung. 1909.

Stunden mit Goethe. Herausgeber Dr. Wilhelm Bode. VI, 1. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. O. J.

Suckow. — Rückschau des Königl. Württembergischen Generals der Infanterie und Kriegsministers Albert von Suckow. Herausgegeben und bearbeitet von Prof. Dr. Wilhelm Busch. Mit einem Bilde des Generals A. v. Suckow. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1909.

Teich. — Neuer Glaube oder der natürliche Lebensplan als Gottesgesetz. Eine Andeutung des Grundzuges mit Äußerungen reifer Erkenntnis von Ludwig Teich. 1. Teil: Daseinsbedingungen. Gera, Selbstverlag des Verfassers. O. J.

Thode. — Somnii explanatio. Traumbilder vom Gardasee in S. Vigilio. Von Henry Thode. Mit 9 Tafeln. Berlin, G. Grote. 1909.

Thoma. — Abc-Bilderbuch. Gezeichnet von Hans Thoma. Text von Mathilde Coester-Cassel. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

v. Thurn. — Übertünchte Gräber. Roman von Franz v. Thurn. Regensburg, W. Munderling. 1910.

Trampe. — Ein König von Juda. Roman von Ernst Trampe. Berlin, Maaß & Plank. 1909.

Trine. — Auf dem Wege zur Wahrheit. Von Ralph Waldo Trine. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. 6.—10. Tausend. Stuttgart, J. Engelhorn. 1909.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Bedeutung des Professoren-Austausches.

Von

Professor Benj. Ide Wheeler,

Präsident der Universität von Kalifornien.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn im Anfang des Unternehmens manche kluge und unterrichtete Leute große Besorgnis darüber empfänden, daß die Institution der Austausch-Professorenschaft sich schließlich als ein „schillernder Traum" erwiese. Alle jedoch, die Gelegenheit gehabt haben, die Ausführung dieses Systems aus eigener Anschauung in voller Tätigkeit zu sehen, müssen sich nunmehr von der weitsichtigen Klugheit seiner Begründer überzeugt haben. Die Vorteile dürfen nicht in einen einzigen Becher zusammengewürfelt oder von einem einzigen Gesichtspunkte aus betrachtet werden. Darum, weil sie von vielfacher Art, sind sie nicht immer in ihrem vollen Werte richtig gewürdigt worden; der eine hat die eine Seite der Auffassung betont, der andre eine andre. Ferner muß bei jeder einzelnen Berufung das persönliche Element notwendig eine wichtige Rolle in der Bestimmung des speziellen Vorteiles, der daraus erwachsen soll, spielen. Dadurch wird eine reiche Auswahl individueller Talente in Umlauf gebracht. Es kann kein Normalmaß für die Beurteilung jedes einzelnen Individuums angenommen werden; jeder muß er selber sein und sich selber treu; keiner kann erwarten, daß er allen Forderungen gerecht werde.

Die erste Anforderung, die wir natürlich an denjenigen stellen, der eine Professur bekleidet, ist die des Unterrichtens, und vor allem, daß der Lehrstoff in sachgemäßer und verständlicher Form geboten werde. Hierbei wird diese Institution auf die schwierigste und ungünstigste Probe gestellt. Von dem herüber berufenen Professor kann im allgemeinen nicht erwartet werden, daß er einen der regulären akademischen Lehrgegenstände wie altfranzösische Grammatik oder anorganische Chemie in der Weise behandelt, daß er entweder irgend etwas Positives oder eine andre Auffassung zu der gewöhnlich angewendeten Unterweisung hinzufügt. Die Schwierigkeiten, die sich beim Vortragen in einer fremden Sprache ergeben, würden hier schon genügen, alle Vorteile, die durch die neue Persönlichkeit und die bis dahin unbekannten Gesichtspunkte erwachsen sein mochten, hinfällig zu machen und sie in Nachteil zu verwandeln.

Die Schranke, die die Sprache aufrichtet, kann entschieden nicht ignoriert werden; sie hindert beständig das zwanglose, vollständige Verstehen zwischen den beiden Völkern. Aber gerade diese Tatsache stellt die Forderung auf, daß man versuchen soll, sich vielmehr über die Schranke hinwegzusetzen, als sich zu unterwerfen und das Feld zu räumen. Ich bin überzeugt, daß es im großen ganzen besser ist, daß die Vorlesungen in der Landessprache gehalten werden, als in der des Vortragenden; denn sonst würde die Zuhörerschaft des Vortragenden ihr Interesse auf die Sprache beschränken, anstatt auf den Gegenstand, und es würden gerade die Leute, von denen der Vortragende am meisten wünschte, daß sie mit dem Gegenstand seiner Vorlesungen Fühlung gewännen, und die es sich am meisten wünschen, mitanzuhören, was er zu sagen hätte, fern gehalten werden, weil sie die Sprache nicht verstehen; und viele von denen, die wirklich kämen, würden die Vorlesungen nur als eine Gelegenheit betrachten, ihr Ohr für die fremde Sprache zu trainieren. Ein Vortragender, der wissenschaftlichen Stoff darzubieten hat, liebt es nicht, als Grammophon behandelt zu werden. Es ist sicher, daß bei dem weitaus größten Teile deutscher und amerikanischer aktiver Studenten nicht damit gerechnet werden kann, daß sie Englisch respektive Deutsch leicht verstehen.

Kehren wir nun zu der Auffassung von der Pflicht eines Professors zurück, die die Übermittlung des Wissens betont, so wird man zugeben, daß jeglicher Versuch, die gewöhnlichen akademischen Gegenstände zu lehren, gleichsam ein Defizit auf beiden Seiten bedeuten würde. Auf abgegrenzten und speziellen Gebieten werden freilich Einzelfälle vorkommen, in denen ein hervorragender und in der Forschung unabhängiger Gelehrter wichtige Anregungen geben kann, indem er von seinen eigenen Untersuchungen berichtet oder neue Gesichtspunkte darbietet. Ich erinnere mich z. B. mit großer Dankbarkeit des mächtigen Einflusses, den Professor Svante Arrhenius auf unsre jüngeren Männer der Wissenschaft in einer Reihe von Vorlesungen ausübte, die er in Berkeley hielt.

Im allgemeinen muß ich jedoch fürchten, daß so hervorragende Fälle wie dieser ziemlich vereinzelt und individuell bleiben werden. Wenn wir unsre Auffassung der Professorenschaft auf die Übermittlung von Kenntnissen beschränken, die Gegenstände behandeln, die gewöhnlich auf den Universitäten gelehrt werden, so müssen wir zugeben, daß schließlich die Übermittlung durch einen Austausch von Separatabdrücken ökonomischer geschehen könnte als durch den Austausch von Professoren. Die Verpflichtungen und Möglichkeiten eines Professorenstuhles sind dagegen keinen solchen Beschränkungen unterworfen. Der persönliche Geist des Professors und seine Stellungnahme zu seinem Gegenstand, sowohl was Methode als auch Ziele anbetrifft, kann sehr wohl, wenn er nicht aus Holz ist, von größerem Werte sein, als irgend etwas Positives, das er zu bieten hat. Jene Art der Vorlesung, welche die Erfindung der Buchdruckerpresse ignoriert, gehört schon seit langem zu den Antiquitäten.

Doch trotz allen Nachdruckes, den wir auf die Persönlichkeit des Austauschprofessors bei der Ausübung seiner Lehrtätigkeit legen, ist immer Vorsicht geboten, damit er nicht Gefahr laufe, „Eulen nach Athen zu tragen". Er sollte stets einen Gegenstand wählen, über den er — sei es aus eigener Erfahrung, sei es, weil sich ihm besondere Gelegenheit zu Studium und Beobachtung geboten — vorteilhaft und mit einiger Autorität sprechen kann. Ein Berliner Professor drückte mir gegenüber neulich den Wunsch aus, es möchte ein amerikanischer Professor herübergesandt werden, der über den Sezessionskrieg lesen könnte, und die Verfassungsfragen, die damit verwickelt waren, oder soziale Bedingungen in den südlichen Staaten. In diesem Falle könnte er „gewaltig reden und nicht wie die Schriftgelehrten". Es liegt auf der Hand, daß die Wahl eines solchen Gegenstandes sowohl den durch das Sprachhemmnis bedingten Nachteil als auch die Gefahr, bereits Dagewesenes zu bieten, unmittelbar aufheben würde. Die Professur darf keineswegs als bloßer Deckmantel gelten für die Einführung angenehmer sozialer Beziehungen und den Austausch von Höflichkeiten, selbst nicht für den Vergleich von Ansichten, den Ideenaustausch und die Einführung einer allgemeinen Verständigung — so wichtig diese Dinge auch sein mögen, besonders die drei letztgenannten. Das Unternehmen muß echt sein, muß einem echten Bedürfnis entsprechen und von echtem Nutzen sein, sonst kann es nur durch künstliche Mittel erhalten werden und endigt schließlich in Hohlheit und Verfall.

Wenn das Unternehmen erst einmal bestimmt auf dieser echten Grundlage basieren wird — und ich denke, man nimmt auf beiden Seiten des Ozeans an, daß es schon der Fall ist —, werden die mit dieser Gründung verbundenen Vorteile, wie ich sie bereits erwähnte, sich sicherlich zu einer Bedeutung entwickeln, die den hergebrachten Nutzen des Professorenstuhles übertrifft.

Amerika erkennt bereits mit tiefer Dankbarkeit einen bedeutsamen Nutzen an, den es aus den beiläufigen, mit dem Austausch verbundenen Vorteilen zog. Ich verweise auf die Gelegenheit, daß es von ausgezeichneten, einflußreichen Vertretern deutscher Universitäten besucht, beobachtet und ihnen bekannt wurde. Was sie uns gebracht haben, ist als unschätzbar anerkannt worden, doch spreche ich jetzt nicht von dem, was sie uns brachten, sondern eher von dem, was sie mit sich nahmen. Die amerikanischen Universitätsprofessoren haben früher Deutschland und seine Universitäten viel besser gekannt, als ihre deutschen Kollegen die amerikanischen Universitäten. Es lag eben in der Natur der Sache, daß es so war. Nun erfreuen wir uns, dank des Austauschsystems, der Möglichkeit, Männern, deren klares Urteil wir im höchsten Grade schätzen, aus eigener Anschauung bekannt, von ihnen beurteilt, kritisiert und gewürdigt zu werden. Wir haben stets gefühlt, daß die Arbeit, die wir zu leisten uns bemühen, lange nicht genügend aus der Entfernung und mit Hilfe von Berichten oder auf irgendeine andre Weise anerkannt werden konnte, sondern lediglich durch das unmittelbare Bekanntwerden mit den Bedingungen, unter denen wir arbeiten, und durch unmittelbare Berührung mit der Gesellschaft, der wir zu dienen suchen. Mit andern

Worten — man muß amerikanisches Leben kennen, um amerikanische Universitäten zu verstehen; sie müssen ihrer ganzen Fassung nach als Teil des Gesamtbildes des amerikanischen Lebens betrachtet werden.

Deshalb haben wir mit ungewöhnlicher Begeisterung die uns besuchenden deutschen Professoren bewillkommnet und sind in den Erwartungen, die wir von ihnen hegten, nicht getäuscht worden. Wir sind uns wohl bewußt, daß sie bei ihrer Rückkehr in die Heimat gegenüber ihren Kollegen und ihren Landsleuten im weiteren Sinne als Interpreten unsrer Einrichtungen und Bestrebungen gewirkt haben. Wir sind gewahr geworden, daß, obgleich kaum vier Jahre seitdem vergangen sind, man uns in Deutschland mehr Teilnahme entgegenbringt, und daß selbst unsre schwachen Seiten und Fehler sachlicher und gerechter beurteilt werden. Wir haben auch bereits selber viel von ihrer Beobachtung gelernt, und können uns jetzt selber besser kritisieren. Ähnliche, wenn auch keineswegs gleiche Vorteile sind den deutschen Universitäten aus den Besuchen amerikanischer Professoren erwachsen. Eine je unmittelbarere Fühlung der Austauschprofessor mit der wahren Tätigkeit der ihn aufnehmenden Universität gewinnt, ein je engeres Mitglied des Lehrkörpers er wird — nicht nur ein bloßer Gast —, desto wohltätiger wird der Erfolg des Austausches. Je echter das Verfahren, desto gesunder das Resultat. Wir müssen nicht nach einem „himmlischen Reiche" ausschauen, das mit einem „Siehe hier oder da ist es" zu uns kommt, sondern nach gesunder und stetiger Besserung unsrer gegenseitigen Beziehungen, die aus vielen kaum merkbaren Berichtigungen vieler an sich geringfügiger Dinge allmählich entsteht, gerade so, wie sie uns im Leben, wie es nun einmal ist, begegnen.

Es gibt gegenwärtig nichts, was von bedeutsameren Folgen für die Ordnung, den Frieden und das Wohlergehen der Welt wäre, als daß die drei urgermanischen Völker und Nationen, Deutschland, England und Amerika, sowohl in ihren speziellen Interessen wie auch in ihren allgemeineren Zielen einander verstehen. Und hierfür sind die Universitäten die brauchbarsten Werkzeuge.

Eine katholische Religionsphilosophie der Gegenwart[1].

Von

Rudolf Eucken.

Es ist ein Werk von reichem geistigen Gehalt und großer seelischer Tiefe, das wir hier der Aufmerksamkeit weiterer Kreise empfehlen; es ist das Lebenswerk eines Mannes, der nicht nur im Kreise seiner Freunde die höchste Schätzung genießt, sondern dessen stilles, aber unermüdliches Wirken das Geistesleben der Gegenwart in hervorragender Weise fördert. Baron von Hügel, ein Mann deutscher Nation, aber durch seine Familienbeziehungen in das englische Leben gestellt, bietet uns sein Werk in englischer Sprache, aber der Geist, der es durchdringt, hat für uns nicht das mindeste Fremde; sowohl die Innerlichkeit des Gemütes als die Universalität der Denkweise, diese besonderen Vorzüge der deutschen Art, kommen hier zu schönster Betätigung und machen uns die Arbeit in hohem Grade sympathisch. Baron von Hügel ist aus voller Überzeugung Katholik, und er gibt nicht nur dem Ganzen der Kirche, sondern auch ihrer Leitung eine sehr bedeutende Stellung und Aufgabe in der geistigen Entwicklung der Menschheit. Aber sein Katholizismus, der sich vor allem an Newman gebildet hat, ist frei von aller Enge und Exklusivität; mit unerschütterlicher Festigkeit der Grundüberzeugung verbindet er ein eifriges Streben, alles Gute und Große, das sich irgend findet, an sich zu ziehen und für die eignen Ziele zu verwerten. Und so fern diesem Werke alle und jede Polemik liegt, für sein richtiges Verständnis ist es wichtig zu wissen, daß der Verfasser in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart tapfer und deutlich Stellung nimmt, daß er mit seiner tiefen Religiosität auf der Seite des Modernismus steht, daß der viel zu früh verstorbene Tyrrell ihm nahe befreundet war. Das ganze Werk ist erfüllt von dem Geist der Sprüche, die ihm vorangeschickt sind. „Er ist nicht fern von einem jeden von uns, denn in ihm leben, weben und sind wir", und „wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." Freiheit und Tiefe, in unsrer Zeit zu schwerem Schaden meist einander verfeindet, stehen hier in voller Harmonie und in fruchtbarer Wechselwirkung.

Den eigentümlichen Charakter dieses Werkes bekundet schon der Titel mit seinem Hinweis auf die hier gebotene Verflechtung historischer Forschung und philosophischer Erörterung. Es war zunächst das Lebensbild einer von der katholischen Kirche als Heilige verehrten Frau, das den Verfasser anzog,

[1] Baron Friedrich von Hügel, The mystical element of religion as studied in Saint Catherine of Genoa and her friends. Volume first (XXIV, 466) Introduction and Biographies. Volume second (VI, 422) Critical studies. London, J. M. Dent & Co. 1908

aber seine sorgfältige Zeichnung rief manche prinzipielle Fragen hervor, und diese gewannen im Verlauf der Arbeit so viel Selbständigkeit, daß mehr und mehr die philosophische Erörterung zur Hauptsache wurde. Eine solche Verkettung von Historischem und Philosophischem mag für den ersten Anblick befremden, aber sie erhält eine Rechtfertigung durch den Gesamtaufbau des Werkes. Unbestreitbar ist jedenfalls der Vorteil, daß die historische Darlegung hier die Grundlage einer philosophischen Überzeugung hat, die philosophische Erörterung aber durch die Beziehung auf ein individuelles Lebensbild erwärmt und bekräftigt wird.

Zu einer eingehenden Beschäftigung mit Katharina von Genua (1447 bis 1510) trieben den Verfasser verschiedene Gründe, es fesselte ihn zugleich die Art der gesamten Zeit, wie namentlich die der besonderen Persönlichkeit. Wie die Vorrede darlegt, berührte ihn sympathisch das religiöse Leben einer Zeit, die, dem Mittelalter entwachsen, mit frischer Kraft die großen Lebensprobleme ergriff, ohne dabei durch den Gegensatz des Protestantismus und des nachtridentinischen Katholizismus zerrissen und an voller Unbefangenheit des seelischen Lebens gehindert zu werden. Katharina aber, durch den Lauf der Jahrhunderte von vielen hervorragenden und verschiedenartigen Persönlichkeiten sehr verehrt, übte auf ihn eine besondere Anziehungskraft durch die große Innerlichkeit, die Ursprünglichkeit und die Selbständigkeit ihres Seelenlebens, er fand in ihr eine besonders hervorragende Verkörperung der beiden Grundgedanken aller echten Mystik, der unmittelbaren Gegenwart des unendlichen Lebens in der menschlichen Seele und der Notwendigkeit einer ständigen Selbstentsagung, eines Aufsteigens zur Höhe durch schwere Kämpfe und Leiden. Daß Katharinas Naturell und Temperament bestimmte Schranken hatte, sowie daß manche Besonderheit, die ihrer Umgebung wunderbar vorkam, uns heute mehr abstößt als anzieht, das verkennt der Verfasser in keiner Weise; aber solche Einschränkung läßt den Kern ihres Wesens und Wirkens unangetastet. Nach der wissenschaftlichen Seite hin aber war die Sache deswegen höchst schwieriger Art, weil eine kritische Darstellung von Katharinas Leben und Lehre noch gänzlich fehlte, es hier einen festen Boden mühsam erst zu erringen und in ein ungeheures Chaos Ordnung erst zu bringen galt. Viel ungedrucktes Material war dafür heranzuziehen, es bedurfte größter Sorgfalt und peinlichster Abwägung, um genügend zu scheiden und zu sichten, was an Berichten über Katharinas Leben vorlag, und was aus ihren Äußerungen als ihre Lehre zusammengestellt war. In Wahrheit gelingt es dem Verfasser, die einzelnen Stücke zu einem Ganzen zusammenzufügen und ein anschauliches Bild dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu zeichnen, dieser „Seele von einer höchst seltenen geistigen Tiefe", dieser „Seele, die mit außerordentlicher Lebhaftigkeit die Größe, die Hilfen, die Probleme und die Gefahren des mystischen Geistes darstellt". Diese Persönlichkeit aber ließ sich nicht deutlich zeichnen ohne eine Schilderung des Kreises, der sie umgab, namentlich der Persönlichkeiten, mit denen sie in engerem seelischen Verkehr stand, und die für die Erhaltung ihrer Gedankenwelt teilweise von großer Bedeutung wurden. So haben auch diese eine nähere Betrachtung gefunden.

Von Katharinas äußerem Leben läßt sich in wenigen Worten berichten. Sie gehörte dem erlauchten Hause der Fieschi an, ihr Vater war Vizekönig von Neapel gewesen. Von ihrer Jugend wissen wir wenig, aus politischen Gründen ward sie, sechzehnjährig, mit einem Mitgliede des ebenfalls hochangesehenen Hauses Adorno verheiratet, Giuliano Juliano, der jung und reich, aber ihrer keineswegs würdig war.

So verlief ihr Leben in der Ehe, die dazu kinderlos blieb, wenig befriedigend; sie fühlte sich immer unglücklicher, bis im 27. Jahre ihres Lebens eine innere Erleuchtung erfolgte, die über ihr ganzes weiteres Leben entschied. Auch ihr Gemahl, dessen Vermögensverhältnisse inzwischen in Verfall geraten waren, wurde für das neue Leben gewonnen, beide zogen 1479 in ein Hospital, um sich der Pflege Kranker und der Sorge für Arme zu widmen; Katharina blieb dort auch nach dem 1490 erfolgten Tode ihres Mannes bis an ihr Lebensende, unermüdlich mit den Werken barmherziger Liebe beschäftigt. Baron Hügel sucht nun in sorgfältigster Sichtung und vorsichtig abwägender Beurteilung der Quellen die innere Entwicklung dieses Lebens zu zeichnen, verschiedene Phasen darin gegeneinander abzugrenzen und so eine innere Geschichte dieser merkwürdigen Seele zu liefern. Es erscheint hier durchgängig eine Religiosität, die sich freilich innerhalb der kirchlichen Formen bewegt, nirgends mit ihnen in Widerspruch gerät, deren Kern aber in reiner Innerlichkeit und unmittelbarem Selbsterlebnis besteht, die daher auch eine volle Selbständigkeit besitzt. Wohl nahm Katharina möglichst jeden Tag das Abendmahl, aber sie stellte sich unter keine geistige Leitung, sie rief nicht die Hilfe von Heiligen an, sie hatte keine Neigung, sich einem Mönchsorden anzuschließen. So hat sie auch den Schmerz der Einsamkeit vollauf erfahren und ihm einmal in der Klage Ausdruck gegeben: „Es gibt keinen Menschen, der mich versteht", aber der Gesamtstand ihrer Seele und die innere Freudigkeit ihres Wesens ward dadurch keineswegs erschüttert. Die Religionspsychologie, die heute mit Recht eine wachsende Aufmerksamkeit gewinnt, findet in diesem Lebensbilde eine reiche Fundgrube der Erkenntnis.

Über die geschichtliche und kritische Betrachtung drängte es aber den Verfasser hinaus zu einer philosophischen Untersuchung, nur sie konnte die Schätzung der Mystik rechtfertigen, die vor allem das Leben dieser Persönlichkeit wertvoll macht. „So begann ich eine Biographie der heiligen Katharina zu schreiben mit einigen philosophischen Erläuterungen und endete damit, eine Untersuchung über die Philosophie des Mystizismus zu schreiben, die durch das Leben der Caterinetta Fiesca Adorna und ihrer Freunde veranschaulicht wird." Eine solche Philosophie mußte sich zur Aufgabe setzen, die Stellung der Mystik im Ganzen der Religion zu untersuchen, sie gegen andre Seiten derselben abzugrenzen und an ihr eine echte Art von den Auswüchsen zu unterscheiden, die leicht das Urteil über sie bestimmen. Dies aber führte notwendig zu einer Untersuchung über die Religion selbst; so erhalten wir die Umrisse einer Religionsphilosophie, die freilich nicht die schulmäßige Form eines Systems besitzt, die aber mit ihrer Konzentration auf die Hauptprobleme weite Durchblicke gewährt und das Interesse des Lesers unablässig zu fesseln ver-

steht. Es hat diese Religionsphilosophie einen großen Stil und eine bewunderungswürdige Universalität, sie baut sich auf der Grundlage einer sehr umfassenden historischen und literarischen Bildung auf, sie ist vollauf gesättigt durch Tatsachen und Erfahrungen des gemeinsamen Lebens, sie hält sich bei aller Selbständigkeit und Entschiedenheit einer durchgehenden Überzeugung von allem fern, was irgend sektenhaft heißen könnte, sie behandelt das Problem durchgängig als eine Sache der Menschheit, nicht der bloßen Partei. Sie kann aber eine solche Höhe und Weite nur erreichen, indem sie die Religion nicht vom bloßen Individuum aus, sondern vom Ganzen des Geisteslebens her versteht und behandelt; von hier aus wird sie fähig, die verschiedenen Seiten der Religion gleichmäßig zu schützen, das eigentümliche Recht einer jeden anzuerkennen, aber jeder Vereinzelung und Verfeindung entgegenzuwirken, alles Einzelne im Ganzen zu würdigen und von hier aus mit seiner Größe ihm auch seine Grenze zu zeigen.

Schon die einleitenden Erörterungen bekunden solches Streben, in der Einheit die Vielheit und in der Vielheit die Einheit festzuhalten. Drei Grundelemente der Religion werden unterschieden, sie entsprechen den Stufen der Kindheit, der Jugend, der vollen Reife im individuellen Leben: wie das Kind die Religion als ein Stück sozialer Ordnung durch sinnliche Wahrnehmung und Gedächtnis erfaßt, der Jüngling im Suchen, Zweifeln und Forschen, der Mann im Wirken und Schaffen, in persönlicher Aneignung, so hat die Religion einmal den Charakter der äußeren Autorität und der geschichtlichen Überlieferung, sodann den eines Gedankenreiches, einer Philosophie, endlich den innerer Erfahrung und voller Persönlichkeit. Diese letzte Stufe ist es, auf der sich Mystik zu entwickeln vermag, hier wird die Religion „eher gefühlt als gesehen oder erschlossen, eher geliebt und erlebt als analysiert, ist sie viel mehr Wirken und Macht als äußeres Faktum oder intellektuelle Nachweisung". Diese drei Elemente erscheinen bei den verschiedenen Geschlechtern, Berufen und Rassen in verschiedener Mischung, wie z. B. der Gegensatz der lateinischen und der teutonischen Völker zeigt, und es kann zwischen ihnen leicht eine feindliche Spannung, zwischen ihren Anhängern leicht viel Streit und Kampf entstehen. Aber wenn die Individuen und Gruppen dabei weit auseinandergehen mögen, im Ganzen der Religion bleiben sie gegenseitig aufeinander angewiesen und können die eigne Vollendung nur im Zusammenwirken mit den andern erreichen.

Was so als grundlegend vorangeschickt war, das erhält eine weitere Ausführung und Durchbildung, nachdem die Schilderung der erwählten Persönlichkeit und ihres Kreises ein anschauliches Bild konkreten religiösen Lebens geliefert hat. Zunächst gilt es, den Grundgedanken der Mystik, die unmittelbare Gegenwart unendlichen Lebens in der Menschenseele, gegen solche Angriffe zu verteidigen, die sie nicht bloß aus kindischem Vorurteil, sondern auch auf der Höhe des Geisteslebens gefunden hat. Ein solcher Kampf muß nach verschiedenen Seiten gehen, er wendet sich gegen eine Gleichstellung von Religion und Moral und hat sich hier namentlich mit Kant auseinanderzusetzen; er wendet sich weiter gegen eine Verschmähung der Metaphysik von seiten der

Theologie, er wendet sich endlich gegen eine zu enge Fassung der Religion, welche sie lediglich an eine einzige Persönlichkeit bindet, statt diese als den Höhepunkt einer die ganze Weltgeschichte durchdringenden Bewegung zu verstehen. Überall erscheint hier ein Gleichgewicht der Bestrebungen, der Religion eine charakteristische geistige Art zu wahren und diese Art als überall gegenwärtig und überall wirksam zu verstehen. So wird ebenso entschieden der „Christozentrismus" wie der erkenntnistheoretische Positivismus mit seiner Leugnung aller direkten Beziehung des Menschen zum Unendlichen abgelehnt.

Große Schwierigkeiten macht der Mystik mit ihrer Behauptung einer Immanenz des Göttlichen das Problem des Bösen; jene ist diesem Problem nur gewachsen bei deutlicher Scheidung einer extremen, ausschließlichen und einer innerhalb eines weiteren Ganzen der Religion gelegenen Mystik, einer „exklusiven" und einer „inklusiven" Mystik. So allein findet sich ein Weg zwischen einem Optimismus, der das Dunkel und zugleich auch die Tiefe des menschlichen Lebens verkennt, und einem Pessimismus, der alle Hoffnung niederschlägt und alle Selbsttätigkeit des Menschen lähmt. Zusammen mit jener Scheidung aber bedarf es einer Scheidung von Mystik und Pantheismus; diese kann nicht erfolgen, ohne eine genaue Untersuchung des Verhältnisses von Allgemeinem und Besonderem, von Unendlichem und Endlichem; eine solche wird unter Zusammenwirken weitausholender historischer und tiefeindringender philosophischer Betrachtung in vorzüglicher Weise geboten.

Das letzte Kapitel, das die leitenden Gedanken des Werkes zusammenfaßt, gibt eine nähere Erläuterung des Verhältnisses von Wissenschaft und Religion, von intellektueller Arbeit und religiöser Überzeugung. Es werden dabei verschiedene Schichten (levels) der Lebensbewegung unterschieden, die im Interesse des Ganzen eine Autonomie gegeneinander besitzen müssen; die strenge Wissenschaft hat das unpersönliche Element des Lebens, die Sache und das Gesetz zu vertreten; dieses ist unentbehrlich, damit das bloße Individuum mit allem, was ihm von Kleinmenschlichem anhaftet, zur geistigen Persönlichkeit, zum Teilhaber unendlichen Lebens erhoben werde. Da nun einmal unser Leben sich zwischen dem Sichtbaren und Tatsächlichen einerseits, dem Geistigen und Unendlichen andrerseits bewegt, so muß jedwede Seite ihre Anerkennung und Würdigung finden.

Die abschließenden Betrachtungen kehren zu den Gedanken zurück, die das Werk einleiteten, sie können jetzt an der Hand der gehaltreichen Untersuchung mit voller Kraft und Eindringlichkeit zeigen, wie die drei Hauptelemente der Religion eine Selbständigkeit, ja eine gewisse Gegensätzlichkeit gegeneinander haben müssen, wie aber schwerste Gefahren entstehen, wenn das eine, die andern unterdrückend, zu ausschließlicher Herrschaft gelangt.

Eine kirchliche Ordnung ist unentbehrlich gegenüber der Zufälligkeit und der Flüchtigkeit des individuellen Lebens, und es weist der Verfasser der Leitung der Kirche die ausschließliche Berechtigung und Verpflichtung zu, entsprechend den einander folgenden Perioden, soweit diese für Formulierungen reif werden, normative Formen und Ausdrücke des tiefsten Bewußtseins und Geistes der Kirche festzustellen. Verdrängt aber dies Element mit seinen Forderungen und Einrichtungen die andern Elemente der Religion, so ent-

steht die Gefahr, daß Zeitliches und Nebensächliches eine absolute Gültigkeit erlangt, ein starrer Druck auf die Gemüter geübt wird, die Religion einen überwiegend gesetzlichen Charakter annimmt, innere Bewegungen von außen her erzwungen werden sollen, bloße Einrichtungen vor Überzeugungen treten, und der Priester den Propheten zurückdrängt. Das schlagendste Beispiel dessen war die spanische Inquisition, aber auch in andern Konfessionen und Religionen fehlt es keineswegs an unerfreulichem Wirken eines solchen „Institutionalismus".

Die intellektuelle Arbeit ist unentbehrlich für den geistigen Charakter der Religion, für die Wahrung ihrer Weite und Freiheit, für die Fernhaltung alles Aberglaubens. Aber macht sich die Erkenntnis zur Hauptsache in der Religion, so wird diese unvermeidlich nüchtern und trocken, ja seelenlos. Abstraktion und logisches Räsonnement erhalten eine ungebührliche Stellung, und im Rückschlag dagegen entsteht dann leicht ein krasser Agnostizismus. Die Neigung, die Religion vorwiegend als eine Weltanschauung zu behandeln, zieht sich durch die ganze Geschichte, auch die mittelalterliche Scholastik war keineswegs frei davon, in der Neuzeit aber hat diese Neigung eine besondere Höhe erreicht.

So gewiß das mystische Element die belebende Seele aller Religion bildet, ja es sich auch jenseit der Religion an den meisten Stellen aufweisen läßt, wo das geistige Schaffen eine ursprüngliche Tiefe erreichte, seine Isolierung und seine Überspannung führen rasch in Formlosigkeit und Leere hinein, sie haben nach dem Zeugnis der Geschichte schwerste Verwirrung, ja Zerrüttung hervorgebracht. Auch hier, und hier ganz besonders, gilt es, das einzelne Element im Zusammenhange des Ganzen zu halten. Daher ist es auch gerade hier von besonderer Bedeutung, sich Persönlichkeiten zu vergegenwärtigen, deren Charakter und deren Lebenswerk diesen Typus der Religion verkörperte, ohne ihn in einen Gegensatz zu ihren andern Aufgaben zu bringen.

Eine derartige Persönlichkeit fand der Verfasser in Katharina von Genua, im geschichtlichen Beispiel sah er hier verwirklicht, was seine religiöse und seine philosophische Überzeugung als Lebensideal entwirft; so schließen sich ihm die beiden Seiten seines Werkes zu einer Einheit zusammen.

So sei denn das Werk der Teilnahme aller derer empfohlen, die ein Verlangen danach haben, sich von der Hast des Augenblickslebens und den Wirren der Parteikämpfe in eine Region zeitüberlegener Betrachtung, seelischer Innerlichkeit, Ergründung der Tiefen des Menschenlebens zu versetzen. Sie werden in Baron von Hügel einen Freund und Führer finden, der in höchst wohltuender Weise mit gewaltigem Ernst des Denkens eine liebenswürdige Wärme und Güte persönlicher Gesinnung verbindet, der überall die Dinge im Ganzen sieht und einen sicheren Zug für das Wesenhafte hat, dessen Grundüberzeugung fest genug ist, um allen bloßen Eklektizismus fernzuhalten und jeden Kompromiß mit der Flachheit des Tages zu verschmähen, aber zugleich weit und frei genug, um an allen Dingen vornehmlich das Positive zu sehen und eine Eröffnung ewiger Wahrheit freudig anzuerkennen „in mancherlei Stufen und Wegen, an allen Orten und Zeiten".

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Julius von Eckardt.

Der Verfasser der Memoiren, mit deren Veröffentlichung wir hier beginnen, Geheimrat Dr. Julius von Eckardt, ist einer der ältesten Mitarbeiter dieser Zeitschrift gewesen, der er als seinen letzten und vielleicht bedeutendsten Beitrag die Erinnerungen aus seinem Leben, hinterlassen hat. Wie reich an Inhalt und wie bewegt es war, geht aus der Fülle von Ereignissen hervor, an denen er, ein aufrechter, unabhängiger Charakter, als Mithandelnder oder Beobachter teilnahm. Dem, was er hierüber im Vorwort zu seinen Aufzeichnungen sagt, haben wir nichts hinzuzufügen. Wohl aber geziemt es sich, an dieser Stelle zu konstatieren, wie viele durch Geist und umfassende Bildung, präzises Urteil und fesselnde Darstellung ausgezeichnete Arbeiten, vornehmlich auf den Gebieten der Literatur- und Zeitgeschichte, die „Rundschau" ihm verdankt hat. Auch als hoher Beamter hat Julius von Eckardt niemals aufgehört, Schriftsteller zu sein, hat er niemals verkannt, daß es — das Wort in seiner besten Bedeutung erfaßt — der Journalismus war, der für seinen Lebensgang bestimmend wurde; der ihn am Beginn desselben in die ungewisse Ferne trieb, und nachmals ihm die Bahn ebnete zu den ehrenvollsten Stellungen im öffentlichen Leben.

Geboren am 1. August 1836 zu Wolmar in Livland, trat Eckardt nach vollendeten Studien der Rechtswissenschaft und Geschichte als Sekretär in das livländische Landeskonsistorium zu Riga, um später, als Mitherausgeber der „Rigaschen Zeitung", den Kampf gegen die beginnende Russifizierung der Ostseeprovinzen aufzunehmen — einen hoffnungslosen Kampf, in dem er unterlag. Nach mannigfachen vergeblichen Versuchen, seinem Vaterlande auf heimatlichem Boden nützlich zu werden, wanderte er, gleich so manchem andern seiner Landsleute, nach Deutschland aus, ward in Leipzig, mit Gustav Freytag befreundet, Mitredakteur der „Grenzboten" und von 1870 an Chefredakteur des „Hamburgischen Correspondenten" und der „Börsenhalle", bis ihn 1874 der hamburgische Senat zu seinem Sekretär ernannte. Während seiner Hamburger Zeit hörte Eckardt nicht auf, eine rege literarische Tätigkeit zu entfalten: eine lange Reihe von Schriften, die das Verhältnis der Ostseeprovinzen zu

Rußland oder die inneren Zustände Rußlands selbst zum Gegenstande hatten, folgte sich Jahr um Jahr, — Schriften, die zum Teil, wie das anonym erschienene „Aus der Petersburger Gesellschaft" durch die Porträtähnlichkeit und Schärfe der Charakteristik das größte Aufsehen erregten[1]). Und zum zweiten Male sollte Eckardt zeigen, daß er den Mut seiner Überzeugung habe: auf Betreiben des russischen Gesandten in Hamburg vor die Wahl gestellt, entweder die Feder niederzulegen oder seinen Abschied zu nehmen, entschied Eckardt sich für den letzteren Schritt. Da aber, es war im Jahre 1882, griff Bismarck mit seiner rücksichtslos starken Hand ein: er holte sich den eminenten Kenner Rußlands aus Hamburg, und vom anfänglichen Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amte aufwärts steigend, ward Eckardt 1885 deutscher Konsul in Tunis, 1889 in Marseille, und Generalkonsul 1892 in Stockholm, 1897 in Basel, und von 1900 bis 1907 in Zürich. In Zürich traf ihn der wohl härteste Schlag seines Lebens: er verlor dort die Gemahlin, mit der er in glücklichster Ehe über vierzig Jahre vereint gewesen. Sie war die Tochter Ferdinand Davids, der als Violinvirtuos und einer der besten Violinlehrer aller Zeiten — auch Joachim war sein Schüler — in hervorragender Weise am Leipziger Gewandhaus gewirkt hat. Ihm und seinen Beziehungen zu der Familie Mendelssohn hat Eckardt ein hübsches Buch gewidmet. Den Schmerz über den Verlust der treuen Lebensgefährtin hat er nie ganz überwunden. Ein zunehmendes Leiden, standhaft ertragen, erschwerte ihm mehr und mehr die amtlichen Funktionen, und als der über Siebzigjährige aus dem Staatsdienste schied, wählte er Weimar, um dort von der langen Arbeit seines Lebens auszuruhen. Doch nur eine kurze Frist noch war ihm vergönnt: am 20. Januar 1908 ist er gestorben. Betrauert von den Seinen, denen er ein zärtlicher Vater war, und der großen Zahl derer, denen er ein zuverlässiger Freund gewesen ist, wird sein Name fortleben in ehrendem Gedächtnis seiner baltischen Heimat wie dem seines deutschen Adoptivvaterlandes.

Wir lassen nun den Verfasser selbst für sich reden. **J. R.**

---

[1]) Wir geben nachstehend ein, soweit unsre Kenntnis reicht, vollständiges Verzeichnis der Schriften Julius von Eckardts, das zugleich ein Bild seiner außerordentlichen Vielseitigkeit gewährt. Mit seinem Namen erschienen: York und Paulucci. Aktenstücke und Beiträge zur Geschichte der Konvention von Tauroggen. 1865. — Die baltischen Provinzen Rußlands. 1869. — Baltische und russische Kulturstudien. 1869. — Bürgertum und Bureaukratie. Vier Kapitel aus der neuesten livländischen Geschichte. 1869. — Juri Samarins Anklage gegen die Ostseeprovinzen. 1869. — Rußlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft. 1870. — Jungrussisch und altlivländisch. 1871. — Livland im 18. Jahrhundert. 1876. — Russische und baltische Kulturbilder. 1876. — Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit (1797—1806). 1887. — Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartholdy. 1888. — Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit (1791—1794). 1893. — Anonym erschienen außer dem genannten „Aus der Petersburger Gesellschaft" 1873, und neue Folge 1874: Rußland vor und nach dem Kriege. 1879. — Von Nikolaus bis Alexander III. 1881. — Russische Wandlungen. 1882. — Aussichten des deutschen Parlamentarismus. 1882. — Memoiren eines Livländers (Eckardts Großvater Lenz). 1883. — Rußland unter Alexander III. 1891. — Berlin—Wien—Rom. Betrachtungen über den neuen Kurs und die neue europäische Lage. 1892.

Vorrede.

Auf den nachstehenden Blättern ist so wesentlich von bemerkenswerten Ereignissen und hervorragenden Personen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Rede, daß die Person des Verfassers hinter dieselben zurücktritt. Gegen den Verdacht der Vordringlichkeit und der Absicht, seinen bescheidenen Lebensgang zum Gegenstand eines dicken Buches[1]) gemacht zu haben, glaubt der Schreiber dieser Denkwürdigkeiten dadurch gesichert zu sein. Von sich selbst hat er nur soweit gehandelt, wie zum Verständnis des Zusammenhanges und zur Würdigung der Sache erforderlich war, in deren Dienst er sich gestellt hatte. Dadurch, daß diese Sache eine nach menschlichem Ermessen verlorene ist, und daß sie eine nur beschränkte Teilnahme der Zeitgenossen in Anspruch nehmen dürfte, wird an dem guten Rechte und der Bedeutung derselben nichts geändert. Das Wort, nach dem nicht der Tummelplatz des Lebens, sondern sein Gehalt ihm den Wert gibt, hat für menschliche Gemeinschaften dieselbe Geltung wie für einzelne Menschen.

Ausschließliche Beschäftigung mit der kleinen Welt des Verfassers wird den Lesern dieses Buches im übrigen nicht zugemutet.

Drei Vierteile desselben haben Zustände und Figuren des Bismarckschen Zeitalters und insbesondere deutsche Zustände dieser Epoche zum Gegenstande. Günstige Umstände hatten den Verfasser zu so zahlreichen hervorragenden Menschen und zu so mannigfaltigen Verhältnissen in Beziehung gesetzt, daß sein Bericht als Beitrag zur Zeitgeschichte wird bezeichnet werden dürfen. Daß der Schreibende außerhalb des deutschen Parteiwesens gestanden, und daß er die zeitgenössische Entwicklung vielfach nach andern als den zurzeit in Deutschland vorherrschenden Gesichtspunkten beurteilt hat, wird ihm bei einem, wahrscheinlich dem größeren Teil der Lesewelt zum Schaden gereichen: gegen weitergehende Vorwürfe und gegen Verdächtigungen seiner deutschen Gesinnung braucht ein Mann sich nicht zu verteidigen, der der Treue gegen sein Volkstum eine geliebte Heimat und gesicherte Lebensverhältnisse zum Opfer gebracht hatte. Und was die heute modische Identifizierung von Patriotismus und Nationalismus anlangt, so wird die Nachwelt über dieselbe unzweifelhaft anders urteilen als die sogenannte Jetztzeit tut.

Bilder und Schilderungen des deutschen, des orientalischen, des französischen und des schwedischen Staats- und Gesellschaftslebens der Jahre 1865 bis 1892 bilden den Hauptinhalt des vorliegenden Buches. Den Abschluß desselben bildet der Zeitpunkt, zu dem der Verfasser sich sagen mußte, daß er von der Teilnahme an den großen Geschicken der Zeit ausgeschlossen und dazu bestimmt sei, in schlichtem Winkel still zu verlöschen.

---

[1]) Wir ändern nichts an diesem Ausdruck, wiewohl es sich hier nicht um Wiedergabe des ganzen umfangreichen Werkes handeln kann, wir uns vielmehr auf einzelne, jedoch in sich abgeschlossene Abschnitte beschränken müssen. Die Redaktion.

Einer großen Zeit angehört und einzelne Stücke derselben aus der Nähe gesehen zu haben, ist ein zu großes Glück, als daß diejenigen, denen es zuteil geworden, zu Klagen oder zu weiter gehenden Ansprüchen ein Recht besäßen.

Zürich im März 1905.

I.

Seit dem Sommer 1862 war ich nicht mehr in Deutschland gewesen und während der letzten Jahre so ausschließlich durch die Arbeit für die „Rigasche Zeitung" und die Sorge für die Sache meines unglücklichen Vaterlandes in Anspruch genommen worden, daß ich die Entwicklung der deutschen und preußischen Dinge nur ihren Umrissen nach hatte verfolgen können. Von den Hauptstadien des Konfliktes und von den Peripetien der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten hatte der Redakteur einer großen Zeitung Akt nehmen müssen, auch ohne daß die Bearbeitung der bezüglichen Rubrik zu seinen Berufspflichten gehört hätte. Mit der Mehrzahl der Gebildeten meiner Landsleute war auch ich von den Anschauungen beherrscht worden, die über Person und Richtung des Herrn von Bismarck in Deutschland vorherrschten und die wesentlich darauf hinausliefen, daß der berufene Minister nicht nur in der Verfassungsfrage, sondern auch in der Sache selbst, der Militärorganisation, von einem Unrecht in das andre geraten sei und die Abneigung verdiene, mit der er von den Liberalen in aller Herren Ländern verfolgt wurde. Wohl hatte ich von dem mir befreundeten livländischen Zivilgouverneur, von Oettingen, und einem Jugendfreunde des preußischen Ministers, dem Kurator der Universität Dorpat, Grafen Alexander Keyserling, behaupten hören, daß der vermeintliche Junker ein bedeutender, von Tatkraft und Geistesreichtum übersprudelnder Mann sei, der weder in die Kategorie der Kreuzzeitungsritter noch in irgendeine andre Kategorie geworfen werden dürfe: ich war von den Angelegenheiten der Heimat indessen zu ausschließlich in Beschlag genommen worden, um diesen Andeutungen näher nachzugehen und die Persönlichkeit eines Staatsmannes zu studieren, der die Konvention von 1862 abgeschlossen und Rußland dadurch die brutale Repressionspolitik ermöglicht hatte, die der Kultur meines Vaterlandes die Vernichtung androhte. Eines unbestimmten Gefühls davon, daß es mit dem preußischen Konflikt eine andre Bewandtnis haben könne, als diejenige, die die fortschrittlichen Zeitungen uns einreden wollten, hatte ich mich allerdings nicht erwehren können. War der Abneigung gegen liberale Schuldoktrinen, die mich bereits als Studenten erfüllt hatte, durch das Gebaren der Berliner Opposition doch zu reichliche Nahrung zugeführt worden, als daß ich zum Verehrer des Fortschrittlertums hätte werden können. Ich hatte die in den Mittelpunkt des deutschen Lebens getretenen Angelegenheiten indessen niemals gründlich genug studieren können, um eine selbständige Meinung über dieselbe zu gewinnen und darum geschehen lassen, daß die in meiner Umgebung vorherrschenden Stimmungen mich ins Schlepptau nahmen. Schließlich schien die Entwicklung der deutschen Dinge uns ja nicht derart anzugehen und fehlte mir jede Vorstellung davon, daß das, was man die

deutsche Frage nannte, dereinst für die Zukunft unsres Landes entscheidend werden könne. Immerhin sah ich es auch in dieser Rücksicht als dankenswerten Gewinn an, daß mir im Mai 1865 Veranlassung geboten wurde, nach Deutschland zu reisen, die durch den Streit um die Elbherzogtümer geschaffene Lage aus direkter Anschauung kennen zu lernen und mein von andern übernommenes Urteil zu berichtigen. — Diese Veranlassung war zunächst literarischer Natur. Auf Grund im Nachlasse Garlieb Merkels aufgefundener Aktenstücke aus dem Jahre 1812 hatte ich eine Schrift über die Konvention von Tauroggen verfaßt, für die ein Verleger gefunden werden sollte, den ich begreiflicherweise nur in Berlin oder Leipzig finden konnte.

Zu dieser Reiseveranlassung kam eine andre, ungleich wichtigere. In dem publizistischen Streit, der seit dem Jahre 1864 zwischen der russischen und der baltischen Presse über Zukunft und Existenzrecht der baltischen Provinzen geführt wurde, und an dem Russen wie Livländer ein täglich wachsendes Interesse nahmen, hatte ein großer Teil der deutschen Presse indirekt, zuweilen aber auch direkt, für die russische Auffassung Partei genommen und in völliger Verkennung der Sachlage unsern Kampf für das baltische Landesrecht als feudalistisches Sträuben gegen uns zugedachte liberale Wohltaten behandelt [1]). Bei dem Einfluß, den die Berliner Zeitungen damals auf einen großen Teil der liv- und kurländischen Lesewelt übten, war dieses Verhalten eine Quelle schwerer Verlegenheiten für die baltische Publizistik geworden. Indessen die uns feindlichen Junker das „russenfreundliche" Gebaren der liberalen deutschen Presse der Gesinnungs- und Vaterlandslosigkeit des (vermeintlich auch von uns vertretenen) Liberalismus auf die Rechnung schrieben, wurde der liberalisierenden Jugend Rigas, Mitaus und Dorpats das Verständnis für die Bedeutung des baltischen Rechtsbodens erschwert, den Feinden in Moskau und St. Petersburg aber zu der höhnischen Insinuation Gelegenheit gegeben: „Ihr Liv-, Est- und Kurländer seid weder Deutsche noch Russen, sondern Narren auf eigene Hand, — Reaktionäre, von denen eure eigenen Stammesgenossen nichts wissen wollen." Den uns dadurch angedrohten neuen Schwierigkeiten und Gefahren konnte allein durch direkte Verständigung mit einsichtigen Führern der deutschen öffentlichen Meinung und durch Organisation eines baltischen Nachrichtendienstes in den größeren Städten Deutschlands begegnet werden. Zugleich mit dem Auftrage, die bezügliche Vermittlung zu übernehmen, erhielt ich die Zusicherung, daß die zur Honorierung deutscher Mitarbeiter erforderlichen Geldmittel bereit gestellt seien, und daß es nur noch darauf ankomme, die richtigen Männer für die richtigen Stellen zu ermitteln.

[1]) Der einzige Publizist, der die baltischen Dinge bereits in den sechziger Jahren zutreffend und von höheren Gesichtspunkten beurteilte, war der damalige St. Petersburger Korrespondent der Berliner „Nationalzeitung" und Hilfsredakteur des „Journal de St. Pétersbourg", Anton E. Horn. Die von diesem überlegenen Manne abgegebenen Urteile gereichten uns häufig zum Trost, vermochten indessen nicht zu verhindern, daß die „Nationalzeitung" in ihrem raisonnierenden Teile pflichtmäßig über die baltischen Reaktionäre wohlgefüllte Schalen liberaler Entrüstung ausschüttete.

Daß vor wenig mehr als einem Menschenalter auf ein Unternehmen solcher Art Bedacht genommen, und daß für die Ausführung derselben Opfer gebracht worden, wird heutigen Lesern schier unverständlich erscheinen. In dem Gedächtnis des modernen Deutschlands ist das Land zwischen dem finnischen Meerbusen und der preußischen Grenze so vollständig erloschen, daß Versuche zur Wiederbelebung des deutschen Anteils an den Geschicken desselben niemandem mehr in den Sinn kommen. Ist doch erlebt worden, daß man in dem Deutschland des 20. Jahrhunderts der Russifikation Finnlands unvergleichlich größere Aufmerksamkeit zugewendet hat, als dem ungleich härteren Lose, das den um ihre deutschen Traditionen kämpfenden baltischen Provinzen gefallen ist. — Dazu ist ein andres, nicht minder wichtiges Moment gekommen. Seit den letzten Jahrzehnten haben die Achtung Rußlands vor dem „Auslande" und das Gewicht, das Presse und öffentliche Meinung St. Petersburgs und Moskaus auf das Urteil der westlichen Kulturwelt legten, beständig abgenommen. Neben dem Einfluß, den Nationalismus und Selbstüberschätzung des Slawentums in dieser Beziehung geübt haben, kommen vornehmlich zwei Umstände dafür in Betracht: der Rückgang, den Ansehen und Leistungsfähigkeit des parlamentarischen Systems in einem großen Teile des europäischen Kontinents und namentlich in Frankreich erfahren haben, und das Schwinden des politischen Idealismus, der während der beiden ersten Dritteile des 19. Jahrhunderts zur Signatur des westeuropäischen Liberalismus gehört hatte. Auf Realpolitik im Sinne schrankenloser Ausbeutung des augenblicklichen Vorteils und brutaler Vergewaltigung der Minderheiten hat man sich in Rußland von jeher so gut verstanden, daß es dieser Rücksicht ausländischer Lehrmeister nicht bedurfte. So häufig und so nachdrücklich aber haben die Pobedonoszew, Fürst Metschersky und Genossen ihren Landsleuten zugerufen, daß humanitäre und liberale Ideen in Deutschland, Frankreich, England usw. entweder über Bord geworfen oder zu Deckmänteln der schnödesten Selbstsucht gemacht worden seien, daß man ihnen das schließlich geglaubt und dem wohltuenden Wahne Raum gegeben hat, die westliche Kultur habe vor der russischen nicht mehr als gewisse technische Fertigkeiten und glattere Existenzformen voraus. Der Respekt vor der höheren Bildung des Abendlandes, der Herzen, Belinski und den übrigen Stimmhaltern der vierziger und fünfziger Jahre eigentümlich war, ist bei den russischen Allerneuesten so vollständig geschwunden, daß es in Blut geschriebener Lektionen bedürfen wird, wenn dieselben wieder zur Besinnung kommen und den Maßstab für die Beurteilung ihrer Zustände und derjenigen des Occidents wiedergewinnen sollen.

Doch wir haben zum Jahre 1865 zurückzukehren. Noch bevor der ungeduldig erwartete Termin meiner Abreise da war, wurde mir ein Besuch zuteil, der der mir übertragenen Angelegenheit ebenso zugute kommen sollte, wie meinem Bedürfnis, über die preußisch-deutschen Verhältnisse und Verwicklungen eingehender unterrichtet zu werden. Auf der Durchreise in seine Heimatprovinz Estland besuchte mich Baron Eduard Ungern-Sternberg, ein Dorpater Universitätskamerad, von dem ich wußte, daß er viele

Jahre in Deutschland gelebt, mit dem badischen Minister von Roggenbach nähere Beziehungen angeknüpft hatte und durch vorzügliche Berichte über Schleswig-Holstein in weiteren Kreisen bekannt geworden war. Ungern, der sich in Deutschland der Fortschrittspartei und später dem linken Flügel des Nationalvereins angeschlossen hatte, war aus dem enragierten Demokraten, den ich in Dorpat gekannt habe, zum Verächter aller liberaler Schulmeinungen und zum Anhänger der Bismarckschen Annexionspolitik geworden. Was Ungern-Sternberg von der intellektuellen und moralischen Beschaffenheit der ihm bekannt gewordenen fortschrittlichen Wortführer, von der Nichtigkeit des illusionären Augustenburgertums und von der Gleichgültigkeit der Massen gegen die in ihrem Namen getriebene Opposition berichtete, klang so überzeugend, daß ihm nicht schwer fiel, meinem Glauben an den deutschen Liberalismus und dessen Zukunft einen schweren Stoß zu versetzen. Nur das unbedingte Vertrauen, daß er zu Person und System des Herrn von Bismarck zeigte, vermochte ich — dem die fanatische Art des zu Extremen neigenden Freundes wohl bekannt war — nicht zu teilen. Mit dem Hauptzweck meiner Reise bekannt geworden, erbot Ungern sich, mich mit Einführungsbriefen für Julian Schmidt und Moritz Busch, den damaligen Redakteur der „Grenzboten", zu versehen. „Und damit du Gelegenheit hast, auch entgegengesetzte Meinungen kennen zu lernen und selbst zu urteilen", sagte er zum Schluß eines bis an den Morgen fortgesetzten nächtlichen Gesprächs, „will ich dich mit einem mir verwandten, dem sogenannten linken Zentrum angehörigen Manne, dem Abgeordneten Georg von Bunsen, bekannt machen."

Bewaffnet mit diesen Briefen und einer Karte, die das geistige Oberhaupt unsres Rigaer Kreises, der Stadtbibliothekar Georg Berkholz, mir an seinen Studiengefährten, den Dr. Heinrich Bernhard Oppenheim, mitgegeben, bestieg ich an einem dunkeln Maiabende des Jahres 1865 den Dampfer, der mich nach Stettin führen sollte. Meine Barschaft war so beschränkt, daß ich den Seeweg einschlagen und als besondern Glücksfall ansehen mußte, daß der Verleger der „Baltischen Monatsschrift" mir kurz vor der Abreise den auf zehn Taler bezifferten Rest eines Honorares auszahlen ließ. Trotz Sturm und Regen steuerten wir zuversichtlich dem gepriesenen „andern Ufer" zu. Den Achtundzwanzigjährigen hatte der Gedanke, Deutschland wiederzusehen, mit bedeutenden Menschen in Berührung zu treten, der Sache seines Vaterlandes einen Dienst zu erweisen und einige Wochen von dem Druck nie abreißender Arbeit befreit zu sein, in eine so gehobene Stimmung versetzt, daß die Ungunst von Wind und Wetter ihm nichts anzuhaben vermochte, und daß der strahlend schöne Frühlingsmorgen, an dem er seinen Einzug in Berlin hielt, Hoffnungen weckte, wie sie eben nur diesem Lebensalter möglich sind. — Was dem Livländer der alten Zeit die Berührung deutscher Erde bedeutete, vermag nur zu verstehen, wer an eigener Haut die Zwiespältigkeit einer Existenz erfahren hat, deren äußere Schranken eine volle Betätigung des Besten, was man in sich trug, niemals haben aufkommen lassen. Mußte das Maß gesellschaftlicher Freiheit, dessen wir uns erfreuten, doch bezahlt werden mit einer Abhängig-

keit von Rücksichten auf ein Staatswesen, das dem wahren Wohl und Wehe unsers Landes fremd, wenn nicht feindlich gegenüberstand, und das uns Beschränkungen auferlegte, die weder ihm selbst noch uns von Nutzen waren. Wesentlich dazu bestimmt, Forderungen rein formaler Natur genug zu tun und dem Schein zu genügen, nahmen sich die in die baltischen Provinzen importierten russischen Staatsinstitutionen wie Kulissen aus, hinter denen eine auf eigenen Selbstbetrug gerichtete Regie ihr Wesen trieb. Die dieser Regie angehörigen besseren und guten Elemente (die russischen vom Schlage der Suworow, Schuwalow und Walujew, wie die baltischen der Oettingen-Keyserlingschen Richtung) durften das Gute und Heilsame ja immer nur „vi, clam vel precario“ tun, während der Hauptteil ihrer Tätigkeit dem Triebwerk einer Regierungsmaschine zugewendet war, die sich als Selbstzweck ansah. Diejenigen Dinge, auf die es uns wesentlich ankam, wurden fast ausnahmslos durch private und städtische Arbeit beschafft: die von der Staatsgewalt in Anspruch genommenen Leistungen des Landes repräsentierten (wie ein geistreicher Mann gesagt hatte) „eigentlich nur die Gewerbesteuer, die wir für den Gebrauch unsres Selbstverwaltungsrechts zahlten“.

Wie belebend mußte da die Berührung mit einem Staatswesen wirken, wo die Dinge um ihrer selbst und nicht um des Scheines willen getan wurden, — wo die Beamtenarbeit greifbaren, der Gesamtheit sichtlich zugute kommenden Zwecken galt, wo der einzelne mindestens der Hauptsache nach wußte, daß die von ihm geforderten Leistungen auf das Gemeinwohl abzweckten! Was immer dem damaligen preußischen Regime zur Last gelegt wurde, — die Empfindung, daß die Grundlagen dieses Staatswesens gesunde seien, daß die Freiheit „das Gute zu tun“ niemandem grundsätzlich verkümmert werde, und daß die Identität zwischen Staats- und Gesellschaftszwecken höchstens im einzelnen zu wünschen übrig lasse, — sie drängte sich dem unbefangenen Beschauer unabweisbar auf, wenn derselbe auch nur vierundzwanzig Stunden lang Berliner Pflaster getreten hatte. Nicht nur auf dem Papier, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit konnte hier gesagt werden, daß „Ordnung die Welt regiere“, und daß der Träger des höchsten Regiments sich als premier domestique de l'état fühlte. „Ihr wißt nicht, wie gut Ihr es habt“ hätte ich den Leuten immer wieder zurufen mögen, deren drittes Wort die Berufung auf die Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes war. Und andre, als solche Leute, bekam ich vorerst nicht zu sehen. Bis in die gebildetsten Schichten der Gesellschaft hinauf war die Bevölkerung von einer Mißstimmung und Erbitterung gegen die Regierung beherrscht, die für die Gebildeten Anstandspflicht geworden zu sein schien und mit nicht eben wohltuender Absichtlichkeit zur Schau getragen wurde. Und daß die Wirkungen dieses Gebarens auf die unteren Klassen verderbliche waren, ließ sich doch mit Händen greifen. Daß die Pietät früherer Zeiten einer Tendenz zu meisterloser Kritik der bestehenden Zustände und der maßgebenden Personen Platz zu machen beginne, fiel dem Fremden auf den ersten Blick auf und verriet sich unter anderm durch die unehrerbietige Weise, in der dem Monarchen bei seinen täglichen Ausfahrten begegnet wurde: von zehn Personen, an denen

der königliche Wagen vorüberfuhr, behielten zum mindesten sieben den Hut auf dem Kopfe, während fast das Umgekehrte Regel gewesen war. Kein Wunder, daß in den Berliner Korrespondenzen ausländischer (und gelegentlich auch inländischer) Zeitungen versteckte wie offene Anspielungen auf die Analogien Mode geworden waren, die zwischen den Berlinischen Stimmungen und den Pariser Zuständen vor Ausbruch der großen Revolution nachweisbar sein sollten. Wohl ein dutzendmal waren Zwischenfälle untergeordnetster Art zu Vergleichungen mit der „Halsbandgeschichte" und deren Folgen herangezogen und so tendenziös weiterverbreitet worden, daß die Zukunft der preußischen Monarchie auch bei aufrichtigen Freunden derselben für gefährdet galt.

Von den Besuchen, die ich in Berlin machte, galt der erste dem Herausgeber der „Deutschen Jahrbücher", Dr. H. B. Oppenheim, einem Manne, der für die hervorragendste publizistische Kraft der Fortschrittspartei und außerdem für einen vorzüglichen Nationalökonomen, d. h. strammen Freihändler und Manchestermann galt und wegen seiner Beteiligung an dem Hatzfeldt-Lassalleschen Kassettenprozeß" (1848) weiten Kreisen bekannt geworden war. In diesem Jugendgefährten meines Freundes Berkholz lernte ich einen wohlwollenden älteren Mann kennen, der trotz des Gelehrtenhabitus, den er trug, den Vorstellungen wenig entsprach, die ich mir von deutschen Revolutionärs „in Schlafrock und Pantoffeln" gemacht hatte. Ohne den Anschauungen seiner Partei etwas zu vergeben, schien der behaglich dreinschauende Herr die Aussichten derselben ziemlich skeptisch zu beurteilen und das Gebaren des Berliner Gassenradikalismus für das anzusehen, was derselbe in der Tat war: die Modeform großstädtischer Blasiertheit. Dr. Oppenheim (der als Redakteur der gescheiterten „Deutschen Jahrbücher" mit der Einsicht seines Publikums seine Erfahrungen gemacht haben mochte) sprach der Masse der Bevölkerung die Reife ab, deren es zu großen politischen Umwälzungen bedürfe. An eine Revolution sei für die absehbare Zukunft nicht zu denken, — komme es jemals zu einer solchen, so werde niemand anders als Herr von Bismarck die Verantwortung dafür zu tragen haben. Jetzt, da die Regierung mit ihrem politischen und konstitutionellen Latein zu Ende sei, werde der Versuch einer Diversion auf das Gebiet der auswärtigen Politik gemacht und der Lockvogel der Annexion Schleswig-Holsteins losgelassen: das sei indessen vergebliche Mühe. Bevor die für die Zukunft Preußens und Deutschlands entscheidende preußische Verfassungsfrage nicht ausgetragen worden, werde die Mehrheit des Abgeordnetenhauses sich auf nichts einlassen — hinter dieser Mehrheit aber stehe das liberale Bürgertum.

Diesen übrigens höchst ruhig und maßvoll vorgetragenen Ausführungen mit der Frage zu begegnen, wer denn hinter „dem liberalen Bürgertum" stehe, konnte meine Sache nicht sein. Um dem Gegenstande näher zu kommen, auf den es mit meinem Besuch eigentlich abgesehen war, spielte ich das Gespräch auf das Gebiet der großen und internationalen Politik hinüber. Unter „großer Politik" schien mein neuer Bekannter das liberale Königreich Italien und dessen Zukunft zu verstehen, der seinem Vaterlande benachbarte slawische Osten des Weltteils kam höchstens beiläufig in Betracht. Meine

ihm bescheidentlich vorgetragenen Wünsche für Anknüpfungen mit der deutschen Presse und für publizistische Unterstützung der baltisch-deutschen Interessen hörte er geduldig an; aus der Überzeugung, daß die Sache aussichtslos sei, machte er indessen kein Hehl. Man habe am heimischen Herde zu viel zu tun, um sich auf fernabliegende Dinge, zumal solche einzulassen, die mit den Zeitgedanken nichts zu tun hätten; wenn ich Empfehlungen wünschte, werde er mir dieselben bereitwillig, aber mit der Vorhersagung ihrer Erfolglosigkeit zuteil werden lassen usw.

Aus Seegershof, der Straße, in der Oppenheim wohnte, nahm ich den direkten Weg in die Französische Straße, um bei Dr. Zabel, dem Redakteur der von uns als Großmacht angesehenen „Nationalzeitung", mein Glück zu versuchen. Ich wurde in das Schreibzimmer eines ebenso philisterös wie gutmütig aussehenden alten Herrn geführt, der über die Bedeutung seines „Organs" und seine Person offenbar sehr viel genauer unterrichtet war als über Dinge, die außerhalb des Berliner Horizonts lagen. Nachdem ich einen ziemlich ausführlichen Bericht über Bismarcks Werbungen um die Unterstützung der „Nationalzeitung", über seine — des Dr. Zabel — mehrwöchentliche Gefängnishaft und über den an derselben bewiesenen Anteil hoher und höchster Personen (insbesondere Ihrer Majestät der Königin) ehrerbietig entgegengenommen hatte, trug ich dem hochmögenden Publizisten (von dem die Leute sagten, er habe nie eine Zeile geschrieben, sondern immer nur „geleitet") mein Anliegen abermals und zwar so beweglich und so kurz wie immer möglich vor. Dr. Zabel wiegte den Kopf, betonte die Verantwortlichkeit für die Prinzipientreue des Blattes, dessen Leitung auf ihm laste, erklärte indessen schließlich, daß er nicht abgeneigt sei, von uns besorgten „informatorischen" Artikeln wenigstens von Zeit zu Zeit die Spalten der „Nationalzeitung" zu öffnen. „Übrigens", fügte er hinzu, „ist vor weniger Zeit ein Beamter des St. Petersburger Hofministeriums, Baron Köhne, bei mir gewesen, der mich und andre Redakteure im entgegengesetzten Sinne zu beeinflussen gesucht hat, indem er von den liberalen Absichten seiner Regierung und der Verstocktheit Ihrer Junker redete. Wenn es darauf ankäme, diesen den Treff zu geben, so wäre mir das natürlich lieber gewesen. Sie müssen die Sache im liberalen Sinne zu behandeln suchen." Mit dieser Mitteilung wurde ich freundlichst entlassen. — Daß man sich russischerseits hatte angelegen sein lassen, die öffentliche Meinung Deutschlands gegen das deutsche Element in den baltischen Provinzen einzunehmen, war immerhin von Interesse; wir hatten dem Anschein nach allen Grund gehabt, den Einfluß der deutschen Presse als Faktor für die Entscheidung über unsre Zukunft anzusehen. — Etwas, wenn auch nicht viel, schien gewonnen zu sein, und ich durfte den Gönner von der Französischen Straße mit dem Gefühl meiner Dankbarkeit verlassen, die er (wie sich in der Folge zeigte) innerhalb gewisser Grenzen verdient hat. Daß wir in dem Lande unsrer Väter vergessen seien, und daß die Hoffnung, im Gedächtnis derselben erneuert zu werden, wenig mehr als einen Strohhalm bedeute, war mir freilich auch bei dieser Gelegenheit mit der gehörigen Deutlichkeit zu Gemüte geführt worden.

Einfacher als die Verhandlung, die ich mit Dr. Zabel geführt, verlief die Auseinandersetzung mit Herrn K., dem ständigen Berliner Korrespondenten unsres Blattes, der nach unsern Instruktionen Artikel schreiben und den Inhalt derselben bei der „Nationalzeitung" und bei andern von mir noch zu ermittelnden Blättern „kleindeutscher Richtung" (denn nur für solche schrieb Herr K.) anbringen sollte. Hinter diesem, in einer feuchten Kellerwohnung Alt-Berlins einsam hausenden Schriftsteller hatte meine provinzielle Unschuld einen publizistischen Retter gesucht, dem unsresgleichen kaum das Wasser reichen dürfe. Herr K. schrieb mit immer gleicher Eleganz und nie versagender Präzision über jedes ihm aufgegebene Thema. Er schien auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens gleich heimisch geworden zu sein, er beurteilte alles von dem denkbar vorgeschrittensten Standpunkt und zählte demgemäß für gewisse hochliberale Leser unsrer im Grunde konservativen Zeitung unter die hervorragendsten Geister des 19. Jahrhunderts. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich einen mageren, gedrückt und ausgehungert aussehenden Herrn kennen lernte, dessen Umgangssprache das denkbar gemeinste Berlinisch war, der — wie sich bei unserm ersten Gespräch herausstellte — den Bildungsstandpunkt und die Denkungsart eines Barbiergesellen oder Konditorgehilfen vertrat, sehr viele Zeitungen, aber kaum jemals ein Buch gelesen hatte, — von den Tagesgrößen, die er so intim zu schildern gewußt, keine einzige kannte und die höflichen Worte, die ich ihm über seine letzte Korrespondenz (eine Kritik der neuesten Richtungen in der Nationalökonomie) sagte, mit der naiv-schlauen Bemerkung beantwortete: „Ja, ja — man muß nur an die richtigen Quellen zu gehen wissen." Otto Michaelis (den späteren Geheimrat und Mitarbeiter Delbrücks, — damaligen Mitarbeiter der Nationalzeitung) hatte ich einmal sagen hören, daß „die Journalistik die Kunst sei, über Dinge zu schreiben, von denen man nichts versteht!" Ein leibhaftiger Beweis für die Wahrheit dieses lästerlichen Wortes stand jetzt vor mir. Über die Dinge, von denen er so vorzüglich zu schreiben gewußt, ließ sich mit dem Manne unsres Vertrauens nicht ein verständiges Wort reden! Seine Unterhaltung beschränkte sich auf den Vortrag in längst fadenscheinig gewordenen, dem Bierstubenjargon entnommenen Berliner Redensarten, und nur wenn er auf den v— Bismarck und auf die „Reaktion" zu reden kam, verriet dieser zur Kompilationsmaschine gewordene unglückliche Mann, daß er ein Inneres besitze, das sich zuweilen in Bewegung setze. Geschäftlich ließ sich mit Herrn K. natürlich vortrefflich auskommen, seine „Fertigkeit" in der Ausprägung fremder Gedanken bewährte sich auch in der ihm übertragenen neuen Tätigkeit, und er hat uns während der Jahre 1865—1867 gegen immerhin mäßige Remuneration manchen dankenswerten Dienst erwiesen.

Unter diesen Versuchen zur Erfüllung einer patriotischen Pflicht, die niemand als solche anerkennen wollte, war der Sonnabendnachmittag herangekommen, auf den ich zu Herrn Professor Droysen beschieden worden war, um dem Biographen Yorks die kleine Schrift über „York und Paulucci" vorzulegen, deren Veröffentlichung ich vorhatte. Droysen wohnte in der Viktoriastraße, und so ging der Weg zu ihm durch die Frühlingspracht des

Tiergartens, in dem die Fliederbüsche noch ebenso üppig blühten, die Nachtigallen ebenso wehmütig jubelten wie in den Tagen Theodor Amadeus Hoffmanns und der Romantiker, die die Genien meiner Jugend gewesen waren. Uns, die wir das literarische Deutschland lange vor dem politischen kennen gelernt hatten, uns war Berlin immer noch die Stadt der Romantiker, der Jungdeutschen und der Hegelianer. Wenn die Leute auch die Achsel zuckten, sobald man danach fragte, wo Hegel und Schleiermacher gewohnt hätten, wo das alte und wo das neue Mendelssohnsche Haus gestanden, — wo „des Vetters Eckfenster" und wo das Café Royal zu suchen sei, in welchem Heine dem Verfasser des „Kater Murr" und dem berühmten Herrn Gans begegnet war — so wurden diese Fragen doch noch zur Not verstanden. Bei „Lutter und Wegener" zu Mittag gegessen und die Stätte begrüßt zu haben, an der Hoffmann und Devrient ihre Orgien gefeiert hatten — und in dem Zelt der „Serapionsbrüder" gewesen zu sein, gehörte aber nicht mehr zu den frommen Pflichten, deren Erfüllung dem strebsamen Reisenden oblag. Noch hatte die bauliche Erneuerung der Stadt indessen nicht ihren Anfang genommen. Von den Baulichkeiten der Zeiten Friedrich Wilhelms III. hatten sich weitaus die meisten unverändert erhalten. Selbst innerhalb der Friedrich-Wilhelmsstadt zeigten viele Straßen und Plätze die bescheidene Schmucklosigkeit der vergangenen Zeit. So vollständig wie heute war dem Besucher Berlins noch nicht die Empfindung verloren gegangen, auf klassischem Literaturboden zu stehen und mit einer bedeutenden Vergangenheit in Kontakt zu treten.

Etwas von dieser Empfindung hatte sich mir mitgeteilt, als ich, den ersten Versuch zu selbständiger literarischer Tätigkeit in der Tasche, frischen Mutes den frühlingstrunkenen Tiergarten durchschritten und in gehobener Stimmung das Haus des berühmten Gelehrten betreten hatte, der mir die Tür in die deutsche Gelehrtenrepublik öffnen sollte. Und wie liebenswürdig, wie beglückend war der Empfang, den der stattliche, mit elegantem seidenen Hausrock bekleidete Herr mit dem lebhaften dunklen Auge und der hohen klaren Stirn dem namenlosen Fremden zuteil werden ließ! Es bedurfte nur der Bezeichnung der von mir aufgefundenen York-Pauluccischen Briefe und eines Hinweises auf die Beziehungen, welche Garlieb Merkel zu den Ereignissen von 1812 gehabt hatte, damit mein Wunsch erfüllt und ein Einführungsbillett an den Verleger des „York" in meine Hand gelegt wurde. Dann aber hieß Droysen mich näher treten und über die Verhältnisse meiner Heimat berichten. Für ihn war von Interesse, was den liberalen Koryphäen als außerhalb der Welt und unterhalb ihres Horizonts liegend erschienen war. Die Fragen, die der bewährte Kenner nordischer Geschichte an mich richtete, und die Bemerkungen, mit denen er meine Antworten unterbrach, zeugten von einem Verständnis für die neueste russische Entwicklung und deren internationale Bedeutung, das von der naiven Urteilslosigkeit deutscher Durchschnittspolitiker wohltuend abstach. Ich hatte keine Veranlassung, mit Mitteilungen über den Hauptzweck meiner Reise und die dabei gemachten Erfahrungen zurückzuhalten. Droysen nahm dann Veranlassung zu eingehender Erörterung der Verhältnisse und der Personen, die die Lage Preußens bestimmten. „Für die Dinge, die

Ihnen am Herzen liegen, werden sie hier nur einen Mann finden, dieser Mann ist Herr von Bismarck. Indessen die liberalen Politiker in bornierten Parteianschauungen befangen sind, besitzt er die Fähigkeit, die Dinge in großem Stil und nach allgemeinen Gesichtspunkten zu behandeln. Er allein weiß, worauf es für uns ankommt, er allein hat volles Gefühl für unsre nationale Ehre. Aus seiner Misere kann Deutschland allein durch Preußen herausgerissen werden, und für Preußen kommt alles darauf an, durch die Erwerbung der Elbherzogtümer zur wirklichen deutschen Großmacht zu werden. Wenn Preußen geworden ist, was es werden soll und muß, wird es auch mit seinen Verfassungsfragen in Ordnung kommen. Die Leute hier haben für nichts Sinn als für die kleinen und elenden Zwischenfälle des Parteihaders, in denen sich unsre besten Kräfte aufreiben." Damit war alles gesagt. Sowohl rücksichtlich Schleswig-Holsteins wie rücksichtlich des Konflikts vertrat Droysen Anschauungen, die der herrschenden Auffassung direkt zuwiderliefen; die Personen aber, die an der Spitze der liberalen Opposition standen, beurteilte er noch schärfer, als Ungern-Sternberg getan hatte. Wenn ich an den Minister von Bismarck oder dessen Freunde zu kommen wisse (so schloß Droysen), werde vielleicht möglich sein, in Deutschland Interesse an der verzweifelten Lage der baltischen Provinzen zu wecken, — wenn nicht, nicht. Die liberale Presse vermöge weder den Willen noch die Fähigkeit aufzutreiben, deren es bedürfe, damit dem vorgeschobenen Posten an der Ostsee ein moralischer Rückhalt geboten werde. „Sie wenden vergebliche Mühe auf, wenn sie bei unsern Liberalen nach Verständnis für Dinge ausschauen, von denen der fortschrittliche Katechismus nichts weiß."

Was Droysen gesagt hatte, traf mit den von mir gemachten Erfahrungen zu direkt zusammen, als daß seine Beurteilung der Frage mir nicht den nachdrücklichsten Eindruck gemacht hätte. Aber was anfangen? Empfehlungen an Herrn von Bismarck (die ich mir in Riga und Dorpat unschwer hätte verschaffen können) besaß ich nicht und konnte ich mir nicht mehr kommen lassen. Und was hätten sie selbst in dem wenig wahrscheinlichen Falle genützt, daß Herr von Bismarck mir sein Ohr schenkte? An den Mann, der der prädestinierte Retter Deutschlands sein sollte, glaubte man in Riga und Mitau ebenso wenig wie in St. Petersburg und Moskau. Seine Zeitung wurde nirgends gehalten und von niemandem gelesen, indessen für oder wider uns abgegebene Wahrsprüche der liberalen Orakelstätten allenthalben und bei Gelegenheit auch den leitenden russischen Staatsmännern Eindruck machten. Droysen hatte nun allerdings eine Tatsache bestätigen zu können geglaubt, von der Gerüchte seinerzeit auch zu uns gedrungen waren. Herr von Bismarck sollte auf eine Entschließung Alexanders II. Einfluß geübt haben, die — ohne die rechtliche Stellung unsrer evangelischen Staatskirche zu verbessern — der Gewissensfreiheit in Liv-, Est- und Kurland ein tatsächliches Zugeständnis von erheblicher Wichtigkeit gewesen war. Im Mai 1864 war der griechischen Geistlichkeit eine geheime Ordre der Regierung zugegangen, die den Protestanten der drei Provinzen das Recht wiedergab, die Konfession ihrer in gemischten Ehen erzeugten Kinder nach freier Wahl zu bestimmen.

Wie man wissen wollte, hatte ein im Winter 1863/64 geführtes Gespräch des preußischen Ministerpräsidenten mit dem Großfürsten Konstantin auf den Erlaß dieses „geheimen" (bekanntlich unter Alexander III. zurückgenommenen) Ukases eingewirkt. An diese — nicht einmal verbürgte — Tatsache Erwartungen zu knüpfen und aus einem uns beiläufig geleisteten Vorschub Schlüsse auf Bismarcks Bereitschaft zu weitergehenden Förderungen zu ziehen, wäre abenteuerlich gewesen, — um so abenteuerlicher, als der viel befehdete Minister allen Grund hatte, sich der guten Meinung des St. Petersburger Gouvernements für die speziellen Zwecke seiner Politik zu versichern. — So blieb nichts übrig, als auf dem eingeschlagenen Wege weiterzugehen. Droysen hatte die „Preußischen Jahrbücher" als eines der wenigen Preßorgane bezeichnet, mit denen der Versuch einer Anknüpfung der Mühe verlohnen würde und, außer dem Redakteur dieser Zeitschrift Wehrenpfennig, Herrn Julian Schmidt als Mann von patriotischer Denkungsart und höherer Einsicht genannt. Da ich einen Brief an den letzteren bereits mit mir führte, setzte ich meinen Stab in die Matthäi-Kirchstraße, um den Verfasser der verbreitetsten deutschen Literaturgeschichte damaliger Zeit aufzusuchen. Ein freundlicher Empfang konnte mir bei dem Freunde meines Freundes nicht fehlen, und vertrauensvoll öffnete ich mein Herz vor dem anscheinend barschen und doch dabei grundgütigen kleinen Herrn mit dem großen Kopf und den klugen hinter ungeheuren Brillengläsern verschanzten Augen. Schmidt arbeitete an einer neuen Ausgabe seines Hauptwerks und ließ sich, seit er die Leitung der „Berliner Allgemeinen Zeitung" aus den Händen gegeben hatte, auf politische Arbeiten nur in Ausnahmefällen ein. Daß er daran wohl tue, glaubte ich trotz meines tiefen Respektes vor dem berühmten, in jeder Rücksicht gewinnenden Manne bereits der ersten mit ihm geführten Unterredung entnehmen zu dürfen. Schmidt hatte sich politischen Dingen zugewendet, weil er guter Patriot war, und weil man in dem Deutschland alten Stiles ohne weiteres annahm, ein guter Patriot (zumal ein liberaler) müsse zugleich Politiker sein. Politischer Publizist schien der vielgenannte Literarhistoriker nur geworden zu sein, weil sich das für einen Mann, der sein Vaterland liebte und der zu schreiben wußte, von selbst verstehen sollte. Über die Bedeutung des Staatslebens für das geistige und sittliche Leben der Nation hatte er ernsthaft und mit eindringendem Verständnis nachgedacht, — Dinge, die die Technik des Staatslebens oder Interessen der großen Politik berührten, lagen dafür so vollständig außerhalb seines Gedankenkreises, daß er sich nur ausnahmsweise darauf besann. Warum die von dem vortrefflichen Manne redigierte „Berliner Allgemeine Zeitung" kein Glück gemacht hatte, wurde mir verständlich, ohne daß ich jemals eine Zeile derselben gelesen hatte. Wo es sich um Entscheidungen moralischer Natur oder um Fragen handelte, die mit gesundem Menschenverstande und einem patriotischen Herzen entschieden werden konnten, wußte Schmidt den Nagel auf den Kopf zu treffen. Fragen solcher Art kommen im politischen Tagesleben aber nur ausnahmsweise zum Austrage, und der Rest war ihm (wenn man der Sache auf den Grund ging) indifferent. Erscheinungen des außerdeutschen Staatslebens wurden von demselben Manne,

der eine eminente Kenntnis der meisten europäischen Literaturen besaß, mit gewissen, im voraus ausgeprägten Formeln abgefertigt, — beiläufig bemerkt, den nämlichen Formeln, die ich in der Folge auch von Gustav Freytag aussprechen hörte. Was Julian Schmidts Anschauungen über die politische Tagesfrage und den Kampf der Parteien anlangt, so deckten sie sich wesentlich mit denjenigen Droysens. Trotz der ihm sonst eigentümlichen Schärfe und Bestimmtheit schien Schmidts Vertrauen zu der Bismarckschen Politik übrigens kein so unbedingtes zu sein, wie dasjenige Droysens war, — über die Hohlheit des modischen Fortschrittlertums urteilte er dagegen noch abfälliger und derber als der berühmte Historiker. Rücksichtlich dessen, was mir zunächst und vor allem am Herzen lag, verwies Schmidt mich an die „Grenzboten" und deren Herausgeber Moritz Busch in Leipzig. — Als ich den Mann verließ, der mir in der Folge ein geschätzter und zuverlässiger Freund werden sollte, mußte ich mir sagen, daß ich eine wertvolle Bekanntschaft gemacht, für mein Vorhaben aber nicht die geringste Förderung erfahren hätte.

Da die letzte Nummer meines Berliner Thatenregisters, die Person des Dr. Wehrenpfennig, nach Frankfurt a. M. verreist war, und da ich diese dort aufzusuchen vorhatte, so durfte ich den ersten Abschnitt meines Reiseprogramms für absolviert ansehen. Von dem Berlin, dessen Herrlichkeiten die Kompensation für die aufgewendete Liebesmühe bilden sollten, hatte ich freilich nichts oder nur wenig gesehen. Reichtum und Mannigfaltigkeit der Anregungen und Genüsse, die ein verlängerter Aufenthalt in der geistigen Hauptstadt des nördlichen Europa bieten konnte, hatten sich seit meinen Studienjahren nicht verändert — das Verlangen nach Sättigung erwies sich indessen geringer, als ich erwartet hatte. Zum ersten Mal im Leben machte ich die Erfahrung, daß die Hingabe an einen Gedanken, einen Zweck, die Freude an wechselnden Gestalten des Lebens auf ein bescheidenes Maß beschränkt und daß man schließlich nur da an seinem Platze ist, wo man etwas auszurichten hat. An den Mittelpunkt der großen Entscheidung über die Zukunft Deutschlands konnte ein namenloser Fremder nicht gelangen, und was sich an der Peripherie abspielte, auf der Tribüne oder im Wirtshause auffammeln ließ, erschien ungenügend und im Grunde trivial. Allenthalben erhitzte und aufgeregte Menschen, die das nämliche Thema variierten und zu Ende waren, wenn sie ihrer Verbitterung über den bestehenden Zustand den herkömmlichen Ausdruck gegeben hatten. So schwül und ungesund die über Berlin gelagerte Atmosphäre auch erschien, — gewitterschwanger nahm sie sich doch nicht aus. Die bleierne Müdigkeit, die diese Jahre lang in dem nämlichen Kreise umgetriebenen Menschen zeigten, weckte zu entschiedenem Zweifel an Ernst und Tiefe ihrer Leidenschaften, als daß die weitverbreiteten Revolutionsbefürchtungen hätten ernst genommen werden können. Ansteckend wirkte nur die Unfreudigkeit der Volksstimmung, — abschreckend die Autoritätslosigkeit, die geflissentlich zur Schau getragen und von den gebildeten auf die ungebildeten Klassen übertragen wurde. — Kunstsammlungen und Theater blieben freilich noch übrig. Die ersteren hatten neue Erwerbungen indessen nicht aufzuweisen, und die letzteren den Rest der Bedeutung eingebüßt, den sie noch im Jahre

1860 für das maßgebende Berlin besaßen. Dem sogenannten Berliner waren Sinn und Teilnahme für Kunstleistungen höherer Art verloren gegangen, seit die öffentliche Tribüne den weltbedeutenden Brettern Konkurrenz machte, und von den kleinen Bühnen kamen nur diejenigen in Betracht, die ihre Scherze mit Anspielungen auf die politischen Tagesereignisse zu pfeffern wußten. So waren befreiende Eindrücke für denjenigen, der der Befreiung bedurfte, am Spreeufer kaum mehr zu finden.

Als die Runde durch die mir zugänglichen Schauplätze dessen, was Berliner Leben hieß, beendet war, beschloß ich mein Bündel zu schnüren. Daß ich den Abgeordneten von Bunsen vorher noch aufsuchte, geschah wesentlich aus Rücksicht auf den mir mitgegebenen Brief, — von der politischen Richtung, welcher der Adressat derselben folgte, glaubte ich genug zu wissen. Ich hatte mich indessen getäuscht. Statt des liberalen Doktrinärs, den ich erwartet hatte, fand ich einen feinen, liebenswürdigen Mann von bestem Ton, einen Mann, mit dem sich europäisch reden ließ, der den größten Teil der außerdeutschen Welt aus direkter Anschauung kennen gelernt hatte, über die Dinge, die mich vornehmlich interessierten, überraschend genauen Bescheid wußte und seine politische Bildung offenbar aus Quellen bezogen hatte, die der Mehrzahl seiner Parteigenossen unzugänglich geblieben waren. Die Atmosphäre, in der der Sohn des „Ritters Josias von Bunsen" die bestimmenden Eindrücke des Lebens empfangen hatte, war diejenige des liberalen England und der Tage des „Prinz-Gemahls" gewesen. Ohne daß Herr von Bunsen dieser Beziehungen und seines Verhältnisses zum kronprinzlichen Hof irgendwelche Erwähnung getan hätte, ließ sich durchsehen, daß die in diesen Kreisen herrschenden Anschauungen die seinigen geworden seien. Dieselbe Neigung, die Dinge von der günstigsten Seite zu sehen, Gegensätzen, die einander unversöhnlich gegenüberstanden, die scharfen Kanten abzubiegen, die Güte der menschlichen Natur als feststehenden Faktor zu behandeln und Prinzipien einen Einfluß auf die Massen zuzuschreiben, den in Wirklichkeit nur Interessen zu üben vermögen! Das Freihandelssystem sollte das letzte Wort der Volkswirtschaft bedeuten, die „natürliche Harmonie der Interessen" eine Lösung der sozialen Gegensätze verbürgen und der Parlamentarismus bei einigem guten Willen unschwer zur festesten Stütze der Krone gemacht werden können. In die Reihen einer Partei, die mehr und mehr nach der demokratischen Seite hinüberneigte (das sogenannte linke Zentrum), war der Jugendfreund des Kronprinzen lediglich aus Pflichtgefühl getreten. Der Überzeugung, daß es darauf ankomme, den in Preußen bestehenden Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum zu überwinden, die Aristokratie volkstümlich zu verjüngen und auch in diesem Stücke dem Vorbilde Englands zu folgen, — dieser Überzeugung hatte Herr von Bunsen die Gewohnheiten und die Aussichten zum Opfer gebracht, in denen er emporgekommen war.

König Wilhelm hatte den Sohn des ihm von seinem Londoner Exil (1848) befreundeten preußischen Gesandten bereits als Knaben gekannt, ihn als Jüngling mit besonderem Wohlwollen behandelt und seine Genugtuung darüber geäußert, daß zwei von Georg von Bunsens Brüdern in des Vaters

Fußstapfen getreten waren und dem diplomatischen Dienste angehörten. Desto ungünstiger war von dem alten Herrn vermerkt worden, daß ein Sohn dieses Geschlechts sich in die Reihen einer Opposition verirrt hatte, die dem als eigenste Angelegenheit Sr. Majestät behandelten Werke der Heeres-Reorganisation den Weg vertreten wollte. Bunsen, der seinen Monarchen aufrichtig verehrte und eine durchaus pietätvolle Natur war, hatte erleben müssen, daß der König ihm nicht nur sein entschiedenes Mißfallen bezeugte, sondern eine Behandlung zufügte, die er nicht verdient zu haben glaubte und in der Tat nicht verdient hatte. Während der Zeit des schärfsten Konflikts zu einem Hofdiner befohlen, war der liberale Abgeordnete von Sr. Majestät anfänglich ignoriert, bei Gelegenheit des Nachmittagscercle aber mit den Worten angeredet worden: „Ah! Sind Sie es, lieber Bunsen? Nun, Sie sind es ja wohl, den die Herren vom Fortschritt zu meinem Minister des Auswärtigen bestimmt haben?" Dabei war es allerdings nicht geblieben, sondern dem Verletzten wurde nachträglich eine liebenswürdige Frage nach dem Ergehen von Frau und Kindern gegönnt und schließlich ein herbeigeholtes Bildnis seines Vaters mit freundlichen Worten vorgewiesen. Daß die versammelte Hofgesellschaft sich nach dem ersten dem „künftigen Minister des Auswärtigen" gewidmeten Worte gerichtet und den Gast der königlichen Tafel als „Luft" behandelte, hatte der Monarch freilich nicht ändern können, vielleicht auch nicht ändern wollen. Der bekannte Umstand, daß der liberale Josias von Bunsen und der konservative Herr von Bismarck viele Jahre lang auf ausgesprochenem Kriegsfuß gestanden hatten, mochte dazu beigetragen haben, dem wegen seiner Beziehungen zum Hofe des Kronprinzen ohnehin verdächtigen Sohne die besondere Mißgunst der Regierung zuzuziehen. Georg von Bunsen stand mit Brandis, dem Sekretär der Königin Augusta, dem Vertrauten des Kronprinzen, Ernst von Stockmar, und mit dem derselben Richtung angehörigen sogenannten „Königs-Meyer" (dem Legationsrat und königlichen Vorleser) auf intimem Fuß und mußte sich demnach gefallen lassen, für den Mittelsmann zwischen der höfischen und der parlamentarischen Opposition zu gelten.

Über das einzelne dieses Verhältnisses bin ich erst später und nach mehrjährigem Verkehr mit Bunsen unterrichtet worden, — das Wesen desselben ließ sich aber schon bei der ersten Berührung erkennen. Nach einem Einleitungsgespräch, das gemeinsamen Bekannten und mit diesen zusammenhängenden politischen Verhältnissen gegolten, kamen wir (wie das damals unvermeidlich war) auf die politischen Tagesfragen zu reden. Da ich sah, daß mein neuer Bekannter ein Mann sei, mit dem sich reden ließ und den Gesichtspunkten allgemeiner Art zugänglich war, nahm ich keinen Anstand, mit einem Urteil über die bisher empfangenen Eindrücke herauszurücken, das ich bisher wohlweislich für mich behalten hatte. Ich sagte frei heraus, daß der sogenannte Konflikt als wesentlich von der Opposition verschuldeter Fehler erscheine, daß Einfluß und moralische Vorherrschaft der liberalen Partei auf tönernen Füßen zu stehen schienen, daß Preußens Zukunft nicht von der Gestaltung der Verfassung, sondern von der Erweiterung seiner Machtsphäre abhänge, daß Herr von Bismarck der Mann zu sein scheine, eine solche durch-

zusetzen usw. „Sie werden begreiflich finden," schloß ich, „daß wir im Auslande lebenden Deutschen vor allem den Wunsch hegen, Preußen geachtet und respektiert zu sehen. Das kann aber nicht durch konstitutionelle Entscheidungen, sondern allein durch imponierende Taten erreicht werden."

Die Aufnahme, die dieses Bekenntnis bei dem liebenswürdigen Liberalen fand, konnte der Natur der Sache nach kein zustimmendes sein. Bunsen war indessen unbefangen genug, dem Gedankengange seines Gastes nachzugehen. Das Wesen der Sache, um die seit Jahr und Tag gekämpft werde, sei durch die schleswig-holsteinsche Angelegenheit wohl berührt, aber nicht getroffen worden. Auch wenn man davon absehe, daß die Frage nach der Zukunft des preußischen Parlamentarismus und nach der Geltung unzweideutiger Verfassungsvorschriften nicht durch die gewaltsame Erwerbung einer neuen Provinz beantwortet werden könne, blieben schwerwiegende Zweifel und Schwierigkeiten übrig. Herrn von Bismarcks letzte Absichten seien ebenso zweifelhafter Natur wie die Wege, die er bisher in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit gegangen sei. Von der Nation könne nicht verlangt werden, daß sie einem unpopulären, von einer Handvoll unverbesserlicher Junker umgebenen Staatsmann carte blanche erteile und ihre wichtigsten Güter zum Einsatz einer wagehalsigen Eroberungs- und Abenteuerpolitik mache. Trotz der Spaltungen, welche die schleswig-holsteinsche Angelegenheit in alle Parteien gebracht, seien die Nation und ihre Vertrauensmänner in diesem Punkte einer Meinung. Unter den Anhängern der Bismarckschen Ideen befinde sich kein einziger, dessen Stimme ins Gewicht falle.

Da mir bekannt war, daß Droysen aus seiner Auffassung kein Hehl mache und sich als Freund der Bismarckschen Ideen bekenne, nahm ich keinen Anstand, diesen zu nennen. „Ein vortrefflicher Mann, ein ausgezeichneter Gelehrter," fiel Bunsen lebhaft ein, „aber kein politischer Mensch! Er ist so allgemein als Doktrinär bekannt, der sich in eine bestimmte Ansicht verbissen hat, daß politische Leute sich neben ihm nicht mehr öffentlich zeigen dürfen. Glauben Sie mir, daß Droysen völlig isoliert dasteht, und daß es in Preußen nicht zehn Leute gibt, die seinen Standpunkt teilen. Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter."

Die Unterhaltung wurde noch eine Weile fortgesetzt, ohne doch von der Stelle zu rücken. Es ging, wie es in dergleichen Fällen zu gehen pflegt: der eine hat Gründe, der andre hat Gründe — der eine beweist und der andre beweist — jeder sucht sich aus den Gründen des Gegners diejenigen aus, mit denen er am leichtesten recht behält, und jeder behält recht, soweit nicht handgreifliche Tatsachen die Entscheidung geben. Die „handgreiflichen Tatsachen", die eine Entscheidung zu meinen Gunsten herbeiführten, traten aber erst dreizehn Monate nach meiner Verabschiedung von Herrn v. Bunsen ein, im Grunde genommen mir ebenso unerwartet wie ihm! — Wir schieden in freundlichster Weise. Mir war es eine wahrhafte Genugtuung gewesen, ein Maß von Teilnahme und Verständnis für die Interessen meines Vaterlandes gefunden zu haben, auf das ich in Deutschland nicht mehr gerechnet hatte. Journalistische Verbindungen besaß Herr v. Bunsen nicht, und daß ich mit

der „Nationalzeitung“ angeknüpft hatte, sollte die Einholung weiterer Ratschläge überflüssig machen. Von Billigkeit und Einsicht des Dr. Zabel dürfe das Beste erwartet werden usw. Beim Abschiede erhielt ich die freundliche Aufforderung, an dem Bunsenschen Hause auch künftig nicht vorüberzugehen.

Einige Tage später setzte ich meine Reise weiter fort. Von dem Wunsche erfüllt, wieder frische Luft zu atmen und wohltuendere als die an der Spree empfangenen Eindrücke aufzunehmen, reiste ich von Berlin ziemlich direkt nach München. Mittags angelangt, wußte ich mich in der fremden Stadt so weit zu orientieren, daß ich den Weg zu dem (mir als volkstümlich bezeichneten) Autheater allein und zu Fuß einschlagen konnte. An Ort und Stelle gelangt, fand ich die Theaterkasse noch geschlossen, und da bis zum Beginn der Vorstellung noch eine halbe Stunde vergehen sollte, bog ich in eine anstoßende Gasse, um mich des ungewohnten Anblicks einer halb ländlichen süddeutschen Vorstadt zu erfreuen. Der Tag war verzehrend heiß gewesen — rot und strahllos neigte die Sonne sich zum Rande des Horizonts — ein frischer Hauch wehte von den benachbarten Bergen herüber, und über den unscheinbaren kleinen Häusern der Umgebung lag eine friedliche Sonnabendstimmung, die den Reisenden bis ins Herz hinein erquickte.

Es war die Stunde, die des Schiffers Sehnen
Zur Heimat wendet und sein Herz erweicht,
Zum Tage, da er Abschied nahm mit Tränen;
Und die den Wandrer sanft beschleicht
Mit Wehmut, wenn von fernen Glockentönen
Der Tag betrauert wird, der nun verblaßt.

Solche Glockentöne drangen von dem Turm des benachbarten Kirchleins auch zu mir herüber, und zu ihnen gesellten sich Orgelklang und Knabenstimmen, die die Vesper sangen. Ich trat in die Tür: durch die Rose des Hauptfensters fiel das letzte Licht der scheidenden Sonne in das Halbdunkel des Gotteshauses, das bis auf den letzten Platz mit Andächtigen gefüllt war. Vornehm und gering, alt und jung schien mit gleicher Andacht den schlichten Worten zu lauschen, die vom Altar herab zu ihnen drangen. Zu meiner Linken kniete ein greises Mütterlein in ländlicher Tracht, das die für den Heimweg unentbehrliche Laterne zwischen den zitternden Händen hielt; zur Rechten ein junger, elegant aussehender Offizier der Chevauxlegers. Bürgerfrauen und Arbeiter hatten die Hände mit derselben Inbrunst gefaltet wie die eleganten Modedamen in Glacéhandschuhen, die wenige Schritte weiter in kniender Stellung ihre Andacht verrichteten. — Mir war zumute wie dem Mortimer des Schillerschen Stückes. Er war der Puritaner dumpfer Predigtstube entflohen, in der allein das „körperlose Wort“ verehrt wurde, und ich kam aus Berlin, wo (wie ich wahrgenommen zu haben glaubte) nichts mehr verehrt wurde. Hier fand ich Menschen, denen der Glaube an die idealen Güter der Menschen noch erhalten geblieben war, die sich in der Hingebung an einen Gedanken, an eine höhere Lebensmacht zusammengefunden und zu einer wirklichen Gemeinschaft verbunden hatten.

Noch bevor der Gottesdienst seinen Schluß erreicht, war die Sonne gesunken und die Dämmerung in ein Dunkel verwandelt worden, das allein

durch die am Altar brennenden Kerzen durchbrochen wurde. Das neben mir kniende Mütterchen erhob sich, um das Licht seiner Laterne zu entzünden und dem Strom zu folgen, der auf die Gasse zurückflutete. Die Gemeinde trennte sich wieder, und die Wege, die ihre Glieder einschlugen, vermochte ich nicht zu verfolgen. Ich schlug den meinigen ein und stand wenige Augenblicke darauf vor der inzwischen geöffneten Tür des Autheaters. Der empfangene Eindruck war zu bewältigend gewesen, als daß das dargebotene Rührstück (der edelmütige Held löste den geschürzten Knoten, indem er sich der Freischar anschloß, die den neu kreierten Kaiser Maximilian nach Mexiko begleiten sollte) ihn hätte verscheuchen können. Tagelang trug ich das Bild mit mir umher, das dieser Abendgottesdienst der Seele hinterlassen hatte, und das mir bedeutsamer zu sein schien als der volle Rest dessen, was sich dem Münchner Leben sonst absehen ließ. Als entscheidendes Merkmal desselben stellte sich die Tatsache dar, daß die verschiedenen Gesellschaftsklassen einander hier ungleich näher standen und ungezwungener verkehrten als im deutschen Norden, wo die Barrière zwischen vornehm und gering unübersteiglich erschien. Lag das an der Gemeinsamkeit religiöser Anschauungen und an der durch diese bewirkten Abschwächung der Bildungsunterschiede oder an andern Umständen? Daß die nicht eben erhebende Gemeinschaft des Biertisches dabei mitsprach, ließ sich nicht verkennen, sie konnte als das entscheidende Moment angesehen werden. Die Wurzeln lagen tiefer, und daß eine der mächtigsten derselben in der zusammenhaltenden Kraft des Katholizismus zu suchen sei, schien mir durch die Wahrnehmungen bestätigt zu werden, die ich während einer von München aus unternommenen Gebirgsfahrt machte.

Dauernde Beschäftigung mit diesen Problemen und der Frage nach dem Einfluß des Katholizismus auf die moderne Gesellschaft durfte ich mir indessen nicht gestatten. Ich gedachte des Wortes, nach dem der protestantische Mensch nicht dazu da ist, anzubeten oder sich anbeten zu lassen, sondern seine Pflicht zu tun, und meine Pflicht wies mich an die „Allgemeine Zeitung", die damals noch in Augsburg ihren Sitz hatte und unter die Großmächte deutschen öffentlichen Lebens zählte. So mußte denn von den Herrlichkeiten der oberbayrischen Gebirgswelt an der Schwelle derselben Abschied genommen und nach kurzem Aufenthalt in München die Fahrt über die trostlose Hochebene angetreten werden, die vom Isar an den Lech führt. Im „Eisenhut" — einem Gasthof, wie er heute nur noch in Büchern vorkommt — wurde Wohnung genommen und alsbald in Erfahrung gebracht, daß die Herren der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (die Doktoren Braun, Altenhöfer und Orges) abends zwischen sechs und sieben Uhr zu empfangen pflegten. So konnten den Tag über „Augsburger Studien" nach Vorschrift des Riehlschen Buches vorgenommen und Denkmale römischer Kolonisationsarbeit studiert werden, wie sie — Trier ausgenommen — keine andre deutsche Stadt aufzuweisen hat. Pünktlich um sechs Uhr fand ich mich vor der Tür des Weltblattes ein, — einem finster aussehenden alten Bau, dessen eiserne Fenstergitter an die Tage augsburgischer Reichsfreiheit gemahnten. Durch einen dunkeln, vielfach gewundenen Korridor wurde ich in das kleine dunkle Gemach

geführt, in dem Herr Dr. Braun über Zeitungen und Korrekturenstreifen gebeugt seines Amtes waltete. — Daß die „Augsburger Allgemeine Zeitung" den Namen eines Weltblattes verdiente und (wie einer der Redakteure bei historisch gewordener Gelegenheit gesagt hatte) „nicht für die Krapüle schrieb", erhellte schon aus den Fragen, die Dr. Braun an mich richtete, und aus der Art, wie er mein Anliegen behandelte. Darüber, daß es die Vertretung einer Sache gelte, die Ehre und Nationalgefühl des deutschen Volkes angehe, wurde nicht diskutiert, — seit Jahrzehnten hatte das Organ der Firma J. G. Cotta baltisch-deutsche Interessen vertreten und insbesondere die Sache der Dorpater Hochschule durch eingehende, wenn auch nur gelegentliche Erörterungen unterstützt. Sollte das künftig regelmäßig und in der von mir vorgeschlagenen Weise geschehen, so kam es darauf an, daß die Sache einem Journalisten übertragen wurde, den die Redaktion kannte und der eine ihr verwandte Richtung vertrat. — Mit den Parteiverhältnissen genugsam bekannt, um dem großdeutschen Organ keine Beziehung zu ausgesprochenen Gegnern zuzumuten, hatten die Rigaer Freunde auf den in Frankfurt a. M. lebenden Dr. Aurelio Buddeus, Verfasser der Schriften „Deutsch-Russisches", „Petersburg im kranken Leben" und „Rußland und die Gegenwart" ihr Augenmerk gerichtet. Die Nennung dieses Namens genügte zur Erzielung des gewünschten Einverständnisses. Buddeus' Bücher über Rußland konnten für die besten ihrer Art gelten und waren dem Dr. Braun bekannt. Der Verfasser hatte als Arzt St. Petersburg und Warschau kennen gelernt, einige Zeit in Kurland gelebt und trotz unzureichender politischer Vorbildung eine Beobachtungs- und Urteilsfähigkeit bewiesen, deren Besitz seinem gepriesenen, aber im Grunde kritiklosen Zeitgenossen, dem Freiherrn von Haxthausen, manchen Schnitzer und dessen Lesern manche Täuschung erspart haben würde. Zwei Livländer, Fürst Paul Lieven und mein Onkel W. Schwartz, hatten Haxthausen auf seiner Reise begleitet, und von ihnen hatte ich häufig erzählen hören, daß und wie der gelehrte Reisende von den russischen Beamten und Nichtbeamten, die ihm und seinen Liebhabereien zu schmeicheln gewußt, hinters Licht geführt worden war. Schwartz, der sich von je einer deutlichen Ausdrucksweise befliß, als genauer Kenner russischer Dinge und Menschen von unanfechtbarer Urteilsfähigkeit war (er hatte vierzehn Jahre lang als Beamter in Saratow gelebt), und der Haxthausens Schwachheit für „politische Romantik" nur allzugenau kennen gelernt hatte, pflegte den berühmten Westfalen unter die „urteilslosesten" Menschen zu rechnen, die ihm jemals vorgekommen seien. — Zur Entdeckung slawischer „Urphänomene" (wie das ungeteilte Gemeindeeigentum eines sein sollte) hatte der um dieselbe Zeit nach St. Petersburg, Moskau und Warschau verschlagene Tourist Buddeus es nicht gebracht, dafür aber mit dem Organ gesehen, das zum Sehen bestimmt ist und das Gesehene in außerordentlich anschaulicher Weise wiederzugeben verstanden. Für uns kam zunächst der zweite, „Baltische Trümmer" überschriebene, Band des Buddeusschen Buches in Betracht, weil dasselbe von der entsetzlichen Zeit der griechischen Kirchenkonversionen in Livland und des Golowinschen Gewaltregiments ein geradezu ergreifendes Bild entworfen hatte. Briefe, die mich bei Buddeus

einführen sollten, führte ich bei mir — jetzt, wo die „Allgemeine Zeitung" seine eventuelle Mitarbeiterschaft gut geheißen hatte, galt es, mit ihm in direkte Beziehung zu treten und ihn an seinem Wohnort (Frankfurt a. M.) aufzusuchen.

Den Weg nach Frankfurt nahm ich über Karlsruhe, wo ich mir einen mehrtägigen Aufenthalt gönnte, der zu Ausflügen nach Baden-Baden und Straßburg benutzt wurde. Ein an den Karlsruher Hofkapellmeister Hermann Levi gerichteter Einführungsbrief verschaffte mir die Bekanntschaft dieses auf der Höhe des Lebens stehenden, von Jugend, Lebenslust und Lebenskraft übersprudelnden Künstlers, mit dem ich schon nach wenigen Stunden auf vertrauten Fuß kam. Meinem Vorschlage, auf einen Tag nach Straßburg zu gehen, wurde bereitwillig zugestimmt und bei strahlendem Sommerwetter eine Exkursion unternommen, die Levis geistreiche und liebenswürdige Art zu einem wahren Festtage machte. Jung und romantisch gestimmt, vertieften wir uns in endlose Gespräche über Schumann und dessen Romantik, zu der Levi sich damals bekannte, ohne den späteren Wagnerianer ahnen zu lassen: Innerlichkeit, die zu tief war, um jemals einen adäquaten Ausdruck finden zu können, — Inhalt, dem keine Form genügte, sollten das Wesen der neuen Schule bilden, der die Herrschaft über die Zukunft verhießen schien. Ehe wir's gewahr wurden, war die Hauptstadt des Elsaß erreicht, die Porte d'Austerlitz passiert und der Weg zum Münster eingeschlagen, der das nahezu einzige Wahrzeichen der deutschen Vergangenheit dieser Stadt geblieben zu sein schien. Mir machte Straßburg einen so vollständig französischen Eindruck, daß ich mit Stolz rühmen durfte, wir baltischen Deutschen, die wir kein Volk, sondern eine bloße Kolonie bildeten, — wir hätten die nationale Art ungleich besser zu wahren gewußt als unsre allemannischen Vettern. Von der Plattform des Münsters aus erfreuten wir uns des Ausblicks in die von Goethe so unvergleichlich geschilderte Landschaft, die im verblassenden Frühlingsglanze vor uns lag, und nur die Kürze der Zeit hielt uns von dem Ritt nach Sesenheim zurück, der damals den Abschluß elsässischer Pilgerfahrten zu bilden pflegte. Als wir bei zauberhaftem Mondschein spät abends Baden-Baden erreichten, war der romantischen Begeisterung kein Ende. In einem der öffentlichen Gärten des im reichsten Frühlingsschmuck prangenden lieblichen Ortes stießen wir auf Brahms, der mit dem Maler Anselm Feuerbach beim Glase Punsch den köstlichen Abend verbrachte. Der eben zweiunddreißig Jahre alt gewordene Komponist des deutschen Requiem war bei glänzender Laune und von einer heiteren Ausgiebigkeit, die dem sonst nach innen gekehrten Mann nicht eigentümlich zu sein pflegte; Feuerbach — ein bildschöner junger Mann, der in seinem schwarzen Samtröckchen einen etwas kunstreiterhaften Eindruck machte und einen großen Teil der Unterhaltung mit Erzählungen aus Italien bestritt. Alle Zauber, die eine Sommernacht im Rheintal zu atmen vermag, schienen sich auf uns gesenkt zu haben: Brahms war der vergnügteste von uns allen und von einer Liebenswürdigkeit, die alles mit sich fortriß und uns die Empfindung gab, nicht eine plötzlich zusammengewürfelte, sondern eine längst befreundete Gesellschaft zu bilden. Aus dem Kurgarten klang die

Musik herüber, in den anstoßenden Büschen schmetterten die Nachtigallen, aus dem offenen Fenster einer benachbarten Villa aber tönte die Stimme einer jungen Sängerin herüber, die noch zu später Nachtstunde das Trinklied aus Lucrezia Borgia übte. „Das Tempo ist falsch", rief Brahms, der sich vor Übermut nicht zu lassen wußte und den Rock abgeworfen hatte — einen Augenblick darauf war er durch das offene Fenster in den Salon der überraschten Dame gesprungen und am Flügel niedergesessen, um dem Donizettischen Liede zu seinem Rechte zu verhelfen. Dem „Gesetz der Teufel und Gespenster" folgend, kehrte er auf dem nämlichen Wege in unsern Kreis zurück, um ein neues Glas Punsch zu bestellen und den begonnenen, von Witz und Laune bewegten Diskurs über Aufgabe und Wesen der Romantik fortzusetzen. Als wir aufbrachen, dämmerte der Morgen — wir wußten uns in den Gasthof „Zum blauen und goldenen Stern" Eingang zu verschaffen und verbrachten den Rest der Nacht zu dritt auf improvisierten Lagerstätten: das begonnene Gespräch hörte erst auf, als die Augen uns vor Übermüdung zufielen. Andern morgens hatten wir uns, noch bevor die Weihe der frühen Stunde vorüber war, erhoben, um im Glanz der wolkenlosen Sonne den Weg auf das alte Schloß zu nehmen. Als wir die letzte Höhe erklommen, stieß Brahms auf seinen Verleger Rieter-Biedermann, einen älteren, wohlgesetzten Herrn, mit dem er in der Eile einen Verlagskontrakt beredete, um sodann mit verdoppelt guter Laune und einem Frohsinn, der schließlich auch den steifen Züricher Patrizier ansteckte, in unsre Gesellschaft zurückzukehren. Das Frühstück wurde gemeinsam eingenommen, und als wir uns um die Mittagsstunde trennten, mochten alle Teilnehmer die Empfindung hegen, daß Tage, wie der hinter uns liegende, erdgeborenen Menschen nur selten und nur so lange beschieden sind, als sie jung sind oder doch noch „dem Nachtrabe der Jugend" angehören. Brahms habe ich nie wiedergesehen, Levi erst nach zweiunddreißig Jahren, die aus dem aufstrebenden jungen Künstler einen ermüdeten, in das otium cum dignitate eines königlich bayrischen Generalmusikdirektors zurückgetretenen alten Mann gemacht hatten. Die Erinnerung daran, daß wir einmal zwei Tage lang gemeinsam jung gewesen waren, hatten wir uns beide zu erhalten gewußt. „Es gibt Menschen, denen die Jugend nur eine Episode bildet, und solche, denen sie das ganze Leben gewesen ist." Ich glaube es sind die letzteren, die man Romantiker nennt!

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der schlechte Ruf.

Ein Rokokoscherz

von

Oscar Blumenthal.

Personen:

Chevalier von Longueville.	Gräfin Robinot.
Henri von Brieux.	Géraldine Brochard.
Marquis d'Orlimont.	Labourdonnais.
Die Marquise d'Orlimont.	

Zeit: Achtzehntes Jahrhundert.

(Die Komödie spielt am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in einem Rokokogarten, in welchem zwischen geschorenen Taxushecken mythologische Gruppen schimmern und ein Triton aus einer Muschel die Wasserstrahlen in ein Sandsteinbecken sprüht. Die Julisonne huscht über die Baumwipfel. An blühende Jasminsträucher lehnt sich im Vordergrund der Bühne eine Gartenbank.)

Erste Szene.

Chevalier. Henri.

Chevalier. So, lieber Henri! Schau mir ins Gesicht!
Und jetzt laß dir von deinem Oheim sagen:
Dein Blick ist trüb! Und das gefällt mir nicht!
Ich kann den Ernst nun einmal nicht vertragen.
Will schon die grüne Jugend nicht mehr lachen,
Was sollen wir, die alten Hähne, machen?

Henri. Nun ja . . . Ich habe meine stillen Sorgen,
Die ich verschüchtert in mich selbst gesenkt —

Chevalier. Und die du deinem Oheim selbst verborgen?
Heraus damit! Und was dich auch bedrängt —

Henri. Es ist ja gar kein herbes Seelenleid.
Vielleicht ist's nur ein Traum der Eitelkeit . . .
Und wirklich . . . ja! Ihr habt ein Recht zu grollen.

Ich hätte längst mein Herz Euch öffnen sollen,
Wie ich's so oft und nie vergeblich tat.
Ihr seid der Arzt, der jedem Heilung spendet,
Der seinen Witz an alle Welt verschwendet,
Und jedem gönnt Ihr Euren guten Rat.

Chevalier. Gott ja, ich tu's! Doch nur mit Widerstreben.
Man hat mich auf dies Altenteil gesetzt.
Ich kann nicht mehr das schlechte Beispiel geben —
So geb ich denn die guten Lehren jetzt.

Henri (nach einer Pause). Sagt ehrlich, Oheim, was Ihr von mir haltet?

Chevalier. Du bist ein liebenswerter Kavalier.

Henri. Ich bin doch auch, weiß Gott, nicht mißgestaltet!

Chevalier. Du bist mir ähnlich — das genüge dir! . . .
Und scheinst du auch ein wenig scheu und steif,
Vom Schulstaub übergraut die frischen Wangen —
Mein Gott! Man wird erst mit den Jahren reif.
Mir ist's nicht anders einst gegangen.

Henri. Nun, dann erklärt es mir, warum die Frauen
So lieblos kalt an mir vorüberschauen?
Die Abenteuer, die mir vorgeschwebt,
Nach denen meine Jugend brennt und bebt —
Ich schäme mich beinah, es Euch zu sagen! —
Ich habe noch kein einziges erlebt.

Chevalier (lächelnd). Das also ist die Quelle deiner Klagen!

Henri. Ihr wißt, ich ward im Priesterseminar
In Zucht erzogen und in strenger Sitte.
Hier lenkten meiner Jugend erste Schritte
Die Weisheit und die Güte Jahr um Jahr.
Ich lebte still im Dämmerreich der Träume
Und hielt, was mich bewegt, in Liedern fest.
Aus meinem Herzen schwangen sich die Reime,
Wie sich der Vogel schwingt aus seinem Nest . .
Doch mitten durch des Klosters Einsamkeiten,
Durch Meßgesänge, durch der Glocken Läuten
Erklang ein Wort, das alles mir verhieß,
Wonach die Wünsche ihre Flügel breiten.

Chevalier. Und dieses Wort . . .

Henri. Es lautete: Paris!
Das ist die Stadt des Lachens und der Freude.
Das ist die Heimat jedes Frohgefühls.
Erfüllung wächst aus allem Sehnsuchtsleide
Im Rauschen ihres Weltgewühls.
Hier bettet man die Sorgen in die Gruft.
Hier schwebt das Glück beflügelt durch die Luft.
Hier schreitet Hand in Hand auf blumigen Wegen

Der Leichtsinn und die Liebe dir entgegen!
Hier öffnen sich von selbst der Frauen Arme,
Daß Brust an Brust im Freudenrausch erwarme . . .
Und ist dein junges Herz von Sehnsucht wund,
Hier fallen dir die Küsse auf den Mund!

Chevalier (lächelnd). So also hast du dir Paris gedacht? . . .
Ich muß gestehn, du hast dir von den Frauen
Ein falsches zwar, doch schönes Bild gemacht.

Henri. Und jetzt . . . was muß ich in der Runde schauen!
Nur spröde Herzen fand ich, kalte Lippen . . .
Verschmachtend wollte ich mit heißem Mund
Den Freudenbecher leeren bis zum Grund —
Und durfte nicht einmal am Rande nippen!
(Er seufzt tief auf und geht dann wie beschämt einige Schritte nach rechts.)

Chevalier (ihm nachblickend, halblaut). Da seufzt er nun . . . erfüllt vom Rausch der Stunde —
Das Herz von Glut, den Kopf von Träumen schwer.
Er bettelt Hilfe aus des Alten Munde,
Und mich . . . mich lockt es aus des Herzens Grunde,
Nur einmal noch ein Tor zu sein, wie er!
Denn müssen auch des Alters Wünsche stumm sein,
In tiefster Seele regt sich's doch:
So sehnsuchtswarm, so jung, so grün, so dumm sein . . .
Nur einmal noch! Nur einmal noch!

Henri (wieder zu ihm tretend). Schon mancher Schönen fiel mein Herz zum Raub,
Ich hab's versucht mit Blonden und mit Braunen,
Doch alle waren meinen Bitten taub
Und blieben stolz und eisig zum Erstaunen.
Erst gestern, als in Liedern ich beherzt
Enthüllte einem Weib mein keusches Sehnen,
Da sah ich sie . . . und dieser Anblick schmerzt! . . .
Verstohlen hinter ihrem Fächer gähnen! . . . .
Und dennoch bot ich ihr als Morgengabe
Das Edelste und Schönste, was ich habe:
Ein unberührtes Herz, ein lautres Leben.

Chevalier. Du lieber, junger Tor! Das ist es eben!
Dein Dasein ist nur allzu makellos.
Du bist berüchtigt als ein Tugendspiegel,
Und darum sperren sich dir alle Riegel.
Denn deiner Sitten Reinheit ist zu groß!
Hast jemals einen Ehmann du betrogen?

Henri. Vor seinen Rechten weich ich scheu zurück.

Chevalier. Hast du ein Weib mit Schmeichelkunst belogen?

Henri. Nur auf die Wahrheit baue ich mein Glück.

Chevalier. Ja dann . . .
Henri. Nie würd ich heiße Worte wagen,
Wenn nicht mein Herz den Takt dazu geschlagen.
Chevalier. Und da erhebst du Klagen und Beschwerden,
Daß sich die Weiber dir nicht anvertraun?
Mit solchen Sitten kann man Pfarrer werden,
Doch nimmermehr ein Günstling schöner Fraun.
Henri. Dann also wäre Reinheit —?
Chevalier. Ein Gedicht.
Henri. Gewissen? Tugend?
Chevalier. Eine Seifenblase!
Henri. Beständigkeit?
Chevalier. Ein Schreckgespenst der Pflicht.
Henri. Und Treue?
Chevalier. Nichts als eine Schulbuchphrase.
Die Frauen dieser leichtbeherzten Zeit,
Sie wollen nicht mit tiefen Fragen ringen.
Und was Ihr Seele nennt und innern Streit,
Ist viel zu schwer für ihre Falterschwingen.
Die Stunde schlürfen . . . keck und sorgenfrei . . .
Damit erfüllt sich ihres Herzens Sehnen.
Doch wer sie ernsthaft nimmt — sei's, wer es sei —
Er bringt sie nur zum Lachen oder . . . Gähnen!
Henri (wendet sich beschämt ab).
Chevalier. Hier singt man keine tiefgestimmten Lieder:
Man lacht! Man küßt sich! Und man trennt sich wieder.
Die Liebe schlingt nicht lastend schwere Ketten —
Das Leben ist ein Tanz von Amoretten.
Henri. So meint Ihr denn . . .
Chevalier. Mein Rat ist kurz und klar:
Vergiß die Lehren aus dem Seminar!
Du bist noch jung — so hab den Mut der Jugend!
Die Weisheit lügt. Nur der Genuß ist wahr —
Und aller Laster dümmstes ist die Tugend!
Henri (lachend). Das freilich ward im Kloster nicht gelehrt!
Chevalier. Und dennoch ist es ernster Prüfung wert!
Warum schon züchtig sein mit braunen Haaren?
Die Tugend und die Gicht kommt mit den Jahren.
Henri. Und wenn durch diesen heißen Taumelwein
Des Lebens tiefste Kräfte mir zerstücken?
Chevalier. So wirst du doppelt nur willkommen sein.
Es liebt das Weib, zu bessern und zu flicken.
Ihr Herz begehrt es, daß sie Wunden heile —
Doch die Gesundheit schafft ihr Langeweile.
So denk doch an den Grafen Champfleury!

Das ist ein Herzbezwinger ohnegleichen.
Paris ist voll von seinen losen Streichen
Und jedem, der ihn fragt, bekennt er sie.

Henri. Wie, er bekennt noch —?

Chevalier. Alles, ohne Säumnis . . .
Und eben das ist seines Glücks Geheimnis.
Er weiß, daß just die Leichtigkeit der Sitten
Wie ein Empfehlungsbrief die Frauen bannt.
Und daß er nur von Sieg zu Sieg geschritten,
Weil ihm sein schlechter Ruf *voraus* gerannt!
Und wundert's dich, was die Erfahrung spricht,
Dann kennst du armer Tor die Weiber nicht . . .
Lichtscheue Freuden, kühn geraubtes Glück,
Die Küsse, die im Dunkeln man getauscht hat —
Sie lassen einen schwülen Hauch zurück,
Der manche Frau verführend schon berauscht hat.
Ein eigener Zauber wittert um den Mann,
Der so viel Opfer zog in seinen Bann.
Man schmäht ihn eifernd in dem Chor der Frommen . . .
Und sehnt sich heimlich, selbst zu Fall zu kommen.

Henri. Ja, wenn das Wahrheit? . . .

Chevalier. Glaub es mir. Und nun,
Ich seh es deutlich, ist nur eins zu tun!
Ich muß, zum Trotz den strengen Tugendwächtern,
Die dich in flaue Ehrbarkeit gelullt,
Mit Kunst und Eifer deinen Ruf *verschlechtern*! . . .
Nur dann eroberst du der Frauen Huld.

Henri (lachend). Ihr wolltet . . .?

Chevalier. Ja! Und da ist nichts zu lachen.
Ich lästre und verleumde dich wie toll!
Und will dir einen schlechten Namen machen,
Den selbst ein Champfleury dir neiden soll.
Dein Leben zeichn' ich als Familienschmach —
Und frage nicht, wie ich dich selbst benenne!
Ich sage dir jetzt Dinge . . . Dinge nach . . .
Die ich im Augenblick noch selbst nicht kenne.
Ich will sie suchen, sorgsam und geduldig . . .
Das bin ich deinem schlechten Namen schuldig!
Ich schildre deiner Jugend Höllenfeuer.
Du warst der Held der schwülsten Abenteuer.
Du bist der Schrecken ehrbarer Familien.
Du brichst die Rosen und du knickst die Lilien . . .
Und hab ich so den Neid des Bluts entfacht,
Dann hast du schon den halben Weg gemacht.
Du wirst beglückt von Sieg zu Siegen schweben,

Dank dem Porträt, das meine Kunst erschuf —
Und dein Triumph wird dir die Lehre geben:
Der beste Leumund ist — ein schlechter Ruf!

Henri. Ich kann's nicht glauben! Gäb es wirklich Frauen,
Die man durch solche List . . .

Chevalier. Du darfst mir trauen.
Nur bitte, störe meine Kreise nicht.
Ich zeichne dich als größten Schelm der Erde.

Henri. Du wirst doch nicht . . .?

Chevalier. Ja wohl, mein Sohn, ich werde!
Und wehe dir, wenn du mein Spiel zerbrichst!
Der Teufel holt dich, wenn du widersprichst!

Zweite Szene.

Vorige. Gräfin Robinot. Marquise d'Orlimont. Géraldine.

Die Damen (sind bei den letzten Verszeilen des Chevaliers in den Garten gekommen und hören seinen erregten Ton).

Gräfin. Oh, Chevalier!

Marquise. Warum denn so ergrimmt!

Géraldine (eine überreife üppige Dame). Hat Sie Ihr frommer Neffe so verstimmt?

Chevalier (mit gespieltem Zorn). Ich wasche ihm den Kopf!

Gräfin. Dem Tugendsamen?

Henri. Nein, bitte, nicht in Gegenwart der Damen . . .

Chevalier. O doch! Ich will die Wahrheit endlich künden . . .
Die Larve fort, mit der du uns geneckt! (Zu den Damen):
Sie ahnen nicht, welch einen Pfuhl von Sünden
Er mit dem dreisten Gaukelspiel verdeckt.
Ich selbst, ich hab's ja reichlich toll getrieben,
Doch so viel Weiber auf einmal zu lieben . . .

Gräfin. Wer, Sie, Vicomte? —

Henri (zum Chevalier). Ich muß dich unterbrechen . . .

Géraldine (neugierig). Nein, lassen Sie doch Ihren Oheim sprechen!

Chevalier (von den Damen umringt). Die Jungen schont er und die Alten nicht,
Dem Wolfe gleich, der in die Hürde bricht.
Kein Weib, das nicht sein Liebesflehn verführe,
Sein Zauber lockert alle Miederschnüre.
Er ist der Ehemänner Furcht und Schreck,
Er ist der Alpdruck noch in ihren Träumen.
Kurz, Äpfel pflücken von des Nachbars Bäumen
Ist ihm des Lebens höchster Zweck.

Marquise. Nicht möglich! Er . . .?

Géraldine. Wer hätte das gedacht!

Gräfin. Ich hielt ihn stets für einen Frauenhasser.

Géraldine. Und nun hat solche Stücklein er vollbracht?

Chevalier. Sie wissen, meine Damen: Stille Wasser . . .!
Gräfin. Doch warum tat er so verträumt? so still?
Marquise. Warum verbarg er sich so tief im Schatten?
Chevalier. Mit gutem Grund. (Zieht die Damen geheimnisvoll zur Seite.)
Es gibt hier einen Gatten,
Den er mit dieser Maske täuschen will!
Gräfin. Was, hier?
Marquise. In unserm Kreis?
Chevalier. In nächster Nähe!
Gräfin. O bitte, nennt ihn uns!
Chevalier. Nein, nein!
Marquise. Ich flehe!
Gräfin. Vielleicht Graf d'Armagnac?
Géraldine. Baron d'Estelles?
Marquise. Der Oberst Palma?
Gräfin. Doktor Destournelles?
Chevalier. Und drängen Sie mich auch mit tausend Fragen,
Sie sehen ein! Ich kann's und darf's nicht sagen.
Doch denken Sie, daß er die letzte Nacht,
Nur um des Gatten Argwohn zu entrinnen,
Versteckt in einem Wandschrank zugebracht!
Gräfin. In einem Wandschrank?
Géraldine. Nein! Wie intressant! . . .
Chevalier. Und was ich heute erst erfahren habe!
Da ist ja Champfleury ein Waisenknabe!
Marquise. Erzählen Sie!
Chevalier. Auf einer Onyxschüssel
Fand ich bei ihm ein Dutzend kleiner Schlüssel,
Die ihm geöffnet manches Boudoir.
Gräfin. Was, Ihnen . . .? Nein!
Géraldine. Ja, ist's denn wirklich wahr?
Chevalier. Und mehr noch! All die bunten Seidenstreifen,
Die er vom Strumpfband schöner Frauen nahm,
Er trägt sie prahlend jetzt und ohne Scham
Zur Kunde seines Siegs als Achselschleifen.
Gräfin (auf Henri deutend). Was? . . . wie? . . . So hätt' auch dieses
blaue Band . . .
Chevalier. Den Seidenstrumpf der schönsten Frau umspannt.
Von ihren alabasterweißen Knien
Hat er's geraubt mit frevelhafter Hand.
Henri. Das ist zuviel.
Chevalier. Sehr richtig! Viel zu viel!
Und dennoch ist es nur ein Kinderspiel,
Da hat er . . . hat . . . (Zu Henri):
Nun fällt mir nichts mehr ein!

Géraldine. Er hat . . .?
Chevalier. Ja wohl, er hat! . . . ganz schamvergessen! . . .
Und wenn ich Ihnen das erzählt . . . doch nein!
Denn brennt auch Ihre Neugier noch so heiß,
Das muß unausgesprochen bleiben. (Zu Henri):
Vor allen Dingen, weil ich's selbst nicht weiß.
Géraldine. Wie schade! . . . Läßt sich's nicht vielleicht umschreiben?
So durch die Blume . . .?
Marquise. Still! Nicht jetzt! Mein Mann!

Dritte Szene.

Henri. Chevalier. Géraldine. Marquise. Gräfin. Marquis.

Marquis (kommt im Gespräch mit einem älteren Herrn am Brunnen vorüber).
Géraldine. Ah, Herr Marquis . . . (Geht nach hinten.)
Henri (will ebenfalls den Marquis begrüßen).
Chevalier (ihn zurückhaltend). Du bleibst! Was ficht dich an!
Du mußt jetzt ernten, was ich klüglich säte.
Sieh dort die Gräfin! In die Wangen stieg
Verräterisch ihr eine leise Röte,
Die mir verkündet deinen ersten Sieg.
Gräfin (setzt ihren Fächer in nervös lebhafte Bewegung).
Henri. Du glaubst . . .?
Chevalier. Ein deutlich Zeichen tut's mir kund.
Wenn Frauen so mit ihrem Fächer spielen,
Geschieht es, um geheime Glut zu kühlen.
Und ob sie auch zusammenpreßt den Mund —
Beredt ist selbst das Schweigen schöner Damen:
Mit ihrem Herzen ruft sie deinen Namen!
Henri (rasch zur Gräfin tretend). Frau Gräfin . . . wie? Ihr habt nach mir gerufen?
Gräfin (nach einer kleinen Pause, mit kokettem Lächeln). Ihr habt ein Ohr . . .! Doch
Ihr habt recht gehört.
Nur war's nicht Sehnsucht — nein! Ich bin empört!
Henri. Weil ich so vielen Schönen hab gehuldigt?
Gräfin. O nein! Das hätt' ich allenfalls entschuldigt,
Doch treibt es mir die Zornglut in die Wangen,
Daß Ihr mich selbst so gänzlich übergangen!
Henri. Wie hätt' ich glauben können hoffnungsfroh,
Daß mir die schöne Gräfin Robinot
Ein Wort der Gnade und Erhörung spricht . . .
Gräfin. Das hab ich nicht gesagt, Vicomte! . . . noch nicht!
Ich hätte sicher tapfer mich verteidigt,
Und sangt Ihr auch ein lockend Sehnsuchtslied.
Doch daß ich gar nicht in Gefahr geriet . . .! (Mit schalkhaftem Schmollen):
Die Ehre meiner Fahne ist beleidigt.

Henri (macht eine bedauernde Bewegung).

Gräfin. Warum wart Ihr nicht auch so kühn wie alle,
Die auf den Knien meine Gunst erflehn?

Henri. Wie durft ich hoffen, daß ich Euch gefalle?

Gräfin. Ein Mann, der vor uns kniet, ist immer schön! . . .
Das habt Ihr wohl von vielen schon vernommen,
Von Dutzenden . . .

Henri (zuerst erstaunt, dann mit notgedrungenem Prahlen).
Ich? . . . Ja, von Dutzenden!
Vor Euch nur steh ich zaghaft und beklommen.
Nie bin ich mir so ungelenk erschienen.
Ein spöttisch Lächeln und ein stolzer Blick
Weist vornehm jede Dreistigkeit zurück . . .

Gräfin. Mein Gott, das sind nur die Parademienen,
Womit wir Frauen prahlen um die Wette —
Die Tugend ist ein Teil der Toilette!
Und wenn man so unnahbar um sich blickt . . .
Ganz unter uns! Man tut's nur, weil sich's schickt!
Der spröde Ton, die warnenden Gebärden —
Die wollen doch nicht ernst genommen werden!
Wie manche ruft's hinaus in alle Welt,
Daß sie's nur mit der Seelenliebe hält.
Doch wollte ihr der Mann gehorsam sein —
Bewundern wird sie's, aber nicht verzeihn! . . .
Was ist denn unser ganzer Frauenstolz?
Nichts anderes als ein moralisch Mieder,
Um alle Menschlichkeiten einzuschnüren,
Die zuckend sich im Grund des Herzens rühren.
Doch Ihr, der „alle Miederschnüre lockert",
Wie uns der Chevalier verraten hat . . .

Henri (verlegen). Ja . . . ja . . . das steht auf einem andern Blatt.

Gräfin. Wenn Euch noch immer herbe Worte stören,
Dann war spottwohlfeil Euer Heldentum!
Denn Ihr gewannt bis jetzt nur Euren Ruhm
Bei Fraun, die jeder Lockruf kann betören.
Dann kennt Ihr nicht die Welt des Heuchelscheins!
Dann lernt von mir der Liebe Einmaleins!

Henri. O lehrt's mich, schöne Rechenkünstlerin,
Und rastet nicht, bis ich ein Meister bin!

Chevalier (der vorher zur Gruppe der andern getreten war und sie in den Laubgang geleitet hat, kehrt jetzt zurück und schleicht sich diskret in den Vordergrund, in Henris Nähe).

Gräfin (hinter dem vorgehaltenen Fächer, kokett, vertraulich).
Vom Spiel der Strenge sich nicht necken lassen . . .
Vom Tugendzorn sich nicht erschrecken lassen . . .
Auch einer Niebesiegten leis und lüstern

Verliebte Worte in die Ohren flüstern . . .
Mit hundert zarten Diensten sie umbreiten . . .
Mit allen Liebeswaffen sie umstreiten:
Mit Weltmannslist, mit hohem Dichterfluge,
Mit heißen Bitten . . .

Chevalier. Sie ist gut im Zuge!

Gräfin. So knüpft sich heimlich ein beglückend Band . . .
Und wird man endlich kühn — und kühner noch . . .
Und drückt man fieberheiß die kleine Hand,
Die sie entgegenstreckt . . .

Henri (betrachtet zagend die ausgestreckte Hand der Gräfin).

Chevalier. So drücke doch!

Gräfin. Dann wird sie ungewiß und schwankend schon
Und sagt . . . vielleicht! . . . mit halblaut scheuem Ton:
„Ihr wollt die Hand zum Kuß? . . . Ich füge mich . . .
Doch nur die Hand" . . .

Chevalier. Das andre findet sich!

Gräfin. Nur muß der Sieger zart behutsam sein,
Damit sie nicht in ihrem Stolz gekränkt wird;
Man wahre immer schonungsvoll den Schein,
Als raubte man, was doch so gern geschenkt wird —
So wird man auch verschloss'ne Herzen rühren . . .
So öffnen sich auch wohlverwahrte Türen . . .
Und ruft die Frau, der's vor sich selber bangt:
„Das muß das letzte sein, was Ihr verlangt!
Geloben müßt Ihr mir's mit tausend Schwüren!"
Dann schwört man alles — (schelmisch und vertraulich):
Doch man hält es nie!
(Mit einer koketten Galanterie abschließend):
Das ist das Einmaleins der Galantrie!

Henri. O lehrt mich mehr davon!

Gräfin. Nicht hier, nicht jetzt,
Doch morgen, wenn ich aus der Messe komme,
Und Euch von ungefähr im Schloßpark treffe,
Dann werd ich diesen . . . Zufall gern verzeihn.

Henri. Verlaßt Euch drauf! Ich werde pünktlich sein!

Gräfin (von Henri einige Schritte begleitet, ab).

Henri (freudig, zum Chevalier). Hier winkt ja ein berauschend Abenteuer!

Chevalier. Ich habe sie geheizt — nun schür das Feuer! (Ab.)

Vierte Szene.

Henri. Géraldine.

Géraldine (die den letzten Teil der Szene lorgnettierend beobachtet hat, zu Henri).
Vicomte! Ich muß Euch vor der Gräfin warnen,
Als Erzkokette ist sie allbekannt.

Henri. Die Gräfin Robinot —?
Géraldine. Wird Euch umgarnen,
Bis wie die andern Ihr ins Joch gespannt.
Wohl zeigt von weitem sie das höchste Glück —
Doch macht Ihr Ernst und nehmt sie keck beim Worte,
Dann zieht sie plötzlich höhnend sich zurück
Und läßt Euch stehn vor der geschloss'nen Pforte.
(Sich ihm vertraulich nähernd.)
Es gibt doch andre Frauen auf der Welt,
Bei denen sich zum Wort die Tat gesellt . . .
Müßt nur nicht nach den grünen Früchten greifen,
Daran die Tugend sich so gern ergötzt.
Die echten Frauen altern nicht — sie reifen!
Und spätes Glück wird doppelt hoch geschätzt.
Die Frau im Herbst, sie liebelt nicht — sie liebt!
Henri (ausweichend). Ja, wüßt ich nur, wo's solche Frauen gibt?
Géraldine. Je nun, man sieht sich um . . . man sucht . . . man findet!
Und wer, wie Ihr, die Strengsten überwindet,
Dem blühen ungeahnte Siege oft.
Auch ich bin nicht mehr in der ersten Blüte . . .
Henri. Ihr seid von einer märchenhaften Güte!
Doch just bei Euch hätt' niemals ich gehofft . . .
Géraldine. Ah, ich verstehe wohl! Ihr denkt des Spottworts,
Das einst die Lästersucht der bösen Welt
Hat neckend meinem Namen zugesellt.
Denn wegen meiner tugendstolzen Miene
Nennt mich der Spott „die bittre Géraldine" . . .
Doch braucht Ihr davor nicht zurückzuschrecken!
Wohl hab ich mich versagt den faden Gecken,
Doch naht ein ruhmverwöhnter Held wie Sie,
Werd ich auch ihm so tapfer widerstehen? . . .
Vicomte! Wir müssen insgeheim uns sehen,
Beim Maskenfest, im Hause des Marquis.
Zwar komm ich tiefverschleiert und vermummt,
Doch dürfen Sie mir als Erkennungszeichen —
Hier, diese Spange dürfen Sie mir reichen.
Henri (eine Spange aus seinem Jabot nehmend).
Die stählerne Agraffe? . . . Bitte, gern!
Géraldine (die Agraffe an ihre Taille steckend).
Geheimnis ist des Glückes schönster Kern.
Es soll auch unsern zarten Bund umschweben . . .
Ihr kommt —?
Henri (förmlich und sauer). Ich werde mir die Ehre geben!
Géraldine (geht mit diskret zärtlichem Kopfnicken ab).

Fünfte Szene.

Henri. Marquise d'Orlimont.

Henri. Nicht um die Welt! Das wär des Glücks zuviel!
(In die Kulissen blickend.)
Doch naht da nicht die reizende Marquise . . .?
Und wieder das nervöse Fächerspiel!
Marquise (sich fächelnd und vorsichtig nach allen Seiten auslugend).
Ich bitt Euch, fünf Minuten mir zu weihn.
Henri. Am Ende noch ein drittes Stelldichein?
Marquise. Ganz ohne Vorwort! All die Schelmentaten,
Die uns der Chevalier von Euch verraten,
Sie haben mich . . .
Henri. Natürlich tief empört?
Marquise. O nein! Ihr irrt! Es war mir hoch erfreulich,
Daß so viel Schlechtes ich von Euch gehört.
Nun hab ich endlich doch den Mann gefunden,
Den ich gesucht in vielen bangen Stunden
Und den ich mir ersehnt tagaus, tagein.
Henri. Verstehe ich Euch recht, Marquise . . .?
Marquise (scharf). Nein!
Im Gegenteil! Nicht dieses Fingers Spitze
Dürft Ihr berühren je mit Eurem Munde.
Henri. Und dennoch sucht Ihr mich . . .?
Marquise. Mit gutem Grunde!
Ihr sollt mir ritterliche Dienste weihn,
Für die nur Ihr geeignet — Ihr allein!
Weil Ihr kein störend Vorurteil besitzt
Und in der Liebe Ränkespiel gewitzt.
Henri. Ich wär gewitzt?
Marquise. Ihr habt's uns doch bewiesen.
Henri. Gewiß . . . indessen . . .
Marquise. Bitte, hört mich an!
Mein Gatte ist ein grausamer Tyrann . . .
Und abgeschmackt, wie alle Ehemänner,
Hat er so lange marternd mich gequält
Mit Eifersucht, der jeder Grund gefehlt,
Bis ich . . . nun ja . . . zum erstenmal im Leben
Ihm endlich doch den Grund dazu gegeben.
Henri. Marquise, Ihr? . . . das hätte niemals ich . . .
Marquise. Die Angst, die mich umschnürt, ist fürchterlich!
Nicht für mich selbst — nein, nur — nur für den andern,
Um den jetzt alle meine Sorgen wandern.
Noch ist ja sein Geheimnis wohlverborgen,
Doch wer den Spürsinn meines Gatten kennt,

Und wie der Argwohn in ihm wühlt und brennt . . .
Wer weiß, ob nicht sein Späherblick schon morgen —
Schon heut vielleicht den Schuldigen entdeckt
Und seine Rachsucht ihn zu Boden streckt. (Mit weicher Bitte:)
Den Freund zu retten, gibt's ein Mittel nur:
Ich muß die Eifersucht des Gatten lenken
Mit Vorbedacht auf eines andern Spur . . .
(Im Ton freundlichster Einladung.)
Auf Eure Spur!

Henri (erschrocken). Erlaubt — wie mögt Ihr denken?

Marquise. Weil Euch der schlechte Ruf, den Ihr errungen,
Die Zahl der Fraun, die siegreich Ihr bezwungen,
Zu diesem Spiele doppelt tauglich macht.

Henri. An *den* Erfolg hab ich noch nicht gedacht . . .

Marquise. Und da Ihr mit der Tugend Heuchelschein
Der Frauen Blicke kunstreich habt betrogen,
So wird es meinem Mann verständlich sein,
Daß Ihr auch *seinem* Argwohn Euch entzogen.

Henri. Wie macht Ihr's aber, daß er *nun* sich regt?

Marquise (mit freudigem Eifer). Ich hab mir alles schon zurechtgelegt!
Will ich ihn rasch auf Eure Fährte führen,
So muß sie seine Jägernase spüren.
(Sie nimmt ein Flacon aus ihrem Pompadour.)
Hier hab ich eine ind'sche Duftessenz:
Den Lotostau, den ich, nur *ich* besitze —
Wenn ich mit wenigen Tropfen Euch bespritze . . .
(Sie bespritzt Henris Weste mit der Essenz.)

Henri. Und wenn Ihr Gatte dann den Duft erkennt —

Marquise. So ist das schon ein erstes Argument!
Dann kommen Warnungsbriefe, kleine Zettel,
Man stört durch halbe Worte seine Ruh,
Ein plötzliches Erröten kommt hinzu —
Kurzum, Sie kennen ja den ganzen Bettel!
So knüpfe ich die Maschen fest und fester,
Bis uns der große Hauptschlag muß gedeihn:
Wir treffen heimlich uns zum Stelldichein
In einem der berühmten Liebesnester,
Darin gestohlnes Glück sich gern versteckt:
Hier werden wir von meinem Mann entdeckt!

Henri (erschrocken). Entdeckt . . .?!

Marquise. Man schreibt ihm von der Schäferstunde,
Man läßt ihn wissen, wo und wann!
Und glauben dürft Ihr, mein geliebter Mann
Tritt pünktlich ein auf die Sekunde.
Er tobt: „Nun hab ich dich auf frischer Tat!"
Er wütet: „Das ist schändlicher Verrat!" —

Henri. Und sticht mich tot! — Sein Recht ist unbestreitbar.
Marquise. Gewiß — ein Zweikampf ist ja kaum vermeidbar.
Indes was tut's?
Henri. Ich danke!
Marquise. Sicherlich
Schlugt Ihr schon oftmals Euch für eine Dame,
Und trifft Euch selbst ein kleiner Degenstich,
So leuchtet desto heller Euer Name.
Henri. Der Plan ist gut, doch reichlich unbequem!
Ich seh Gefahr hier an Gefahr gekettet.
Marquise. Nun ja . . . doch ist's auch Euch nicht angenehm,
Entscheidend ist: der andre wird gerettet!
(Sie sieht den Chevalier und Labourdonnais hinten eintreten.)
Kurz, ich beginne unser Werk schon heut
Und rechne drauf, daß Ihr mir freudig weiht
Verschwiegnen Schutz und Euren tapfern Degen. (Ab.)
Henri. Das werd ich mir denn doch noch überlegen!

Sechste Szene.

Henri. Labourdonnais. Chevalier.

Chevalier (lebhaft). Nun, Henri, sprich! Hat meine List verfangen?
Henri. Mehr als Ihr ahnt! Das ging ja zauberschnell!
Drei Rendezvous, ein Ehbruch, ein Duell . . .
Chevalier. Mehr kann man für den Anfang nicht verlangen!
Labourdonnais (auf Henri zutretend).
Verzeihung . . . das ist wohl Herr von Brieux,
Von dem wir so Erstaunliches vernahmen?
Chevalier (vorstellend). Mein Neffe Henri — Graf Labourdonnais,
Der anerkannte Liebling unsrer Damen.
Labourdonnais. Bis jetzt! Doch scheint es, daß ein neuer Stern . . .
Herr von Brieux, ich möcht mit Ihnen gern
Ein ernstes Wort vom Mann zum Manne tauschen
Und wünschte nicht, daß Zeugen uns belauschen.
Chevalier. Ich ziehe mich bescheidentlich zurück! (Im Abgehen zu Henri):
Jetzt meldet sich der Brotneid schon der Gecken . . .
Du hast ein unverschämtes Glück! (Ab.)
Labourdonnais (mit einem Anlauf). Mein Herr! (Er stockt, dann mit gesteigertem Ton)
Mein Herr! Die Gräfin Robinot
Ist voll Bewundrung Ihrer Heldentaten.
Im Plaudereifer hat sie mir's verraten:
Sie schwärmt für Sie.
Henri. Das macht mich stolz und froh.
Labourdonnais. Mich aber nicht, mein Herr! Der Jahr um Jahr
Der schönen Dame Freund und Ritter war

Und zwar bis heut noch nicht ihr Herz erweicht hat,
Doch immerhin schon manche Gunst erreicht hat,
Ich darf ihr helfen, ihre Hüte wählen.
Ich darf ihr beim Piquet die Stiche zählen.
Die Spottlust schalt mich einen Weiberknecht —
Doch stieg sie nach dem Hofball in den Wagen,
So hatte ich allein das schöne Recht,
Ihr die brokatne Schleppe nachzutragen.
Das Rückenkissen und die Perlentasche,
Und sorgsam schob ich unter ihren Fuß,
Indes sie dankbar nickt den Abschiedsgruß,
Die Fußbank mit der warmgefüllten Flasche! . . .
Mit tausend Diensten durft ich sie umschmeicheln,
Von keinem Nebenbuhler je gehemmt.
Nur ich allein durft ihren Schoßhund streicheln.
Ich habe täglich ihm das Fell gekämmt,
Ich hab's getränkt mit duftender Pomade,
Obgleich er stets geschnappt nach meiner Wade . . .
Jawohl, mein Herr, das habe i ch getan!
Mit einem Eifer, der sich niemals schonte —
Und war beglückt, wenn mich ein Lächeln lohnte.

Henri. Und jetzt —?

Labourdonnais. Mir ist es wie ein Fieberwahn:
Sie hat für mich nicht Augen mehr und Ohren.
Ich stehe vor ihr, wie im Raum verloren.
Ist das die gleiche Gräfin Robinot?
Selbst dieses neue englische Jabot,
Mit feinster Kunst gefältelt und gesteift —
Sie hat es nicht mit einem Blick gestreift!

Henri. Nicht möglich!

Labourdonnais. Und als ich's in Demut wage
Und über ihre Kälte mich beklage,
Da wird sie noch nervös und unmutsvoll!
Und kündet mir mit kaum verhülltem Groll:
„Sie dulde keine Tyrannei im Haus!
Sie wolle meine Freiheit nicht mehr hemmen!
Mit meinem Ritteramte sei es aus!
Auch braucht ich ihren Hund nicht mehr zu kämmen . . .!"
Das mir! . . . Und diese Schmach verdank ich Ihnen.

Henri. Ich bitte Sie, Herr Graf . . .

Labourdonnais. Seit S i e erschienen . . .
Doch das ertrag ich nicht! So oder so!
Im Minnedienst der Gräfin Robinot
Ist überflüssig einer von uns beiden —
Und w e r das ist, soll ein Duell entscheiden.

Henri. Was, ein Duell . . .?
Labourdonnais. Wie's unter Männern Brauch.
Henri. Ich, der Sie nie verletzt mit einem Hauch —
Labourdonnais. Wir wollen keine großen Worte drechseln —
Wir wollen einfach ein paar Kugeln wechseln.
Und wenn uns der Pistolenkampf mißlingt,
So dien ich gern mit einem Degenstoße.
Henri. Das heißt: gesotten werd ich unbedingt —
Man läßt mir freundlichst nur die Wahl der Sauce.
Labourdonnais. So ist's!
Henri. Nun, dann bemerk ich jedenfalls,
Bevor wir weiter von dem Zweikampf sprechen:
Ich Unglücksmensch, ich hab nur einen Hals —
Und den will mir bereits ein andrer brechen!
Labourdonnais. Ich hab den Vorrang! Denn mein Fall ist dringlich.
Henri. Ja, ist Ihr Zorn denn wirklich unbezwinglich . . .?

Siebente Szene.

Henri. Labourdonnais. Marquis d'Orlimont.

Labourdonnais (sich rasch an den eintretenden Marquis wendend).
Maurice! Ich bin gewillt, mit diesem Herrn
Aus delikaten Gründen mich zu schlagen.
Nicht wahr? Du wirst den Wunsch mir nicht versagen
Und ordnest alles weitre?
Marquis. Aber gern!
Labourdonnais. Ich bin gewiß ein friedlich sanfter Mann.
Mit Lammsgeduld ertrag ich, was ich kann.
Doch will man mir ein heilig Recht bedräuen,
Dann hilft es nichts! Dann wird das Lamm zum Leuen! (Ab.)
Marquis. Ich muß gestehn, Ihr Fleiß ist äußerst rege.
So brachen Sie denn auch in *sein* Gehege!
Henri. *Auch* . . .? Ich erfasse nicht der Worte Sinn.
Marquis. Sie wissen doch, daß ich der *Gatte* bin . . .?
Henri. Der Gatte . . .?
Marquis. Der Marquise d'Orlimont.
Henri. Gewiß . . . ich weiß . . . Nur frag ich, Herr Marquis,
Weshalb Sie *mir* —?
Marquis. Da! Nun erblassen Sie!
Henri. Ich?
Marquis. Also darf ich doch dem Zettel glauben,
Den mir — ich weiß nicht wer — hat zugesteckt.
Ich habe den Vermessenen entdeckt,
Der mir des Hauses Ehre wollte rauben.

Henri. Und wenn ich schwöre —
Marquis. Glaub ich Ihnen nicht!
Hier ist der Meineid einfach Ihre Pflicht.
Sie haben . . . (Plötzlich innehaltend.)
Doch was ist das für ein Duft?
Hier weht ein Odem durch die Sommerluft . . . (Die Nase emporreckend.)
Das ist ja doch . . . Nein, nein, mich narrt kein Wahn . . .
Henri. Was hat er nur mit seinem Riechorgan?
Marquis. Das ist die Duftessenz von meiner Frau!
Kein Zweifel mehr — das ist der Lotostau!
Henri (erschrocken). Barmherziger . . . Sie irren, Herr Marquis . . .
Der Duft entsteigt dem blühenden Geäste.
Marquis (die Nase in sein Jabot steckend).
O nein! Der Duft entsteigt aus Ihrer Weste!
Henri (reibt schnell mit dem Taschentuch über die Weste). O weh!
Marquis. Da hilft kein putzen mehr und reiben!
An Ihrem Halse hat mein Weib gelegen.
Und nun wird mir nur eins noch übrig bleiben —
Henri. Ich weiß! Die Frage: Kugel oder Degen?
Marquis. Sie irren. Heilt ein Zweikampf solche Wunden?
Ich hab es stets nur abgeschmackt gefunden,
Wenn sich ein Gatte dem Verführer stellt . . .
Wer bürgt ihm denn, daß er nicht selber fällt?
Ich mach es anders mit den Ehebrechern,
Und gebe keinem die Gelegenheit,
Nachdem er sich an meinem Weib erfreut,
Mir dann zuletzt die Haut noch zu durchlöchern.
O nein! Zu diesen Toren zähl ich nicht . . .
Henri. Sehr angenehm! Ich leiste auch Verzicht! (Will ab.)
Marquis (ihn zurückhaltend). Doch trifft Sie trotzdem meiner Rache Strahl!
Denn auf die Sühne mit dem blanken Stahl
Verzicht ich nur zu Gunsten einer andern:
Ich lasse Sie in die Bastille wandern.
Henri. Bastille . . .?!
Marquis. Ja! . . . Den Haftbrief auszuwirken,
Ist meinem Einfluß eine Kleinigkeit.
Und wenn Ihr erst verwahrt im Türmchen seid . . .
Henri. Nein, nein! Mit welchem Rechtsgrund wollt Ihr mich . . .?
Marquis. Ihr seid naiv! Ein Rechtsgrund findet sich.
Das nimmt man oben nicht so gar genau.
Und übrigens . . . Wer eines andern Frau
Berückt in frevlerischem Liebesspiele,
Hat auf dem Kerbholz der Verbrechen viele:
Verbrechen gegen fremdes Eigentum,
Verbrechen gegen Sicherheit der Ehre,
Verbrechen gegen . . .

Henri. Allgerechter Gott!
Was fehlt noch — und er bringt mich aufs Schafott!
Marquis (schadenfroh). Und die Bastille hat gar dicke Mauern!
Hier sollt Ihr hinter Schloß und Riegel kauern!
Daß Ihr hineinkommt, das ist meine Rache —
Wie Ihr hinauskommt, das ist Eure Sache!
Henri. Das heißt, ich soll in Kerkernacht verschwinden?
Nein, länger darf mich keine Rücksicht binden.
Und eh ich das . . .

Achte Szene.

Henri. Marquis. Géraldine.

Géraldine (atemlos und in höchster Erregung). O, was erlebte ich!
Marquis. Was ist geschehn? Sie sind ganz außer sich!
Géraldine. Mir ist etwas Unglaubliches passiert!
Ihr habt mich rettungslos kompromittiert.
Henri. Was, ich . . .?
Géraldine. Ja, Ihr! Was wir geheim gesponnen,
Das kam nun plötzlich an das Licht der Sonnen.
Und wie Ihr meiner Tugend nachgestellt —
Henri. Das hätte ich . . .?
Géraldine. Nun weiß es alle Welt.
Und eins nur bleibt, um alles auszugleichen:
Ihr müßt mir Eure Hand zur Ehe reichen!
Henri. Zur Ehe Euch?! . . . Verzeiht mir . . . Das ist stark!
Marquis. Erzählt doch nur!
Géraldine. So hört! Ich war im Park,
Um Blumen von den Beeten mir zu pflücken
Und mich für unser Wiedersehn zu schmücken.
Doch Euer Oheim saß im Pavillon
Und sprach den Frau'n von Euren tollen Streichen.
Und als man immer weiter ihn bedrängt hat
Und ihn die Neugier immer mehr beengt hat,
Verrät er endlich, daß zum Siegeszeichen
Ihr jede Frau, die heimlich Euch beglückt,
Mit einer stählernen Agraffe schmückt . . .
In diesem Augenblicke tret ich ein
Und trage arglos hier die kleine Spange,
Die Ihr mir gabt für unser Stelldichein.
Die Blicke aller richten sich auf mich!
Man stößt sich an. Man tuschelt . . . kichert . . . lacht . .
Und endlich fragt die Gräfin Robinot
Mit ihrer spottgetränkten spitzen Stimme:
„Ei, ei! Wer gab Euch nur die schöne Spange,

Mit der Ihr Euch so zierſam habt geſchmückt
Den immerhin noch jungfräulichen Buſen?"

Marquis. Da höre ich die Gräfin!

Henri. Nun, und Ihr . . .?

Géraldine. Ich geb zur Antwort ahnungslos und froh:
„Die habe ich vom Herrn Vicomte" . . . Tableau!

Marquis. Ich kann's mir denken.

Géraldine. Nein, das könnt Ihr nicht!
Geborſten ſind ſie faſt, erſtickt vor Lachen!

Henri. Ihr könnt dem Hohne leicht ein Ende machen.
Warum erklärt Ihr nicht beherzt und klar:
Daß ich Euch je verführte, ſei nicht wahr.

Géraldine. Das glaubt kein Menſch. Ja, wenn's ein andrer wäre!
Doch wer ſich eines Rufs erfreut wie Sie —
An Ihren Zartſinn wend ich mich, Marquis:
Kein Mittel bleibt zur Rettung meiner Ehre,
Die ich ſo ſtreng gehütet Jahr um Jahr,
Als Hand in Hand der Weg zum Traualtar.

Marquis. Sehr richtig!

Henri. Aber nein! Ich proteſtiere.

Marquis. Sie ſind im Hafen nun! Ich gratuliere!
(Zu den eben eintretenden Damen):
Und Ihnen, meine Damen, ſei's verkündet:
Hier hat gefunden ſich ein holdes Paar,
Und niemand trennt mehr, was die Liebe bindet! (Zu Henri, ſpottend):
Jetzt nehm ich auch den Haftbefehl zurück —
Aus Schonung für das Flitterwochenglück! (Ab.)

Neunte Szene.

Henri. Chevalier. Gräfin. Marquiſe. Géraldine. Labourdonnais.

Henri. Nun iſt's genug! Das wird denn doch zu toll!
Jetzt iſt der Becher bis zum Rande voll! (Er will zu den Damen.)

Chevalier (will ihn zurückhalten). Bedenke . . . Henri! . . .

Henri. Komme, was da mag!
Nun muß die Wahrheit endlich an den Tag! (Zu den Damen):
Mein Oheim hat Sie ſträflich angelogen. (Zu Géraldine):
Und mit der Fabel von der Stahlagraffe
Hat er der Damen Gläubigkeit betrogen.
Ich habe nie die Ehre Euch geraubt. (Zur Marquiſe):
Und daß ich Neuling mit den Schulfuchsmienen
Euch je einmal begehrenswert erſchienen,
Hätt' niemand auf die Dauer mir geglaubt.
Denn um's mit einem einz'gen Wort zu ſagen,
Ein Stümper bin ich in der Liebeskunſt (Zur Gräfin).
Und völlig unwert Ihrer hohen Gunſt.

Géraldine. Ja, ist's denn möglich!
Labourdonnais. Und Sie konnten wagen . . .
Marquise. All Ihre tollen Streiche . . .?
Henri. Heuchelei.
Géraldine. Die Liebesabenteuer?
Henri. Prahlerei!
Labourdonnais. Und jede Schelmentat, die Ihr vollbracht —?
Henri. Ein Märchen, das mein Oheim ausgedacht!
Die Weiber, sagt er, fingen rascher Feuer,
Zeigt sich ein Sünder keck und hüllenlos,
Doch alle meine Frevel waren bloß
Geprahlte, nicht gelebte Abenteuer!
Géraldine (mit den andern jetzt auf den Oheim eindrängend). Wie? Was?
Marquise. Sie haben —?
Labourdonnais. Alles Trug und Schein?
Chevalier. Nun ja, zum Kuckuck, ich gesteh es ein!
Nur um ihn zu empfehlen Ihrer Huld,
Wollt ich in eine Löwenhaut ihn stecken.
Und jetzt — ich bitte! — ist's nicht meine Schuld,
Wenn's ihm beliebt, das Langohr hochzurecken.
Gräfin (zu Henri). So ist der Glanz des Don Juan verblichen,
Mit dem Ihr uns fast sündenwert erschient.
Labourdonnais. Sie haben Ihren schlechten Ruf erschlichen!
Sie haben ihn nicht redlich sich verdient!
Marquise. Wir glaubten, daß ein Meister vor uns steht —
Géraldine. Doch Sie, mein Herr, Sie sind Analphabet!
Marquise. Ich hab's erlebt schon, daß ein kluger Schmeichler
Sich mit dem Schein der Ehrbarkeit umhing.
Doch Sie sind viel gewitzter noch als Heuchler.
Géraldine (empört). Er prahlt mit Sünden, die er nie beging.
Marquise. Und darum lockert er die spröden Riegel,
Womit ich mein Geheimnis sonst umschloß . . . (Gesteigert):
Ich warf mich fort an einen Tugendspiegel!
Géraldine. An einen Troubadour, der Lieder harft!
Labourdonnais. Und der sich jetzt als Mustermensch entlarvt!
Géraldine (in höchster Empörung). Sich keck zu schmücken mit des Lasters Schein
Und zu verstecken seiner Sitten Reinheit —
Den Faublas spielen und ein Cato sein . . .
Mein Herr! Das ist der Gipfel der Gemeinheit.
(Sie faucht mit der Marquise und Labourdonnais ab.)
Chevalier. Nun sage nur der Liebe gute Nacht
Und kehre heim in deinen Klostergarten,
Wo Buttermilch und Tugend auf dich warten . . .
Hier hast du ganz unmöglich dich gemacht. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Henri. Gräfin. Zuletzt **Chevalier.**

Gräfin (nach einer kleinen Pause). Mein armer Freund!

Henri. Das war mein Abschiedsbrief . . .
Doch er hat recht. Und ich empfind es tief!
Ich muß auf Glück und Frauenhuld verzichten,
Und niemals winkt mir eine weiße Hand.
Doch eh ich mich in Einsamkeit verbannt,
Möcht ich an Euch die letzte Bitte richten.
Die andern mögen grollen mir und schmollen,
Sie mögen lachen, lästern, wie sie wollen . . .
(Herzlich und einfach):
Nur Ihr — ich ruf's aus tiefer Scham heraus —
Ich bitte Euch: Lacht Ihr mich nur nicht aus!

Gräfin. Das will ich nicht! . . . Doch bin ich tief erstaunt:
Wie war's nur möglich, daß man Eurer Unschuld
Ein so bedenklich Wagnis zugeraunt?

Henri. Mein Gott . . . der Oheim gilt als Frauenkenner . . .
So trieb er mich in diesen Mummenschanz

Gräfin. Und dennoch kennt die Frauen er nicht ganz!
Wohl hat er recht mit seinen spitzen Worten,
Daß oft ein gift'ger Reiz den Mann umgibt,
Der viel gesündigt hat und viel geliebt,
Und daß er leicht bezwingt auch spröde Pforten.
Doch gibt es Zauber, die nicht minder tief. (Halblaut):
Das weiße Blatt . . . der unbehauchte Spiegel . . .
Das Jünglingsherz, das ein verschloss'ner Brief,
Von dem noch keine Neugier brach das Siegel . . .
Der bange Tor, den Furcht und Scheu umwittert,
Und dessen Lippe doch nach Küssen zittert . . .
Er hat schon manches stolze Herz erweicht.
Was keines Schmeichlers Rednerlist gelungen,
Hat seiner Sehnsucht stummer Ruf errungen
Und so der Siege lieblichsten erreicht.

Henri (zögernd und leise). Und solche Frauen gäb es hier . . .!

Gräfin (nach einem langen Blick in seine Augen). Vielleicht!

Henri (ergreift ihre Hand, gleitet an ihrem Kleid langsam auf die Knie nieder und bedeckt ihre Hände mit Küssen.)

Gräfin (entfaltet breit ihren Fächer, hinter dem sie Henris Kopf versteckt und beugt sich dann zu ihm nieder.)

Chevalier (tritt von der Seite auf und macht beim Anblick der Gruppe eine Bewegung freudigen Erstaunens. Dann wendet er sich behutsam auf den Zehenspitzen zum Abgehen und sagt halblaut, mit dem fröhlichsten Behagen):
Nun darf ich sorgenfrei mich von ihm wenden —
Der liebe Junge ist in guten Händen!

(Vorhang fällt.)

Orient und Occident.

Vom

Grafen von Leyden.

I.

Der in letzter Zeit vielgenannte amerikanische Nordpolfahrer Peary brachte vor dreizehn Jahren einen Eskimo mit seiner Familie nach Amerika. Zunächst von einem Kollegen Pearys adoptiert, verlebte der Eskimo Mene später den größten Teil seines Aufenthaltes bei den Kulturmenschen als öffentliches Schaustück und genoß mit den Seinen eine Behaglichkeit, die ihm die Eisfelder Grönlands hätte vergessen machen sollen.

Am 10. Juli vorigen Jahres betrat Mene in New York den Dampfer „Rosalind", um den Genüssen der Neuen Welt für immer Lebewohl zu sagen und die Segnungen der Zivilisation zu vergessen. Dem unvermeidlichen Reporter, der seine letzten Augenblicke auf amerikanischem Boden verbitterte, machte Mene aus der Stimmung, die ihn beseelte, kein Hehl. „Ich kann euer Christentum nicht annehmen, obgleich ich es versucht habe. Die meisten von euch sind nicht wahrhaft gläubig genug, um seine Lehren in ihr Leben zu übersetzen. Zu Hause verehre ich das Andenken meines Vaters, der für mich den Verkehr mit den Geistern vermittelt, und meine Kinder werden dasselbe tun, wenn ich selbst gestorben bin."

Auf die Vorstellungen der Anwesenden, die ihm vorhielten, daß er ein bequemes Heim für eine eisige Hütte und schmale Kost verlasse, erwiderte der Eskimo: „Wollt ihr wirklich wissen, warum ich Zivilisation und Zigaretten aufgebe? Man hat mir nicht gestattet, die Überreste meines Vaters zu begraben. Ein Museum enthält seine Gebeine, seine Schlitten, seine Pelze. Sogar die Pelze, mit denen ich als Kind in Amerika gelandet bin. Ich habe sie gebeten, die Gebeine des Vaters in einer für den Eskimo und Häuptling angemessenen Weise bestatten zu dürfen, und man hat mir nicht einmal Gehör gewährt. Ich will zu meinen Leuten zurückkehren. Ich habe hier einiges gelernt, was uns gestatten soll, unsre Lebensweise zu erleichtern, und ich habe andres gelernt, was ich bestrebt sein werde zu vergessen."

Die „Rosalind", die Mene durch die Stürme des Arktischen Meeres dem heimatlichen Boden zurückerstattet, trägt ein menschliches Dokument, das, wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, von weiterem Interesse ist.

Wenn in dem Streit um den Nordpol auch die Glaubwürdigkeit des Grönländers gelitten haben sollte, so bleibt es doch trotzdem wahr, daß unsre viel zahlreicheren Besucher aus orientalischen Ländern oft mit ähnlichen Gefühlen als die oben geschilderten nach ihrer einfacheren und natürlicheren Existenz sich zurücksehnen.

Sozialer Verbindungen entbehrend und als ungebetene Gäste angesehen, kommen sie meist nur mit der banalsten, häufig mit der abstoßenden und häßlichen Seite unsrer Kultur in Berührung. Die Masse der Bevölkerung unsrer Städte, primitiver Lebensart und dem Verkehr mit der Natur zum großen Teil entrückt, von materiellen Bedürfnissen und dem Drang des Kampfes ums Dasein beherrscht, drängt sich um Jahrmarktsbuden, in denen Grönländer oder Äthioper zur Schau gestellt sind.

Sie begafft dieselben, von ihrer eigenen Überlegenheit erfüllt, wie wilde Tiere, nicht ahnend, daß sie in diesen menschlicher Vernunft keineswegs beraubten Fremdlingen Gefühle wachzurufen vermag, die an Verachtung grenzen.

In unmittelbarer Nähe der großen Tummelplätze der von dem Industrialismus des 19. Jahrhunderts erzeugten Demokratie, unsres Herrn und Meisters, fern von dem Lärm der Straße, bewegen sich die wahren treibenden und ernsten Kräfte modernen Lebens. Da sind noch die Stätten der geistigen Arbeit errichtet, aus denen der soziale Organismus seine Lebenskraft saugt, und deren Versagen erst das Elend von Millionen herbeiführen würde.

Unsern Gästen aus fernen Zonen, auch wenn sie der Wissensdrang bis in unsre Hochschulen geführt hat, ist es selten beschieden, in die sturmfreie Mitte des Zyklons zu gelangen, ganz wie es uns selten gegeben ist, in orientalische Denkungsweise tiefer einzudringen. Sie werden statt dessen auf bewegten Wassern geschaukelt, von Truggebilden des Erwerbes geblendet oder von ihrer Hoffnungslosigkeit abgestoßen, und es ist nicht nur ein vom Spleen erfaßtes Individuum, das die brennende Sehnsucht fühlt, wieder frei zu atmen.

Wie sich das römische Reich noch in der Zeit üppiger Blüte geteilt hat, so scheint in weit vergrößertem Rahmen der kulturelle Gegensatz zwischen Orient und Occident die Signatur kommender Zeiten zu werden. Es bleibt eine Frage der individuellen Auffassung, wo die geographische Scheidung beginnt. Ein von dem Nationalitätenhader seiner Monarchie zur Verzweiflung getriebener Wiener bezeichnete mir einst in der Eisenbahn Salzburg als den Anfang des Orients; der englische Dichter Kipling begnügt sich in der Verfolgung desselben Gedankens mit den allgemeineren Worten:

East is East, and West is West
And never the twain shall meet.

In dem letzten Menschenalter ist fast ganz Afrika successive von europäischen Völkern besetzt und erobert worden. Erobert von einer neuen Rasse von Konquistadoren, von denen die einen zuerst der Forschertrieb und Sucht nach Abenteuern, bald aber andre der Hunger nach Land, Gold, Elfenbein, Kautschuk, Diamanten von Ort zu Ort getrieben hat. Es ist ein weiter Schritt

in kurz bemessenem Raume von Livingston und Emin Pascha zu Stanley und Peters und Rhodes.

Die Diplomatie konnte dem Tritt des Entdeckers kaum mehr folgen in ihren Aufgaben, die geschaffenen Tatsachen friedlich zu registrieren, Grenzen festzulegen und Konflikten vorzubeugen.

Gleichzeitig drängten England und Rußland in Asien vor, und trotz der von Disraeli geschaffenen „wissenschaftlichen Grenze" schien der Tag der Abrechnung zwischen beiden Mächten um die Herrschaft in Indien näher und näher zu rücken. Das in seinen südlichen Gebieten von Frankreich bedrohte chinesische Reich erhob sich schwerfällig zur Abwehr gegen die Eindringlinge, taumelte aber bald machtlos wieder auf sein Lager zurück.

Alles schien dem weißen Manne erlaubt, wo er sich zeigte und mit überlegener Organisation und noch weit überlegneren Waffen Scheu und Furcht vor sich verbreitete. Wenn Fieber und andre Krankheiten ihm zuweilen größere Verluste beibrachten als der Kampf, so trat ihm die empirische Wissenschaft zur Seite, die gerade im erwünschten Augenblicke Entdeckungen gemacht hatte, geeignet, seine siegreichen Fortschritte zu begleiten und zu fördern.

Der meist blutigen Eroberung — allein der Kongo weiß davon zu erzählen — folgten überall Werke der Ausbeutung des Gewonnenen auf dem Fuße. Zu den Errungenschaften der Technik mit ihren Eisenbahnen, Dampfschiffen, Anlagen von Häfen und Minen gesellte sich der geordnete Verwaltungsbetrieb des systematischen Europäers, der sich auch sogleich daran machte, durch die Bekämpfung der Epidemien Gebiete wohnbar zu gestalten, die bis dahin als Stätten des Verderbens gefürchtet waren.

Die großartigen Kulturwerke waren auf den ersten Blick dazu angetan, die Dankbarkeit und Ehrfurcht der so plötzlich in unsern Bannkreis gezogenen Völkerschaften zu erregen, uns wie die erwarteten Erlöser aus Jahrhunderte währender Verfinsterung und Knechtschaft erscheinen zu lassen.

So wenigstens malt sich, von manchen Parlamenten, Redaktionstischen, Laboratorien, Missionsanstalten, und zu allererst vom Deck der Vergnügungsdampfer aus besehen der Orient und seine Welt, die wir durch unser bloßes Erscheinen, durch die Tatkraft unsres Auftretens oder durch Spendung ursprünglich dort unbekannter Trinkgelder beglückt zu haben glaubten.

Der praktische Politiker von einiger Erfahrung, der gewissenhafte Arbeit verrichtende Beamte in den Kolonien teilen diese Illusionen längst nicht mehr, seit ihnen, allen Bemühungen zum Trotz, die Tatsache entgegengetreten ist, daß die Anschauungen, die sie den unterworfenen Völkern oder unabhängig gebliebenen östlichen Reichen in blendenden Farben darzustellen berufen sind, bei letzteren oft diametral entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen.

Und dieser fatalistische Zug fällt zusammen mit der fortwährenden Zunahme des Verkehrs und dem wachsenden unvermittelten Austausch, nicht nur von Handelsgütern, sondern auch von den gesamten Lebensprinzipien des Ostens und des Westens. Gerade also, wenn alle innere Berechtigung vorläge, um die unzweifelhafte Superiorität des einen über den andern endgültig, auch den Ungläubigsten, bewiesen zu sehen.

Wenn der Keim passiven Widerstandes überhaupt nie auszurotten gewesen ist, so ist eine neuerliche Accentuierung dieser Dinge auf zwei Vorgänge der jüngsten Geschichte zurückzuführen, den südafrikanischen und den russisch-japanischen Krieg.

Obgleich der erstere Hinweis vielleicht Bedenken erregt, weil es sich dort um einen Kampf zwischen Europäern gehandelt hat, so ist in Erwägung zu ziehen, daß die vom Präsidenten Krüger repräsentierte Generation von Boeren sich gegen den Geist der Neuzeit, der im internationalen Merkantilismus verkörpert ist, mindestens ebenso sträubte als gegen die englische Herrschaft als solche. Deren Verwaltungspolitik war derjenigen Krügers entschieden überlegen. Niemand, der Lord Milner kennt und ihn am Werke gesehen hat, kann ihn als eine Art von vormärzlichen Tyrannen bezeichnen.

Aber die Boeren, die noch unlängst bei Majuba Hill gesiegt, hatten etwas von der Sinnesart bewahrt, die einst die hartköpfigen englischen Puritaner auf der „Mayflower" nach Amerika geführt hatte. Sie sahen sich im Laufe der Jahre von dem ihnen unverständlichen Gemisch brutaler Erwerbssucht und humanitärer Gefühlswelt umgarnt, der uns Europäer und Amerikaner, wenn wir uns darin weiter entwickeln, als die großen Heuchler der Weltgeschichte erscheinen lassen könnte.

Gleichwohl ist es nicht dieser Gegensatz, an dem eine träge orientalische Denkungsweise jetzt schon Anstand genommen hätte.

Viel stärker wurde bis in den fernen Osten die Einbildungskraft durch die in die Augen springende Tatsache berührt, daß dem Volke, welches das größte Kolonialreich errichtet hatte, nach einer Reihe von Erfolgen, auch im Süden Afrikas, dort ein Widerstand erwachsen war, dessen Niederwerfung die äußerste Kraftanstrengung erforderte. Die Schlappe der Italiener bei Adaua, die mit wachsendem Glück geführten Kämpfe am Nil bis zum Tode des zweiten Mahdi, sonstige gelegentliche europäische Mißerfolge, waren rasch vergessene Episoden gewesen. Hier aber waren zum ersten Male straffe Organisation und vorbereiteter Gegenstoß seitens des anscheinend Schwachen erkennbar, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Kanonaden von Ladysmith und Colenso, die in Europa manche Leidenschaft erregt haben, noch viel weiter gehört wurden. Jedenfalls konnte man in dem sogar mit England verbündeten Japan bemerken, welch tiefen Eindrücke dieser Krieg da hervorgerufen hat, wo so bald darauf noch unerwartetere weltgeschichtliche Ereignisse eintreten sollten.

Ein wenig beachtetes Blatt aus den Annalen der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist das Erscheinen des amerikanischen Kommodore Perry an der japanischen Küste im Jahre 1853. Mit seiner Landung in der Bucht von Tokio verschaffte sich dieser Seemann Eingang in ein Land, das seit der Mitte des 17. Jahrhunderts von jedem eingehenderen Verkehr mit dem Westen abgesperrt geblieben war. So hatte es der Wille der dortigen Shogune des Hauses Tokugawa bestimmt, trotzdem in früheren Zeiten Holländer, Portugiesen und andre unbehindert mit der Bevölkerung verkehrt, das Christentum eingeführt, Handel getrieben und Niederlassungen gegründet hatten. Unter

einer seinen Bedürfnissen kunstvoll angepaßten Verfassung hatte das Land in seiner Isolierung zwei Jahrhunderte inneren Friedens und behäbigen Wohlstandes genossen.

Mit Lanzen und Bogen bewaffnet, eilten die Samurais, die sogar auf den eigenen Heerstraßen das Wegerecht ihrer Feudalherren zu wahren wußten, den fremden Eindringlingen entgegen, um sie an der Landung zu verhindern. Die acht kleinen Fregatten des amerikanischen Kommodore stellen nach heutigen Begriffen keine beängstigende Macht dar, sie waren aber damals genügend, um das östliche Inselreich in seinen Grundfesten erzittern zu machen. Perry, der mit dem Auftrag seiner Regierung gekommen war, womöglich Handelsbeziehungen anzuknüpfen, erwies sich, nachdem er den gegen ihn aufgebotenen Heerbann spielend zerstreut hatte, als das erste Werkzeug, um einen Riesen aus dem Schlafe zu rütteln. Es ist daher ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß heute wieder, nach einem halben Jahrhundert, der Antagonismus zwischen Japan und den Vereinigten Staaten den Gegenstand so vieler, vielleicht übertriebener politischer Kombinationen bildet, daß heute umgekehrt die Yankees vor der japanischen Einwanderung Wälle aufzurichten suchen.

Die beispiellose Verwandlung Japans während so kurzer Frist in einen modernen Kulturstaat vollzog sich nicht ohne innere Zuckungen. Sogar nach der Revolution von 1869, die der Herrschaft des jetzigen Kaisers den Weg bahnte, mußte seitens der europäischen Mächte Schritt um Schritt gekämpft werden, um die endgültige Bestätigung allmählich erlangter Konzessionen zu erhalten.

Die von Japan seither durchgeführten Reformen aber lediglich als eine brillant vollzogene Nachahmung und geschickte Adaptierung europäischer Vorbilder ohne eigene schöpferische Gedanken bezeichnen zu wollen, hieße dem Scharfsinn dieser Rasse nicht gerecht werden. Diese weit verbreitete, von so vielen von uns geteilte Auffassung war zum großen Teil darauf begründet, daß die naive Außenseite und die gewählten liebenswürdigen Umgangsformen der verschiedenen Klassen der Einwohner den Eindruck der Kindlichkeit und Unbefangenheit erweckten, die dahinter verborgene Zielbewußtheit des zu neuem Dasein erwachenden Staatswesens aber verschleierten.

Der der Sprache unkundige, mit der Geschichte und den sozialen Erscheinungen Japans nur äußerlich vertraute Europäer blickte unwillkürlich zu denjenigen seiner Landsleute auf, die nach seiner Ansicht durch langen Aufenthalt und Beherrschung der Schriftzeichen in den Geist der uns fremden Kultur eingedrungen sein mußten.

Der dem kaiserlichen Dienste leider so früh entrissene Dolmetscher Dr. Weipert z. B. gestand jedoch unumwunden, wie wenig es ihm gelungen sei, trotz eifrigsten Suchens in die Seele dieser verschlossenen, sentimentalen Regungen wenig zugänglichen Asiaten einzudringen. Und was aus dem Munde eines so vorzüglichen Sprachkenners wie aus den Bekenntnissen andrer ausgezeichneter Orientalisten wie übertriebene Bescheidenheit klang, hat der russisch-japanische Krieg der Welt offenkundig erwiesen.

Schon im Jahre 1895 versuchte Japan anläßlich ernster Differenzen in Korea zum ersten Male seine neu geschmiedeten Waffen an seinem alten Lehrmeister, China, das ihm nicht zu widerstehen vermochte. Es muß für den gewandtesten Staatsmann des Ostens, Li Hung Chang, ein besonders erniedrigendes Gefühl gewesen sein, sich büßend zum Abschluß des Friedens in Schimonoseki einzufinden. Sein orientalischer Fatalismus mag in der Stunde der Not einen Trost in der unerwarteten Hilfe gefunden haben, die ihm in Gestalt des sogenannten asiatischen Dreibundes, Deutschland, Rußland und Frankreich, erwuchs und Japan, außer Formosa und einer Kriegsentschädigung, des größten Teiles seiner Eroberungen beraubte.

Die deutsche Politik ließ sich bei ihrem damaligen Vorgehen von augenblicklichen europäischen Erwägungen leiten und opferte dafür die außergewöhnliche Stellung und Wertschätzung, deren sich Deutschland in Japan durch vieljährige fruchtbare Tätigkeit erfreut hatte.

Seit der Einführung der Reformen war ein fieberhafter Wettbewerb aller europäischen Nationen um die japanische Gunst — und japanische Bestellungen auf unsern Märkten — entstanden. Zuallererst noch von dem militärischen Prestige Frankreichs geblendet, schlug in den siebziger Jahren die Stimmung der japanischen Offiziere und Staatsmänner zugunsten Deutschlands um, das bald auch Gelehrte, Schulmänner und Ärzte sandte, die vorzügliche Arbeit verrichteten und die Beziehungen zwischen beiden Ländern befestigten. Mit England, dessen Großkaufleute zuerst zur Stelle waren, und das die Flotte schuf, hatte Deutschland sich den ersten Platz zu sichern gewußt und alle übrigen Rivalen beiseite geschoben. Die Gesandten von Eisendecher und von Holleben hatten sich ein Vertrauen erworben, das der jähe und unerwartete Frontwechsel von Schimonoseki zum großen Teil zerstört hat.

Praktischen und kühlen politischen Erwägungen nicht unzugänglich, verstanden die japanischen Staatsmänner sehr wohl, daß Rußlands Interessen eine Parteinahme für das zu Boden geworfene China notwendig erscheinen ließen. Ebensowenig verschloß man sich in Tokio der Einsicht, daß Frankreich, um die Aufrichtigkeit des eben in Europa mit Rußland geschlossenen Bundes zu dokumentieren, im fernen Osten die erste sich bietende Gelegenheit ergreifen würde, dem Zarenreiche beizuspringen. Die Schwenkung Deutschlands aber blieb für die dortige Auffassung ein Rätsel, wenn man nicht den logischen Schluß ziehen wollte, daß wir Teilhaber an den Fortschritten Rußlands sein wollten, eine Annahme, die in der bald darauf erfolgten Besetzung von Kiautschou ihre Bestätigung zu finden schien.

Unterdessen näherte sich das wachsende Ungeheuer der sibirischen Bahn immer mehr seinem östlichen Endpunkte und erschien den Japanern immer weniger im Lichte eines arglosen Kulturwerkes. Gleichzeitig ließ die Politik des Statthalters Alexejeff alle bisher gegenüber den östlichen Reichen beobachteten Rücksichten von Schritt zu Schritt fallen, und die russische Machtstellung auf der Halbinsel nahm in solchen Dimensionen zu, daß man in Petersburg einerseits von dem schlagenden Erfolge geblendet wurde, andrerseits nicht ohne innere Beunruhigung die daraus entstehenden militärischen Verantwortungen wachsen sah.

Japanische Kundschafter und Spione schlichen sich mittlerweile bis in die unmittelbare Nähe des Statthalters und seiner Offiziere und Räte. In Tokio wurde mit großer Schärfe des Augenmaßes erkannt, daß das russische Vordringen zum Teil ein enormer Bluff war und die Alexejeffschen Truppenrevüen, so imponierend sie in der europäischen Presse dargestellt wurden, ein unzulängliches Material an das Tageslicht förderten.

Der Konflikt schien immer näher zu rücken. Trotzdem überlegten sich die japanischen Staatsmänner, obgleich sie bis an die Stirne gerüstet und durch das in Europa mit berechtigtem Erstaunen aufgenommene Bündnis mit England gedeckt waren, ob sie den Kampf mit der Nation wagen sollten, deren Prestige in der Welt nie höher gestanden hatte. Noch bestand zwischen Rußland und Japan ein koreanisches Abkommen, das beiden Rücksichten auferlegte, aber von keinem der beiden mehr beobachtet wurde. Erst von Korea aus fühlte man sich in Japan in dem wirklichen Lebensnerv bedroht.

In jenem Augenblicke wäre es für Rußland gegeben gewesen, seinen so leicht erworbenen Gewinn in der Mandschurei zu realisieren und nicht auf die Gebiete hinüber zu schweifen, welche die Entladung herbeiführen mußten. Statt dessen bleibt es in der Geschichte verzeichnet, daß die so oft in Europa wie in Asien mit blendendem Erfolg angewandten zweideutigen Mittel russischer Diplomatie schließlich einem orientalischen Volke gegenüber den Dienst versagten, das sich, nach langer Isolierung, rasch in die Technik solcher Methoden eingelebt hatte.

In Tokio den Schein erwecken zu wollen, daß in Korea nur Waldkonzessionen gewünscht und Handelsniederlassungen beabsichtigt seien, war verlorene Liebesmühe. Dort wußte man nur zu gut, daß schon ein die wichtigste Marinestation Yokoska und das japanische Meer beherrschender Kriegshafen im Süden der Halbinsel vorgesehen war, und die Würfel waren gefallen.

Nach dem Vorbilde des südafrikanischen Krieges gingen dem Ausbruch der Feindseligkeiten keine nutzlosen Unterhandlungen mehr voraus, und deshalb wurde Petersburg von den Tatsachen ebenso überrascht wie die europäischen Kanzleien, die mit der weiteren Nachgiebigkeit Japans gerechnet und die russische Macht zu hoch eingeschätzt hatten.

Dieselben Leute aber, die im Jahre 1853 den prosaischen Vorderladern des Kommodore Perry nichts entgegenzustellen wußten als kunstvoll gearbeitetes mittelalterliches Rüstzeug, zogen ein halbes Jahrhundert später mit dem ganzen komplizierten Apparat moderner Kriegführung gegen ein Riesenreich ins Feld. Ihre Organisation trotzte den gewaltigsten Anforderungen, ihr Mut enormen Gefechtsverlusten. Ihre Flotte wußte die anfangs gewonnene Herrschaft zur See mit seltener Ausdauer und Hingebung zu behaupten und ihr Material bis zum letzten Nagel auszunutzen.

Und nicht nur große Soldaten und Seeleute waren in dieser kurzen Zeit herangewachsen. Ein Quadrifolium von Staatsmännern wie die Marquis Ito, Yamagata, Inouye, Katsura würde jeden nationalen Ruhmestempel zieren, ein Kaiser wie Mutuhitsu — auch wenn ihm die aus langer Ahnen-

reihe überkommene Tradition die Abgeschiedenheit des Palastes vorschreibt — manchen Thron schmücken.

So gewaltig aber auch diese Kämpfe und das staatsmännische Können waren, deren Zeugen wir im Osten kürzlich gewesen sind, die Vorgänge an sich, von der Belagerung Port Arthurs bis zu den Schlachten von Mukden und Tsushima, wären geschichtlich nicht bedeutender und würden in militärischer Hinsicht nicht diejenigen übertreffen, die schon vorher vielen andern Völkern die Palme des Sieges verliehen haben. Wir können das von den führenden Nationen behaupten, die unserm eigenen Kulturkreise entwachsen sind und in wechselnder Reihenfolge den großen Bau errichtet haben, der Europa seit der Völkerwanderung zum Mittelpunkt aller wichtigen Weltereignisse gemacht hat.

Von diesem Zentrum ausstrahlend, sind ja auch die Keime nach dem fernen Osten gelangt, die die oben berührten Tatsachen zur Reife gebracht haben.

Trotz Hinterladern und Panzerschiffen wäre es aber nur bei Äußerlichkeiten geblieben. Die Japaner wären unfähig gewesen, in vierzig Jahren mit der Emsigkeit der Bienen Jahrhunderte nachzuholen, wenn sie nicht bei Übernahme dieser fremden Güter auf einem festeren Boden gestanden hätten, als man ihnen von vielen Seiten, sogar heute noch, zugestehen will.

Sie haben auf dem Boden alter eigener und ererbter Kultur gestanden, schon als die Holländer und Portugiesen ihr Gestade zuerst besuchten und Franciscus Xaver ihnen das Evangelium predigte. Freilich war diese Kultur nicht eine von ihnen selbst erzeugte. Buddhismus und Schriftsprache waren aus China entweder direkt oder über Korea viele Menschenalter früher nach Japan gelangt. Aber die Japaner wußten mit diesen Talenten sparsam zu wirtschaften, sparsamer jedenfalls als ihre westlichen und nördlichen Genossen. Während China trotz seiner höheren Zivilisation allmählich einem korrupten Beamtenheere zum Opfer fiel und unter das Joch barbarischer Eroberer geriet, fügten sich die Bewohner des Inselreiches einem aufgeklärten aristokratischen Regiment, das es verstanden hat, die nationale Eigenart und die geistigen Güter von Geschlecht zu Geschlecht zu erhalten.

Mit der jüngsten Erhebung Japans fällt die so vielfach verbreitete Auffassung in sich zusammen, daß seine Bewohner keine Religion hätten. Nenne man es Ethik, oder wie man sonst wolle, was ihre besten Geister erfüllt und sie zu einem so geschlossenen Gemeinwesen zusammengeschweißt hat. Jedenfalls ist in diesem Volke ein Etwas vorhanden, das, wenn man auch nicht die wärmsten Sympathien für dasselbe empfinden will, es auf einen Standpunkt erhebt, der von unproduktivem Materialismus verschieden ist.

Der Eskimo, der den Drang fühlt, in arktischer Einsamkeit mit den Geistern seiner Väter zu verkehren, findet sein Gegenstück in dem Japaner, von dem ein Missionar mir erzählte, daß er in Deutschland vorzügliche Examen bestanden, auf der Heimreise eine Europäerin von gutem Hause geheiratet und, zu Hause angelangt, mit Spott und Mißachtung von den heimischen Verhältnissen gesprochen habe. Er war zum Christentum übergetreten, aber seine Ehe blieb kinderlos, und eines schönen Tages war er auf kurze Zeit in das

Innere des Landes verschwunden. Man hörte bald darauf, daß er nach dem Schrein von Ise gewallfahrtet sei, dem Mittelpunkte des alten japanischen Ahnenkultus. Von diesem Augenblicke an bekam ihn der ihm befreundete Missionar nur noch selten zu sehen, er wurde wortkarg und spottete nicht mehr über die seinen. Er hatte, wie man erfuhr, einen entfernten Verwandten, den er früher nicht in sein Herz geschlossen, an Kindesstatt angenommen, um nicht ohne Nachfolger hinüberzugehen. Schließlich vergaß er die Sprachen, die er bei uns gelernt, trug nationale Kleidung und aß wieder mit Eßstäbchen seinen Reis.

Man könnte dieses keineswegs vereinzelt dastehende Beispiel noch auf viele andre Gebiete übertragen und darauf hinweisen, daß unsre oberflächlichen kulturellen Einwirkungen die orientalische Seele nicht selten verwirrend beeinflussen. So sind oft die unsympathischsten Japaner, die sogar dem von dem Reiz der Geisha berückten Touristen auf die Nerven gehen, die Kulis der Hafenstädte Yokohama, Kobe, Nagasaki, die durch ihren Beruf unter allen ihren Landsleuten am meisten mit Europäern und Amerikanern in Berührung treten.

Gerade wie der ägyptische Eseltreiber und Dragoman oder der Beduine, der die Pyramiden mit seinem aufdringlichen Wesen umlauert, die wenigst anziehenden Subjekte des Nillandes in ihren Reihen zählen. Gerade wie man in Shanghai oder Peking oft eindringlich davor gewarnt wird, sogenannte christliche chinesische Boys in seine Dienste zu nehmen, weil ihr Glaubenswechsel so häufig nur eine Finte ist.

Wenn der wahre Geist des Christentums über lokale Mißerfolge und Enttäuschungen nicht erhaben wäre, so hätte es nicht zweitausend Jahre überlebt und den Grund zu allen wesentlichen Institutionen gelegt, die man unter den Namen europäische Zivilisation zusammenfassen kann. Daß das Christentum bis heute, trotz der Hingebung so vieler seiner Träger, vom roten bis zum chinesischen Meere so geringe moralische Errungenschaften aufzuweisen hat, ist ein Beweis, wie schwer es gewesen ist, in die subtile Denkungsart orientalischer Völker einzudringen und dort eine Lehre zu verbreiten, die, in ihren ersten Anfängen dem Zug nach Westen verfallen, in verändertem Gewande erst rückwirkend in Tätigkeit treten muß.

Der Venetianer Marco Polo schildert uns in dem großen Tartarenfürsten, dessen Gunst er sich auf seinen abenteuerlichen Reisen im 13. Jahrhundert in so hohem Maße erfreute, einen Mann von seltener Unabhängigkeit des Geistes und der Gesinnung. Diese Eigenschaften gingen so weit, daß der Großchan Marco Polo aufforderte, ihm bei seiner Rückkehr an seinen Hof christliche Missionare mitzubringen, deren Glauben er prüfen und gegebenen Falles seinen eigenen Untertanen zur Annahme empfehlen wolle. Die Mönche, die Marco Polo für diese Aufgabe in Italien geworben hatte, erlagen entweder den Anstrengungen der Reise oder gelangten sonst nicht an ihre Bestimmung. Aus des mutigen und gewandten Venetianers Aufzeichnungen ist aber zu ersehen, daß ihm selbst seine Handelsinteressen viel näher standen als die Christianisierung Chinas oder die Befriedigung des Wissensdurstes des Tartarenfürsten.

Dieser schon so früh gesäte Geist — der Geist des Merkantilismus — ist die Signatur des abendländischen Verkehrs mit dem fernen Osten geblieben. Unsre eigenen Historiker haben über unser Vorgehen das Wort geprägt, daß dem Missionar der Soldat, und letzterem der Kaufmann folge. Wenn dies das Ergebnis unsrer eigenen Gewissenserforschung ist, kann es schließlich wundernehmen, wenn der durch uns zu neuem Leben erwachende und zur Erkenntnis von Pulver und Blei gelangte Orient seine logischen Schlüsse daraus zieht? Es ist unbestreitbar, daß zu dem Schwert, das sich Japan wie ein junger Siegfried geschmiedet hat, Krupp und Armstrong das Eisen geliefert haben. Ja noch mehr, daß die Völker Europas sich den Rang abliefen, um durch Entsendung erster militärischer Kräfte die wehrlosen Samurais von gestern im Gebrauch der abendländischen Waffen zu unterweisen.

Ähnliches bereitete sich in China vor, als plötzlich der psychologisch noch nicht ganz aufgeklärte Aufstand der Boxer so manche Voraussetzungen Lügen strafte und zu einem Vorgehen führte, das trotz äußeren Erfolges und wegen manchen Mißgriffes die Millionen des Reiches der Mitte von der Solidarität der europäischen Mächte nicht überzeugt, das Prestige der letzteren nicht erhöht hat.

Es könnte uns daher, wenn wir von der „gelben Gefahr" sprechen, vom chinesischen Meere her entgegnet werden, daß wir sie selbst heraufbeschworen haben, uneingedenk des Grundsatzes: Quieta non movere. Auch kann das vielgebrauchte Wort nach der heutigen Sachlage doch nicht ernstlich in dem Sinne verstanden werden, daß die Gefilde Europas Gefahr laufen, von Tartaren- und Mongolenhorden verheert zu werden.

Hingegen ist tatsächlich der Zeitpunkt näher gerückt, in dem auch die gelbe Rasse es ablehnt, Gesetze und Einrichtungen sich vorschreiben zu lassen und als natürliches Absatzgebiet für die Erzeugnisse der großen Industriezentren des Westens zu figurieren.

Von dem Augenblick an, da der Orient größere Gegenleistungen erwartet, tritt eine andre Bewertung der einschlägigen Faktoren in Kraft, als sie noch vor etwa fünfundzwanzig Jahren üblich war —, und deren Notwendigkeit auf den Umstand zurückgeführt werden kann, daß Europa nicht nur Waren, sondern auch grundlegende Ideen über das Meer gebracht hat.

Letztere haben eine längere, mehr oder weniger unfruchtbare Inkubationsperiode durchgemacht. Die Saat ist aber unter dem Einfluß regeren Gedankenaustausches und Verkehrs zum Keimen gebracht worden, so daß sich der orientalische Geist jetzt fast allenthalben mit Problemen befaßt, deren Verfolgung noch vor kurzem schon seinem Hang zur Bequemlichkeit widerstrebt haben würde.

II.

Was den Orient, sowohl den fernen als den nahen, am wesentlichsten von unserm eigenen überhasteten Dasein unterscheidet, ist seine große Stabilität, sein unbewußtes beharrliches Festhalten an den Sitten der Väter. Einmal überkommene Einrichtungen haben, von den Ufern des Ganges bis zum

Yangtse in den Völkern fortzuleben vermocht, ohne daß der „große Reformator" gekommen wäre und dem sozialen Bau neues Leben eingehaucht hätte. Daher konnte der Pflug der Pharaonen bis in die Tage Ismail Paschas die ägyptische Erde durchfurchen, und daher sehen wir in der gewerblichen Kunst die edelsten klassischen Formen, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, die Jahrhunderte bis in die neueste Zeit überdauert, bis die moderne Industrie mit Anilinfarben und Dutzendware ihnen ein Ende gemacht. Aus dem Fenster des Eisenbahnzuges von Alexandrien nach Kairo gewahrt der Künstler noch heute unverfälschte Motive zu einer „Flucht nach Ägypten", und im Innern Asiens bis vor die Tore von Stambul entwickelt sich das Alltagsleben in einer Reihe von Bildern, die zur Einbildungskraft auch des nüchternsten Beschauers sprechen. Von wenigen sind diese Eindrücke anziehender wiedergegeben worden als von Disraeli in seinem Roman „Tancred" oder in der Schilderung der Bewohner der Wüste in Hichens „Garden of Allah".

Bodenlose Willkür und barbarische Akte der Grausamkeit haben Arglist, Verschlagenheit und Tücke bei fast allen diesen Völkern erzeugt, bei denen so häufig Leben und Besitz den Launen gewissenloser Beherrscher preisgegeben war.

Und trotz der langen Reihe mit Fatalismus ertragener Unbilden kann heute ein unter europäischer Einwirkung erlassenes, an sich nützliches Polizeireglement den Orientalen mehr in Harnisch bringen als manche Ungerechtigkeit, unter der er herangewachsen. Denn er hat mehr wirklichen Freiheitssinn im gewöhnlichen Leben als der Europäer, der den Schutzmann auf allen Schritten hinter sich zu fühlen gewohnt ist. Jener will sein Privatleben vor der fortwährenden Ingerenz von Hunderten von Behörden bewahrt sehen. Er wird lieber Gefahr laufen, von einem dahinrollenden Gefährt überfahren als von der Straße auf den Fußsteig verwiesen zu werden. Er wird lieber Krankheiten ausgesetzt als gezwungen sein, unter dem Auge des Gesetzes hygienische Maßregeln zu befolgen. Auf solchen, jedermann zugänglichen Beobachtungen beruht die praktische Widerlegung der weit verbreiteten Theorien, daß eine höhere Zivilisation die tiefer stehende notwendigerweise vernichten oder absorbieren müsse, daß die erstere überhaupt naturgemäß eine unangefochtene Herrschaft über die letztere ausübe.

Nirgends vielleicht haben sich die beiden Weltanschauungen, die westliche und die östliche, geographisch näher gestanden als an der Meerenge von Gibraltar. In den Balkanländern bildeten die christlichen Stämme einen allmählichen Übergang; der unter ihnen bestehende Antagonismus und die Rivalität der Großmächte fungierte lange Zeit hindurch als Wall gegen das Vordringen unsrer Kultur.

Dort kann dem schmalen, die Kontinente trennenden Wasserstreifen dieselbe Bedeutung um so weniger beigemessen werden, als Frankreich in Algier, namentlich in den letzten vierzig Jahren, eine ernstere zivilisatorische Arbeit verrichtet hat.

Die jüngsten Vorgänge von Casablanca und Mellila, ihres politischen Charakters entkleidet und lediglich vom kulturellen Standpunkte besehen, beweisen aber trotz allem die starre Widerstandskraft einzelner wilder Stämme,

die lieber unter ihrer eigenen Mißwirtschaft weiterleben, als von uns in den modernen und nivellierenden Kulturstaat eingereiht werden wollen. Denn die große Masse setzt sich im Orient aus ignoranten, aber in ihrer Weise arbeitsamen Nomaden, Feldarbeitern und kleinen Handelsleuten zusammen, deren einziger Wunsch darin besteht, ihr bescheidenes Dasein im alten Gleise weiterzuführen und sich mit den über ihnen stehenden selbst abzufinden, wobei ihnen ihre subtile Lebensphilosophie als fast unfehlbarer Wegweiser dient.

Wie ein elektrischer Funke ist, von den vereinzelten Ausnahmen abgesehen, in dieses große, unter den verschiedensten politischen Systemen lebende Agglomerat von Völkern und Stämmen das undefinierbare Etwas eingeschlagen, das wir den modernen Geist nennen. Die Autorität ist erschüttert, ohne daß brauchbare Äquivalente zur Hand wären, die an ihre Stelle gesetzt werden könnten. Wir haben erst kürzlich gesehen, daß fast an dem Tage, an dem in Britisch-Indien eine neue Institution von Generalräten inauguriert werden sollte, ein Dynamitattentat das Leben des Vizekönigs bedrohte.

Auch hier wieder sind es die Japaner, die mit der ihnen eigenen Schärfe des Blickes erfaßt haben, daß, wenn die Einführung moderner staatlicher Einrichtungen gewisser parlamentarischer Garantien nicht entraten konnte, ein stabiles Gegengewicht den jungen Staat vor der Entgleisung bewahren mußte. Sie hüteten sich daher vor der Gefahr der Herrschaft einer beliebigen Mehrheit bei einem noch tiefen Stande der politischen Bildung; und die aus langem historischen Prozesse allmählich entstandene Verfassung Englands schien den japanischen, von tiefem Patriotismus erfüllten Staatsmännern für ihre Zwecke nicht geeignet. Man hat es vorgezogen, deutschem und amerikanischem Vorbilde zu folgen und der Exekutive einen weiteren Spielraum einzuräumen. Als Midhat Pascha Europa durch das Trugbild einer Verfassung zu blenden versuchte, wurde in Konstantinopel erzählt, daß sich in dem jungen türkischen Parlamente niemand fand, der den Mut gehabt hätte, in des Sultans „Opposition" zu stehen. Der listige Großvezier sah sich daher gezwungen, eine Anzahl Abgeordneter zur Opposition entweder abzukommandieren oder sie, gegen Garantie vor Strafe, für den ihm zu erweisenden Liebesdienst zu bezahlen.

Solchen Verhältnissen gegenüber war es sowohl ehrlicher als den staatlichen Zwecken entsprechender gehandelt, wenn die japanische Regierung ihre ersten Parlamente wiederholt nach Hause schickte, bis sich die Wähler entschlossen, ein brauchbareres Material zu senden. So konnte sich die auf dem überlieferten japanischen Geiste fußende aufgeklärte Aristokratie heranbilden, deren Leistungen das Licht der Öffentlichkeit fast nach keiner Richtung zu scheuen haben, und deren Existenz unmöglich geworden wäre, wenn nur das mechanische Gesetz der Mehrheit ohne weise Beschränkung gewaltet hätte.

Viel weniger fruchtbaren Boden haben die westlichen Ideen, die auch nach China eingedrungen sind, bisher in diesem Reiche finden können, das doch eine der ältesten Kulturen der Welt aufweist. An einem ebenso mächtigen als korrupten Beamtentum abprallend, haben sie sich merkwürdigerweise auf dem Throne vorübergehend eingenistet, auf dem ein Schwächling ein harmloses

Spielzeug aus ihnen machen zu können glaubte, bis er vor wenigen Monaten diese Laune aus Gründen der Staatsraison wahrscheinlich mit dem Leben bezahlte.

Das an den Augen der Welt so rasch vorübergegangene, aber drastisch inszenierte Drama in der chinesischen Dynastie markiert einen wenigstens vorläufigen Stillstand in der Bewegung dieser gewaltigen, bisher von keinem gemeinsamen Gedanken bewegten Menschenmasse. Die mächtige Frau, die man bezeichnenderweise erst Monate nach ihrem Hingang zu Grabe getragen hat, hinterließ ein Edikt zur Vorbereitung einer Verfassung, und der alte träge Geist des Reiches der Mitte ist wohl mit dieser selben Kaiserin gewichen, um niemals wiederzukehren. Das Problem der Modernisierung Chinas kann jedoch nicht mit einem Edikte gelöst werden, es erfordert Männer und den lokalen Verhältnissen angepaßte Gedanken. Selten wiederholt sich die Geschichte, und was Japan gelungen, wird jenseits des chinesischen Meeres manchen Sturm heraufbeschworen haben, ehe ein Chaos von Provinzen in eine neue lebensfähige Form gegossen ist. Fest steht nur das eine, daß jetzt schon ein nationales chinesisches Bewußtsein im Erstehen begriffen ist, das territoriale oder sonstige Übergriffe einzelner europäischer Mächte in das Reich der Vergangenheit verweist.

Blicken wir von dem fernen nach dem nahen Orient, so treten uns die Resultate westlicher Einflüsse in um so verschiedenerer Form entgegen, als das Spiel der moralischen Kräfte einen viel längeren Zeitraum umfaßt und den Bodensatz der menschlichen Gesellschaft daher viel stärker aufzuwühlen vermocht hat. Namentlich ist dies in der Türkei der Fall, dann aber auch in Persien, Siam und Zentralasien, endlich in dem seinem inneren Wesen nach dem Orient zuzurechnenden russischen Reiche.

„Ein", wie Professor Vambery kürzlich gesagt hat, „merkwürdiges Gemisch von Wohlwollen und Schlechtigkeit, Edelsinn und Niedrigkeit, Feigheit und Mut, Schlauheit und Unwissenheit, Selbstbeherrschung und Ausartung," bewohnt heute der entthronte Sultan Abdul Hamid das Sommerhaus eines seiner jüdischen Untertanen in Saloniki, während seine verlassenen Prachträume im Kiosk von Yildiz Vergnügungsreisenden gegen Eintrittsgeld gezeigt werden.

Die von ihm während einer langen Regierungszeit aufgehäuften Schätze sind ihm zum größten Teil entrissen. Sie dienen jetzt zum Unterhalt einer früher der bittersten Not preisgegebenen, von deutschen Lehrmeistern erzogenen, tapferen und opfermutigen Armee, die unter der neuen Führung schon mehrere Male der Versuchung ausgesetzt war, in eine Prätorianergarde auszuarten.

Noch vor Jahresfrist hatte Abdul Hamid, als die von ihm aus Kleinasien gegen die mazedonischen Banden gesandten Bataillone den Gehorsam verweigerten, mit einer raschen Wendung seines biegsamen, durch körperliche Leiden nicht niederzudrückenden Geistes seinen Völkern Midhad Paschas überhastete Verfassung wiedergegeben. Von der die Traditionen des „Bas-Empire" bewahrenden Hauptstadt bejubelt, konnte er die Rolle eines liberalen Herrschers spielen und schien sich plötzlich sogar darin zu gefallen. Die

öffentliche Meinung Europas wandte sich nach der Seite der zur Macht gelangten, aus den Schulen des Westens hervorgegangenen Vertreter türkischer Wiedergeburt. Den Verfolgungen der Gewaltherrschaft ausgesetzt, hatten sie von den Pariser Boulevards aus ihr Reformwerk betreiben müssen, und es erhielt dadurch den Charakter des weit vorgeschrittenen Liberalismus und einer gewissen Feindseligkeit gegen die religiösen Überzeugungen und Sitten ihrer Heimat. Kein Wunder, daß den alten strenggläubigen Bekennern des Islams bange werden mußte, es werde in dieser Hast von Verbrüderung und Proklamierung von Menschenrechten die Herrschaft des Türkentums vollständigen Schiffbruch erleiden. Wenn daher auch in die Hände der meuternden Soldaten im April vorigen Jahres Goldstücke von Yildiz sich verirrt haben mögen, so war es doch im wesentlichen eine ins Wanken gebrachte Weltanschauung, die diese Soldaten veranlaßt hatte, den Stahl gegen die jungtürkischen Offiziere zu zücken.

Man wird daher die Begeisterung für die letzteren, trotz ihrer Überzeugungstreue und ihrer bisherigen Waffentaten, zügeln dürfen, bis die Reformbewegung gezeigt haben wird, daß sie fähig ist, das morsch gewordene türkische Staatsgebäude für die so verschiedenartigen Rassen und Bekenntnisse wohnbar zu gestalten. Die Vorgänge von Adana, welche die früheren armenischen Greuel womöglich noch in den Schatten stellen, die Unruhen in Arabien lassen Zweifel auftauchen, ob sogar die liberalsten Elemente der osmanischen Nation sich auf die Dauer dem Vorwurf ihrer Stammesgenossen aussetzen werden, Verräter am eigenen Blute zu werden.

Verfassungen, die ohne jede innere Bedeutung nur leerer Schall geblieben sind, wurden unter dem Druck politischer Verhältnisse schon in größerer Menge verliehen — in Rußland verwechselte einst das Volk das Wort Konstitution zuerst mit der Gemahlin des Großfürsten Konstantin.

Am 15. November 1909 fand in Teheran die feierliche Eröffnung des persischen Parlamentes statt. Die Handlung wurde durch den jugendlichen Schah vorgenommen, der, mit dem Regenten an seiner Seite, in sechsspännigem Wagen durch die Straßen der Hauptstadt fuhr, von dem Volke begrüßt wurde und — tout comme chez nous — die Thronrede verlesen ließ.

Im Parlamentsgebäude waren sogar Galerien für die Presse und die Damen des diplomatischen Korps vorgesehen. Der Akt währte, wie uns berichtet wird, sieben Minuten, die Deputierten verhielten sich schweigend, die Basare waren abends festlich erleuchtet.

Der Schah Muzaffer-ed-Din hatte kurz vor seinem Hinscheiden im Jahre 1906 seinen Untertanen die erste Verfassung verliehen. Mohammed Ali, sein Nachfolger, machte schon zwölf Monate später den Versuch, sich dieser ihm auferlegten Fesseln zu entledigen. Der Coup gelang aber erst im Juni 1908, ohne daß dadurch freilich ein Verfassungsleben irgendwelcher Art vernichtet worden wäre.

Von diesem Vorgange nur indirekt beeinflußt, brach die Unzufriedenheit der von langer Mißregierung und Raubwirtschaft erregten Bevölkerung in den Provinzen mit solcher Stärke aus, daß das benachbarte Rußland ver-

anlaßt wurde, im April des Jahres durch seine Truppen die Ordnung an den Grenzen herstellen zu lassen und bis Täbris vorzugehen. Von allen Seiten bedrängt, folgte der Schah dem Beispiele des Khalifen am Bosporus und stellte die Verfassung wieder her, obgleich er schon alle Hoffnung verloren haben mußte, das Vertrauen seiner in voller Empörung begriffenen Untertanen zurückzugewinnen. Die gewaltsamen Thronwechsel in beiden islamitischen Ländern beweisen das Vordringen der Sturmflut des Modernismus, sie lassen aber darum keineswegs erkennen, ob der Boden für eine Saat vorbereitet ist, die selbst unter den zivilisierten Völkern die vorsichtigste Pflege erheischt.

Das persische Zwischenspiel fällt mit dem Zeitpunkte zusammen, an dem Rußland das 200jährige Jubiläum der Schlacht von Poltawa feierte, wo der große Zar Peter den heldenmütigen und tollen Wittelsbacher auf dem schwedischen Throne besiegte. Längs der ganzen Eisenbahnlinie, die Nikolaus II. zu dem historischen Schlachtfelde führt, sind Truppen aufgestellt und die schärfsten Maßregeln für die Sicherheit des Souveräns getroffen. Es ist weniger ein Triumphzug als ein für nötig erachteter dynastischer Akt, während eine schwüle politische Atmosphäre über den unendlichen Steppen Rußlands lastet.

Peter der Große hätte ruhig in der Hütte jedes seiner niedrigsten Untertanen schlafen können, Gefahren hätten ihm viel eher von der Seite der Großen des Reiches gedroht, wie fast alle bekannten Umwälzungen des Orients von oben vollzogen worden sind. Wie aber Peter selbst den westlichen Einflüssen in Rußland schon die Bahn bereitete, so wurde unter seinen Nachfolgern der Hof mehr und mehr der eigentliche Mittelpunkt moderner Ideen, die langsam bis in die Provinzen durchsickerten, so daß es schon eine nationale Bewegung war, die Alexander II. in den russisch-türkischen Krieg trieb und dem Panslawismus, dem Vorläufer der jüngsten Revolution, zum Siege verhalf.

In Sir Henry Drummond Wolffs Memoiren wird der Einzug Alexanders II. in Moskau im Jahre 1860 wie folgt geschildert: „Große Scharen erwarteten die Ankunft des Kaisers, in enthusiastischer Stimmung, aber in musterhafter Ordnung, ohne daß es eines Soldaten oder Gendarmen zur Aufrechterhaltung der Ruhe bedurft hätte. Bei seinem Erscheinen bestieg er einen kleinen, mit edlen Trabern bespannten Wagen und fuhr ohne Eskorte zum Kreml. Hunderte liefen neben dem Wagen her, kleine Jungen sprangen auf die Federn der Droschke und jauchzten vor Freude. Einige Hofwagen, die das Gefolge nachführten, fanden sich bald von dem kaiserlichen Wagen getrennt."

Als am Tage seiner Ermordung die erste Bombe geplatzt und Leute seiner Eskorte dahingestreckt waren, beugte sich Alexander II. noch unverletzt zu den Verwundeten nieder, und der raffinierte Haß der Verschwörer brachte es fertig, den noch unlängst als „Befreier der Slawen und Leibeigenen" Gefeierten durch ein zweites Projektil zu töten. Auf dem Schreibtische des Verstorbenen lag der von Boris Melikof ausgearbeitete Entwurf der russischen Verfassung, wie ein gefährliches Vermächtnis an ein von Leidenschaften durch-

wühltes, aber für die Einbürgerung fortschrittlicher Ideen nicht vorbereitetes Land.

Trotzdem diese Verfassung nach dem Thronwechsel in den Kanzleien schlummerte, wird Alexander III. wahrscheinlich in der Geschichte als der Herrscher bezeichnet werden, der die russische Volksseele genauer verstand als seine von den kulturellen Gedanken des Occidents beeinflußten Vorfahren; seine Persönlichkeit wirkte daher auch über die Grenzen des Reiches hinaus auf die übrigen slawischen Stämme.

Als nach den ostasiatischen Niederlagen die ersten Revolten ausbrachen und rasch den Charakter einer allgemeinen Bewegung annahmen, ist es auffallend, daß die zivilisiertesten Teile Rußlands, die Ostseeprovinzen, Finnland und Polen, unter den angerichteten Verheerungen gewiß nicht minder gelitten haben als die alten Provinzen.

Wie es unter analogen Umständen unter den Bekennern des Islam der Fall gewesen ist, so setzte sich hier dem Eindringen an sich nützlicher und fruchtbringender Reform der orthodoxe Wall entgegen, schon weil das Volk selbst Mißtrauen gegen die Träger des neuen Evangeliums hegte. So beklagenswert die Opfer des Petersburger Aufruhrs gewesen sind, so verächtlich mußte in den Augen der Masse ein verräterischer Mönch wie Gapon erscheinen, der sie zur Schlachtbank geführt hat.

Es sind in dem Aufklärungswerke, das sich, vom Westen ausgehend, seit vielen Jahren gegen Osten vollzieht, die wohltätige und die Verderben bringende Strömung streng voneinander zu unterscheiden. Die Bahnbrecher der gegenseitigen Handelsbeziehungen haben sich in den letzten Jahrhunderten mit der Hebung des geistigen und moralischen Niveaus der Asiaten überhaupt nicht befassen zu sollen geglaubt. Sie haben es in eigenem Interesse vorgezogen, den Charakter und die Sinnesart ihrer dortigen Kunden kennen zu lernen und in ihrer geschäftlichen Tätigkeit mit den gewonnenen Erfahrungen zu rechnen. Im gleichen Sinne sind die asiatischen Handelsleute ihren Besuchern aus Gründen der Opportunität, nicht aus besonderer Zuneigung, entgegengekommen.

Die Missionare haben sich, wie z. B. die Jesuiten, bei wiederholten Gelegenheiten maßgebende politische Einflüsse zu erringen gesucht. Christenverfolgungen, wie sie in Japan und China stattgefunden haben, gelang es aber, alle dauernden Spuren solcher Bestrebungen wieder zu vernichten.

Es ist eine Errungenschaft der neuesten Geschichte und ein gefährlicher Versuch, daß politische Probleme, die selbst bei uns in Europa noch der Entscheidung harren und uns immer eingehender beschäftigen, in Länder getragen werden, wo noch keinerlei Boden für sie bereitet ist. Welcher Art Saat kann erstehen, wenn es z. B. dem englischen Parlamentsmitglied Mr. Keir Hardie gestattet ist, in Indien Sozialismus und Umsturz unter den Augen der eigenen Behörden zu predigen? In Südafrika fanden chinesische Kulis vollbezahlte Beschäftigung in den dortigen Goldminen und zeigten sich mit den Kontrakten die sie selbst eingegangen waren, befriedigt. Bei den vorletzten englischen Parlamentswahlen wurde das Losungswort ausgegeben, daß dieser „Sklaverei"

der Chinesen ein Ende gemacht werden müsse, und nach den liberalen Wahlsiegen wurden die Söhne des Himmels aus Gründen der inneren englischen Politik in ihre Heimat zurückbefördert.

Seitdem hat als Ergebnis des Burenkrieges eine neue Konföderation der südafrikanischen Staaten unter einer Verfassung stattgefunden, die alle farbigen Untertanen, inklusive der dort angesessenen Ostindier, welch letztere auf einer höheren Bildungsstufe stehen als die Eingeborenen, vom Wahlrecht und der Teilnahme am politischen Leben ausschließt.

Es mag zugegeben werden, daß für solche und ähnliche Anordnungen lokale Gründe zwingender Art vorgebracht werden können. Es ist aber ebensowenig zu leugnen, daß der orientalische Geist nicht dazu angetan ist, derartige Widersprüche zu verstehen. Wenn es des chinesischen Kuli unwürdig ist, in den afrikanischen Bergwerken zu arbeiten, so ist es nicht logisch, dem eigenen farbigen Untertan eine capitis diminutio angedeihen zu lassen.

So unbedeutend diese Vorgänge im weiteren politischen Sinne sein mögen, so beweisen sie doch, wie das Europäertum, seit es nicht mehr unbedingt herrschen und seine Bedingungen auferlegen kann, im Verkehr mit den Völkern andrer Rasse in Sackgassen gerät. Er sieht sich gezwungen, in der praktischen Politik Grundsätze in Anwendung zu bringen, die den Idealen, die exportiert werden, nicht entsprechen. Und dies ist nur einer der vielen Gründe, aus denen die Beobachtung der Wechselbeziehungen zwischen Occident und Orient der nächsten Zukunft besonderes Interesse verleihen wird.

Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik.

Von
Konrad Burdach.

I.

In diesen Wochen vollenden sich anderthalb Jahrhunderte seit der Geburt Friedrich Schillers. Hier und jetzt sein Leben, sein Schaffen und sein Wollen zu feiern, haben wir das Recht, ja die Pflicht. Wir tun es, weil wir wissen, weil wir tief empfinden, daß der Erneuerer der modernen Musik und der modernen Kunst, durch dessen Namen dieser Verein[1]) sich ehrt, ein Erbe war des künstlerischen Geistes, der in dem großen Reformator der sittlichen und ästhetischen Bildung unsrer Nation, in dem Schöpfer des idealistischen deutschen Dramas menschliche Gestalt gewonnen hat.

Friedrich Schiller und Richard Wagner stammten aus verwandtem Geschlecht. Im Kern ihres Wesens waren beide Kämpfer, Befreier, Priester. Zwei Seher und Helden deutscher Art. Zu den Sternen ging ihr Flug. Die Kunst, nach der sie rangen, sollte die Erlöserin sein aus den Banden und Schlacken irdischer Schwere. Auf den ganzen Menschen soll sie wirken. Soll ihn erheben über die Schranken seines engen Daseins und ihn aufwärts führen in ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Den Deutschen glauben sie berufen, auf dem Weg dorthin der Menschheit die Fackel vorzutragen. In solchem Sinn feierte Schillers Säkulargedicht beim Anbruch des 19. Jahrhunderts Deutschlands Größe. In solchem Sinn meinte Richard Wagners bekanntes Wort, die Deutschen seien bestimmt, nicht die Herrscher, sondern die Veredler der Welt zu sein.

Einer Kunst, die diesen Flammentrieb der Sehnsucht und des Aufschwunges in ihrer Seele trug, eine freie Stätte zu schaffen, trachten beide ihr Leben lang: voll heißem Bemühen, unzählige Hemmungen, Störungen, Gegnerschaften titanenhaft niederzwingend.

---

[1]) Dem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, der bei der Schiller-Feier des Berliner Akademischen Richard Wagner-Vereins am 23. November 1909 gehalten worden ist.

Und diese Stätte ist das Theater. Dort, wo seit einem Jahrhundert und länger der eitle Tand des Tages und die Entartung der Überkultur herrscht, wollen sie einen neuen Gottesdienst einrichten. Das Theater soll wieder zu dem werden, was es in seinen ersten, kindlichen Anfängen war: zur Kirche. Eine Kirche, die, über allen Konfessionen und entrückt allem Zwange des Kultus, dem freien Menschen durch sich selbst, durch sein eigenes Bild den Einblick öffnet in den göttlichen Urgrund seines Wesens und ihn so tröstet und stärkt auf der verworrenen Bahn seiner leidenvollen Sterblichkeit.

Aber Schiller und Wagner bindet mehr als diese innere Verwandtschaft ihres Kämpfens und Siegens im Glauben an eine neue, an die alte ewige echte Kunst, die Schwester der Religion. Schillers Saat ist es, die in Wagners Reform des deutschen Theaters aufging.

Nicht als wäre Wagner nur der Schüler und Nachfolger, der Erfüller und Vollender, als wäre der Dichterphilosoph bloß der Prophet, der Dichterkomponist der Messias. Aber als Schiller weit, ach! so weit vor seinem Ziel die Hand sinken ließ, da war seine künstlerische Entwicklung längst nicht abgeschlossen. Die dramatische Produktion seiner letzten Jahre, vor allem der Nachlaß seiner dramatischen Fragmente, zeigt ein Tasten und Suchen nach neuen Stoffen und Darstellungsmitteln, nach einem gesteigerten, bereicherten, vertieften dramatischen Stil. Ein Vermächtnis künstlerischen Willens blieb zurück, das der Vollstreckung harrte, die ihn ans Ziel brächte. Ein solcher Vollstrecker war Goethe. Andre Vollstrecker erstanden in Grillparzer, Heinrich v. Kleist und Hebbel. Und einer dieser Vollstrecker — der größte! — war auch Richard Wagner. Sie alle haben das hinterlassene Werk und das hinterlassene Wollen im eigenen Sinne fortgeführt. Aber wenn Wagner mit der vollen Ebenbürtigkeit des originalen dramatischen Genies anscheinend auf weit abliegendem Grund ein neues Gebäude errichtete, so war und blieb sein ideeller Lehrmeister Friedrich Schiller. Die Tat von Bayreuth ist mit nichten die Auflehnung gegen die Bühne Goethes und Schillers. Sie ist eine Frucht der Bemühungen des schaffenden, suchenden Dramatikers Schiller um ein Weimarisches Nationaltheater. Mit Recht hat Franz Liszt, als er um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein erweckungsreiches Neu-Weimar des musikalischen Dramas in das Leben rief, sich gefühlt und bekannt als Fortsetzer des Geistes und der Kunst, die das große Freundespaar der Epoche Karl Augusts verkörpert.

Aber ich höre hier einen Einwurf: Ist Wagner, der 1849 das Buch schrieb 'Kunst und Revolution', nicht im Grunde stets ein künstlerischer Revolutionär gewesen? Ein bewußter Zerstörer der künstlerischen Tradition? Hat er nicht mit jäher Kühnheit die Fäden zerrissen, welche die dramatische Musik mit der künstlerischen Entwicklung der Vergangenheit verbanden? War er nicht ein Tempelstürmer, der die alten Götter hinauswarf und sich selbst als neuen Gott zur Anbetung etablierte?

Darauf ist zu antworten: Ja! Wagner war ein rücksichtsloser Vernichter der künstlerischen Konvention, des künstlerischen Formalismus. Er hat die erstarrte, entartete Oper, den Schlendrian und die Verkrämerung des Theaters

ausrotten wollen. Aber sein Verhältnis zu den wirklich künstlerischen Hervorbringungen seiner Vorgänger hat er selbst ganz anders bestimmt. Sein angeblich so revolutionäres Manifest über die 'Zukunftsmusik' verkündet die Überzeugung, 'daß mit der modernen Entwicklung der Musik einem tief innerlichen Bedürfnisse der Menschheit entsprochen worden ist'. Und die 'Mitteilung an meine Freunde' vom Jahre 1851 nennt die Musik seinen guten Engel, der die Auflehnung seiner revolutionären Stimmung gegen unsre ganzen Kunstzustände außerhalb des Gebietes der Kunst verhütete. 'Dieser Engel' — so ruft er — 'war mir nicht vom Himmel herabgesandt; er kam zu mir aus dem Schweiße des menschlichen Genies seit Jahrhunderten.' Den genialen Vorgängern in der Kunst also schreibt er die Anregung seiner eigenen produktiven Kraft zu! Er bestreitet die Ansicht, die so weit verbreitet ist gerade unter Künstlern, der 'das Genie an sich als ein reiner Zufall gilt, den Gott oder die Natur nach Belieben da- oder dorthin wirft'. Er findet das Wesen der schöpferischen Veranlagung, die man gewöhnlich Genie nennt, in der Kraft des Empfängnisvermögens und des Mitteilungsdranges und als das eigentliche Agens dieser Kraft, als deren 'eigentlichen Gestalter und Bildner, als die Bedingung der Wirksamkeit dieser Kraft' erkennt er 'die außerhalb dieser einzelnen (individuellen) Kraft bereits entwickelte Kunst, wie sie aus den Kunstwerken der Vor- und Mitwelt zu einer allgemeinen Substanz sich gestaltet und verbunden mit dem wirklichen Leben auf das Individuum wirkt'.

Es verschlägt nichts, daß die Formulierung dieser Gedanken unter dem Einfluß der anthropozentrischen und evolutionistischen Geschichtsbetrachtung Ludwig Feuerbachs steht, daß Wagner später diesen Einfluß überwand und aus der mystischen Metaphysik Schopenhauers das Geheimnis der Musik, des Künstlers, zu ergründen suchte. Das Gefühl einer tiefen Dankbarkeit gegenüber den großen Vorgängern, Dichtern wie Komponisten, das hier hervorbricht, ist unabhängig von dem zufälligen begrifflichen Ausdruck. Und dies Gefühl ist ganz echt, ganz Wagners Eigentum. Es zieht sich durch alle seine Schriften und Äußerungen bis an sein Ende, und gibt ihm die herrlichsten Worte, die liebevoll verstehenden treffendsten Urteile über die großen Genossen auf dem Eroberungszug nach dem ungekannten Ideal des tragischen Stils, seien es nun Musiker oder Dichter.

Mit scharfem Eindringen und inniger Sympathie hat Wagner, namentlich in seinen späteren Jahren, den Weg desjenigen Künstlers verfolgt, der in wundervoller Läuterung und Selbstzucht, kühn und doch besonnen, unermüdlich vorwärtsdrängend und den Weg zur Höhe suchend, nach demselben Ziel gerungen hatte wie er selbst: nach der Idealisierung der Bühne.

Es war Wagner auch nicht entgangen, daß Schiller im Verein mit Goethe eine Ahnung, ja das Bewußtsein gehabt hatte, welch entscheidende Mitwirkung der Musik, der Oper zufallen könne bei der Neugestaltung eines nationalen Wortdramas im Sinne des Weimarischen Klassizismus. In Briefen an Liszt und Mathilde Wesendonck hat Wagner sich hierüber treffend geäußert.

Vor vier Jahren hat man unter allen Völkern der Erde, soweit der Glaube reicht an die bildende, läuternde Macht der sittlichen Freiheit und des

künstlerischen Geistes, den hundertjährigen Todestag Schillers gefeiert als das Gedächtnisfest eines Kraft erweckenden Helden und Propheten der Menschheit. Damals ward auch, freilich nicht oft und nicht nachdrücklich genug, der innerliche Zusammenhang bemerkt, der zwischen den beiden größten deutschen Dramatikern besteht. Ich selbst sprach damals aus: das Musikdrama Richard Wagners und die Bühne von Bayreuth sind die Schöpfung eines Genius, der von Schillers Blut stammt, dessen Name und Töne erklingen müssen, wo man Schiller feiert. Und gleichzeitig haben in Deutschland und Frankreich zwei um das Verständnis Wagners hoch verdiente Männer die geheimnisvolle Anziehung anschaulich geschildert, die auf Schillers dramatisches Schaffen die Musik, die Oper Glucks und Mozarts ausübte. Der bewährte Erforscher mittelalterlicher Geschichte, dessen aufopferungsvoller und begeisterter Tatkraft die Sache Wagners, ja überhaupt die Pflege der modernen Musik, namentlich in Berlin so viel zu danken hat, Richard Sternfeld, und der gelehrte geistreiche Literarhistoriker Henri Lichtenberger haben unabhängig voneinander die verborgene musikalische Inspiration der nach dem traditionellen Urteil unsangbaren Poesie Schillers dargelegt und sein Selbstbekenntnis, daß seiner dichterischen Produktion der Zustand einer gewissen musikalischen Stimmung und Anregung vorherzugehen pflege, an der Entwicklung seiner Dramatik bestätigt. Sie haben nach einem früheren, feinsinnigen Hinweis Albert Kösters mit Recht betont, wie die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell, auch die Maria Stuart und Turandot zum Teil in die musikalische Sphäre hineinragen und musikalische Ausdrucksmittel: Lieder, Chorgesänge, melodramatische Monologe, instrumentale Zwischen- und Nachspiele zu Hilfe rufen.

Und fraglos behaupten sie mit Recht, daß die erregbare Phantasie des jungen Wagner, der in der Verehrung Schillers aufwuchs, künstlerisch befruchtet ward durch jene Dramen Schillers, die durch die Töne der Musik das Wort eindringlicher und stimmungsreicher zu machen und den idealen Stil der Darstellung zu steigern versuchten.

II.

Ich will heute von dem Bühnenwerk Schillers eingehender reden, das seiner künstlerischen Intention nach dem Musikdrama Wagners in gewisser Hinsicht am nächsten steht und in seiner künstlerischen Erscheinung ihm doch völlig fern bleibt. Das Gesamtkunstwerk des Meisters von Bayreuth erstrebt eine Wiedergeburt der antiken Tragödie, indem es die in dieser verkörperte Einheit von Poesie, Musik und Tanz im Geist und Stil moderner Kunst wiederherstellt. Schillers 'Braut von Messina' will das gleiche Ziel dadurch erreichen, daß in das gesprochene Drama der Chor, also ein Element der Musik und der älteste Bestandteil der antiken Tragödie, eingeführt, mithin gleichfalls eine gewisse Wiedervereinigung von Poesie, Musik und Gebärde erstrebt wird.

Dieses Chordrama war Schillers kühnster und am meisten problematischer Versuch, die moderne Bühne zu reformieren und der erschütternden Wirkung des althellenischen Theaters anzunähern. Es ist das größte Rätsel,

das er dem modernen Dramaturgen hinterlassen hat. Aber gerade in letzter Zeit häufen sich die Bemühungen, es durch Neueinstudierung und neue Inszenierung der Tragödie zu lösen. Da hört und liest man dann oft in den Vorberichten und Kritiken der Tageszeitungen und Journale, das Werk sei ein verfehltes, weil willkürliches und gewaltsames Experiment, eine Verirrung des extremen Klassizismus. Daran ist etwas Wahres. In der Hauptsache aber ist diese Beurteilung ganz falsch.

Was Schiller in der Braut von Messina vorschwebt als Mittel des tragischen Stils, entsprang keiner vereinzelten Laune eines überspannten antikisierenden Idealismus. Es war keineswegs etwas ganz Neues oder Singuläres in der dramatischen Produktion des 18. Jahrhunderts. Im Gegenteil. Es war auf dem Gebiet des modernen, insbesondere des deutschen Dramas, das genialste und künstlerisch höchste Phänomen in einer weitgreifenden langdauernden Bewegung, die mit fester Kontinuität sich allmählich entwickelt hat aus einem tiefen natürlichen Drang und durchaus nicht bloß in der Sphäre des Klassizismus.

Das, worum es sich im letzten Grunde hier handelt, nenne ich die Sehnsucht der deutschen Poesie und Musik, sich einander zu nähern und sich wieder zu finden, sei es, um sich wechselseitig zu befruchten oder sich aufs neue miteinander zu vereinen.

Verschiedenartige Anregungen und Vorbilder haben dabei zusammengewirkt. Es war eine unwiderstehliche, aus verborgenen Tiefen der deutschen Natur aufquellende nationale Strömung, der geniale Künstlerpersönlichkeiten Bahn schufen. Aber wie meistens bei den großen Wandlungen unsrer nationalen Kultur — die widerlichen Pharisäer der nationalen Überhebung mögen es sich gesagt sein lassen —: auch dieses Aufblühen echtester deutscher künstlerischer Kraft hat der Hauch ausländischen Geistes, der auf verschlungenen Pfaden erst aus Italien, dann aus England und Frankreich eindrang, erweckt und gefördert.

Was hatte die deutsche Nation in dem Jahrhundert ihrer Schmach und ihrer Ohnmacht, in der Zeit etwa von 1620—1740 den großen künstlerischen Leistungen Frankreichs, Englands, Hollands, Italiens gegenüberzustellen? Wir antworten mit dem Namen Bach. Die evangelische Kirchenmusik polyphonen Stils auf der Grundlage des evangelischen Chorals — in ihr lebte der Genius der deutschen Kunst, als Deutschland aus tausend Wunden der Selbstzerfleischung blutete. Des gewaltigen Johann Sebastian schöpferische Kraft allein ist auf dem Gebiete der deutschen Kunst jenen großen politischen und wissenschaftlichen Leistungen ebenbürtig, die das Zeitalter der deutschen Not mit ungeheuerster Kraftanstrengung aus den letzten Tiefen seines geistigen Vermögens im Kampf um die Existenz hervortrieb. In jenen fürchterlichen dreißig Kriegsjahren erlitt der nationale Wohlstand schwerste Einbuße. Aber einen erstaunlichen Reichtum geistiger Kraft und Regsamkeit drängte gerade der furchtbare Druck des politischen und konfessionellen Elends an das Licht.

Das früher herrschende und im allgemeinen Bewußtsein der Gebildeten wohl auch heute noch nicht ausgerottete Urteil, das jene Zeit für das Brachland unsrer nationalen Entwicklung ausgibt, geht durchaus in die Irre. Allerdings die deutsche Kunst, soweit sie in Bild und Wort an die Sinne eines künstlerisch empfänglichen Publikums sich zu wenden hatte, war damals gelähmt. Erst hatte die Reformation die lange angesponnene Herausbildung einer neuen nationalen Literatur aus den Elementen der Renaissancekultur unterbrochen. Und als dann um die Wende des 16. Jahrhunderts junges literarisches Leben vom deutschen Südwesten her, aus der kalvinistischen Ecke, hoffnungsvoll zu keimen anhub, hemmte die gräßliche Kriegsflut sein Aufgehen und Ausreifen.

Unerschöpflich gleichwohl rührte sich ein zäher Eifer für die nationale Ehre auch auf dem Felde der Literatur. Aber alle diese bewunderungswürdigen Bemühungen, Deutschland gleich den Nachbarnationen und gleich dem als Muster verehrten klassischen Altertum eine gebildete dichterische Kunst, einen poetischen Stil, eine lebhafte und formvollendete Prosa zu schaffen, blieben zunächst lange Zeit Exerzitien der Schule, Elaborate des Verstandes und der bürgerlichen, praktischen Vernunft. Die Seele des deutschen Volkes fand einen künstlerischen Ausdruck von wahrhafter Größe, Vollendung und Eigenart nur in Bach. Und mochte er als einsamer Riese alle übrige Musik überragen, vor ihm und neben ihm stiegen in Heinrich Schütz und in Händel Gipfel des deutschen Oratoriums auf, die der deutschen Musik als der einzigen unter den Künsten neben dem Ausland Geltung verschaffen konnten.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollzieht sich dann in Deutschland scheinbar plötzlich ein künstlerischer Umschwung. Wie über Nacht bricht der Frühling herein in der deutschen Poesie. Zum ersten Mal nach langer Pause erklangen wieder Urlaute der Dichtung in deutscher Sprache. Der sie ausströmte in die atemlos aufhorchende Welt, hieß Klopstock. Wenn es ein Wunder gibt in der Entwicklung der poetischen Form, so ist es die Sprache seines Messias und seiner Oden. Der Geschichtschreiber der deutschen Sprache steht hier einem Phänomen gegenüber, das sein Entzücken und sein Staunen weckt. Zugleich erwächst ihm aber auch die gebieterische Pflicht, Wesen, Ursprung und Wirkung dieses einzigartigen Phänomens zu ergründen.

Unser Journalismus, der in seinen besten Vertretern so bewußt und erfolgreich sich bestrebt, die deutsche Sprache reicher und lebendiger zu machen durch Schaffung neuer sinnlicher prägnanter Ausdrücke und Metaphern, liebt das erst kürzlich geprägte Wort 'Neutöner', um einen Künstler zu bezeichnen, der persönliche, eigenartige und originale Werke hervorbringt. Wenn es jemals einen Neutöner in irgendeinem Reiche der Kunst, in irgendeinem Volk und irgendeiner Sprache gegeben hat, dann war Klopstock einer. Und der Inhalt, der sich in diesen neuen Tönen aussprechen wollte, das war das neue menschliche Gefühl, das in ihm jugendfrisch aufquoll. Denn es ist nicht anders: die Verjüngung der deutschen Kultur im 18. Jahrhundert, der die Blüte unsrer großen modernen Literatur, Kunst und Wissenschaft entsprang, wurzelt, so breit sie sich im Diesseitigen auslebt, in einer tiefen religiösen

Erregung, in einem religiösen Enthusiasmus. Gerade so wie die sogenannte Renaissance, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts von Italien aus ihr Sonnenlicht in die Welt ergoß. Auch sie hatte einen religiösen Ursprung. Auch sie war eine Flutwelle des menschlichen Gefühls, das die Masken und Formeln und den lähmenden Schematismus der Dogmen und der Syllogistik, die kalten Systeme der Herrschsucht durchbrach und die Welt natürlich da aufrüttelte, wo ihr Herz schlug: in der Religion, in der religiösen Empfindung und der religiösen Phantasie. Auch diese sogenannte Renaissance war weder hervorgerufen von irgendeiner naturalistischen, paganistischen Tendenz, noch jemals völlig von einer solchen beherrscht, mögen dies auch der Klassizismus der Aufklärungszeit und später Winckelmann, Heinse, Goethe, Heine, Jakob Burckhardt, Nietzsche mehr oder minder vorbehaltlos glauben und lehren, mag es auch noch heute die herrschende Meinung sein und täglich durch ungezählte wissenschaftliche wie populäre Schriften, Abhandlungen, Vorträge und durch die tausendfachen Kanäle der Tagespresse immer wieder als eine der modernen Legenden verbreitet werden.

Man lese einmal laut, was in den ersten vier Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts als Verse gedruckt ward. Diese klappernden gereckten Alexandriner und diese leiernden kurzzeiligen Reimstrophen! Diese ganze markloſe Redseligkeit und öde Rhetorik des grammatisch dressierten Ausdrucks! Es ist alles im Grunde doch nur versifizierte Prosa, in der die Logik, die Deutlichkeit, die Korrektheit, selten der Witz, noch seltener Grazie und Schalkhaftigkeit das Zepter führen. Und dann — auch nachdem man die Dichtungen von Haller, Hagedorn, Günther, Pyra und Gellert gelesen hat, in denen ein Anlauf zu lebendigem poetischen Ausdruck gemacht ist — lasse man Klopstocks Verse erklingen: Stücke aus den ersten drei Messiasgesängen oder Strophen der frühesten Oden, in denen eine neue Frömmigkeit, eine neue Freundschaft, eine neue Liebe von Göttlichem und Irdischem, von der Natur und vom Menschen mit Zungen redet. Das Erhabene und das Idyllische spricht hier gleichermaßen mit einer Stimme, wie sie Deutschland früher nie vernommen. Welch eine Skala der Empfindungen, der Anschauung von den 'Stunden der Weihe' ('Euch Stunden grüß ich, welche der Abendstern still in der Dämmerung mir zur Erfindung bringt'), der Ode 'An Gott' ('Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart Erschüttert, Gott! mich') bis zu der innigen Lieblichkeit und musikalischen Plastik des 'Rosenbands' ('Im Frühlingsschatten fand ich sie')! Die überraschten, überwältigten Zeitgenossen, sofern ihr Ohr und ihre Seele dafür reif und nicht mehr nach den sprachlichen Idealen Gottscheds oder gar des Pater Dornblüth gestimmt war, sie mußten der stolzen Erklärung zustimmen, die der junge Dichter von seiner unerhörten Poesie zu geben sich erkühnte:

Natur, dich hört ich durchs Unermeßliche
Wandeln, so wie mit sphärischem Silberton
Gestirne, Dichtern nur vernommen,
Niedrigen Geistern unhörbar wandeln.

Es ist, als hätte Klopstock eine neue deutsche Sprache entdeckt! Eine neue Poesie des Gefühls zugleich! Oder vielmehr, als hätte er verschüttete

Quellen ursprünglicher Kraft, Schönheit, Einfalt, unverbrauchter Empfindung und Anschauung durch einen Zauber ans Licht gebracht, als schritte hier in festem, elastischem Gange hoch aufgerichtet, stolz wie ein König und leuchtend in lebendiger seelenvoller Schönheit der vollendete Jüngling!

Von wo hatte er diesen Urklang in seiner Poesie, diese neuen Töne, diesen starken Pulsschlag des inneren Lebens, diese tiefen Atemzüge der gesunden Natur, diesen reichbewegten Rhythmus, diese Plastik der Form, kurz alles das, wodurch er die Herzen ergriff wie der Bote einer überirdischen Welt, wodurch er noch 1773 dem ernsten Voß erschien als 'ein Prophet, ein Engel Gottes' und seine Poesie als 'die lebendige Kraft des göttlichen Dichters'? Aus der *Musik*.

Schiller war nicht die natürliche, unbewußte Macht über die Sprache verliehen wie Goethe oder Bürger und manchem andern Dichter mit naiverem Sprachgefühl. Um so schärfer und eindringlicher hat sein angespanntes Bewußtsein die Formen und Fähigkeiten der deutschen Sprache beobachtet. So hat er denn auch das Wesen der poetischen Sprache Klopstocks erkannt und am treffendsten bezeichnet. Er nennt ihn einen *musikalischen Dichter*. Das ist Klopstock in der Tat, und das *wollte* er sein. Ein Dichter, der durch die elementare Kraft der Sprache, durch den Rhythmus und den Klang der Sprachlaute und Worte, durch das unmittelbar von ihnen ausströmende Gefühl wirken will und wirkt, dem die Poesie nichts ist als *Ausdruck* und der für diesen Ausdruck mit immer wachsender Klarheit, die sich seinem fortgesetzten theoretischen Nachdenken ergab, vier Mittel anwendet: den Wohllaut, die innere Beziehung zwischen dem klanglichen Eindruck des Lautkomplexes und seinem Begriff, die angemessene Wahl des Metrums, die Stimmung des Gedichts.

Die *latente Musik* — das ist das Geheimnis der neuen deutschen Dichtersprache, die Klopstock schuf. Ich sage: schuf. Denn er, der die Poesie zum Menschlichen, zur Natur zurückrufen wollte, war es doch auch, der den gefährlichen Lehrsatz der Ästhetik Boileaus und Batteux' von der Nachahmung der Natur oder der schönen Natur durch sein Dichten vertiefte und überwand. Er forderte und bewies es durch seine Poesie, daß der Dichter (ὁ ποιητής) in Wahrheit ein *Schöpfer*, ein Nachbildner der Ideen der Schöpfung, ein Nachbildner Gottes sei, wie man es der antiken Poetik auch vor ihm, schon im 17. Jahrhundert und in der Renaissance so oft, und ohne den vollen Sinn des Gedankens zu begreifen, nachgesprochen hatte. Das Schöpferische in Klopstock, das er voll kühner Größe erstrebte, und das er wirklich besaß, war ein Zwiefaches: die neue und *ganz persönliche*, aus dem innersten Gefühl empfangene Gestaltung des poetischen Stoffes durch die von ihm geschaffene poetische Sprache, dann aber etwas noch Höheres, das sich schwer bezeichnen läßt, worin die stärkste Wirkung seiner Dichtungen ihren Grund hat. Klopstock gibt seinem poetischen Stoff einen Gehalt von Größe, der über diese Welt hinausweist, ein Licht aus einer den Sinnen unfaßlichen Welt. Etwas *Überpersönliches* ist es, das seine Verse auszudrücken stammeln. Den Silberton der Sphären, um sein Wort aus der Wingolfode zu wiederholen,

möchte er nachtönen. Die göttliche Idee der Schöpfung will er nachschaffen. Indem seine Poesie das erstrebt, ringt sie nach einem Ausdruck für Unaussprechliches, wetteifert sie mit jener Kunst, die allein von allen Künsten den göttlichen Lebensatem des Weltganzen fühlbar macht: mit der Musik. Klopstock ist ein musikalischer Dichter, weil er der Schöpfer einer neuen, musikalischen Dichtersprache war, und weil er den neuen Schöpferbegriff des Dichters im metaphysischen Sinne der Musik verwirklichen wollte.

III.

Mochte Klopstock mit Recht sich als Dichter-Schöpfer fühlen, nicht aus dem Nichts schuf er sein Werk, das die Mitwelt berauschte, das die Nachwelt immer bewundern wird. Und nicht als Geschenk des Himmels fiel es ihm in den Schoß.

Es schlingen sich hier wundersam die Fäden ausländischer Kultureinflüsse in das Gewebe der heimischen Entwicklungstendenzen.

Seit dem zweiten Lustrum schon des 18. Jahrhunderts beginnt, fast gleichzeitig, auf verschiedenen, voneinander fernen Schauplätzen Europas das weltgeschichtliche Schauspiel der Besiegung und Zertrümmerung des französischen Klassizismus. Hand in Hand damit geht die Vertiefung und Überwindung des Intellektualismus der Kartesianer: das Aufkommen der empirischen, sensualistischen Philosophie und die Anfänge des modernen Idealismus.

Die tiefsinnigen Erkenntnisse und Ahnungen der 'Neuen Wissenschaft' des einsamen Giambattista Vico, dieser tragischen Mosesnatur, der von seinem begeistertsten Verehrer Benedetto Croce nicht ohne Grund als wahrer Entdecker der ästhetischen Wissenschaft gepriesen wird, stelle ich hier voran, obgleich sie, erst seit 1721 veröffentlicht, von Gedanken Muratoris und andrer Italiener, des Franzosen Hedelin und des Engländers Addison in Einzelheiten angeregt zu sein scheinen. Aber sie entwickeln zuerst zusammenhängend und als Prinzip einer neuen Weltauffassung ihre Gedanken über das Wesen und Werden der Poesie und der Sprache. Seinem Zeitalter vorauseilend, betrachtet Vico die Poesie als Urelement der primitiven Kultur der Menschheit, als frühe Form des geistigen Lebens, die der Sinnentätigkeit folgt, dem Intellekt vorhergeht, und die ihre Sentenzen mittels der Sinne aus Leidenschaften und Affekten bildet. Im Gegensatz zu der Lehre der Grammatiker, die von der Prosa ausgehen, als älterer und gesetzmäßiger Form der Sprache, sieht er in den Anfängen der Poesie auch die Anfänge der Sprache. Die Jahrhunderte der Dichter gehen den Jahrhunderten der Philosophen voraus. Die poetische Sprache entstand nicht aus Laune oder um des Wohlgefallens willen, sondern, wie Homer und Dante ihm zeigen, aus Naturnotwendigkeit in den Zeitaltern der Phantasie, die man die der Barbarei nennt. Die Poesie gibt Wahrheiten, die sich der idealen Wahrheit oder der Wahrheit Gottes am meisten nähern. Auch die Mythologie ist nicht bewußte Erfindung, sondern spontane Vision des primitiven Menschen. Die poetischen Tropen, die Sprache in Bildern und Gleichnissen, die die Grammatiker für eine uneigentliche Redeweise erklären, ist vielmehr ursprünglich, aus der Natur der Urvölker hervorgegangen,

aus dem Mangel an abstrakten Gattungs- und Artbegriffen. Er versucht den Beweis, daß die barbarischen Nationen, z. B. die alten Germanen und die Wilden Amerikas, den Anfang ihrer Geschichte in Liedern aufbewahrten, daß die frühesten Schriftsteller alter und neuerer Zeit Dichter waren, daß Ilias und Odyssee nicht Werke eines Dichters, sondern mehrere Zeitalter hindurch von mehreren Händen bearbeitet seien, daß keines der Homerischen Gedichte schriftlich verfaßt, vielmehr deren einzelne Bücher bald von diesem, bald von jenem umherziehenden Rhapsoden vorgetragen wurden. Vico antizipiert Elemente der Geschichtsphilosophie Herders und die Grundlehre der Schillerschen Ästhetik, die Antithese naiver und sentimentalischer Dichtung. Sein Verhältnis zu seinen Vorgängern und Art wie Grad seiner Wirkung bedürfen noch weiterer Untersuchung, die manches aufklären wird. Es scheint mir kaum glaublich, daß er wirklich ein so isoliertes Meteor war, als man nach dem bisherigen Stand unsrer historischen Kenntnis annehmen muß, wenig wahrscheinlich, daß erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts sein Einfluß in Deutschland bemerkbar werden sollte.

In England vollzieht sich nach der Restauration, die den nationalen Stil Shakespeares und Miltons durch den französischen Klassizismus überflutet und aufgelöst hatte, die folgenreiche Reaktion des germanischen Geistes. Ein neues Ideal des Natürlichlebendigen, ein neues Ideal der künstlerischen Form, des Stils und der Sprache der Poesie steigt hier auf, das nach Frankreich und Deutschland hinüberleuchtet und dort schlummernde Keime weckt[1]). Vor diesem neuen Horizont des literarischen Geschmacks sinken die bisherigen Götter, Dryden und Pope, mit ihrem Dichten und ihrer Lehre, langsam in die Tiefe.

Addison findet bei Shakespeare, Milton, in den altenglischen Balladen, in den Psalmen, im Homer, in den Liedern und Weisen lebender, sogenannter wilder Naturvölker, vor allem auch in der modernen Redeweise des Alltags eine poetische Diktion, die sich von der Sprache des Klassizismus fern hält: die Sprache der Leidenschaft, wie er sie nennt. An ihr entdeckt er einen eigenen Tonfall, eigene Wortstellung, einen eigenen Wortschatz, verschieden von dem Schema der überkommenen Rhetorik und Grammatik. Dieser ursprünglichere, nicht regulierte poetische Stil der Leidenschaft nähert sich der Musik, und der rückblickenden und umblickenden Beobachtung enthüllt sich allerorten ein tief begründeter, innerer Zusammenhang einfältiger und echter Poesie und Musik.

In Schottland, wo die Fühlung mit dem alten heimischen Balladensang am innigsten war, öffnet vertiefte Betrachtung der Epen Homers einen fruchtbaren Einblick in ungeahnte Fülle und Lebendigkeit hellenischer Urpoesie. Thomas Blackwell, Professor der griechischen Sprache in Aberdeen, veröffentlichte 1735 eine Untersuchung über Leben und Schriften Homers. Das

[1]) Es ist hier nicht der Ort, auszuführen, was mir vor Jahren klar wurde: Parallelismus und Zusammenhang zwischen dem Kampf um den Begriff und die Festsetzung der Literatursprache in England und Deutschland.

Buch hat Herders Auffassung des Homer und des altgriechischen Epos entscheidend beeinflußt und wurde von ihm schon in seinen frühesten Königsberger und Rigaischen Arbeiten, in der 'Abhandlung über die Ode' und dem 'Versuch einer Geschichte der Dichtkunst' benutzt. Noch im Jahre 1776 übersetzte es der Schöpfer des epischen Stils deutscher Homerischer Dichtung, Johann Heinrich Voß[1]). Herders Aufsatz in den Schillerschen Horen von 1795 'Homer ein Günstling der Zeit', den Wolf als eine dilettantische Aneignung und Verwässerung der neuen philologischen Erkenntnisse seiner 'Prolegomena' so gröblich anschnarchte, umschreibt nur den Grundgedanken Blackwells, und noch im fünften Buch der 'Adrastea' rühmt Herder dankbar als den fruchtbaren Kern der Untersuchung des schottischen Professors, daß er uns Homer 'in der Zeit der Sänger, der Aöden, entfernt von unsrer schriftstellenden Poeterei festgesetzt habe'. Die Dichtung Homers will Blackwell begreifen als Produkt der Sitten eines primitiven Zeitalters, das eben aus Barbarei in die Anfänge der Kultur eintritt, und des Lebens eines armen, blinden, wandernden Sängers. Den Ursprung der Sprache erblickt er in 'gewissen rauhen Tönen, die die nackte wühlende Horde von ungefähr ausstieß, die sie weit stärker hören ließ als wir jetzt unsre Worte, und die sie bei gewissen Leidenschaften so brauchten, daß es scheinen mußte, als wenn sie sängen'. Das Leben der Alten vor der Erbauung von Städten war mehr den Gefahren und Zufällen ausgesetzt und daher ihre Sprache leidenschaftlicher und metaphorischer. Die Tragödie und Komödie wurden, wie die Etymologie dieser Worte zeigt, ursprünglich hergesungen und nicht wie jetzt hergesagt, weil ja auch alle Orakel, Gesetze, Zaubereien, Wahrsagungen anfangs in Versen abgefaßt waren. Zum Vergleich zieht er die ältesten Nachrichten über die Mauren und Spanier heran, in deren 'poetischen Zeiten' gleichfalls die Reden der Leidenschaft gleichsam von selbst in die freien Versarten der Romanzen hinströmten. Überall drücken die Urbestandteile der echten Sprachen 'höchste Leidenschaften, sinnlichste Gegenstände' voll kühnster natürlichster Metaphern aus. Zur Zeit des Homer war die griechische Sprache dem Fortgang der Nation gemäß schon fähig, die besten und würdigsten Empfindungen auszudrücken, behielt aber noch genug von dem originalen Charakter der primitiven Stufe bei. Damals fingen die Stämme erst an, zwischen den Mauern ihrer neuen Städte Sicherheit zu finden. Sie lebten noch im Stande der Natur und wurden durch das natürliche Gewicht der Leidenschaften, das in jedes Menschen Brust hängt, im Gang erhalten! Homer war ein Aöde, ein herumziehender Barde, mit dessen Beruf aus neuerer Zeit etwa die irländischen oder hochländischen Rüners oder die Troubadours der Provence einige Ähnlichkeit haben. Gleich ihnen

[1]) Das Werk wird in allen deutschen Literaturgeschichten, in den Ausgaben Herders, den Herder-Biographien usw. immer nur nach der deutschen Übersetzung zitiert. Und doch ist es für die Abmessung seiner geschichtlichen Wirkung wichtig, das Original zu kennen. Es führt den Titel: An enquiry into the life and writings of Homer, und erschien in London 1735: ein prächtig gedruckter Großoktavband mit vielen edel stilisierten Kupfern nach Gravelot, ein schönes Monument des Kampfes wider den französischen Klassizismus.

sang er seine Lieder zur Harfe. 'Er hatte, sagt man, seine Gedichte nicht selbst der Schrift überliefert, sondern das taten erst seine Nachkommen in Chios, und die Rhapsoden, die sie beständig wiederholten, hatten sie auswendig gelernt.' 'Wenn er einen Helden vorstellte, wenn seine Phantasie glühte und seine Worte strömten, wenn seine Seele voll war von dem Takte des Silbenmaßes, von dem Fall des Rhythmus und dem Zauber der Töne, so mußte die Begeisterung wie ein Gießbach die Lücken seines Werkes ausfüllen, die kühnsten Metaphern und glühendsten Bilder mußten auf ihn zudrängen': so erklärt Blackwell die Veränderung der epischen Überlieferung und den Stil — durch Improvisation. 'Er machte seine Gedichte zum Hersagen oder Absingen vor einer Gesellschaft, und nicht zum Privatlesen! Man versteht weder seinen Stil noch fühlt man den Ton und die Art seines Gedichtes, wenn man sich nicht an die Stelle seiner Zuhörer setzt, die einem singenden Rhapsoden horchen.' 'Gleich einem Zauberer gebeut er mit seinem mächtigen Stabe den Leidenschaften.' 'Denn sie sind nicht leere Phantome, sie sind Töchter der Wahrheit. 'Sein Werk ist das Drama des Lebens, das vor unsern Augen gespielt wird (the great Drama of Life acted in our View)'.

Ein gut Teil rationalistischer Pragmatismus steckt in dieser Darlegung: der dunkle Knoten des Ursprungs und Wandels vielschichtiger poetischer Kunst soll aufgedröselt werden in einen fortlaufenden Faden planer Vervollkommnung. Aber es sind doch — schwerlich ohne Einfluß Vicos! — schon die ersten richtigen Griffe, und in ihrer tastenden Unbehilflichkeit haben sie Winckelmann, Herder und Friedrich August Wolf zur Meisterung des Problems angeleitet, das gebildete Publikum begierig und empfänglich gemacht für die Entdeckung eines reineren und höheren Bildes Homerischer Kunst und vor allem der aufblühenden deutschen Dichtung ein lockendes Ideal des großen epischen Stils gezeigt, der im lebendigen Vortrag wurzelnd des lyrisch-musikalischen Ausdrucks bedürfe.

Der nächste Schritt auf der Bahn, Poesie und Musik in ihrem neuen Zusammenhang zu begreifen, geschah im Bereich der andern ältesten Quelle, aus der Addison die Erneuerung des poetischen Stils und die Befreiung vom französischen Klassizismus erhofft hatte. Des Bischofs Lowth 'Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer', die er seit dem Anfang der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Oxford gehalten hatte, die dort 1753 als lateinisches Buch und nicht lange nachher auch mit reichen Noten von Johann David Michaelis in Deutschland erschienen, brachen den Bann, den die christliche und die jüdische Orthodoxie um das Alte Testament gelegt hatte. Bis dahin galt es der Theologie lediglich als der wörtlich genaue, wahre Ausdruck göttlicher Offenbarung. Nun begründete — nach vereinzelten, wenig wirksamen früheren Versuchen — Lowth zum erstenmal wissenschaftlich eine fundamental entgegengesetzte Auffassung. Er unterwarf diese heiligen alten Schriften dem ästhetischen Gesichtspunkt. Längst, seit Jahrhunderten hatte das Alte Testament die Phantasie und den Ausdruck zahlloser Dichter aller Völker und Sprachen befruchtet. Jetzt aber erst ward mit vollem Bewußtsein

theoretisch erwiesen, daß diese göttliche Offenbarung Poesie sei, menschliche Poesie, in den Formen und nach den Gesetzen profaner Kunst. Und zwar — das schien natürlich zunächst außer Frage — ehrwürdigste, älteste, primitivste Poesie des menschlichen Geschlechtes. Wo man bisher nur auf den Gedanken, auf den religiösen Inhalt geachtet hatte, da enthüllte Lowth das künstlerische Maß, die sinnliche Schönheit, die menschliche Leidenschaft und Bewegung gebundener Rede. Aus den scheinbar ungeordneten, formlosen Massen prosaischer Erzählung oder Paränese schälten sich nun die poetischen Gattungen der Lyrik, des Dramas, der Epik, also etwa Elegie, Ode, Hymnus, Epithalamium (Hoheslied), eine hohe metrische und stilistische Kunst, der Enthusiasmus und die vielfältige phantasievolle Parabolik, die den Gedichten der großen antiken und modernen weltlichen Poeten verwandt waren. Diese metrische Poesie aber des Alten Testaments, das erwies Lowth, bestand in einer Symmetrie und Responsion der Satzglieder, dem sogenannten Parallelismus membrorum, der in seinen drei Typen (synonym, antithetisch, synthetisch) *musikalischen* Ursprung hatte und anscheinend auf die durch reichliche Zeugnisse der Bibel selbst gesicherten *chorischen Wechselgesänge* der jüdischen Frauen und Männer zurückging. Die lyrische Poesie der Propheten, der Siegeshymnus der Deborah, die dramatische Poesie des Hiob und des Hohen Liedes erschienen so als Beispiele einer uralten ursprünglichen Verbindung von Dichtung und Gesang im Wechsel von monodischer und chorischer Form. Es war ein Satz von unberechenbarer Tragweite und Kraft der Anregung, wenn Lowth in seiner dreißigsten Vorlesung erklärte, der Jungfrauenchor, der die Verse des Hohenliedes sang, stimme in wunderbarer Weise überein mit dem tragischen Chor des griechischen Dramas.

Und schon versuchte man, die Sprache der Poesie zu verjüngen durch Rückkehr zu ihrem Originalcharakter, zu ihren primitiven Kräften, zu ihrem Elementarzustand, in dem sie ganz natürlicher Ausdruck der Leidenschaft war. Überall, wo man diesen zu finden glaubte, sah man ihn gebunden an die Musik. In den ursprünglicheren Zeiten des Mittelalters und in den unteren Bevölkerungsschichten, die auch gegenwärtig diesen Zeiten nahe geblieben sind, erscheint Lied, Gesang und Tanz noch als Einheit. Ein ungeahnter Strom poetischer Bildkraft und Klangfülle rauscht jetzt empor in alten britischen Gesängen, die man sammelte, erneute, übersetzte und nachbildete. Altirische Lieder des Mittelalters von Fingal und andern Helden gab der Schotte *Macpherson* in freier Umdichtung heraus als Übersetzung von Bruchstücken schottischer Dichtung in gälischer Sprache unter dem Namen des Dichters Ossian aus dem dritten Jahrhundert. Die beispiellose Wirkung des Werkes war nur möglich, weil es nicht eine willkürliche Fälschung bot, wie man jetzt im großen Publikum meist annimmt, sondern die geniale Neuschöpfung echter alter volkstümlicher Heldenepik im Geiste des künstlerischen Ideals, dessen das Zeitalter bedurfte und das es zunächst allein vertrug. Heroischer Stil, aber nicht im Schema des von Vergil abgeleiteten italienisch-französischen Kunstepos, auch nicht in der sonnigen Fülle und Plastik Ariosts. Vielmehr Heldenbilder in lyrisch-dramatischer Vergegenwärtigung, eingetaucht in das subjektive Element eines tief elegischen Gefühls, einer unersättlichen Schwärmerei für die kontrast-

vollen Reize der großartigen nordischen Landschaft und allen Zauber ihrer wechselnden Beleuchtung. In dieser poetischen Prosa eine Bewegung der Form, die frei von aller Gemessenheit des epischen Verses, sei es des Hexameters oder des Alexandriners, leisesten Regungen der Seele zu folgen scheint und nicht plastisch, sondern malerisch, musikalisch sein will. Das Geheimnis der berauschenden Macht dieser Ossianischen Verse war das lyrisch-musikalische Fluidum, das sie ausstrahlten. Die ahnungsvollen Schauer der menschlichen Seele, die im All der tönenden atmenden Natur, im Lichte des Mondes und in den schimmernden schwebenden Nebeln des Meeres sich verlor, ihre Vergänglichkeit und ihre Einheit mit der Vorzeit, mit dem Weltgeist sehnsüchtig-schmerzlich empfand, strömten hier in wundersam ergreifenden Rhythmen frei dahin und schienen, selbst Melodie und harmonischer Klang, aus der Stimmung des gesprochenen Wortes notwendig emporzuwachsen in den gesteigerten Laut des Gesanges, schienen nach der vollen musikalischen Ergänzung zu rufen.

Und nun kamen, fast gleichzeitig, die 'Überreste alter englischer Dichtung' des Bischofs Thomas Percy. Zwar hatte auch er vielfach die alten englischen und schottischen Balladen leise dem Zeitgeschmack adaptiert und arglos mit modernen Kunstleistungen in eine Reihe gestellt. Aber vor jener Ossianischen musikalischen Stimmungsmagie hatte diese Sammlung doch einen großen Vorzug: sie bot echtere primitive, wenn auch in ihrem Kern nicht so altertümliche Lyrik, und sie bot Lieder, die zum Teil wirklich noch lebendig waren und wirklich noch gesungen wurden. Ein neues Vorbild der ersehnten Wiedervereinigung von Poesie und Musik, ein neuer Typus dramatischer Lyrik stand hier vor aller Augen. Ja, nicht wenige dieser Balladen in ihrer rein dialogischen Form, wie z. B. die berühmte Ballade 'Edward', wirkten wie Szenen wirklicher Dramen und gaben für die Suche nach dem tragischen Stil einen Ausblick auf ein neues Ziel. Diese echteste, erschütternde Sprache der Leidenschaft und menschlicher Handlung — mußte sie nicht irgendwie der Tragödie, deren ideale Form es zu gewinnen galt, nutzbar gemacht werden? Oder mit andern Worten: die Einheit von Wort und Ton, die in diesen musikalisch komponierten und begleiteten Balladen tragische Wirkungen erreichte, mußte sie nicht das gesprochene Drama umformen? Sie hat das wirklich getan: die gesungene Ballade hat in verschiedenartiger Weise die Bühne sich erobert, sie ist eingetreten in das gesungene wie in das rezitierte Drama. Den Anstoß dazu hatte bereits das von Addison angeregte Balladenstudium gegeben, und zwar zuerst im Bereich des komischen Dramas: 1728 John Gays Beggars Opera (Vagabundenoper). In diesem dramatisierten Bänkelsängerlied hatte das ästhetische Interesse für volkstümliche Kunst in seiner Reaktion gegen die höfische Standeskunst eine satirisch-burleske Wendung genommen, wie so oft in analogen Fällen — man denke an Neidharts von Reuenthal höfische Dorfpoesie im 13., an Gongoras spanische und Moncrifs französische Romanzen im 16. und 17. Jahrhundert. Die Parodie richtet sich hier gegen die große italienische Oper: an der Stelle des gesungenen Rezitativs erscheint hier gesprochene Prosa, an Stelle der kunstmäßigen Dacapoarie der Bänkelsang, die Form des volkstümlichen Liedes, der Ballade, mit ihrer un-

gezierten Melodie. Dazu gesellen sich lustige Chöre mit Tanz. Es war ein neuer dramatischer Typus, der mit ungeheuerem Erfolg auftrat und in Übersetzungen sowie zahlreichen Nachahmungen über Europa sich rasch verbreitete. Das Satirische und Burleske daran ließ sich leicht veredeln oder abstreifen, und dann entstand eine neue Art des musikalischen Dramas: das deutsche Singspiel in seinen verschiedenen Varianten (von Christian Felix Weiße bis zu Goethe und Lortzing), worüber ich noch später sprechen werde.

Homer erschien jener Zeit, die nach einem vom Regelkram der Korrektheit entlasteten Kunstideal sich sehnte, seit Addison und Blackwell als der Typus des ursprünglichen Dichters der menschlichen Leidenschaft, dessen einzige Führerin die Natur war. Nun kam das Schlagwort von den 'Originalwerken', von dem 'Originalgenie' auf. Und bezeichnend genug, der Dichter gab es aus in einer wirkungsvollen Schrift, der wie kein andrer in dieser gefühlstrunkenen Zeit in die religiösen und metaphysischen Abgründe des einsamen, selbstquälerischen, weltentrückten Gefühls hinabgestiegen war und mit einer dem heutigen Menschen geradezu Entsetzen einflößenden Inbrunst der Melancholie die angsterfüllte Ohnmacht der Menschenseele aussprach, die in dem Dunkel der unendlichen Nichtigkeit des Alls seufzervoll auf die göttliche Erlösung harrt: Young, der Schöpfer der 'Nachtgedanken'. In Blackwells Spuren weiterschreitend, überträgt diesen neuen Begriff des Originalgenies, indem er ihn aus den Ossianischen Dichtungen mit einer neuen Vorstellung des episch-lyrischen Naturgesanges erfüllt, 1769 Robert Wood mit strenger Durchführung auf Homer. 'Adlersflug eines Genies, das die Spur eines Genies aus dem Altertum ausspäht, Anmerkungen und Betrachtungen über den Homer von einem Mann, welcher auf der Stelle gewesen ist, wo Homer sang' — so feierte 1770 Heynes, des ersten damaligen deutschen Philologen, Rezension diesen Essay on the original genius of Homer. Und als kurz danach (1773) eine deutsche Übersetzung von Michaelis erschien, schlug sie in den vorwärts drängenden Kreisen Klopstocks und Herders, vor allem auch unter dem jungen Genievolk, das sich um Goethe scharte, zündend ein. 'Homer fand die griechische Sprache schon über die Kindheit hinaus und merklich verbessert; jedoch hatte hierzu die Schreibkunst noch nichts beigetragen; sie war noch bloß eine Sprache für das Ohr, und das in einem Klima, wo die Ideen feurig und die Organe der Sprache der genauesten und feinsten Artikulation fähig sind; sie war daher recht für die damals genau verbundene Poesie und Musik gemacht'. Darum 'war Simplizität und Deutlichkeit auch unentbehrlicher als jetzt. Lange voneinander abhängige Perioden wurden nicht eher erfunden, als bis Schreiben mehr Kunst ward'. 'Wiederholungen (die man dem Homer so sehr vorgeworfen hat) waren nicht allein natürlicher, sie waren auch weniger merklich.' 'Es kam mehr auf Aktion, Aussprache und Ton an, und alle Poesie war dramatisch.' Die natürliche Sprache besteht nicht bloß aus den Lauten der Sprachorgane, sondern auch 'aus Stimme, Miene, Aktion des Leibes'. Hätte

uns nicht unsre gesellschaftliche Bestimmung eine bequemere Methode der Mitteilung, die durch bloßes Sprechen, anerzogen, 'so würden vielleicht die simpeln Töne der Natur nebst den mannigfaltigen Modulationen, die jetzt zur Musik gehören, im gemeinen Leben gebraucht werden, wovon sich etwas bei den Chinesen finden soll. Sprechen und singen würden dann wenig verschieden sein'. Dann würde auch die natürliche Beredsamkeit des Gesichts, die stumme Sprache der Gebärden und Leibesbewegungen einen großen Anteil an unsern Unterredungen haben. Allein wenn auch diese Sprache der Natur jetzt 'fast ganz aus dem gemeinen Leben verbannt ist, so hat sie doch ihre Stärke in der Dichtkunst nicht verloren, wo die künstliche Sprache (d. h. die bloße Wortsprache!), hätte sie auch den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, doch gegen den feurigen Ausdruck der Natur immer nur kalte und matte Umschreibung bleibt'.

Ein Wort Miltons gewann in jenen Tagen auf englischem Boden und dann nicht minder in Frankreich, in Deutschland bedeutsamen Sinn:

> Glücklich Sirenenpaar, Musik und Wort!
> Himmelgeborne Schwestern, Zwillinge
> Der reinsten Freude, tanzend Hand in Hand,
> Wird euer Gang und Klang und Gotteswort
> Dreifach belebender.

Milton war eines tüchtigen Musikers und Komponisten Sohn, selbst musikkundig und Orgelspieler. In seinem großen Epos bricht oft ein lyrisch hymnenartiger Stil durch. Und er selbst hat am Schlusse seines Lebens auch die wirkliche Vereinigung der beiden Zwillingsschwestern, die jene Verse preisen, in die poetische Tat umgesetzt. Sein Samson Agonistes ist ein Versuch, das antike Drama zu erneuern, und nach dem Vorgang Georg Peeles in 'David und Bethsabe' führt er darin auch den antiken Chor ein. Im Gegensatz zu der herrschenden französischen Renaissancetragödie fühlt sich seine innerlich musikalische, lyrische Natur getrieben, dem tragischen Stil durch chorischen Gesang mit instrumentaler Begleitung einen starken ausströmenden lyrischen Charakter zu verleihen und so die höchste Kunstwirkung zu erstreben, die das altgriechische Vorbild von ihm forderte. Miltons oben angeführtes Bekenntnis über das dreifach belebende Zusammenwirken von Musik, Wort und Tanz eignete sich Herder zustimmend an, als er im zweiten Teil seines Buches 'Vom Geist der hebräischen Poesie' anhangsweise zur Erläuterung des Liedes der Deborah die 'Verbindung der Musik und des Tanzes zum Nationalgesange' behandelt, und er stützt sich dabei auf die Hypothese eines merkwürdigen englischen Buches.

Im Jahre 1763, also bereits nach den ersten Ossianveröffentlichungen Macphersons, aber noch vor Woods Essai, war in London erschienen des Dr. John Brown 'Erörterung des Ursprungs, der Vereinigung und Macht, der Fortschritte, Trennung und Verderbnis der Poesie und der Musik'[1]). Es ist ein wunderliches Gemisch aus rationalistisch gewaltsamer Geschichts-

[1]) A Dissertation on the Rise, Union and Power, the Progressions, Separations and Corruptions of Poetry and Music. Written by Dr. Brown. London 1763.

konstruktion, willkürlichem Zurechtstutzen der Kunst und aus tiefsten universellsten Blicken in Genesis und älteste Entwicklung aller Kunst. Halb sensualistische Aufklärung mit befehlshaberischem Dogmatismus, halb liebevolle Versenkung in die geheime Natur der Musik und Poesie. Aber es überwiegt durchaus der geschichtliche, beobachtende, moderne Bestandteil. Brown lehrt: die echte und eigentliche, ursprüngliche Kunst bestand und besteht in der Einheit von Poesie und Musik und Tanz, das zeigt die altgriechische Tragödie, das zeigen die Tanzlieder und Gesänge aller wilden Naturvölker, das zeigt der sichtbare Verfall der Kunst, der eintrat, als die Schwestern sich trennten und auf eigene Hand lebten, als die Arienoper aufkam, die absolute Instrumentalmusik, die ungesungene, literarische Poesie. Rettung und Erneuerung kann nur die Wiedervereinigung bringen. Er erwartet sie von der geistlichen Ode und legt als Muster eine solche vor, die Sauls Geschichte zum Inhalt hat. Eine Mischung dramatischer und lyrischer Elemente mit reicher Beteiligung des Chors. Es schwebte ihm dabei das von ihm hoch gerühmte dramatische Oratorium Händels mit der wuchtigen Größe seiner Chöre vor, desselben Händel, der von der italienischen Opera seria ausgegangen war und in ihr auf deutschem Boden große Triumphe gefeiert hatte, der dann die volle Freiheit und höchste Entfaltung seines musikalischen Schaffens als Komponist des geistlichen Chordramas in England erst erlangte, dort also, wo gerade damals die Reaktion gegen die französisch-klassizistische Worttragödie und gegen die große klassizistische Oper eine neue höhere, ursprüngliche Kunst erstrebte in der Annäherung und wechselseitigen Bereicherung von Poesie und Musik, wo durch Addison, Blackwell und Lowth der Begriff der poetischen Bedeutung des Chors neu entdeckt ward. In diesem England errang Händel die mächtigsten Siege seiner geistlichen Chorkunst, die jene neue Lehre von dem ursprünglichen dramatischen, chorischen Charakter der alttestamentlichen Poesie zu bestätigen schienen. In diesem England, von wo die Mahnung 'Zurück zur Musik!' zuerst erscholl als Kampfruf wider den erstarrenden Klassizismus und für die Reform der dichterischen Sprache, fand Händel, nachdem er lange wie Bach Texte mittelmäßigster Skribenten hatte komponieren müssen, endlich für seinen 'Samson' in dem bearbeiteten Chordrama Miltons eine seines Genies würdige poetische Unterlage. In alledem und in diesem Zusammentreffen der Namen Milton, Händel, Brown, Herder liegt eine wunderbare Symbolik, deren Bedeutung tiefer reicht als der bloße Zufall.

Browns Buch selbst, das heute vergessen ist, machte seinerzeit berechtigtes Aufsehen. Es rief scharfe Kritiken und Gegenschriften hervor, der Verfasser antwortete nicht minder heftig, gab sein Werk auch etwas verändert neu heraus mit dem umfassenden Titel: 'Geschichte von dem Ursprung und Fortschritt der Poesie' (1764). Übersetzungen ins Französische und ins Deutsche (1769 von Eschenburg) führten seine Gedanken in die europäische Bewegung, die das Problem der Grenzen und der Einheit von Musik und Poesie erregt hatte.

Über dieses Problem ward nun auch in Italien und Frankreich eifrigst verhandelt. Aber die künstlerischen Entscheidungen fielen in Deutschland.

IV.

Klopstocks unsterbliche Schöpfung ist die poetische Sprache, die er der deutschen Poesie gewann. Niemals läßt sich solch kompliziertes künstlerisches Gebilde durch ein einziges Stichwort charakterisieren. Aber will man im Anschluß an den Sprachgebrauch ihres Urhebers und seiner Zeit die Hauptsache bezeichnen, so darf man sie wohl die Sprache der 'Empfindung' (d. h. des sinnlich fühlbaren Eindrucks) nennen.

Gewiß hatte Klopstock aus der durch italienische und englische Theorie und Dichtung angeregten Lehre der Schweizer Bodmer und Breitinger und des Begründers der deutschen Ästhetik und Vorläufers von Kant, des Frankfurter Philosophieprofessors Baumgarten, den Anstoß empfangen, in der poetischen Darstellung die Macht der Phantasie zu entfalten. Gewiß wirken in seiner Sprache starke Elemente, die sie der Phantasie verdankt, und die des Lesers oder Hörers Phantasie anregen: z. B. die massenhaften Worte für Licht-, Farben- und Tonerscheinungen der Natur sowie für die Laute, Bewegungen, Mienen und Gebärden, die die menschlichen Empfindungen begleiten. Aber darin zeigt sich noch nicht die eigentliche Natur dieser Sprache.

Addison hatte nach dem Vorgang von Bacon, Hobbes, Muratori die Einbildungskraft als das besondere geistige Vermögen proklamiert, aus dem die Poesie hervorgehe. Baumgarten prägte dann den lange als Dogma geltenden Satz: 'Das Gedicht ist eine vollkommene, sinnliche Rede'. Aber mit Recht hat Heinrich von Stein in seinem schönen und tiefen Buch über die Entstehung der neueren Ästhetik (Stuttgart 1886) — die Ermutigung zu diesem Buch bleibt stets ein hohes Verdienst des Scharfblicks und der mannhaften Gerechtigkeit Wilhelm Diltheys! — als den eigentlichen Sinn dieser uns fremdartigen Terminologie, die auch von den Zeitgenossen vielfach mißverstanden oder verdreht ward, die Beziehung auf das Gefühl hervorgehoben. Die Affekte zu erregen, das ist nach Baumgartens Meinung das Poetische. Und er sucht dies demgemäß in einem lebhaft empfundenen Vortrag. Er verlangt von diesem Poetischen 'Klarheit', das heißt: es soll eindrucksvoll sein. Auch der Franzose Dubos hatte schon vorher in seinen 'Kritischen Reflexionen über die Poesie und die Malerei', die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und bis auf Lessing die ästhetischen Anschauungen sehr stark beeinflußt haben, die ästhetische Befriedigung definiert als Erregung des menschlichen Gemüts durch die Nachbildung menschlicher Leidenschaften und den poetischen Stil im Ausdruck von Empfindungen, das Wesen des Genies im Pathetischen erblickt. Nun lehrt zwar Baumgarten, die Poesie drücke Empfindung aus, indem sie Bilder, Anschauungen gibt, oder nach seiner Terminologie: 'durch anschauende Erkenntnis'. Aber diese Bilder, diese Anschauungen sind ihm eben durchaus noch nicht der Zweck, wie der späteren Ästhetik von Lessing bis Vischer, sondern nur Mittel zum Zweck. Auch Bodmer und Breitinger räumen überall neben der Einbildungskraft der Leidenschaft und der Begeisterung im Schaffen des Dichters die entscheidende Stellung ein. Den Vorzug des Dichters vor dem Maler findet Bodmer darin, das jener das Gemütsinnere zu schildern vermag. Die Leidenschaften verlangen zu ihrem Ausdruck eine

eigene Sprache. 'Der Schreiber schreibe niemals als [dann,] wenn er selbst von denen Regungen gerührt wird, die er in den Lesern erregen will.' 'Der poetische Enthusiasmus ist die starke Leidenschaft, womit das ganze Gemüt von seinem Gegenstand eingenommen ist.' Allerdings soll nach Bodmer die Einbildungskraft dem Dichter helfen, in sich diesen Enthusiasmus hervorzurufen, und für den Ausdruck einzelner Stimmungen und Leidenschaften durch mimische Gebärden und Mienen gibt er förmlich eine Anleitung. Doch ist ihm wie Breitinger die Erregung des Gemüts und die 'herzrührende Schreibart' das eigentliche Ziel der Poesie.

Klopstocks poetische Sprache hat ihre Stärke nicht in der Plastik einer lebhaften Phantasie. Die Anschauung, die sie bietet, ist oft mit Schleiern verhüllt. Der Dichter scheint in einer Traumwelt zu wandeln und so Baumgartens Bezeichnung wahr zu machen, der die Gebilde der dichterischen Phantasie 'Träume der Wachenden' nannte. Man rufe sich noch einmal Schillers Charakteristik ins Gedächtnis zurück, die allerdings beherrscht ist von der anfechtbaren Lessingschen Theorie, daß alle ästhetischen Wirkungen auf Anschaulichkeit, auf der Vorstellbarkeit als sinnliches Bild beruhen. Mit Recht nennt er die Messiade 'viel zu formlos für die Einbildungskraft'. Er denkt dabei zunächst an die Figuren und Situationen des Gedichts, aber das Urteil gilt in erheblichem Grade doch auch von der Sprache, von den Epitheten, den Gleichnissen, dem Satzbau: überall ist 'für die Phantasie keine feste Grenze gesetzt', und 'alle Gefühle, die er so innig und mächtig zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor'. In der Tat aber bringt anderseits diese Sprache 'Kraft, Schwung, Tiefe des Ausdrucks', in der Tat erregt sie bei dem Leser 'immerwährende Spannung des Gemüts'. Und gewiß trifft Schillers Wort, daß Klopstocks Sphäre immer das Ideenreich sei, und er alles, was er bearbeitet, ins Unendliche hinüberzuführen wisse.

Einen musikalischen Dichter nennt Schiller Klopstock, eine herrliche Schöpfung in musikalisch poetischer Rücksicht seine Messiade, weil seine Poesie wie die Tonkunst bloß einen bestimmten Zustand des Gemüts hervorbringt, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beschränken. Erregung eines Gemütszustandes ist auch der Hauptzweck der poetischen Sprache Klopstocks. Und musikalisch ist sie nicht nur durch ihre materiellen musikalischen Elemente, durch ihren Rhythmus, ihre Wortstellung, den Klang ihrer nachdrucks- und bedeutungsvollen Worte und Silben, sondern durch ihre innere Musik: durch die Stimmung, die sie enthält und im Hörer hervorruft.

Klopstock ist einer der großen Befreier der Kunst aus den Banden des Intellektualismus. Aber als er auftrat, war die Weltbewegung, die dem Ästhetischen sein eigenes Recht gab und es löste vom Dienst der Rhetorik und der höfischen Kultur, noch in vollem Gang. Als Sohn einer unermüdlich strebenden, einer grenzenlos fordernden, einer schwärmerisch erregten Epoche, die nach der Ausbildung eines rein menschlichen Lebensideals rang, war in ihm Können und Schaffen Ausfluß des Wollens. Die Engländer hatten ihren Shakespeare und Milton, die Italiener ihren Dante, Petrarca und Tasso. Den Deutschen fehlte in ihrem Bewußtsein ein gleicher Weltdichter, der mit

jenen dem überragenden Bilde Homers hätte an die Seite treten dürfen. Klopstock fühlte sich berufen, der nationalen Ehre diesen Dichter zu geben in seiner Person, in seinem Werk. Nur religiöse Erweckung konnte in dem Vierundzwanzigjährigen solchen Mut und solches Selbstbewußtsein entzünden und dann lange Jahre in Glut erhalten. Nur indem er die Wunder Gottes, indem er die Erlösungstat des Messias verherrlichte und sein Dichten als Gefäß göttlicher Gnade fühlte, vermochte er selbst die Rolle des Messias der deutschen Poesie zu übernehmen und durchzuführen. Eine Rolle, die nun ganz und in tiefstem, in völlig neuem Sinne Ernst machen wollte mit der alten These, daß der Poet ein Macher, d. h. ein Schöpfer sei, der ein zweiter Gott eine neue Welt schaffe. Man kann die Briefe Klopstocks und seiner Freunde aus jenen Jahren der Anfänge des 'Messias', man kann manche literarische Äußerung und manchen Vers des jungen Klopstock ohne Lachen, ja ohne Ekel nicht lesen, wenn man sich nicht fortgesetzt ganz lebendig vor Augen stellt: hier spricht und schreibt und dichtet einer von den erweckten Stillen, den die große Liebe Gottes überschattet, der in sich das Licht himmlischer Kräfte leuchten fühlt, den deshalb äußerlich jene 'stille Majestät' umgibt, die man schon an dem jungen Klopstock in Schulpforte bewunderte, der in dem Irdischen nur den Abglanz höherer, übersinnlicher Vollkommenheit empfindet, dem das Leben ein schwermutsvoller Aufstieg ist zu besseren Welten, der 'die Träne des Christen rinnen zu sehen und in die Zukunft nach der himmlischen Träne zu blicken' für seine höchste Belohnung hält, der sich 'die Flamme, die heilige Flamme, zur Leiterin erkor'. Klopstocks gesamte Poesie ist der genialische, in die Sphäre des Künstlerischen hineindrängende Pietismus.

Aber dieser Dichter, der da, wo er als Künstler lebt, redet, schafft, der reine Tor war, während in ihm freilich auch ein gesunder, handfester, sinnenfroher Mensch steckte, war in Wirklichkeit nicht der Messias der deutschen Dichtung. Er war nur ihr Johannes. Der echte Messias, der sie im Geist der Wahrheit, des Lebens, der Schönheit erneuerte, hieß Goethe.

Die Johannesnatur Klopstocks verrät sich in dem unermüdlichen Tasten und Suchen seiner Kunst, in dem beständigen Reflektieren über die Form und die Gesetze der Poesie, in dem unaufhörlichen Korrigieren und Umdichten seiner Werke. Aber der Theoretiker Klopstock steht nicht hoch. Und an seinen ästhetischen Schriften soll man Klopstocks künstlerische Tat nicht messen.

Klopstocks poetischer Vorstellungs- und Empfindungskreis scheint zunächst dem pietistischen Kirchenlied des Grafen von Zinzendorf verwandt. Das überströmende religiöse Gefühl, die innig hingegebene Andacht, die schwärmerische Weihe des Ausdrucks, die tränenvolle Zärtlichkeit und Weichheit, das kindlich Anschmiegsame und Zutrauliche dieser Frömmigkeit, die sich eins fühlt mit dem göttlichen Vater und doch vor ihm erschauert, haben schon die zeitgenössischen Gegner, die Gottschedianer aus Herrnhutischen Einflüssen ableiten wollen. Aber es sind reichere Quellen, aus denen Klopstocks poetischer Stil sich Motive und Farben holt: Homer und Virgil, Milton, Young, das Alte Testament.

Erfüllt von dem werdenden neuen Ideal natürlicher Kunst, das in der Zeit arbeitete, will Klopstock eine neue Form sich schaffen, die durch das Ohr

lebendiges Gefühl erwecken soll. Denn Homer ist ihm gleich Blackwell ein Sänger. Die neue Form soll ein neuer, beseelter Klang sein: also eine neue Sprache, eine neue Metrik. Aus dem Innern des Kunstwerkes, aus der eigenen bewegten Seele will er diese neue Form schaffen. Sie soll poetisch sein, d. h. sie soll 'harmonisch' und 'klingend' sein. Sie soll sich vor allem von der verstandesmäßigen Prosa, aber doch auch von der sublimen oder graziösen Manier des französischen Versstils entfernen. Sie soll anders, von Grund aus anders sein, als sie der deutsche Klassizismus seit Opitz und seit dem Boileau-Schüler Gottsched kannte. Zunächst galt es eine Befreiung von dem Zwang des klappernden Sprechverses, der jambisch, selten trochäisch, mit regelmäßigem Wechsel von Hebungs- und Senkungssilbe matt dahinfloß. Weg also mit dem Reim, diesem leeren Ornament! Weg mit dem Verbot zweisilbiger Senkung! Weg mit dem eintönigen Gleichmaß des Rhythmus! Weg vor allen Dingen mit dem abgezirkelten, zweischenkligen Alexandriner, der verderblichen Quelle ewiger spitzer Antithesen nach Schillers treffender Bezeichnung.

Abseits von der klassizistischen Literaturströmung hatte sich im Dienst der Musik trotz der Reform der Opitzischen Schule, trotz des zornigen Eiferns der Klassizisten, vor allem Gottscheds, eine Praxis freierer deutscher Rhythmik erhalten: in den poetischen Texten für die Rezitative der Opern und Kantaten, für die mehrstimmigen Madrigale. Hier waren immer Daktylen und Anapäste geduldet und seit den Tagen, wo Buchner für Heinrich Schützens Komposition das Ballet 'Orpheus' dichtete, geschätzt als dem musikalischen Takt zumal für Finales trefflich geeignet. Opitz selbst hatte in seiner als Operntext gedichteten 'Judith' zwar nur gereimte Verse durchaus mit jambischem Rhythmus angewendet, aber ihnen wechselnde Länge nach Art der musikalischen Arien gegeben. Die spielerische Dramaturgie des Harsdörfferschen Nürnberger Poetischen Trichters tat sich denn überhaupt etwas zugute darauf, daß Musik und Poesie ineinanderfließen, daß Oper und Drama sich formell beeinflussen, daß 'der Poet auch verstehe, den Schauplatz auszuzieren und die Musik anzustellen'. Dann hat des sonst auf plane Nüchternheit bedachten Christian Weise Poetik Strophen und Versarten verschiedener Länge ohne Reime als 'madrigalische Ode' anerkannt, jene Kantatendichtung, die durchaus der Musik, Chören und Rezitativen angepaßt ist. Vor allem aber hatte dort, wo die deutsche Oper seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts ihren ersten ständigen Sitz gefunden hatte, in Hamburg, der bedeutendsten Musikstadt Deutschlands in jener Zeit, der Gebrauch rhythmisch freierer, ungleichartiger, reimloser Verse nach dem Vorbild der Opernrezitative und Kantaten sich eingebürgert: besonders hat Brockes, dessen deutsche Passion Keiser, Telemann und Händel komponierten, sich in solch freierer dramatischer Lyrik nach musikalischem Muster versucht; aber auch andre Hamburger Dichter taten das gleiche.

Klopstock griff für das Epos nicht zum Blankvers Miltons, so nahe ihm dieser damals durch mancherlei Vorgänger, namentlich durch Bodmers Übersetzung der Jahreszeiten von Thomson (1745), gerückt war. Er wählte den Hexameter der Alten, also einen Vers, dessen musikalisches Prinzip der deutschen Sprache fremd war. Aber er sucht ihn national zu gestalten, aus dem Banne

des antiken metrischen Schemas zu lösen und der wirklich deutschen Prosodie anzupassen. In allen späteren Ausgaben des Messias, die ebensoviel Fortschritte der metrischen Kunst repräsentieren, bleibt er, sein Werk fortführend oder bearbeitend, stets emsig beflissen auf dem Wege der Eindeutschung, der Umwandlung des quantitierenden Verses in ein metrisches Gebilde deutschen Tonfalles. Er zuerst hat die Tonabstufung der deutschen betonten Silben, die Bedeutung des Nebentones, die Beziehungen zwischen Tongewicht und Tonlänge bemerkt, gefühlt und in der dichterischen Praxis meist glücklich verwertet. Freilich leiden seine theoretischen Erörterungen darüber an Unklarheit und schrullenhafter Terminologie und zeigen, daß er den antikisierenden metrischen Vorurteilen nicht ganz sich zu entwinden vermochte.

Das eine aber muß man auch seinem Messiasvers zugestehen: er ist von vornherein für den Vortrag gedichtet, und immer besser gelingt es der unverdrossenen feilenden Umarbeitung des Dichters, ihm den natürlichen Ton des deutschen Satzaccentes zu gewinnen.

Die Hauptsache indessen bleibt: in diesem Epos von des Menschen Erlösung lebt eine unerhörte Fülle tönender Lyrik, lebendigen seelischen Ausdrucks. Sechs Jahre, nachdem in England der 'Messias' des deutschen, an der Kirchenmusik des Engländers Purcell geschulten Komponisten Händel in die Welt trat, ward durch die Befruchtung englischen Geistes, englischer Poesie und Kritik der deutsche 'Messias', ein poetisches Oratorium geboren.

Auf den Reim zu verzichten, dafür hatten manche Vorgänger Klopstocks bereits eindrucksvolle Beispiele gegeben. Er hatte Miltons 'Verlorenes Paradies' in Schulpforte zuerst aus einer holprigen deutschen Übersetzung von 1682 kennen gelernt, die den Blankvers des Originals nachzuahmen strebte. Er hatte in Pyras und Langes 'Freundschaftlichen Liedern' einen poetischen Stil der Erhabenheit wahrgenommen, der, um dem Prosaischen zu entgehen, vielfach den Reim meidet, und er hatte natürlich auch die theoretische Begründung dieses Standpunktes durch Georg Friedrich Meier gelesen.

Für die Lyrik, die Sphäre, in der sein echtestes Können sich entfaltet, wählt er die Horazische Odenform und das elegische Distichon, also reimlose sangbare Strophen. Aber er bildet das antike Vorbild strenger nach als Pyra und Lange, als die Anakreontiker Uz und Gleim es je versucht hatten. Und im Streben nach Mannigfaltigkeit des Gefühlsausdrucks wagt er dennoch wieder selbständige Neuerungen, erfindet er eigene Odenformen.

Das Urteil über Klopstocks antike Metrik ist noch nicht gesprochen. Die modernen gelehrten Metriker heben ihre Schwächen gern hervor. Aber eins dürfte allgemein zugestanden werden: diese metrischen Gebilde in deutscher Sprache auf antiker Grundlage haben das ganze poetische Ausdrucksvermögen, die musikalische Kraft der deutschen Sprache machtvoll durcheinandergerüttelt und so unberechenbar gesteigert. Sie haben uns endgültig erlöst aus dem rhythmischen Trott des französierenden deutschen Sprechverses. Seine Oden haben durch Bevorzugung des bis dahin gemiedenen trochäischen Rhythmus, durch den Elan des Rhythmuswechsels in derselben Strophe und in demselben Vers, durch die das Versende zugunsten der psychologischen Satzeinheit ver-

wischenden Enjambements, durch Wiedereroberung der längst verlorenen Möglichkeit, daß zwei Hebungen im selben Verse zusammenstoßen, eine neue Blutzirkulation, eine frische Schwungkraft in die deutsche Dichtersprache gebracht. Seine der Antike nachgetönten Verse haben die französische rhetorische Periode, die uns Gottsched beschert hatte an Stelle der Periode des Kanzleistils nach lateinischem, mittelalterlich-humanistischem Typus, endgültig aus unsrer Poesie vertrieben.

Sie haben eine neue freie Periode poetisch-musikalischer Sprache mit melodischem Klang und bewegtem Rhythmus geschaffen, in der bedeutsame, nachdrückliche Worte mit starkem Gefühlswert herrschen, die 'Machtworte', dagegen die Formwörter (Konjunktionen, Partikeln, Hilfsverba) zurücktreten, in der ein jugendliches Leben der Seele seinen wechselnden Ausdruck fand. Die deutsche Wortmelodie und die deutsche Satzmelodie hat Klopstock wieder entdeckt und versucht, darauf seine Verse zu bauen. Nicht Versfüße, nicht Versreihen wollte er bilden, sondern rhythmische Einheiten der nach Sinn und Gefühlswert zusammenhängenden Wortgruppen. Diese Einheiten, durch die sein poetischer Stil bestimmt wird, nennt er die eigentlichen Verse, die 'Verse für das Ohr'. So zerlegt er denn z. B. gelegentlich einen Hexameter in vier solche Wortfüße oder Verse für das Ohr.

Freilich diese Verse für das Ohr in Klopstocks Oden verlangten nicht nur den Vortrag, um aus dem Gefühl zu wirken, das der Dichter in sie hineingelegt hatte, nicht nur den lebendigsten Vortrag. Sie bedurften einer kunstvoll ausgleichenden, einer taktierenden Rezitation, die über die Härten und Ecken des zugrunde gelegten metrischen Schemas, über die dreisilbigen Senkungen und dergleichen geschickt hinweghalf. Sie riefen nach der Kunst, die dies allein vermochte: nach der Musik.

Klopstock hat den Schritt von der Wortlyrik in sangesmäßigen Strophen zu einer Lyrik in ungebundener Form, deren innere Einheit nur musikalisch war, zehn Jahre nach den Anfängen des Messias getan. Als er seine 'Geistlichen Lieder' herausgab (1757), stellt er in der Theorie der Lyrik, die die Vorrede entwickelt, neben sie, die in gereimten Strophen der überlieferten deutschen Art verfaßt sind, und neben den Typus der Oden einen dritten Typus der Lyrik, den auszubilden er für die Zukunft verheißt. Er nennt ihn 'Gesänge'. Er meint die freien Rhythmen: unstrophische, reimlose Verse verschiedener Länge mit wechselnder Behandlung der Senkung und des Auftakts. Das ist die Form, die heute weiteren Kreisen etwa noch aus Klopstocks 'Frühlingsfeier' bekannt ist, oder aus der späteren Hymne 'Der Hügel und der Hain'. Allbekannt und ganz lebendig ist sie uns aber durch Goethes Geniegesänge ('Wanderers Sturmlied', 'Der Wanderer', 'Ganymed', 'An Schwager Kronos' usw.) und aus Heines Nordseebildern.

Schon in einer seiner frühesten Oden ('Auf meine Freunde', in der späteren Umdichtung 'Wingolf') fühlt Klopstock sich getrieben, seine Freunde zu feiern 'in mächtigen Dithyramben', und er fragt sein Lied, ob es 'zu Strophen werden' oder lieber 'ununterwürfig Pindars Gesängen gleich frei aus der schaffenden Seele enttaumeln' wolle. Die neugeschaffene Form der

freien Rhythmen erfüllt ihm nun zehn Jahre später diese Sehnsucht nach dem wahren Dithyrambus, d. h. nach dem ihm dunkel vorschwebenden Ideal eines wahren Dionysischen Hymnus, das er gelegentlich wohl auch einmal in der Lyrik Pindars verkörpert glaubt.

Aber nicht aus Pindars chorischer Strophik, mit der er 'in Absicht auf den lyrischen Klang nicht zufrieden' war (an Ebert 1764), schöpft er die ersehnte musikalische Umgestaltung seiner Odenpoesie in den freien Seelenvers. Die poetische Rede des Alten Testaments, vor allem die Psalmen geben ihm, was er sucht. Für Motive und Stil war die Poesie Davids, wie man sie damals nannte, längst vorbildlich gewesen. Pyra, auch Haller hatten die Psalmen in dieser Richtung genugsam benutzt. Aber nun sollte die rhythmisch-musikalische Form des Alten Testaments gewähren, was Horaz und Virgil, Homer und Pindar nicht oder nicht voll gewährt hatten. Nachahmung der Psalmen und dabei doch Original bleiben — das erscheint Klopstock nun als das Höchste.

Ohne Frage ist es die Wirkung der früher (oben S. 243 f.) von mir besprochenen begeisterten und gelehrten Nachweise Lowths über die heilige Poesie der Hebräer, die diese Wendung herbeigeführt hat.

Lessing hat die große künstlerische Bedeutung der freien Rhythmen bei ihrem ersten öffentlichen Hervortreten verstanden. Er hat diese Entfesselung der metrischen Form sofort als fruchtbar erkannt. Im 51. Literaturbrief spricht er über den Hymnus Klopstocks 'Dem Allgegenwärtigen' mit hoher Befriedigung feinsinnige Worte. 'Die Empfindungen des Dichters scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben.' Das war allerdings gerade die Entstehung und die Wirkung, die Klopstock diesen Versen zuschreiben wollte. Lessing nennt sie weiter 'eigentlich weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Teile ihrer Perioden aufgelöst, deren jede man als einen einzelnen Vers eines besonderen Silbenmaßes betrachten kann'. Und mit dem Instinkt für die Praxis des Theaters, der ihm eignet, ahnt er sogleich die künftige Rolle dieser Form: er findet sie besonders geeignet für die musikalische Komposition, und er empfiehlt sie für das Drama an Stelle der dafür eben in Aufnahme kommenden Prosa. Ähnlich treffend bezeichnet bald danach Hamann 'das freie Gebäude' als Archaismus, welcher die rätselhafte Mechanik der heiligen Poesie bei den Hebräern glücklich nachahmt, und verweist dabei auf Lowths Buch. Mit ironischer Abwehr des von Lessing geprägten Namens 'künstliche Prosa' erklärt er 'Herrn Klopstocks prosaische Schreibart für ein Muster klassischer Vollkommenheit, für ein musikalisches Silbenmaß, das einem Sänger, der nicht gemein sein will, zum Feierkleid der lyrischen Dichtkunst am angemessensten sei'.

Diese freien Rhythmen scheinen also Lessing und Hamann ein treffliches Gefäß für den tragischen Stil des Dramas, für den hohen Stil einer mit Musik verbundenen Lyrik.

Nicht lange dauerte es, so konnte Klopstock das Ideal des Dithyrambus in seinen freien Rhythmen mit Hilfe neuer poetischer Mächte zu verwirklichen trachten. Schon 1764 lag Macphersons Ossian in einer deutschen Prosa-

übersetzung ihm vor Augen: ein wirksamer Anreiz, die zwei Jahre zuvor veröffentlichte englische Originaldichtung nun auch seinerseits mit dichterischer Mitempfindung nachzugestalten. Aus dem heute seltenen Buch, dessen Urheber Engelbrecht heißt, spricht in der Tat Macphersons stimmungsvolle Sprache mit einer unmittelbar zwingenden poetischen Kraft. Die deutsche Literatur hatte eben inzwischen durch die rhythmische Prosa von Salomon Geßners Idyllen (1756) eine neue Kunst des poetischen Ausdrucks in ungebundener Rede sich angeeignet. Fortan bereichert Klopstock seine Hymnen durch Ossianische Elemente, fortan strebt er danach, in ihnen den vermeintlichen altkeltisch-germanischen Bardengesang nachzuahmen. Dieser Bardengesang bringt ihm nun die dramatische Form: 'Der Hügel und der Hain' (1767) ist ein Terzett, das ein Poet, ein Dichter und ein Barde singen. Und nun kann Herder, der eben erstehende Prophet der primitiven Poesie, der Schüler Addisons, Blackwells, Lowths, Macphersons, der Schüler Rousseaus, der Vollender Vicos, in Klopstocks freien Versen nicht bloß Ähnlichkeit mit dem Numerus der Hebräer, 'den die Chöre und Jubelsprünge geboren haben, der durch Musik und Tanz belebt wurde', sondern namentlich mit dem Silbenmaß der Barden finden und mit einer Ablehnung der Lessingschen Bezeichnung als 'künstliche Prosa' 'diese glückliche Versart' 'die natürlichste und ursprünglichste Poesie' nennen. Natürlichste, ursprünglichste Poesie — das war es, wonach er, wonach die heranwachsende Generation suchte, woraus sie den ersehnten künstlerischen Stil des Dramas erschaffen wollte.

Herder, der die Urform aller Poesie und ihre lebendigste Wirkung in der Einheit von Poesie, Gesang, Musikbegleitung und Tanz erblickte, fährt dann fort: 'Auf dem Orchester kann die musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen', und mit Wiederholung des Rates Lessings wünscht er Anwendung der freien Klopstockschen Form vornehmlich in den Rezitativen, wo sonst der Musiker die vom Dichter mühsam hergestellte Harmonie zerstören muß. Zugleich verweist er auf die musikalische Idylle 'Der Mai' von Ramler, der als Erster hier und in seinen Kantaten Lessings Rat befolgt und die neue musikalisch-poetische Form wirklich der Musik verbunden hatte. Herder geht indessen noch weiter im Einklang mit Lessing: auch für das Sprechdrama empfiehlt er dies Versmaß, weil es imstande sei, sowohl prosaisch zu wirken, z. B. in den ruhig vorbereitenden ersten Auftritten, als auch 'sich zum höchsten tragischen Affekt zu erheben'. Ja, es scheint ihm darin so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik zu liegen, daß es auch ein Muster der Deklamation sein muß. Es wird, meint er, Takt in die Rede des Schauspielers bringen und 'das Kunststück der Alten' ersetzen, 'ihren Akteurs Noten und Ton mitzugeben'. Die Stilisierung des Bühnenvortrages der Tragödie, die im Altertum durch Gesang und musikalische Begleitung erreicht ward, hofft er also von diesem musikalischen Vers. So empfiehlt er denn allen Ernstes, auch Shakespeare in dieser Tracht bei uns einzuführen.

Klopstock ruhte unterdessen nicht in seinem Streben, den poetischen Stil zu schaffen durch musikalische Befruchtung. Zur Vervollkommnung seiner Rhythmik, deren Mängel er stets gefühlt hat, bemüht er sich nun, über die eigentliche Technik der Musik sich durch eignes Studium und durch die Be-

lehrung von Musikern aufzuklären. Ja, er sucht die Mitwirkung der Musiker für seine Poesie. Lyrische und dramatische Stücke des Messias, Oden, vor allem auch seine 'Gesänge' schienen ihm der musikalischen Komposition zu bedürfen, um die in ihnen schlummernde poetische Seele voll austönen zu lassen. Wir sind über diese musikalischen Studien Klopstocks und über sein Verhältnis zur Musik durch Muncker und Oswald Koller gut unterrichtet. Hier deute ich nur das Wichtigste an.

Rührend erscheint es uns, daß er sich selbst an Macpherson wendet, um über die alten Bardenmelodien der Ossianischen Lieder Auskunft zu erhalten. Die leichter erreichbaren musikalischen Weisen der von Percy veröffentlichten altenglischen Volksballaden läßt er dagegen beiseite: sie versprechen ihm offenbar nicht in ausreichendem Maße den feierlichen, erhabenen Stil, den seine Natur brauchte.

Bei den Versuchen, die Musik selbst zu Hilfe zu rufen für die Neugestaltung einer idealen deutschen lyrisch-dramatischen Sprache, war Gerstenberg sein Führer und Berater. Der heute vergessene Dichter des 'Ugolino' war ein wackerer Pionier der großen literarischen Revolution, die uns den Idealismus der weimarischen goldenen Zeit brachte. Kenner des älteren englischen Dramas, Dantes nordischer Literatur, einer der frühesten Apostel Shakespeares, musikalisch begabt und der Musikpflege hingegeben, bedeutet er eine durchaus eigenartige Macht der literarischen Entwicklung. Sein historisch betrachtet bedeutsames 'Gedicht eines Skalden' hatte er geschaffen, wie es scheint, angeregt durch des Franzosen Mallet Geschichtswerk über Dänemark, das zum erstenmal einen Teil der Edda in bequemer Gestalt der europäischen Kulturwelt zugänglich gemacht hatte. Das Gedicht zeigt Kostüme, Namen, Mythologie des alten Skandinaviens, viel Sentimentalität, aber doch auch musikalische Bewegung und Fülle, vielfach eine glückliche Nachahmung des Klopstockschen Beispiels. Er, der in seinem Ugolino nach dem Vorgang Lessings den tragischen Stil shakespearisierender Prosa, in lyrischen Liedeinlagen, die, gleichfalls dem britischen Vorbild entlehnt, dessen dramatischen Kunstgriff ins Sentimentale umbiegen, und in melodramatischer Instrumentalbegleitung des Schlußmonologs des im Kerker sterbenden Ugolino zu finden sucht und so den Typus des Geniedramas aussät, hat drei Jahre zuvor eine tragische Kantate 'Ariadne auf Naxos' gedichtet, ein Duodrama zwischen Ariadne und der Oreade in freien, aber gereimten Rhythmen, dem später in der Umdichtung von Brandes mit der Musik von Benda als 'Melodrama' ein ungeheurer Erfolg blühte. Seit 1764 hat Gerstenberg Klopstocks musikalisches Interesse stärker angeregt und geleitet. Mit ihm wählte Klopstock Melodien aus und dichtete dazu neue Texte oder gestaltete die vorhandenen nach seinem Geschmack um. Das Stabat mater des Pergolesi bildete er 1767 in deutschen Versen nach. Gerstenberg mußte Strophen aus den Oden und aus dem Triumphgesang des Messias komponieren. Er ist gleichsam verantwortlich für die künstlerischen Früchte, die das getragen hat.

Klopstock hatte die schönste seiner Liebesoden ('Das Rosenband'), die 1753 entstand, dem talentlosen Rosenbaum anvertraut und mit dessen Melodie-

die dadurch interessant ist, daß sie — doch offenbar nach des Dichters Willen — den Text durchkomponiert, 1762 an die Öffentlichkeit bringen lassen. Nach einem vergeblichen Versuch, den völlig italianisierten Opernkomponisten Hasse heranzuziehen, stand er seit seiner Übersiedlung nach Hamburg in Verkehr mit Philipp Emanuel Bach, dem Sohn des großen Johann Sebastian, und hat von ihm, in dessen Hause auch die Musik von Salieri, Händel, Gluck gepflegt ward, zum Teil leibliche Kompositionen seiner Oden empfangen. Aber viel wichtiger wurde seine freundschaftliche Verbindung mit Gluck. Er erwartet von ihm Kompositionen seiner Oden. Er erwartet von ihm noch mehr, das Größte: die Komposition seines neuen poetisch-musikalischen Dramas: des Bardiets von Hermanns Schlacht. Nachdem er 'Salomos Tod' in dem Vers des englischen Dramas, dem Blankvers, gedichtet und darin Chöre von Sängerinnen in Odenstrophen, solche von Sängern in Distichen eingewoben hatte, machte er nun Lessings Rat zur Wirklichkeit und führte die musikalische Form seiner 'Gesänge', die freien Rhythmen als breiten und stark hervortretenden Bestandteil ein in das Drama und schuf diesem einen neuen Stil, indem er sie dem Prosadialog als gesungene Chöre, als Bardengesänge eingliederte.

Die früher (oben S. 241 ff., 248 f.) geschilderte europäische Diskussion über die ursprüngliche Einheit von Poesie, Gesang und Tanz muß man sich als Hintergrund gegenwärtig halten, wenn man Klopstocks drei Bardiete von Hermann ('Hermanns Schlacht', 'Hermann und di Fürsten', 'Hermanns Tod') geschichtlich begreifen will. Uns muten sie entsetzlich verstaubt und blutlos an, stellenweise geradezu dilettantisch bis zum Kindlichen. Aber sie waren ein lebensvolles Wagnis. Sie taten den entscheidenden Schritt von der tragischen Lyrik des Messias, der Oden, der dithyrambischen freien Rhythmen ins Drama. Sie gaben seine Lösung des künstlerischen Problems, das sein Dichten von Anfang an erregt hatte: ein Versuch, die altgermanische Bardenpoesie und Bardenmusik nachzuschaffen in einem Drama, das durch die Verbindung von Dialog, monodischem Lied und Chorgesang und durch den nationalen Stoff den Typus der althelleniſchen Tragödie auf heimischer Grundlage zu erneuern suchte. Lessing nennt die Hermannsschlacht 'ein vortreffliches Werk, nur keine Tragödie'. Es sollte auch keine sein im Sinne des Aristoteles, der für Lessings Begriff von der Tragödie die entscheidende Autorität war. Es war ein dramatisches Seitenstück zu des Engländers Brown oben (S. 248) erwähntem Versuch, das primitive Gesamtkunstwerk von Poesie, Gesang und Aktion in einer oratorienartigen Ode nachzuschaffen. Offenbar war dabei für Klopstock nicht die Opera seria des italienisch-französischen Stils, sondern das moderne Singspiel vorbildlich, denn wie in diesem, sind in seinen Bardieten die Dialoge in Prosa.

Das Singspiel hatte im 18. Jahrhundert einen außerordentlichen Aufschwung genommen und in einem Triumphzug durch die Welt die große heroische Oper mit durchkomponiertem Text, mit italienischer Dakapoarie und Rezitativen überall bedrängt oder aus dem Felde geschlagen durch Einführung des volkstümlicher gehaltenen strophischen Liedes an Stelle der Arie, durch den Gebrauch des gesprochenen Prosadialogs neben den gesungenen

Solo- und Ensemblestücken und durch stärkere dramatisch-musikalische Anwendung und Ausgestaltung der Chöre. Von der Beggars Opera des Engländers Gay sprach ich bereits (oben S. 245). Auf ihre deutschen und französischen zahllosen Imitationen kann ich hier nur hindeuten. Ebenso auch nur auf die Flut der graziösen französischen Singspielproduktionen, auf Jean Jacques Rousseaus den neuen Naturkultus idyllisch dramatisierendes heiteres Musikdrama 'Le devin du village', auf Christian Felix Weißes deutsche Operetten mit der Musik von Hiller.

Klopstock hat die volkstümlichen Balladen, Chansons, Lieder, die aus dieser Sphäre ihm sich anboten, verschmäht. Er wußte damit für den idealisierenden tragischen Stil, den er suchte, nichts anzufangen, und die Bahn des naturalistisch sich gebärdenden Geniedramas war ihm zuwider. Aber so ganz phantastisch und abgeschmackt, wie man gewöhnlich glaubt, war seine Überzeugung, in den freien, zu Gruppen von vier Versen abgeteilten Rhythmen seiner Bardenchöre altgermanische Chorpoesie, der er, wie ich annehme, ungleiche Strophen aus je vier Langzeilen zuschrieb, wieder belebt zu haben, sein Vergleich mit der Kunstform der altsächsischen Alliterationsdichtung 'Heliand' denn doch nicht. Diese von aller schematischen Metrik gelösten, durch Alliteration der stark betonten Anlaute vielfach gebundenen freien Rhythmen, denen der Zusammenstoß der Hebungen und die Zulassung dreisilbiger Senkungen etwas Zyklopisches gab, sind neuerdings auch von gelehrten Metrikern in Parallele gestellt worden zu der freien Rhythmik des altgermanischen Alliterationsverses. Und jedenfalls hat sie eine lebensfähige künstlerische Tendenz, ein gesunder metrischer Instinkt, eine Ahnung der kommenden Entwicklung der deutschen Versbetonung hervorgebracht. Von einem wissenschaftlichen Verständnis der alten Stabreimdichtung ist Klopstock wohl gerade so weit entfernt gewesen, wie alle seine Zeitgenossen es waren. In der freien Rhythmik und in deren Stützung durch Alliteration stand er schon auf der Bahn, die hundert Jahre später Richard Wagner in den freien alliterierenden Rhythmen seiner Musikdramen siegreich beschritten hat.

Das Bardiet von der Hermannsschlacht stellte dem deutschen Musiker eine lockende Aufgabe. Man begreift, daß es in dem Reformator der Oper, in dem Schöpfer einer modernen dramatischen Musik, in Meister Gluck zündete. Der ruhmreiche Komponist des 'Orpheus' und der 'Alceste' war von dem Drama, das Klopstock mit bedeutsamen Worten dem Kaiser Joseph II. gewidmet hatte, lebhaft ergriffen und machte sich alsbald begeistert an die Komposition einiger Strophen der Bardenchöre. Klopstock hoffte davon auf Grund der Berichte von Personen, die sie gehört hatten, Außerordentliches. Nachdrücklich wiederholt er das Urteil eines Kenners über Gluck, er sei 'der einzige Poet unter den Komponisten'. Man kann mit demselben Recht hinzusetzen, Klopstock sei damals der einzige Musiker unter den Dichtern gewesen. So schien es denn, als hätten sich die Führer der beiden Künste zu einem Bunde gefunden, um gleichsam durch ihr Zusammenwirken die Wiedervereinigung der lange getrennten Schwestern zu besiegeln.

Es wäre ein einziges Schauspiel von erschütternder Symbolik gewesen, wenn der Vorläufer Richard Wagners die Komposition jener drei Bardiete Klopstocks, einer nationalen musikdramatischen Trilogie gleich Wagners Nibelungenring, in Angriff genommen hätte. Er, der die eitle italienische Dakapoarie in ein mehr liedartiges dramatisches Gebilde verwandelt, der das Rezitativ aus der Aschenbrödelstelle des konventionelln Parlando mit nur in wenigen Akkorden angedeuteter Instrumentalbegleitung erhoben hatte zu einem dramatischen Gesang auf selbständiger und reicherer orchestraler Basis, der dem fast abgedankten Chor eine bedeutende musikalische und dramatische, vielfach durch Tanz und Pantomime unterstützte Rolle wiedergegeben und ihn so wirklich seinem Urbild, dem Chor der antiken Tragödie, genähert hatte, er, dessen ganze Musik nach des Wiener Sonnenfels oft wiederholtem Wort überall 'die Accente der Seele' auffand, war wie niemand sonst berufen, durch Komposition der 'musikalischen' Verse des größten lebenden deutschen Dichters, durch das lyrische Element gesungener Chöre das moderne Drama im Sinne eines idealen tragischen Stils neu zu gestalten. Freilich war die Art der Lösung in doppelter Weise möglich. Entschloß er sich, das Ganze, auch die Prosadialoge, durchzukomponieren, so entstand ein dem Sprechdrama entrücktes Novum: ein neuer musikdramatischer Stil rezitativen Gesangs mit reicher orchestraler Begleitung. Eine Iphigenie in Tauris übertragen in die nordisch nationale Sphäre. Beschränkte er sich darauf, nach der Weise des Singspiels, die Dialoge dem gesprochenen Vortrag zu überlassen und höchstens stellenweise nach Rousseaus Vorgang im 'Pygmalion' und dem seiner zahlreichen deutschen Nachfolger melodramatisch zu begleiten, so blieben in den Einzelensemblegesängen, vor allem in den gehäuften Chören und Doppelchören der Priester und Jungfrauen, in der Massenwirkung fünffacher Chöre mit leidenschaftlich bewegter Aktion, in ihren Opfer- und Weihegesängen, ihren Anfeuerungs-, Bitt- und Triumphliedern größte Aufgaben lyrisch-dramatischer Tonsprache zu bezwingen. Wer hätte nicht von dem Schöpfer der erschütternden Chöre der Alceste und der beiden Iphigenien die musikalischen Töne hören mögen, die den brausenden Wortklang jenes drohenden Bardengebets ins Idealische steigern:

> O Wodan, der im nächtlichen Hain
> Die weißen siegverkündenden Rosse lenkt,
> Heb hoch mit Wurzel und Wipfel den tausendjährigen Eichenschild,
> Erschüttr' ihn, daß fürchterlich sein Klang dem Eroberer sei!

Es ist nicht dazu gekommen. Gluck schwelgte in dem Gedanken des hohen Ziels und der Mittel, es zu erreichen: er wollte z. B. für die Bardengesänge neue Hörner erfinden. Aber zunächst trat die Iphigenie in Aulis und der Pariser Siegeszug dazwischen. Und auch später unterblieb die Ausführung, obgleich Gluck sie immer als Ehrensache betrachtete. Nicht einmal von den bereits komponierten Stücken ist etwas zur Aufzeichnung gelangt.

So müssen wir uns begnügen mit den Kompositionen Glucks zu Klopstocks Oden. Müssen zufrieden sein, daß die musikalische Seele so vollendeter Schöpfungen wie 'Die frühen Gräber' ('Willkommen, o silberner Mond')

und 'die Sommernacht' ('Wenn der Schimmer von dem Monde'), auf denen der Abglanz göttlicher Schönheit leuchtet, von dem Meister des edlen, großen Ausdrucks zum Erklingen gebracht sind. Unter den zahlreichen deutschen Komponisten, die dem Wunsche des Dichters gemäß, wetteiferten, seiner Lyrik Töne der Musik zu leihen — ich nenne hier nur Philipp Emanuel Bach, Johann Abraham Peter Schulz, Reichardt, Zumsteeg, Schubert — erreicht wohl allein Gluck das Ideal der Verschwisterung von Sprache und Gesang, das Klopstock in sich trug.

In den Worten Klopstocks und den Tönen Glucks, die hier zusammenrinnen, vereinen sich zugleich zwei weitreichende Strömungen der modernen Kunstentwicklung. Die eine — auf dem Gebiet der Poesie — führt heraus aus der Literarisierung der Lyrik und strebt nach dem lebendigen Reich musikalischer Bewegung, musikalischer Stimmungseinheit. Die andre — auf dem Gebiet der Musik — reißt die Tonkunst los von dem Formalismus, der sie in ihrer eignen Technik als ein bloßes Arabeskenspiel ohne Empfindungsgehalt isoliert, und zieht sie in die Welt des Ausdrucks poetischer Vorstellungen und Gefühle. Gluck hat viele Oden Klopstocks komponiert. Nur acht sind uns erhalten. Das erklärt sich aus der Art ihrer Entstehung. Und diese Entstehung ist höchst charakteristisch für die entscheidende Wendung in dem Verhältnis zwischen Poesie und Musik. Gluck pflegte den Band der Oden, in das er kleine, nur ihm verständliche Accente unter den Worten eingezeichnet hatte, vor sich aufs Klavier zu legen und daraus mit freier Deklamation mehr nach Art eines Rezitativs als eines melodischen Gesangs mit wenigen Begleitungsakkorden und kleinen Zwischenspielen vorzusingen. Gluck vermochte wie kein andrer Musiker Klopstocks künstlerischer Intention zu entsprechen: Klopstock suchte die eigentlich mehr simple Musik, die frei ist von allen Bravourstücken des Arienwesens; ihm war die Blüte der Musik der Gesang und der Gesang vor allem Deklamation, Ausdruck von Bewegung, Stimmung, hinströmendem Gefühl. Die Vokalmusik sollte, nach seinem Willen, den Text nie verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleier eine griechische Tänzerin. Die Sprachmelodie stärker, eindringlicher formen — das sollte für Klopstock die Komposition in erster Linie. Schon in seinen Oden selbst war das rhythmische Schema ein lebendiges Kunstwerk, der Silbenfall eine wertvolle Melodie. Ein Komponist wie der wenig jüngere Johann Abraham Peter Schulz lehnte es darum ab, Klopstocks Oden in Musik zu setzen: „Komponieren soll ich das? Das ist ja schon Musik!"

Gerade diese gehaltvolle, klangreiche, empfindungstrunkene Poesie brachte dem Genie Glucks den Text, den er wünschte. Hatte er doch in der Vorrede zur 'Alceste' bekannt, 'die Musik müsse für die Poesie das sein, was die Lebhaftigkeit der Farben und eine glückliche Mischung der Lichter und Schatten für eine fehlerfreie und wohlgeordnete Zeichnung sind, die nur dazu dienen, die Figuren zu beleben, ohne die Umrisse zu zerstören,' und hatte er doch in der Vorrede zu 'Paris und Helena' das noch gesteigert zu der Ansicht, 'daß der Gesang in einer Oper nur der Stellvertreter der Deklamation sein soll'.

So sind denn Glucks Kompositionen der lyrischen Gedichte Klopstocks ein Markstein in der Geschichte der lyrischen, zugleich aber auch der dramatischen

Kunst. Sie stellen eine Art Wiedergeburt primitiver Kunst dar, in der Lied und Weise eins war. Sie zeigen zugleich einen ungeheuren Fortschritt über alles Frühere, weil sie den entschiedenen Schritt zur Wahrheit des Ausdrucks tun und der Lyrik einen künstlerischen, aber zugleich einen lebendigen, beseelten Stil geben.

Jahrhundertlange Ahnung und Sehnsucht, theoretische Arbeit und künstlerisches Schaffen hatten aus dem dunkel erfaßten Bild des hellenischen Altertums und eigner Erfahrung ein nebelhaftes Ideal gesponnen von der Bedeutung der Musik für die Poesie. Dubos hatte sie, die im eigentlichen Sinne die Zeichen der natürlichen Leidenschaften enthalte, davon sie ihre Energie empfangen habe, für die natürlichste Kunst, für die Grundlage aller Künste angesehen und ihr weites Herrschaftsbereich durch das antike Theater bestätigt gefunden. Baumgarten hatte vom Dichter die künstlerische Bewältigung des Stoffes im Sinne eines Gedankens, einer dichterischen Absicht gefordert, dies das poetische 'Thema' genannt und dessen zusammenhängende Durchführung in Ankündigung, Entwicklung und Steigerung sich nach der Art des musikalischen Themas einer Komposition vorgestellt. Darum glaubte er, daß in der Musik eine tiefe ideale Kraft schlummere, die eins sei mit dem innersten Leben der Poesie, und darum erkannte er, daß Gesang, mimische Gebärde und lebhaft empfundene Rezitation das Geheimnis der höchsten Wirkung eines Gedichtes enthalte, wie dies die Tragödie und die Lyrik der Alten erweise. Rameau, der Begründer der nationalen französischen Oper und in gewissem Sinne der Vorläufer Glucks, lehrte 1754, die Verhältnisse der musikalischen Harmonie ließen sich nicht durch Mathematik, sondern nur durch ein besonderes Gefühl nachweisen und wahrnehmen. Acht Jahre später begründete der englische Ästhetiker Henry Home ähnlich dieselbe Ansicht. In Diderots Kreisen lehrte man, daß auf der Palette der Musik die Farben aller Stimmungen der Natur, aller Empfindungen der Menschen sich finden und miteinander durchflechten, daß sie wie keine andre Kunst eine Fülle der Eindrücke zauberhaft zusammendichte und zum Ausdruck bringe, daß sie am meisten vermöge, künstlerische Einheit, Ganzheit, Rundheit herauszubringen. Gresset bemerkte in seinem 1752 verdeutschten Diskurs über die Harmonie, die Eindrücke der Töne seien schneller als Blick und Gedanke, und während das Gemälde durch das Medium der Augen auf den Geist wirkt, erfülle und bestimme Musik die Seele unmittelbar.

Diese Kraft der idealen Harmonie, die in solchen und verwandten Meinungen der Musik beigelegt wird, ahnten und suchten auch Klopstock und Gluck in ihr. Und so fanden sich diese beiden Johannesnaturen in Sympathie und in fruchtbarem Zusammenschaffen. Freilich auf den höchsten Kranz hat Gluck verzichtet: den tragischen Stil des deutschen Wortdramas zu idealisieren durch Einführung der Chormusik hat er lange gehofft, aber nicht ernsthaft versucht. So redet denn von dieser einzigartigen Verbrüderung des großen Dichters und des großen Musikers nur das schmale Heft unsterblicher Lieder.

(Schluß des Aufsatzes im nächsten Hefte.)

Campagna di Roma.

Eine Romfahrt

von

Richard Voß.

In heiliger Frühe verließen wir Perugia: der Besitzer des Autos und ich. Im Auto nach Rom, statt einer Pilgerfahrt mit inbrünstiger Seele auf bloßen Füßen —

Auf dem Balkon eines der Paläste an der hochgemauerten Stadtterrasse steht eine Frauengestalt. Die Einsame winkt dem scheidenden Freunde, den sie nur wiedersehen wird, um ihn danach nie mehr zu sehen.

Wir aber in Windeseile die steile Landstraße hinunter . . .

Die Landschaft Umbriens in herbstlicher Frühe: ferne lange Gebirgszüge, eine Bergkulisse hinter der andern. Jede Linie ein zarter Umriß, so fein und künstlerisch vollendet, als hätte sie auf dem schimmernden Hintergrund des Äthers die Hand eines großen Bildners gezogen. Noch decken Tiefen und Höhen blaue Schatten, welche die aufsteigende Sonne zuerst mit Rosenröte, alsdann mit Goldglanz überströmt.

Dort drüben, den Fahrern zur Rechten, der Trasimenische See, dessen Ufer entlang sie in stürmischer Gewitternacht blitzumzuckt hinglitten, so nahe den Wassern, daß die empörten Wellen zu ihnen aufsprühten: bei jeder Lohe feuriger Gischt. Unter Donnergekrach stand der Himmel in Flammen. Kein irdisches Fahren schien es mehr, sondern ein feuriges Schweben durch Dantesche Höllenringe . . .

An diesem leuchtenden Morgen schauen die beiden Romreisenden zurück. Gleich einer unüberwindlichen Burg von Palästen und Kirchen liegt die Stadt der Oddi und Baglioni bereits weit hinter ihnen, hoch über ihnen. Ich aber gedenke des Sommers, den ich zu Perugia verbrachte, und an dem mir in der damals noch fremdöden umbrischen Hauptstadt ein seltsamer Zufall den „Cambio" als Arbeitszimmer anwies: Peruginos hochherrlicher Cambio das stille Studio eines deutschen Schriftstellers! Ernsthaft blickten des Meisters feierliche Gestalten auf den schreibseligen jungen Musensohn nieder, der niemals sollte schaffen können, was wert gewesen wäre, jenen Großen an den Wänden die Schuhriemen zu lösen.

Im Morgensonnenschein glänzt jetzt im Osten ein kahler, edelgeformter Felsgipfel auf. Gleich der Kuppel eines gewaltigen Doms erhebt sich der schöne Berg aus dem Silberdunst der Niederungen. Eine weiße Stadt an

dem Lichtberg könnte ein Tempelbezirk sein, so voll Feierlichkeit erscheint sie dem Auge desjenigen, der Assisi mit der Seele sucht.

Gestern waren wir dort! Nach dem Totenkult an den Grüften des etruriſchen Edelgeschlechts Volumnier erlebten wir das Mysterium des größten und liebenswürdigſten Heiligen der katholiſchen Kirche, der ein großer Dichter und liebenswerter Mensch gewesen ist. Am vierten Oktober begeht man in der Heimat des geliebten Wundertäters die Feier seiner Geburt — sie war zugleich eine Wiedergeburt christlichen Geistes —, und so lauschten wir denn gestern im Dom von Assisi den Weisen Paläſtrinas, die Seele sind von der Seele des Mannes, der den Vögeln das Reich Gottes verkündigte, und dessen ganzes irdisches Leben eine einzige himmliſche Melodie war. Zu den rauschenden Akkorden der Orgel wogte der Gesang der Chöre durch die Wölbungen. Oberkirche und Unterkirche füllte Umbriens Landvolk, darunter wandelnde Gestalten der alten umbriſchen Meiſter. Auch auf den Gemälden des jungen Raffael sieht man dieses gedankenschwere Geschlecht von Männern und lieblichen Frauen. Einem Jüngling begegneten wir, der glich dem göttlichen Knaben von Urbino selber.

Von dem kerzenumflammten, goldumflimmerten Grabe San Franzisci hinweg — wie viel schöner würde der heilige Sänger auf blumiger Wiese, unter rauschenden Wipfeln, im Sonnenglanz bei Vogelsang ruhen — aus Assisi fort trieb es uns zu der niedrigen Sterbehütte, um die frommer Wahn Marmorpracht türmt, darüber Anbetung eine strahlende Kuppel wölbte. Vor der Pforte des ärmlichen Hauses durchschauert auch den Ungläubigen Liebe, Ehrfurcht vor der Menschenmajestät dieses demütigen Geistes, dessen Leben und Wirken nichts andres als Liebe gewesen . . .

Noch einen zweiten Berg grüßte ich auf der Morgenfahrt durch Umbriens Herbstesherrlichkeit. Er dunkelte entfernt von dem glänzenden Fels der Stadt des heiligen Franz: der Monte Luco bei Spoleto! Ich sagte: „er dunkelte". Uralte Steineichenwaldung bedeckt ihn vom Fuß bis zum Gipfel, der ein uralтes Kloster trägt. Viele Klösterlein — jetzt dem bösen Staate gehörend — entstanden unter den schwarzen Wipfeln der Waldesriesen rings um das Mutterkloster; und eine der Siedeleien führt den feierlichen Namen: Santa Maria della Grazie. In diesem hausten einst durch einen ganzen glühenden Sommer zwei Glückliche, in einer Einsamkeit, als wären wir, die jungen Eheleute, das einzige Menschenpaar. Lang ist's her, unvergessen bleibt's.

Über Berg und durch Tal! Über Berge und durch Täler des Südens. Noch sind es nicht die monumentalen Konturen des römiſchen Felsengebirges; noch keine Landschaftsbilder von Pouſſin und Preller. Es ist Etrurien in seiner ganzen starren Herbheit, seiner anmutlosen Unwirtlichkeit, die wie Wildnis wirkt. Der Boden hat fahle Lehmfarbe, die magere Scholle trägt spärliche Frucht; und die wenigen Wälder sind Macchia: ausgeholzter, verkümmerter Buschwald. Armselig sind die Ortschaften, von einem Menschenschlage bewohnt, den die Muttererde darben läßt, und dem die Not seines Lebens auf seinem Antlitz geschrieben steht. Seine dunkle Kleidung paßt zu seinem Aussehen und Wesen. Ein Volk ist's ohne Melodie und Gesang, ohne Lachen

und Daseinsfreude. Gerade zu einem solchen mußte der Heiligste der Heiligen gesandt werden. Aber geholfen hat er seinem Volke nicht.

Immer neue hohe und steile Bergzinnen müssen von der Maschine erklettert und überwunden werden. Auf der Paßhöhe dann ein Ausblick nach allen Richtungen, in weite Fernen. Wer diese einsamen Straßen nicht fährt, ahnt nicht die Erhabenheit der umbrischen Landschaft. Eine neue Welt ging mir auf; und ich glaubte doch, das Land zwischen Florenz und Rom gut zu kennen . . .

Wiederum Höhe und Paß. Und jetzt — in der Tiefe ein rotbraunes Flußtal, mit rotbraunen Felskuppen, an deren schroffen Wänden Dörfer und Kastelle kleben, in der Farbe des Gesteins, von diesem schwer zu unterscheiden. Auf einem der Massive, dicht unter uns, eine mittelalterliche Stadt mit einem Wunderbau von Gotteshaus: Orvieto mit seinem Dom . . .

Nach Süden zu blitzt in der Mittagssonne ein Strom auf: der Tiber! Nach Süden zu, das Hügelland hoch überragend, inmitten der Erdwellen, ein isoliertes Waldgebirge: der Soracte!

Dort beginnt von Norden her die Campagna von Rom.

Das ist eine Gespensterstadt! Der Geist der Vergangenheit wandelt am hellen lichten Tage durch die Gassen, darin Gras wächst. Er behütet die Eingänge der Paläste, deren Geschlechter längst ausgestorben sind, schleicht durch die leeren Kirchen, bewohnt die verödeten Klöster in Gestalt welker Nonnen und lebensmüder Mönche, die hier dem Grabe zuwanken, daraus sie erstanden scheinen. Ich gedenke der Sommertage, verbracht in dieser Stadt des Schweigens, Welt und Gegenwart, mein eigenes Leben als Traum fühlend . . .

Auf dem Platz, darauf Unkraut und wilde Blumen wuchern, weidet eine Ziegenherde. Tote Häuser umgeben die Einsamkeit. In dem Mittagsschweigen läßt sich kein Laut hören. Nicht einmal Bettler kauern auf der Treppe. Wir stehen vor dem Dom und erkennen: dieses ist höchste Kunst! Der Dom zu Orvieto ist Italiens Straßburger Münster.

Ein Mysterium ist das Innere, in erhabenster Sprache das Mysterium des Göttlichen verkündend, Ausdruck des Überirdischen. Durch die Alabasterscheiben bricht mattgoldener Schein in die Dämmerung der Schiffe. Weihrauchdunst des Meßopfers wallt, als hätte sich auf einem Gewölk die Gottheit niedergesenkt, da der Priester in hoch erhobenen Händen der Gemeinde den Kelch zeigte. Geheimnisvoll zieht es von den Altären her durch die Kapellen, webt Schleier um die leuchtenden Bildnisse, blaut um die grauen Grabmale, steigt empor.

Luca Signorelli! Eine Magie geht aus von seinen Gestalten. Wir stehen gebannt; erblicken Satanas auf gewaltigen Schwingen mit der Todsünde des Weibes die Unendlichkeiten durchrauschen, erleben die Glorie der Seligen.

Dann wieder das grelle blendende Tageslicht; die Wirklichkeit, die an diesem Ort Wirklichkeit nicht ist. Aber — kamen wir nicht in einem Automobil in die verwunschene Stadt? Wollen wir nicht im Automobil weiter? Noch heute nach Rom! Nach dem Drama der Signorelli-Gestalten folgt ein Idyll. Der Hirtenknabe, der auf dem Domplatz seine Herde weidet, bietet den

Forestieri „fanghi“ an: frisch gebrochene, köstlich duftende Steinpilze. Sie werden für ein geringes erworben und in einer bescheidenen Trattorie am Wege bereitet: mit Tomaten in Öl gedämpft. Dazu fetten homerischen Ziegenbraten am Spieß; dazu süßen, goldigen Orvietowein und als Nachtisch Pfirsich, Feigen und Trauben, mit denen Bacchus selbst sich das Götterhaupt hätte kränzen können.

Dann von neuem durch noch sommerlich menschenleere Gassen die steile Straße vor Porta Romana hinunter, den nämlichen Weg, den ich manchen schönen Abend ging, der in die Stadt heimkehrenden Landleute mich freuend. Denn viele der guten Bürger Orvietos bebauen an den steilen Abhängen ihrer Felsenstadt oder in der Niederung ihr Weinfeld und die Artischockengärten im Schweiße ihres Angesichts selbst. Mit Weib und Kind, Magd und Haustier ziehen sie früh morgens aus, kehren sie spät abends zurück. Haustier und Hausgenosse ist das geliebte schwärzliche Borstenvieh, das wie ein Hündlein mit seinem Herrn läuft, ein hochgeschätztes Familienmitglied. Frauen und Mädchen tragen auf ihren Köpfen Bündel mit Gras und Gemüse; und manche der langsam und feierlich Schreitenden hat eine Haltung, als ginge sie in einer Prozession. Die Kleidung ist dunkel, das Gesicht gebräunt, mit großen, strengen Zügen, und den Fremden trifft aus düsteren Augen ein feindseliger, fast verächtlicher Blick. Sonntags legt dieses stattliche Frauengeschlecht zu seinem faltenreichen, schwarzen Feiergewand und steifen „Busto“ häufig ein Schmuckstück an aus schwerem Gold, von edelster etruskischer Form. So erhalten sich in der Frau uraltes Wesen und uralte Kunst . . .

Eine Hochebene, weite wilde Gegend. Ihre Urbevölkerung muß ein Menschenschlag gewesen sein von düsterer und einsamer Art, allem Fremden feindlich gesinnt, verschlossen bis zur Unzugänglichkeit. Dabei muß dieses Volkes Seele etwas Großes, geradezu Monumentales besessen haben. An des Landes Natur ist nicht nur des Volkes Charakter zu erkennen, sondern auch seine Geschichte; und dann — in Etrurien reden die Toten! Ihre Gräber sprechen zu den Lebenden von den vor Jahrtausenden Gestorbenen Zeugen ihres Dagewesenseins mit einer im Tode noch zündenden Beredsamkeit. Die Grüfte dieses Volkes und ihr Totenkult sind umschauert von des Sterbens Majestät. Kein italischer Stamm feierte das große Mysterium menschlichen Endes mit solcher düsteren, solcher erhabenen Trauer.

Und nun ein Schönheitstraum. Nach so viel Strenge landschaftlicher Stimmung plötzlich heiterste Anmut. Römische Renaissance in einem Villenbau, der wie ein Akkord wirkt, wie eine leise, liebliche Melodie: die Villa Lante mit ihren Terrassen und Wasserwerken, ihren Blumengärten und Platanenhainen über dem Bilde einer Gegend heroischen Stils.

Ein Zauber umfängt den schweigend Schreitenden: die Empfindung des vollendet Schönen. Kein Mißton stört die Harmonie von Architektur und Anlagen in einer großen Natur. Vornehmstes Kunstgefühl schuf diese Stätte, feinste Lebenskunst bewohnte sie zur Zeit ihrer Entstehung.

Kein Mensch läßt sich sehen. Offen stehen die Tore, verschlossen sind die Fenster. Eine bunte Wirrnis füllt die Beete: Felder von Astern, Dahlien und Chrysanthemen; Bollwerke von späten Rosen, durchrankt von spanischer Kresse. Sie überwuchern Wege und Balustraden, überziehen die Mauern mit blühenden Gluten. In den Fontänen rauschen und rieseln die Wasser, von den Bäumen fällt säuselnd welkes Laub. Unter den silberhellen, mächtigen Stämmen der Platanen ist der Grund wie mit Gold belegt. In solcher Herbstespracht und Einsamkeit die Villa Lante gesehen zu haben, bedeutet eine Feststunde des Lebens . . .

Nach dem Lante-Zauber von neuem ein Vergessen der Gegenwart: Viterbo, die Stadt der Brunnen und Paläste, deren Mauern von vergangenen Generationen erzählen: von Päpsten und Condottieren, von Zügen fremder siegreicher Eindringlinge und der Weltgeschichte, die diese Straßen schweren Schrittes, dumpfen Widerhall weckend, durchwanderte.

Campagna di Roma —

Sie lag unter uns; aber wir sahen sie nicht. Der strahlende Tag hatte sich plötzlich verwandelt. Soeben noch tiefblauer Himmel — so recht der klare Herbsthimmel Roms — und bereits im nächsten Augenblick von allen Seiten graues Gewölk. Es steigt auf, verbreitet sich in Augenblicksschnelle über Himmel und Erde — Himmel und Erde verhüllend, sie begrabend in Nebeldunst.

Sturm! Er jagt das fahle Grau, peitscht es durcheinander, durchwühlt das Dunstmeer, läßt es in „himmelhohem" Wellenschlag aufwogen, in abgrundige Tiefen sinken. Ein Sausen und Brausen ist's, als wären die wallenden Gespensterfluten in Wahrheit eine stürmende See.

Und zu einer Gespensterfahrt ward unsre Romreise: durch das schwarze Gewölk im Automobil! Wir verloren Richtung und Weg; wir irrten umher, wir verirrten uns. Nirgends ein Haus, wo wir das Unwetter hätten abwarten; nirgends ein Mensch, der uns hätte zurechtweisen können. Wir fuhren und fuhren, nebelumbraut, sturmumtost. „Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein —"

Fausts Sehnen hatte sich mir, dem armen Erdensohne, erfüllt. Denn wie auf einem Zaubermantel flog ich dahin an der Seite des Freundes. Wenn Goethe so wundersam nach Rom gelangt wäre . . . Nun mußte das Wundersame solchem Poetlein zuteil werden . . .

Der Sturm zerriß das Gewölk. Bald hier, bald dort; bald in der Tiefe, bald in der Höhe. Ein kahler Fels schwebte plötzlich hoch über uns, eine graue Stadt zeigte sich in der Ferne. Zu unsern Füßen schien sich ein Abgrund zu öffnen und wir geradewegs hinabzugleiten; vor einer smaragdgrünen Flur wurde der Wolkenvorhang heftig zurückgezogen; ein Sonnenstrahl durchbrach die schwarze Nacht; ein Stücklein blauenden Himmels erglänzte; wiederum erhoben sich ferne, weiße Felsenkuppen als phantastische Inseln — Bild auf Bild, Erscheinung auf Erscheinung. Jede nur auf Augenblicksdauer. Es kam und schwand und kam. Wir aber fuhren und fuhren, irrten und irrten . . .

Auch dieses Mal wichen dicht unter uns die Wolken, und auch dieses Mal glich, was wir sahen, einer Vision. Unmittelbar unter uns eine weite kreisrunde Tiefe mit senkrecht abstürzenden Wänden, auf dem Grunde eine hier bläulich, dort grünlich schimmernde Flut; darüber, hoch am Rande in dem Dunst wie schwebend zwischen Himmel und Erde eine Schloßburg, ein gewaltiges graues Gemäuer mit Wällen, Zinnen, Türmen, Palast und Festung zugleich. Jetzt erkannte ich Landschaft und Ort:

Bracciano und das Schloß der Orsini! An Isabella Orsini dachte ich, diese Heldin einer Tragödie —

Wir waren in dem Palast. Auch er ist ein Monument der Zeit, die ihn ersann und erbaute: jener grausamen und großartigen, blutrünstigen und prunkvollen, von dunklem Greuel triefenden und von leuchtender Schönheit erfüllten Zeit, die ihresgleichen zuvor niemals hatte und niemals wieder haben wird: das Schloß der Orsini am See von Bracciano ist ihre Verkörperung so gut wie der Dom von Orvieto. Seine drohenden Tore und düsteren Höfe; seine festlichen Arkaden, feierlichen Hallen und prächtigen Säle durchschreitend; Türme und Zinnen ersteigend, lebt das Zeitalter der Orsini in der Phantasie wieder auf. In langen Reihen sieht der Fremdling die Gestalten des großen Geschlechts vor sich herziehen: Fürsten Orsini, die Päpste und Feldherren, die Helden und Mörder gewesen; Fürstinnen Orsini, zu den ersten Frauen ihres Jahrhunderts zählend; zu den schönsten und edelsten, und zu den verruchtesten. In diesem Hause feierten die Orsini ihre Gastmähler; hier empfingen sie Künstler und Dichter; hier verteidigten sie sich gegen ihre Feinde; hier rasselten Schwerter und rauschten Seidenschleppen; hier floß Wein und Blut, ertönte Frauenlachen und Saitenspiel, Liebesgeflüster und das Sterberöcheln Gemordeter. Kein Schloß oder Kastell in der Campagna Roms hat solche Geschichte — ein einziges ausgenommen. Das ist in Marino das Schloß der Colonna, den mächtigsten und zugleich herrlichsten Feinden der Orsini.

Dort drüben liegt die alte Colonnastadt im wonnigen Albanergebirge! Der Sturm, der die Nebel aufflattern läßt und weichen macht, zeigt sie am Abhang des Monte Cavo, einst Latiums heiligster Berg.

Der Fahrt letzter Teil! Eine Romfahrt war's, wie ich sie von allen meinen vielen Romfahrten niemals gemacht habe, wie ich sie niemals wieder machen werde. Die letzte Szene eines Naturschauspiels von solcher Größe, daß sie wirkte wie eine Tragödie dieser an und für sich tragischen Natur.

Noch immer jagendes Gewölk und brausender Sturm . . . Da wir jedoch die sichere Landstraße hatten — es ist die antike Via Flavia — so können wir es mit dem wogenden Gewölk, mit dem heulenden Sturm aufnehmen. Zur Rechten die Vision von Santa Maria di Galera, dem efeuumsponnenen Ninfa des Nordens der Campagna Roms. Oft war ich dort! Noch immer steht auf steiler Höhe das Tor mit dem Wappen der Orsini; noch immer stehen Kastell und Kirchen und Häuser. Alles, alles von den dunkelgrün rankenden Zweigen umsponnen: eine Efeustadt, ein Märchenort, von Verlassenheit und Schweigen bewohnt, von Menschen gemieden, vor den Menschen von

einem Geiste behütet. Es ist ein Schemen mit Mörderblick; ist ein grauenvolles Frauenwesen mit fahlem Antlitz, fieberglühenden Augen, blutlosen Lippen. Der Lebende, nach dem es seine Arme ausstreckt, den es umklammert, ist ein Verlorener: er wird erwürgt von der Malaria.

Vorüber!

„Zur Linken mußt du schauen!" ... Auf jenen dem Nebelsee enttauchenden Höhen lag einstmals die Heldin unter den Städten Italiens, Veji mit Namen. Ein Name war's, der selbst für Rom einen Donnerklang hatte — selbst für das siegreiche Rom. Veji besiegte es nicht. Lange Zeiten durch nicht; und dann erst mittelst Orakelspruchs, mittelst List im neunten Jahr der Belagerung. Es wird wohl bereits damals das römische Troja genannt worden sein, das die Griechen gleichfalls neun Jahre belagert, das auch durch List erst erobert ward.

In dem von Dickicht und Gerank überwucherten Steinbett ein winziger Wasserlauf, nur ein Rinnsal und doch eine Stätte in Roms Heldengeschichte genannt: in seinem goldenen Buch. Das Büchlein ist die Cremera; und an der Cremera lagerte das Edelgeschlecht der Fabier — mehr als 300! — um das verhaßte Veji zu stürmen. Vor Veji fiel das Geschlecht: das ganze Geschlecht, mehr als 300! Ein Knäblein ließen die Krieger in Rom bei den Frauen zurück; und dieser letzte der Fabier wurde der erste eines neuen Heldenstammes. Von Vejis einstmaliger Größe aber sind nur noch Grüfte übrig geblieben. In Vejis Felswänden eingehauen, haben sie die Ewigkeit von Vejis Geschichte ...

Jetzt zur Rechten das „Grabmal Neros", jetzt zur Linken das „Poussintal"; zu beiden Seiten Villen, ländliche Osterien, die ersten Vignen —

Sonnenuntergang! In das unendliche Nebelmeer sinkt langsam, langsam die Sonne hinab, eine große, blutrote Scheibe. Blutrot erglühen die Nebel. Der ganze westliche Horizont schwimmt in Scharlach und wirft seinen Widerschein in alle Weiten hinaus. Flammen schießen auf; eine Gloriole mit gewaltigen Strahlen schwebt feierlich empor; das Meer, das wahre Meer: mare tyrrhenum, erscheint unter der Dunstflut, die sich teilt und zerfließt.

Latiums Küste, das Land der Aeneis!

Eine glühende Felsenpyramide im Osten: Monte Gennaro! Eine funkelnde, flammende Kuppel dicht unter uns, vor uns: St. Peter!

Wir sausen hinab, dem in Sonnenuntergangsgluten brennenden Tiber entgegen; wir wollen über den Ponte Molle, wollen auf der Flaminischen Straße zur Porta del Popolo, wollen —

Plötzlich ein Ruck, ein Stoß, ein Knattern und Krachen —

Eine Panne! Vor dem alten, biederen Ponte Molle; gerade zwischen dem tausenden Johannes und dem Heiland, dem das Jordanwasser über die Flaminische Straße hinweg das göttliche Haupt salben soll ...

So geschah es, daß ich auf dieser Romreise zuguterletzt dennoch zu Fuß durch die Porta del Popolo in Rom einging. Es sollte kein gesegneter Eingang sein, trotz der Pilgerfahrt, die auch diese Autofahrt war — gerade diese!

Die Liebesbriefe Thomas Carlyles und Jane Welshs[1].

Von

Eleonore von Bojanowski.

I.

Vielleicht mag es die Anziehungskraft von Gegensätzen bedingen, daß unsre Gegenwart, die sich in ihren eigenen Mitteilungen mehr und mehr auf Telegramme und Postkarten beschränkt, grade die Erzeugnisse der veralteten Kunst des Briefschreibens zu ihrem bevorzugten Lesestoffe erwählt. Indes diese Vorliebe erfährt doch eine tiefere Begründung durch den auf das Menschlich-Individuelle gerichteten Zug unsrer Zeit. Recht eigentlich ist diese zur Entdeckerin der Mannigfaltigkeit des Intim-Menschlichen und seiner Reize geworden und hat dadurch neue Werte für die Schätzung der Briefliteratur geschaffen. Sie sieht in ihr nicht bloß die innere Ergänzung für die sich der Außenwelt darstellende Persönlichkeit. In dem Beobachten, in dem Miterleben seelischer Vorgänge und Eindrücke, je reicher nuanciert, je unmittelbarer sich diese darstellen, empfindet sie einen selbständigen Genuß, ungefähr dem künstlerischen an einer eigenartig wiedergegebenen Farbenstimmung vergleichbar. In besonderem Maße gilt dies von Liebesbriefen, falls sie von Personen ausgehen, die wirklich kraftvoll und originell genug sind, um die Höhen und Tiefen dieses gesteigerten Empfindungslebens, unter dessen Lichtstrahlen die Seele in ihren feinsten und zartesten Regungen durchsichtig wird, wiederzugeben und Worte zu finden für diesen Ausnahmezustand, der der Seele Flügel leiht, die sie später nicht mehr zu entfalten vermag. In solchen Spiegelungen seines erhöhten Empfindens zeichnen sich nicht nur die Linien seiner innern Persönlichkeit, sie gewähren auch einen Einblick in die Bedingungen des innern Geschickes des Menschen.

Kaum je aber sollte sich die Vereinigung zweier hochstehender Naturen in solchem Maße zu einem Ausnahmegeschick gestalten wie die zwischen Thomas Carlyle und Jane Welsh. Die von ihnen veröffentlichten, zahlreichen

[1] The love letters of Thomas Carlyle and Jane Welsh. Edited by Alexander Carlyle, M. A. Two volumes. London, John Lane, the Bodly Head. New York, John Lane Company. MCMIX

Mitteilungen erweisen beide als Meister in der nicht eigentlich erlernbaren Kunst des Briefschreibens. Ihre Äußerungen wirken lebensvoll wie eine persönliche Bekanntschaft. So scharf umrissene Momentbilder ihre Briefe auch von äußeren Erlebnissen geben, es ist doch nicht das bunte Gewebe der Außenwelt, das in ihnen anzieht. Als zeitgeschichtliche Illustrationen wie die der Madame de Sevigné wird man ihre Aufzeichnungen kaum ansprechen. Wie dunkle Schächte führen diese in die Tiefe des beiden eigenen, ungewöhnlich vibrierenden und reizbaren Seelen- und Nervenlebens. Als psychologische Einblicke gehören sie zu den unvergänglichen „documents humains". Aus dieser gesteigerten Subjektivität, die ihren Zauber ausmacht, sollte aber auch der Schatten aufsteigen, der das Bild ihrer Persönlichkeit zu trüben drohte. Denn wie ein tragisches Verhängnis die Fäden ihres Lebens wirrte, so schienen ihre eignen Aufzeichnungen durch die Art, wie sie in die Öffentlichkeit gebracht wurden, gleichsam gegen sie zu zeugen und die Größe ihres Menschenwertes zu verdunkeln. Der von Carlyle selbst zu dieser Aufgabe ausersehene Biograph entnahm die Färbung für sein Lebensbild eben jenen stark accentuierten, subjektiven Äußerungen. Indem er nun mit diesen, oft genug aus ihrem Zusammenhange willkürlich herausgegriffenen Schlaglichtern arbeitete und es verschmähte, sie durch eine streng objektive Behandlung seinerseits in eine naturwahre Beleuchtung zu rücken, gab er ihnen eine Steigerung, die der Wirklichkeit nicht mehr entsprach. Schon gleich von vornherein erhob man in England Einspruch gegen diese verzerrte Entstellung eines Lebens, das, wie es gelebt worden war, menschlich, nicht frei von Fehlern und Schwächen, dennoch das von Auserwählten blieb. Mochte auch Carlyle selbst Anklagen gegen sich erheben, wie sie ähnlich in jedem tief- und feinfühlenden Menschen aufsteigen, wenn er sich, sehend geworden, seinem unbewußten Egoismus gegenüberstellt. Der subjektive Maßstab seines eignen, streng urteilenden Gewissens durfte jedoch nie zu dem gemacht werden, an dem ihn sein Biograph und nach diesem die Öffentlichkeit maß. Um so weniger noch als grade das Verhältnis zu seiner Frau, das Froude zum Ausgangspunkt seiner Vorwürfe gegen den Menschen Carlyle erhebt, von ihm eine durchaus einseitige und willkürliche Darstellung erfahren hat. Auf Grund des von diesem Biographen entworfenen Bildes und der von ihm zusammengestellten Bruchstücke aus der Feder beider glaubte die Welt sich berechtigt, den großen Weisen, dem sie eine Fülle von veredelnden Ideen zum Besten der Menschheit dankt, als kleinlichen Haustyrannen und Egoisten verdammen zu dürfen. Die Carlylesche Ehe gilt nach Froudes Veröffentlichungen gewissermaßen als Beispiel für das Martyrium, das für die Frau aus der Verbindung mit dem Genius erwachsen kann.

Froudes Veröffentlichungen[1]) beschworen eine literarische Fehde herauf, die außerhalb Englands wohl kaum die Beachtung gefunden hat, die sie als die angestrebte Rechtfertigung eines der Größten und Besten hätte beanspruchen können.

---

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XLI, S. 144 ff. — Die Zukunft (28. November 1903): Lady Blennerhassett, Thomas und Jane Carlyle.

Freilich konnte eine Richtigstellung, wie sie die nächsten Verwandten Carlyles gleich bei Beginn der Froudeschen Veröffentlichungen einleiteten, nachdem diese einmal der Öffentlichkeit übergeben waren, nur schwer bewerkstelligt werden. Sein legales Recht war nicht anzufechten, war ihm doch als dem von Carlyle selbst autorisierten Biographen das gesamte Material an Aufzeichnungen und Briefen noch von diesem selbst anvertraut worden. Wohl hatte Carlyle in früheren Jahren gegen eine Biographie von sich als eine „Unmöglichkeit" geeifert: „Die Welt wird mein Leben niemals kennen, und wenn sie hundert Biographien von mir schriebe oder läse; um was es sich darin hauptsächlich handelt, ist unbekannt und wird wahrscheinlich unter allen Sterblichen nur mir bekannt sein. Die Gans von Gottheit, die man Renommé nennt — ach Gott!" (Tagebuch, Oktober 1843.) Und noch in seinem Testament äußert er: „Es wäre mir lieber, wenn man nie daran ginge, eine formelle Biographie von mir zu schreiben". Indessen stellt er doch in dieser letztwilligen Bestimmung Froude anheim, was von dem vorhandenen Material an die Öffentlichkeit zu bringen wäre, bemerkt aber ausdrücklich, daß ein Zeitraum von „sieben, zehn oder mehr Jahren" verfließen solle, ehe die Allgemeinheit einen Einblick in sein persönliches Leben erhalte. Trotzdem erschienen schon wenige Monate nach Carlyles Tode, von Froude in den Reminiszenzen, noch dazu mit Ungenauigkeiten aller Art, zusammengestellt jene Bruchstücke intimer Lebensaufzeichnungen über seine Frau und seinen Vater, obschon Carlyle diese für die überlebenden Freunde, für die Familie bestimmt, ihre Veröffentlichung in der vorliegenden Form aber verboten hatte. Auf Grund eines dies besagenden, schriftlichen Vermerks, der sich im Besitz der Nichte Carlyles befand, erhob diese in der „Times" öffentlichen Einspruch gegen Froudes Vorgehen. Sie erscheint um so mehr dazu berechtigt, als sie nicht nur seine dreizehn letzten Lebensjahre hindurch Carlyle das Haus geführt, sondern ihm auch Hilfe bei den ihn noch beschäftigenden Arbeiten geleistet hatte und daher mit seinen darauf bezüglichen Ansichten vertraut war. Froude erbot sich hierauf, von der Biographie abzusehen und das Material, das nach Vollendung derselben, Carlyles Verfügung entsprechend, in ihren Besitz übergehen sollte, ihr unbenutzt zuzustellen. Indessen nahm er dies gleichfalls in der „Times" veröffentlichte Zugeständnis nach vierundzwanzig Stunden zurück mit der Begründung: sein literarischer Ruf gestatte ihm nicht, sich in die demütigende Lage zu bringen, als beuge er sich vor dem absprechenden Urteil, das man nach Veröffentlichung der Reminiszenzen über seinen literarischen Geschmack gefällt habe.

Die ungenaue Art der Behandlung und die übereilte Drucklegung der Manuskripte mußte von vornherein begründete Befürchtungen für seine weiteren Carlyle-Veröffentlichungen entstehen lassen. Diese wurden noch gesteigert durch die eigentümliche Auffassung seiner Aufgabe, wie sie sich schon in jener ersten Publikation unheilvoll angekündigt hatte. Gewiß mochte er die Überzeugung hegen, sie im Sinne Carlyles, des Eiferers für unbestechliche Wahrhaftigkeit, zu lösen, wenn er jene Vorwürfe, die der alternde Moralist gegen sich selbst erhob, nun der Öffentlichkeit übergab; ja diese, in denen eben doch

nur der Reifeprozeß von Carlyles intimstem Innenleben ausklang, seiner biographischen Auffassung zugrunde legte. Er glaubte, Carlyles eigensten Forderungen an den Biographen zu entsprechen, wenn er ohne Rücksicht auf das „Damoklesschwert der Respektabilität" der Welt den unzurechtgemachten Carlyle überliefere, wie dieser ja selbst in seinen Darstellungen immer darauf ausgegangen war, den Menschen, wie er gewesen, mit all seinen Fehlern und Schwächen aufzuzeigen. Aber Froude war eben kein Carlyle, der mit unfehlbarer Sicherheit die psychologische Konstruktion der Persönlichkeit ergriff. Ihm versagte die diesem eigene Gabe, grade durch das Aufdecken von bisher übersehenen und unbeachtet gebliebenen Zusammenhängen das eigentliche Wesen seines Helden, auch in all seinen Widersprüchen deutlich vor Augen zu stellen.

Froude hatte von Carlyle selbst gehört, daß sein Leben ein Geheimnis berge, und fühlte sich berufen, der Welt darüber Klarheit zu verschaffen, nur daß er sich in dem, was er für dies Geheimnis hielt, vergriff. Ohne Zweifel hat Carlyle mit jenem Punkt in seinem Leben, der der Klarstellung bedurfte, den eigenen Zwiespalt gemeint, daß er selbst seine schriftstellerische Tätigkeit, die den Maßstab seiner Bewertung abgab, doch gewissermaßen nur als einen Notbehelf auffaßte zur Erfüllung seines innersten Berufes: ein Erneuerer des geistig-sozialen Lebens seiner Zeit zu sein. Während vielmehr der Ehrgeiz seiner Mannesjahre sein Ziel in einer öffentlichen politischen Wirksamkeit erblickte, die ihm die Möglichkeit gewährt hätte, die leitenden Gedanken seiner auf aktuelle Zeitfragen bezüglichen Schriften durch eine organisatorische Wirksamkeit in Taten umzusetzen. Eine Möglichkeit dazu schien sich ihm zu erschließen, als Peel (1846) von neuem die Leitung der Regierung übernommen hatte. Indes der jähe Tod des Premierministers vernichtete nicht nur jede Aussicht für Carlyle, er wurde auch von ihm, entsprechend seiner Auffassung des Eingreifens höherer Mächte, als eine Art Gottesurteil empfunden. Als er in der Biographie Friedrichs des Großen sein letztes großes Lebenswerk begann, hatte er Verzicht getan auf jenen geheimsten Herzenswunsch tätiger Mitarbeit an der Ausgestaltung des öffentlichen englischen Lebens. Daß er sich mit solchen Gedanken getragen hatte, war wohl nie allgemeiner bekannt geworden; aber aus seinen Aufzeichnungen, in Zusammenhang mit seinen politischen Schriften gebracht, ergibt es sich als eine Tatsache, auf die die Öffentlichkeit ein Recht hatte, sobald es sich darum handelte, das Gesamtbild seines Lebens festzustellen[1]). Hier lag, das darf man wohl annehmen, Carlyles Auftrag an Froude. Dieser aber, irregeleitet durch die einseitige und rein subjektive Betrachtungsweise, mit der sich der Greis in die Vergangenheit versenkt hatte, entnahm dessen Wunsch, Janes Briefe möchten aufbewahrt und nach Jahren einem Leserkreise zugänglich gemacht werden, „nicht der stumpfen Welt, sondern jenen stillen heroischen Seelen, für die das ungefälschte Bild einer wahrhaft begabten Frau einen wirklichen Wert haben würde", das Recht, Carlyles intimstes Privatleben vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen. Sein

[1]) Vgl. Larkin, Carlyle and the open secret of his Life.

Werk zeigt ihn eifrig bemüht, wenigstens der einen Carlyleschen Forderung gerecht zu werden: „der Held dürfe nicht etwa ein weißes, fleckenloses, unpersönliches Gespenst von einem Helden sein"; und zweifellos würde diese seine Auffassung bei Carlyle selbst mehr Sympathie gefunden haben als ein etwaiger Versuch zu beschönigender Verherrlichung. Jedoch ging er so weit, sich durch solch vorgefaßte und persönlich gefärbte Meinung den hier einzig in Frage kommenden Maßstab der strengsten Wahrhaftigkeit verrücken zu lassen. Gerade diese aber mußte oberstes Gesetz sein für einen Charakter, der, wie der Carlyles, durch die in seiner Natur liegende Steigerung ins Subjektive doppelt danach verlangt, daß auch die ruhende Seite seines Wesens sichtbar, und so die organische Verbindung erkennbar werde, aus der ebenso wie die hohen Forderungen seiner Ethik auch die Widersprüche seiner oft ungerecht, einseitig und übertrieben erscheinenden Persönlichkeit hervorgingen. Froude aber traf seine Auswahl unter den ihm mitgeteilten Dokumenten lediglich unter dem nun einmal ergriffenen Gesichtspunkte, und die Weglassung der weniger markanten, grade darum oft genug einen andern Zusammenhang ergebenden, manche Härten mildernden Äußerungen führte ihn zu jenen unentschuldbaren Verletzungen der Wahrheit in dem von ihm gegebenen biographischen Bilde. Scharfe Angriffe, die seine zuerst in gutem Glauben aufgestellte Auffassung erfuhr, mochten ihn dann erst recht dazu antreiben, in seiner weiteren Bearbeitung durch eine, seine Ansicht stützende Verwendung des Materials den Beweis für ihre Richtigkeit zu führen. Auf diese Weise gelangte das Lebensbild Carlyles und Jane Welshs, wie es Froude in den vier biographischen Bänden und in den Briefen und Memoiren Janes gezeichnet hat, von vornherein verzerrt und entstellt in die Öffentlichkeit und mußte, da es der von Carlyle selbst autorisierten Feder eines nahen Freundes entstammte, für das große Publikum den Stempel innerer Beglaubigung in sich tragen. Die wenigen aber, die Carlyle nahegestanden, denen ein Einblick in sein Innenleben gestattet gewesen, legten Verwahrung ein gegen solche Verunglimpfung seines Andenkens. Aus dem Gefühl heraus, daß sich einzig Carlyle und Jane selbst als ihre unanfechtbarsten Verteidiger erweisen würden, entschlossen sich die Verwandten Carlyles zu einer möglichst umfassenden Veröffentlichung des in ihrem Besitze befindlichen Briefmaterials. Auf Wunsch von Carlyles oben erwähnter Nichte und ihres Gemahls — sie hatte sich mit ihrem rechten Vetter, dem Sohn von Carlyles Bruder Alick verheiratet — wurde ein anerkannter, amerikanischer Gelehrter A. E. Norton mit diesem Auftrage betraut. Als Herausgeber des Carlyle-Emerson-Briefwechsels hatte dieser bereits auf Froudes nicht einwandfreie Behandlung des ihm vorliegenden Materials hingewiesen. Nun übernahm er die originalgetreue Herausgabe der gesammelten Jugendbriefe Carlyles, um hierdurch die Grundlage für eine von Froude unabhängige, objektive Beurteilung Carlyles und seines inneren Entwicklungsganges zu geben. Später ließ Alexander Carlyle selbst dieser Veröffentlichung noch die von zwei weiteren Briefbänden Carlyles aus späteren Lebensjahren folgen. Und da sich durch die Froudesche Biographie und die von ihm willkürlich zurechtgeschnittenen Briefe Janes nun einmal Carlyles

Verhältnis zu seiner Frau in den Mittelpunkt seiner Lebensgeschichte gestellt und vor die Öffentlichkeit gezogen fand, so trug Alexander Carlyle Sorge, auch Janes, durch das Herausreißen aus ihrem eigentlichen Zusammenhange so vielfach entstellten Briefe in der ihnen von Carlyle gegebenen ursprünglichen Fassung dem Publikum zugänglich zu machen, damit sich dieses sein eigenes Urteil bilden könne.

Die persönliche Fehde, die sich anläßlich dieses literarischen Zusammenstoßes zwischen den beiden Herausgebern entsponnen hatte, und die nach Froudes Tode seine Kinder zu weiteren indiskreten Veröffentlichungen bewog, kommt hier nicht in Betracht. Bemerkt sei nur, daß die scharf polemisierende Färbung der Vorrede zu Janes Briefen und der darin gegebene Versuch, Jane pathologisch zu analysieren, auch ihrerseits nicht ganz von dem Vorwurf einer einseitigen Auffassung freizusprechen sind.

Aus diesem gesamten Briefmaterial ergibt sich aber ohne Zweifel ein wesentlich andres Bild als das von Froude übermittelte. Mit einer nicht abzustreitenden Meisterschaft hat dieser alle die markanten Stellen herausgegriffen, in denen jene beiden reizbaren subjektiven Naturen sich rückhaltlos aussprechen. So erklärt es sich, daß seine Biographie die Vorstellung erweckt, beide hätten sich nicht nur ausschließlich in der Sprache eines mehr oder minder bewegten Affektes geäußert, sondern auch unentwegt in einer solchen gespannten Atmosphäre gelebt. Im Gegensatz zu dieser Auffassung schalten die ergänzenden Briefsammlungen gewissermaßen eine Alltagsnote ein. Sie tun dar, wie in ihrem gemeinsamen Leben neben jene Momente hochgehender Erregung auch Zeiten einer verhältnismäßigen inneren Befriedigung treten, in denen sich beide des Wertes des einen für das andre wohl bewußt sind. Sie lassen aber auch erkennen, wie die Steigerung momentaner, subjektiver Empfindungen zu den eigentlichsten Wesensbedingungen ihrer Ausnahme-Individualitäten gehört, und wie bitter unrecht man diesen tut, wenn man an ihre schriftlichen Gefühlsäußerungen den banalen Maßstab der landläufigen Begriffe legt. Der Tragik ihres seelischen Geschickes, das sich eben aus diesem individuellen Selbst beider entwickelt, tut es keinen Eintrag, daß Froudes unangebrachter Schuldbegriff in demselben Maße schwindet, als sich aus diesen Briefen die Grundlage einer gerechteren psychologischen Beurteilung ergibt. In unendlich feinen Oszillationen enthüllen sich in diesen Mitteilungen die seelischen Vorgänge, bald durch äußere Einflüsse ausgelöst, bald durch das Aufeinanderwirken gleichartiger und doch auch wieder unvereinbarer Elemente bedingt. „Kein mühsam ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch" heißt es auch von Carlyle wie von Jane. Und aus allen diesen Dissonanzen heraus, dem lauschenden Ohr vernehmbar, der Unterton einer — man wäre versucht zu sagen unirdischen — Harmonie. Denn so vielfach beide auch an ihren eigenen irdischen Mängeln scheitern, in jenen höchsten Eigenschaften, die von allen persönlichen Beziehungen losgelöst, reine Menschenwerte darstellen, da sind sich beide ebenbürtig in dem reinen Wollen, dem strebenden Bemühen nach einer jenseits des irdischen Läuterungsprozesses liegenden Vollkommenheit.

In Froudes Biographie erscheint Jane als die Märtyrerin ihres Entschlusses, sich, ohne eigentliche Liebe für ihn zu empfinden, nur um seines Genies willen, mit dem gesellschaftlich unter ihr stehenden rücksichtslosen Bauernsohne verbunden zu haben. Daß diese Auffassung eine persönliche Froudes und nicht etwa die aus dem ihm zur Verfügung gestellten Materiale resultierende sei, stellt Norton fest, wenn er nach Kenntnisnahme derselben Briefe in bezug auf die von jenem gegebene Darstellung der Verlobung bemerkt[1]), um klarzustellen, wie weit Erzählung von der Wahrheit abweicht, würde es nötig sein, diese ganze Verlobungsgeschichte von neuem zu schreiben. Indessen die Erwägung, daß keine Fassung eines Dritten die Überzeugungskraft der Originale selbst besitze, bestimmte Alexander Carlyle dazu, dem von Norton als Profanierung zurückgewiesenen Gedanken der Bekanntgabe der Briefe selbst näherzutreten. Einzig auf diese Weise ließ sich eine überzeugende Rechtfertigung dieser Ehe begründen, die vor der Welt nun einmal als eine höchst unglückliche angesehen ward. Ein ausschlaggebendes Motiv, sogar dem Bedenken gegenüber, daß Carlyle selbst die Veröffentlichung jener Briefe „als zu heilig" untersagt hatte. Auch hatte sich Froude durch diese Vorschrift keineswegs hindern lassen, reichliche Auszüge daraus mitzuteilen; aber was bei ihm als die Verstümmelung eines Heiligtums erscheint, das stempelt nun die dadurch hervorgerufene Kontroverse zu einem Akte ehrender Pietät für den Neffen Carlyles.

Kein schöneres Denkmal konnte dieser den Dahingegangenen errichten, als sie in diesen Briefen noch einmal aus dem Schattenreich zurückzurufen, auf daß die Stimmen der Lebenden mit dem Schwunge der Jugend und mit der Kraft eines echten leidenschaftlichen Gefühls hier den Prolog spreche, der den wehmütigen, krankhaften Altersepilog der Reminiszenzen kraftvoll übertönt. Der gleiche Ton durchzittert den einen wie den andern: Carlyles wahrhafte Liebe zu der, die seine Lebensgefährtin, mehr noch die seine Mitarbeiterin an ernster Lebensaufgabe geworden ist.

II.

Eine Herzensgeschichte, die kein Dichter erfand. Zwei bedeutende Menschen, deren seelische Beziehungen zueinander Wandlungen, Entwicklungen heraufführen, spannend wie irgendein komponierter Roman. In beiden pulst ein starkes, originelles Innenleben, das frei vom Kleinlich-Hergebrachten sich seine eigenen Wege sucht, der Außenwelt gegenüber die eigene, persönliche Auffassung behauptet, und das sich immer mit der gleichen unmittelbaren Frische und Darstellungskraft äußert, mag es sich um Schilderungen ihrer wechselnden Umgebung oder um Exkurse in geistige Gebiete handeln. So wirken diese Liebesbriefe mit dem Zauber eines Kunstwerkes, in dem an Stelle des dichterisch gewollten das innere Erlebnis echter Menschen tritt.

Für Carlyle war in der Tat die erste Begegnung mit Miß Welsh, der anmutigen „Blume von Haddington", zu einem solchen Erlebnis geworden,

[1]) Norton, Early Letters of Thomas Carlyle. vol. II. Appendix.

das eine unabweisbare Macht über seine Seele, über die Gestaltung seines Lebens gewinnen sollte:

„Der Tag, an dem wir uns zum ersten Male sahen, muß mir mehr noch als Ihnen, für immer im Gedächtnis bleiben. Es liegt mir eben so fern, ihn den gewöhnlichen Daten meines Lebens einzureihen, wie ich Sie unter die gewöhnlichen Sterblichen rechnen kann, mit denen ich bisher zufällig bekannt geworden. An Wesen solcher Art hatte ich gedacht, vielleicht gehofft sie zu finden, aber das ist lange, lange her . . . Wenn ich es Ihnen ausmalen dürfte, wie verzehrt und schmerzerfüllt ich war; eine Beute von dunkeln, beunruhigenden Vorstellungen krankte ich am Dasein selbst, das mir gleich geringwertig erschien im Guten wie im Bösen, das es mir bot. — Da sah ich Sie, die Sie einer glücklicheren Sphäre anzugehören schienen, zu meinem einsamen und trüben Pfade, der sich schnell den Toren des Todes näherte, herabsteigen und mich zu Licht und Leben zurückrufen, zu Hoffnungen, glänzender als ich sie je zuvor gehegt habe."

Die Heldin einer kleinen, zu jener Zeit entstandenen Geschichte[1]) trägt so unverkennbar Janes Züge, daß es unmöglich scheint, eine schärfere Darstellung von dem Wesen der Schreiberin dieser in immer neuen Farben schillernden Briefe zu gewinnen, als sie Carlyles schon damals so scharf charakterisierende Feder hier zeichnet:

„Lichte, luftige Sylphide! Gütige, große Seele! Man denke sich ein zartes schlankes Geschöpf, nach allen Regeln der Schönheit geformt, — elegant und leicht in ihren Bewegungen wie ein junges Reh; Haar und Augen schwarz — tiefschwarz, ihr Antlitz aber rein und weiß wie Lilien mit einem Ausdruck, ja, wie soll ich den beschreiben? Veränderlich wie nichts andres und dabei so lieblich in all seinen Veränderungen: in einem Augenblick übermütige Heiterkeit, ein blitzschneller, treffender Humor, scharfer Zorn, die verächtlichste Gleichgültigkeit — und dann mit einem Mal, von einem Strahl warmen Empfindens, tiefer Begeisterung berührt, leuchtet aus jedem Zuge Zärtlichkeit und Liebe; ihre Augen, ihre Blicke hätten ein Herz von Stein geschmolzen — und — ehe Du noch Zeit hattest, niederzufallen und anzubeten — pah! — Da war sie schon wieder in einem andern Himmelsstrich — lacht Dich aus und neckt Dich — so schien sie das ganze All menschlichen Empfindens im Fluge zu streifen, mit all seinen Teilen ihr Spiel zu treiben. Ach, niemals noch war eine ähnlich schöne, grausame, zärtliche, boshafte, anbetungswürdige, kapriziöse, kleine Zigeunerin[2]) in diese Welt hineingesetzt worden, zum Entzücken und zur Plage des sterblichen Mannes. Was ich selbst am meisten bewundere, ist, wie Jonson das Wunder fertig brachte, um sie zu werben. Ich würde dies für die hoffnungsloseste Aufgabe der Welt gehalten haben. — Wie dem auch sei, sie liebte ihn, liebte ihn von ganzer Seele, die kleine Betrügerin — obwohl es manchen langen Tag dauerte, ehe er darüber ins klare kommen konnte, ob sie sich auch nur so viel, wie ein Strohhalm aus ihm mache."

Wie Carlyle nun selbst diese „hoffnungsloseste Aufgabe" löst und es fertig bringt, nicht nur um das lebendige Urbild dieser Heldin zu werben, sondern auch ihrer beweglichen und doch so tiefen Seele ein echtes Empfinden für ihn abzugewinnen, das lassen die zwischen ihnen ausgetauschten Briefe den Leser erleben.

---

[1]) „Cuthers and Johnson or the outskirts of Life. A true Story" erschien zuerst anonym in Fraser's Magazine vom Januar 1831. Carlyle schickte an Jane das Manuskript. Vgl. die Note zu Brief 34, vol. I, S. 125.

[2]) Jane Welsh rühmte sich mit Vorliebe, daß Zigeunerblut in ihren Adern floß.

Jane Welsh ihrerseits verstand es, ihrem Verhältnis zu dem jungen Gelehrten von vornherein eine bestimmte Färbung zu geben. Die Gefühlsäußerungen, mit denen er seine Büchersendungen begleitete, hatte sie zuerst kühl übersehen. Als dann deutscher Unterricht, gemeinsame Lektüre der deutschen Klassiker, ein im Herbst nach der ersten kurzen Begegnung wieder aufgenommener, persönlicher Verkehr sie einander nähergeführt hatte, schreibt sie ihm:

„Oh, M. Carlyle, wenn Sie wünschen, daß ich Sie bewundern — lieben soll, (Bewunderung und Liebe sind bei mir ein und dasselbe Gefühl), so verwenden Sie Ihre kostbare Zeit und die edeln Anlagen, die Gott Ihnen gegeben hat, wie Sie sollten und verschwenden Sie weder Zeit noch Gedanken an mich. Und lachen Sie nicht über den Ruhm, er ist wirklich ein Begriff, vielleicht ein leerer Begriff, und doch ist er das Ziel eines nicht auf Niederes gerichteten Ehrgeizes, und Ehrgeiz wiederum ist das Verbrechen keiner geringen Seele."

„Nil desperandum, te duce et auspice te!" erwidert Carlyle; Führerin, Verheißerin des Glückes war sie dem hart um seine äußere Existenz, dem noch viel härter um die Erkenntnis seiner inneren Bestimmung Ringenden. Jane aber zog mit sicherer Hand dem nun auch von ihrer Seite aufgenommenen Briefwechsel mit ihm seine Grenzen:

„Wenn Sie an mich nicht schreiben können wie an einen Mann, dem Ihr Wohlergehen am Herzen liegt, der Ihre Gaben bewundert, Ihre Tugenden achtet, und um dieser willen oft genug — ja vielleicht zu oft — Ihre Fehler übersehen hat; — wenn Sie nicht an mich schreiben können, als ob Sie verheiratet wären, dann verschwenden Sie Papier und Tinte nicht weiter an mich. ‚Alles für Ruhm und Ihr!'[1]) — (Diese von Carlyle zitierten Worte wiederholt sie deutsch.) — Auf mein Wort, schön und galant gesagt! Man sollte beinah meinen, der Mann bilde sich ein, ich hätte mich in ihn verliebt und hegte den Gedanken, seine literarischen Arbeiten mit meinem Selbst zu belohnen. Wirklich, mein Herr, ich beabsichtige keine so wertlose Belohnung für Sie. Wenn Sie ein rühmliches Glied der Gesellschaft aus sich machen (und es will mir scheinen, als ob es Ihnen bei Ihren Anlagen nicht schwer fallen könnte, literarischen Ruhm zu erlangen, nicht nur nicht schwer, sondern als wäre es auch der von Ihnen gewählten Lebensweise entsprechend, der einzige Weg, um aus dem Dunkel herauszutreten und sich die Achtung der Weisen und Guten zu erwerben), so werde ich Ihnen ein aufrichtiger, zuverlässiger und ergebener Freund sein, aber nie eine Gebieterin, eine Schwester, aber nicht eine Frau. Sich verlieben und heiraten wie andre Mädchen, ist ganz außer Frage. Ich bin nicht romantisch genug veranlagt um, mich in Sie oder in einen andern Mann zu verlieben, und bin es doch zu sehr, um ohne Liebe zu heiraten! Wäre ich ein Mann, so würde ich nicht warten, bis andere Ihren Wert herausfinden, um der Welt ins Angesicht zu sagen: ‚Ich bewundre diesen Mann und wähle ihn zu meinem Freunde.' Aber ich bin weiblich, M. Carlyle, und was noch schlimmer ist, ein junges Mädchen. Schwachheit, Ängstlichkeit und Abhängigkeit liegen in diesem Worte. — Aber genug davon. Warum zwingen Sie mich zu so unangenehmen Auseinandersetzungen?"

---

[1]) Carlyle bemerkt vol. I, S. 25: Er entnehme dies Zitat der Lektüre von Schillers Dreißigjährigem Kriege und bezeichnet es als den Wahlspruch von Bernhards von Weimar. Indessen irrtümlicherweise. Das von Schiller erwähnte Motto heißt: „Alles für Gott und sie!" und wird von ihm Christian von Braunschweig, der den Handschuh der Winterkönigin am Hute trug, zugeschrieben.

Ein seltsames Verhältnis, das diese beiden jungen, feurigen Seelen eingingen! Miß Welshs lebhafter, hervorragend beanlagter Natur war geistige Anregung Lebensbedürfnis, die enge Kleinstadtatmosphäre ihrer Umgebung erfüllte sie mit tiefer innerer Unbefriedigtheit. Als Tochter eines angesehenen Arztes und einzige Erbin seines Vermögens genoß sie eine anerkannte gesellschaftliche Stellung in ihrem heimatlichen Landstädtchen Haddington. An die lebhaften Huldigungen, die der Zauber ihrer Persönlichkeit bei dem männlichen Geschlechte hervorrief, war sie gewohnt. Allein in ihrer jungen für alles Edle und Schöne begeisterten Seele brannte als eine lichte Flamme der Kult des Genius. Schon als Kind hatte ihre ungewöhnliche Begabung sie geistigen Interessensphären zugewiesen. Durch den Tod ihres leidenschaftlich geliebten Vaters, der alle ihre Anlagen in dieser Richtung zu leiten und zu entwickeln gewußt hatte, fand sie sich auf diesem innersten Lebensgebiet vereinsamt. Dem Einfluß entzogen, den ohne Zweifel Edward Irving, zuerst als Lehrer des lernbegierigen Mädchens, dann als Freund der Herangewachsenen auf sie ausgeübt hatte, und durch die Trennung von ihm in ihrem Gefühlsleben tief erschüttert — denn sie hatte eine, ihrer Natur gemäß vermutlich leidenschaftliche Neigung für ihn zum Opfer gebracht und ihn bestimmt, an einer früher eingegangenen Verlobung festzuhalten —, entsprach es ihrem Empfinden, aus dem Freundschaftsverhältnis für Carlyle von vornherein jene Möglichkeiten des gewöhnlichen jungen Mädchentums auszuschließen. Wie ihr stolzes Herz nach außen die erhaltene Wunde unter einem übermütigen, hie und da einen Anstrich von Koketterie zeigenden Wesen zu verbergen wußte, so half sie sich über die Leere ihrer Tage mit einem beinah übertriebenen Studieneifer fort. Zu ihren lateinischen, italienischen und französischen Studien hatte sie nun auch noch die deutsche Sprache aufgenommen. Auf diesem Gebiet, das die Lektüre großer Geisteswerke in sich schloß, hatte sie sich mit Carlyle begegnet, und unter dieser Berührung war der schlummernde Wunsch ihrer Seele, selbst Dichterin, Schriftstellerin zu werden, zu stürmischem Leben erwacht. Dieser Beruf schien die geistige Atmosphäre, die Lebensausfüllung zu verheißen, der ihre Seele als Befreiung von all den täglichen Nichtigkeiten zustrebte. Im Austausch ihrer Gedanken den Geist des andern wie den eigenen den höchsten Zielen dichterischen Ruhmes zuzuführen, das war das Ideal, das ihr vorschwebte, als sie nun auch ihrerseits auf den Briefwechsel mit Carlyle lebhaft einging.

Als seine Schülerin, die nicht nur ihre deutschen Übersetzungen seiner Korrektur vorlegt, vielmehr ihren ganzen Bildungsgang von ihm regeln läßt, sucht Jane bald mit der Gewissenhaftigkeit eines ehrgeizigen Schulkindes seine hie und da etwas didaktisch-pedantischen Vorschriften zu befolgen. Sie, die oft genug bekennt, welchen Wert sie auf ihre äußere Erscheinung legte, näht um die Zeit für ihre Toilette zu kürzen, Röcke und Taillen aneinander und begnügt sich mit der einfachsten Haartracht. Unvermittelt bricht dann aber plötzlich die junge Dame durch, die sich ihrer äußeren Lebensstellung, ihrer Schönheit und ihres Wertes wohl bewußt ist und von den ihr dargebrachten Huldigungen, von geselligen Ansprüchen und Vergnügungen berichtet, denen oft genug trotz bester Vorsätze ihr Studieneifer zum Opfer fällt.

In solchen übermütig hingeworfenen Briefen offenbart sich der ganze Zauber ihres Wesens, und es begreift sich, wie Carlyle unter dem Eindruck solcher Schilderungen und dem ihrer Geist und Lebendigkeit sprühenden Gespräche immer wieder ihre schriftstellerische Begabung, ihr Genie preist, ihr ohne weiteres zugesteht, sie könne sich zu einem literarischen Ruhmesplatze neben Madame de Staël heraufarbeiten, und mehr als diese — als Frau im eigentlichsten Sinne Gutes für sich und andre wirken. Ein leidenschaftlicher Ehrgeiz ergreift Jane: Schreiben, Gedrucktwerden, Anerkennung finden —, und Carlyle erwies sich als ein Führer, wie sich ihn ihre stürmische Seele nicht besser wünschen konnte. Bemüht, ihr die Wege zu ebnen „zu dem weithin glänzenden Tempel des Ruhms", sucht er doch immer auf die Vertiefung und Veredelung ihres persönlichen Selbst hinzuarbeiten. In diesem Bestreben enthüllen sich die Tiefen, aus denen sein eigner Geist die Kraft schöpft für diese Wanderung, mühselig für jeden, dem es ernst ist um sein hochgestecktes Ziel.

Dieser literarische Wetteifer — das macht die Briefe für den deutschen Leser besonders anziehend — hat in seiner Hauptsache deutsche Dichter und Schriftsteller zu seinem Gegenstande. Carlyle selbst war Goethe in Zeiten verzweifelten Ringens um geistige Erkenntnis zum lichtbringenden Befreier geworden. Zu Goethe und Schiller hatte gleich die erste Unterhaltung mit Jane hingelenkt und in seine, sich mit beiden beschäftigenden Gedankenkreise und Arbeiten sucht er nun Jane hineinzuziehen. Sei es, daß er ihr seinen Aufsatz über Faust mitteilt, sie für den Wilhelm Meister zu begeistern sucht oder sie immer wieder zum Übersetzen einzelner Bruchstücke aus Schillerschen Dichtungen anfeuert, die er seinem, damals eben entworfenen Leben Schillers einzuverleiben plant, damit sie beide Hand in Hand in diesem Werke vor die Öffentlichkeit treten könnten. Schließlich trifft er eine Auswahl unter Musäus' Märchen, empfiehlt ihr Fouquésche Erzählungen, um sich als Übersetzerin selbständig beim englischen Publikum einzuführen. Ja, selbst der Gedanke an einen späteren, gemeinsamen Aufenthalt in Weimar taucht schon damals auf.

So unnachsichtlich er seine eigenen Leistungen kritisiert, so qualvoll er schon damals seinen eigenen mühsamen Arbeitsprozeß empfindet, für Janes Streben findet er immer Anerkennung, für ihren Zweifel an ihrem Können Worte der Ermutigung:

„Fürchten Sie nichts, meine heldenmütige Jane; Sie werden einst noch den Zierden Ihres Geschlechtes beigezählt werden, und ich, der glücklichste aller Lehrer werde stolz sagen: sie war meine Schülerin, und ich habe es vorausgesehen. Stetigkeit, das habe ich Ihnen tausendmal gesagt, wird alles zur Vollendung bringen, was Sie erstreben; und mit jenem unauslöschlichen Eifer, der Sie mir so lieb macht, obgleich ich seine Übertreibung oft genug schelte, will es mir unmöglich erscheinen, daß Sie in solchem Fleiß nachlassen sollten. Also, fahren Sie fort, meine Fürstin! Ruhen Sie nicht, ermüden Sie nicht! Ihr Name wird zu den Großen auf Erden gezählt werden, und was noch mehr, das Ziel Ihres Daseins wird seine Erfüllung finden."

Jane lebt fort; ihr Dasein hat seine Erfüllung gefunden, wenn auch freilich in ganz andrer Weise, wie sie ihr selbst, wie sie Carlyle bei seinen

Prophezeiungen damals vorschwebten. Auch schriftstellerisch hat sie, wenn auch ohne je ein eigentliches Werk veröffentlicht zu haben, gehalten, was er ihr verhieß. In ihren Briefen fand ihre Natur den Ausdruck, der ihrer Begabung, ihrem Selbst am vollkommensten entsprach. Ihre bald humoristische, bald tragische Wiedergabe ihrer Erlebnisse, immer aber von unnachahmlicher Lebendigkeit, ihr phrasenloser und dennoch ihrem eigenen subjektiven Empfinden entsprechend gesteigerter Ausdruck lassen ihren Briefstil mit der erstaunlichen Wahrheit des den gesehenen Moment festhaltenden Impressionismus wirken. Und so besitzt die Nachwelt das Meisterwerk, das ungeschrieben blieb, in ihren Briefbänden. Und jener Roman, zu dessen gemeinsamer Abfassung sie damals Carlyle enthusiasmierte, indem sie die Briefe der Heldin, er die des Helden übernehmen sollte, liegt nun in ihren „Liebesbriefen" vor, als das ergreifende Bekenntnis ihrer eigenen gemeinsam erlebten Herzensgeschichte.

Die literarische Freundschaft war nicht nur für Carlyle, sie war auch für Jane zum Inhalt ihres Daseins geworden. Losgelöst von den Bedingungen der Wirklichkeit hatten sich die beiden, sonst so scharfsichtigen Naturen hier ein Traumland geschaffen, von dessen glücklichen Höhen aus die Erde mit ihren Mühseligkeiten weit hinter ihnen zurückzusinken schien. Das Abkommen, das Carlyle die Aussprache seiner Gefühle, Jane die Freiheit des Handelns zugestand — also auch die Möglichkeit ihrer Verlobung mit einem dritten offen ließ —, gewährte Raum für jenen reinsten und edelsten Verkehr, in dem unter Mitteilung kleinster Tagesereignisse, momentaner Stimmungen und Gefühle sich freimütig ohne Gegenforderung, vollkommen absichtslos, im weitgehendsten Vertrauen das innere Selbst dem andern erschließt. Ihr Idealismus, der nicht um persönlichen Besitz rang, wurde ihnen zum edelsten Ansporn, dem hohen Bilde zu entsprechen, das in der Vorstellung des einen vom andern lebte. Das Bindende zwischen ihnen lag in der Erkenntnis der geistigen Ergänzung, die sie füreinander bedeuteten. Jane hatte intuitiv in dem Bauernsohn mit der wunderbaren Beredsamkeit und den ernsten Augen das Genie herausgefühlt, das, noch gebunden, als die Last des Unvermögens, sein Streben in Wirklichkeit umzusetzen, auf ihm lag. Sie hatte es nicht nur erkannt, sie glaubte an die ruhmvolle Zukunft des damals unter seiner geistigen Isolation bitter Leidenden. Und das junge Mädchen mit dem stürmischen Herzen, der suchenden Seele, die nichts Höheres kannte als den Genius und ein geistiges Wirken, verlor sich nicht etwa in blinde, weibliche Bewunderung. Mit scharfem Verstand kam ihre selbständige Natur dem nach einem seiner Begabung angemessenen Berufe Tastenden zu Hilfe:

„Ihre Briefe haben eine Gewalt wie fast nichts andres, mich zu Dank zu verpflichten, zu erregen," schreibt er ihr, „meiner Eitelkeit erteilen sie einen scharfen Nasenstüber und rufen mich auf und leiten mich zu Anstrengungen hin, zeigen mir, was zu tun und was zu meiden ist." In dem Bewußtsein solchen Einflusses auf ihn hatte Jane es sich zur Aufgabe gemacht, alles daran zu setzen, um sein Genie zur Entfaltung zu bringen, ihm zu der Anerkennung zu verhelfen, die ihm einstweilen noch von seiten der Außenwelt versagt geblieben war. Sie mochte mit stolzer Genugtuung empfinden, ihm wirklich,

wie er ihr so oft versicherte, „sein guter Engel," der Genius seines Genius zu sein. Je gewisser sie sich dieses lebendigen Zusammenhanges bewußt wurde, um so mehr mußte ihre einstige Neigung für Irving zu einem Schemen verblassen. Dessen damals vollzogene Ehe gab schließlich den von beiden Seiten in gelegentlichen Briefen festgehaltenen Beziehungen den Charakter einer eher etwas kühlen Freundschaft, die sich nicht mit dem warmen Interesse messen konnte, das Jane Carlyle entgegenbrachte[1]).

„Meine Bekanntschaft mit Ihnen hat vom ersten Anfang an meinen Charakter und mein Leben mächtig beeinflußt; als Sie mich zum ersten Male sahen, war ich über alle Beschreibung elend, der Kummer um das einzige Wesen, das ich je von ganzer Seele geliebt, hatte Körper und Seele geschwächt; Zerstreuungen aller Art hatten die Gewohnheit zur Arbeitsamkeit gelockert; ich hatte keinen Ratgeber, der mich leiten, keinen Freund, der mich verstehen konnte; der Polarstern meines Lebens war untergegangen und die Welt mir zu einer dunkeln Öde geworden. . . . Ich hatte die Sprache des Talents und des Genies eben nur von meines Vaters Lippen gehört, und gemeint, sie nie wieder zu vernehmen. Sie sprachen wie er, und Ihre Beredsamkeit erweckte den schlafenden Funken der Bewunderung, des Ehrgeizes wieder, den er in meine Seele gelegt hatte. — Diese innere Einsamkeit, zusammen mit dem Mißtrauen in meine Begabung, die Verzweiflung an der Veredlung meines Charakters und die Entmutigung, auf die ich mit meinen literarischen Bestrebungen stieß, würden mich immer wieder einem Zustande hilfloser Niedergeschlagenheit ausgeliefert haben, hätte mir nicht Ihre Freundschaft mein Selbst zurückgegeben, indem Sie mir, soweit dies eben möglich, jene Ratschläge und Antriebe, die ich verloren habe, ersetzten."

Trotz solch weitgehenden Einflusses, den sie Carlyle auf ihr Innenleben einräumt, weist Jane jedoch die naheliegende Folgerung, die bald gedämpft als unerfüllbares Traumbild, bald leidenschaftlich als zu erkämpfendes Ziel aus seinen Briefen spricht, daß sich aus dieser geistigen Gemeinschaft doch auch ein Anrecht auf ihr Selbst ergäbe, mit einer ihn nicht schonenden Herbheit zurück. Auch dann noch, als sie in einer tiefen Mißstimmung gegen ihre Nächsten in einem, auf dem großväterlichen Gute geschriebenen und „Hölle" datierten Briefe in überfließendem Gefühle ausbricht:

„Wenn Ihr Brief kommt und mir wieder zeigt, daß Einer auf der Welt mich liebt, mich immer, immer lieben wird, und mir, kühner als mein Hoffen, sagt, daß meine Zukunft sich dennoch ruhmvoll und glücklich gestalten könne, so fühle ich mich jedem Hindernis gewachsen. Ich danke Ihnen viel! Gefühle und Empfindungen, die meinen Charakter veredeln, die meinem Leben Interesse, Würde und Genuß geben; in Erwiderung dessen kann ich Sie nur lieben und tue das von Grund meiner Seele."

Als Carlyle nun aus diesem Worte Konsequenzen zieht, bekennt sie, sie könne ihn nur wie einen Bruder lieben, wolle lebenslang seine ergebenste Freundin sein, aber seine Frau niemals; und wäre er so reich und angesehen wie Krösus oder so berühmt, wie er es einst noch werden würde.

Carlyle bescheidet sich bei dieser Begrenzung, die ihm ja nicht verbiete, sie, auf welche Weise er nur immer wolle, weiter zu lieben, wenn nur dem beglückenden Gedankenaustausch seine Uneingeschränktheit gewahrt bleibe.

[1]) Vgl. die vol. II Appendix B. Note 3 von A. Carlyle mitgeteilten Briefstellen Irvings.

Dieser Gedankenaustausch aber erhebt sich weit über das Maß dessen, was sich Liebende für gewöhnlich zu sagen haben. Denn wie Jane die Entfaltung seines Genius, so liegt ihm der Einfluß auf ihre Seele, deren schöne Anlagen er durch so manche Auswüchse bedroht sieht, am Herzen.

Ein wunderbares Ringen in der Tat, wie Carlyle in seinen Briefen nirgends von äußeren Umständen begünstigt, einzig mit seiner geistigen, seiner ethischen Kraft um die Liebe dieses Mädchens wirbt, dessen Zauber für ihn eben darin liegt, daß sie „kein sanfter Himmelsengel, sondern ein Geschöf sei, dem glühendes Naphtha durch die Adern fließt". Wenn anfangs auch die feine Dame in Jane an Carlyles Herkunft, an seiner gesellschaftlich ungewandten Art, an seiner ganzen rauhen und eckigen Persönlichkeit Anstoß genommen hatte, wenn sie auch später noch sich klar darüber war, daß es Regionen in ihrem Innern gäbe, die seinem Einfluß unerreichbar blieben, so hatte sie doch der Verkehr mit ihm in eine Atmosphäre versetzt, die sie mehr und mehr von jenen Möglichkeiten trennte, die ihr früher als die natürliche Bestimmung ihres Lebens erschienen waren: die Rolle der fashionablen Dame an der Seite eines wohlhabenden Mannes, die sie, wie Carlyle ihr einmal schreibt, hervorragend auszufüllen verstehen werde, erschien ihr viel weniger begehrenswert, seitdem er ihr andre Ziele gezeigt hatte; und bei den zahlreichen Bewerbern, von denen sie ihm erzählt, vermißt sie „das Genie"; ebenso wie der Gedanke, eine einfache Hausfrau zu werden, die für ihren Mann „Pudding bäckt", ihr eine Erniedrigung dünkt. Schon bedurfte sie zu einem erhöhten Lebensempfinden die Gemeinschaft mit ihm, wenigstens die in ihrer Korrespondenz hergestellte; ja, sie läßt sich von ihm mit einer in Küssen abzuzahlenden Schuld an ihn necken, und so wird, ihr selber fast unbewußt, ihre stolze Seele allmählich von dem einen abhängig, der, ein so treu ergebener Diener, daß er seinen Willen nur selten gegen den ihren geltend machte, sein Glück darin zu finden schien, sich ihren Bestimmungen zu fügen. Wenn indessen Janes Ehrgeiz Carlyles Genie auf schriftstellerisches Wirken, auf die Erlangung eines literarischen Namens verwies, bemaß sie ihm eben doch den Weg zur Größe nach hergebrachtem Muster und war sich nicht bewußt, daß es zum Wesen des Genius gehört, sich kraftvoll eigene Wege zu bahnen. Carlyles Entwicklungsgang zu seiner eigentlichen Bestimmung war einstweilen noch ein Tasten gewesen. Wiederholt weist er in seinen Briefen an Jane darauf hin, daß die Erwerbung von Kenntnissen und Bildung ihren Zweck in der Förderung des inneren Menschen finden müsse, und in dem Wahlspruch: Terar dum prosim (mag ich mich verzehren, wenn ich nur nütze) stellt er mit der vertieften Erkenntnis dieser Lebensaufgabe seinen erworbenen Geistesreichtum in den Dienst der Menschheit. Seine ethische Entwicklung, in ihren ersten Anfängen stark von Goethe beeinflußt, bald aber ihre volle Selbständigkeit wahrend, sollte nun auch recht eigentlich zu dem ausschlaggebenden Moment in seinem Verhältnis zu Jane werden. Schon als ihr Ehrgeiz noch gemeinsam literarischen Zielen zustrebte, betont er ihrem Hervorheben des Erfolges gegenüber, daß wirkliche Größe nicht in diesem, sondern in inneren Werten ihren Maßstab sehen müsse.

Unter dem Eindruck seines Londoner Aufenthaltes vollzieht sich nun die entscheidende Wendung; die Bekanntschaft mit den Trägern des literarischen Lebens bewirkt in ihm die Erkenntnis, zu dem elenden Geschöpf, einem Schriftsteller der Welthauptstadt, der um schnöden Gelderwerb in Zeitschriften schreibe, könne er sich nicht hergeben; seine eigene Bestimmung berufe ihn zu einem andern Wirken, stelle ihm andre Aufgaben. Aus der Scheinwelt, die sich auf allen Gebieten vor ihm auftat, drängt ihn sein Genius mit zwingender Gewalt hinaus auf den Boden der Wirklichkeit. Mit einem Schlage versinkt die literarische Fata Morgana. „Hinaus, werde erst zum Mann, dann, zum Schriftsteller," — zum Kämpfer! hätte Carlyle sagen können. Denn in dem bewußten Widerspruch, in den er sich zu den literarischen Persönlichkeiten, zu den geistigen Erscheinungen des damaligen England setzt, manifestiert sich zum ersten Male die starke Eigenart seines Genies, das ihn zum ethischen Erneurer dieses geistig-sozialen Lebens bestimmen sollte. Mit dem Finden seines eigensten Selbst und seines innersten Berufes tritt nun aber auch ein Wendepunkt in seinem Verhältnis zu Jane ein.

Diese Liebe, in alle Fasern seines Empfindens übergegangen, wird über die persönliche Beziehung zu Jane hinaus zur Frage an sein Schicksal. Eignete dem Urgrund seines Wesens die siegende Kraft, sich die Verkörperung seines Ideals in ihr verwirklichen zu sehen? Vermochte er, äußeren Verhältnissen, inneren Hindernissen zum Trotz Janes Seele über ihre bisherigen Begriffe von Liebe und Ehrgeiz hinauswachsen und um seinetwillen die Opfer auf sich nehmen zu lassen, die der Glaube an seine Bestimmung von ihr forderte, so mußte ihm dies zugleich, über persönliches Glück hinaus, eine Bürgschaft werden für die Kraft seines ethischen Wirkens.

Aus diesem Hineintragen höchster geistiger Aufgaben und Ziele in die Ausgestaltung ihres persönlich-menschlichen Verhältnisses entsprangen jene durchaus eigentümlichen Konflikte, die die zweite Hälfte des Briefwechsels zu einem beinah beängstigenden Hin- und Herwogen großsinnigster Gefühle und schärfster persönlicher Aussprachen werden läßt. Mit der Ankündigung seines Entschlusses, fern von der Großstadt, auf dem Lande, den Boden bauend zu leben, um in erster Linie seine Gesundheit wiederzuerlangen, dann aber um auch schriftstellerisch sich vollste Unabhängigkeit zu wahren — „Literatur kann und wird nie Lebensnahrung, sie ist der Wein des Lebens, und woher kommen Blaustrümpfe und jene Mietsgäule von Zeitschriftenschreibern?" — führt er den ersten Stoß, um jenes Traumland ihres gemeinsamen, literarischen Ehrgeizes zu zerschmettern. „Wir sind beide irre gegangen; abgewichen von unsrer höchsten Bestimmung zur edelsten Frau, zum rechten Manne." — Erst in dem weiblichen Walten in eigner Häuslichkeit zur Beglückung ihres Mannes werde Jane ihre Gaben zu voller Entwicklung bringen, und bei ihr stehe es, ob er ein *rechter* Mann oder ein bitterer Stoiker werden solle. Und seltsam, eben von jenem Momente an, da er dem gemeinsamen Interesse, das sie bisher verbunden, den Boden fortzieht, da sie ihn ihrerseits hart darauf aufmerksam macht, daß er weder Geld noch Stellung besitze, um ihr eine, ihren Ansprüchen gemäße Lebensführung an seiner Seite bieten zu können, ja, ihm versichert,

ihr Gefühl für ihn weise nichts von Leidenschaft auf, gleiche nicht dem, das Mann und Frau zueinander führe, von diesem Moment an werden die zarten Fäden, die sich in dem Gedankenaustausch zwischen ihnen gewoben, zu bindenden Gewalten. Jane selbst bezeichnet Carlyles Einfluß auf sie als die Stimme ihres zweiten Gewissens, als einen Zauber, mit dem ihr guter Engel ihr Herz gegen Übel festige. Sie konnte sich dem „moralischen Genie", wie Goethe später Carlyles Eigenart und Wirken charakterisiert, nicht mehr entziehen: „man liebt Sie in dem Maß der eignen Ideen und Gefühle," schreibt sie ihm, „je mehr sich mein Geist erweitert, mein Herz erhebt, um so fähiger bin ich, die Güte und Größe in Ihnen zu erkennen, und dementsprechend wächst meine Zuneigung für Sie."

Blasse Tugendvorstellungen, übernommene moralische Gesinnungen hätten indessen doch nicht vermocht, jenem inneren Läuterungsprozeß, zu dem ihre Verlobung mit Carlyle für Jane werden sollte, standzuhalten. Wie Carlyle selbst sein Streben nach höchsten, ethischen Zielen aus abstrakten Gedankenregionen in den Mittelpunkt seines eignen, glühenden Innenlebens verlegt, seine Liebe, seine Arbeit damit verschmilzt, so sollte es als zehrende Flamme auch in Janes Wesen das Gold einer echten, tiefen Liebe aus allen beigemischten Schlacken herausglühen. Die geistige Gemeinschaft, die sie geträumt, gesucht, hatte sich in dem Maße, wie sie Carlyle als zu ihm gehörig in sein Innenleben hineinzog, zu einer Gemeinschaft der Herzen gewandelt; die stolze Jane, die selbst bekennt, wie schwer es ihrer Natur werde, ihr eignes Selbst zu geben, gesteht, sie wisse nicht, wie sie ohne ihn leben solle. Aber eben durch dies wachsende Gefühl solch innerer Zusammengehörigkeit fand Jane nun, nachdem er das gemeinsame Traumland zerstört hatte, ihr Verhältnis auf eine neue, ganz veränderte Basis gestellt, die scharfe Zusammenstöße zwischen diesen beiden starken und selbstwilligen Naturen heraufbeschwören mußte. Durch seine ethische Überzeugung zu einer Verneinung alles äußerlichen Scheinwesens gelangt und zielbewußt auf die Bewahrung seiner auf sich selbst gestellten Unabhängigkeit bedacht, war Carlyle aus dem huldigenden Bewunderer von Janes Talenten zu einem gewaltigen Forderer geworden, der, indem er sich an das Beste und Edelste ihrer Natur wendet, Opfer von ihr heischt, die mit der hergebrachten Auffassung bräutlicher Verhältnisse nichts gemein haben. Auf den ersten Blick scheint Carlyles Art, sich zu geben, hart, übertrieben und rücksichtslos, von Egoismus nicht freizusprechen. Allein im Zusammenhang mit seinem inneren Werdegang betrachtet, erhalten diese starrköpfig geltend gemachten Ansprüche doch als unabweisliche Entwicklungsbedingungen für sein schöpferisches Genie ihre Rechtfertigung. Selbstverständlich vermochte sie Jane noch nicht in diesem objektiven Sinne zu erkennen. Aber dieser versagenden Erkenntnis gegenüber setzt nun ihre Liebe, jene echte, glaubende, die er von ihr verlangt hatte, und ihre großzügige Natur ein, um sie zur ebenbürtigen Gefährtin seines Genies zu erheben. „Ich habe Mr. Carlyle bei seinem Hiersein versprochen, ihn von der Vorstellung zu befreien, die seiner stolzen, großmütigen Natur geradezu *schmerzlich* ist; nämlich die, in mir eine Erbin zu heiraten." Mit diesen Worten begleitet Jane die Urkunde, in

der sie ihre Besitzansprüche auf ihr väterliches Erbe, das Pachtgut Craigenputtock und das Haus in Haddington auf ihre Mutter überträgt, um freiwillig an seiner Seite die Armut auf sich zu nehmen, da sein Unabhängigkeitsgefühl es nicht vertrug, ihre Existenz auf andre wie die von ihm selbst erworbenen Mittel, wie spärlich sie auch immer sein mochten, zu gründen. Ihm aber schreibt sie: „Wirst Du mich weniger gern haben, wenn ich jetzt so arm bin wie Du selbst? Du gewiß nicht, und was mich angeht, ich würde Tausende statt Hunderte für die Überzeugung geben, mich um meiner selbst willen geliebt zu finden."

Ein Zweifel an Carlyles Empfinden für sie war eigentlich für Jane nicht möglich. In ergreifenden, tief innerlichen Worten bricht der heiße Quell seiner Liebe in all seinen Briefen an sie hervor, aber ebenso heilig war ihm sein Vorsatz, ihr Verhältnis zueinander von jeder schwächlichen Schönfärberei, wozu gegenseitige Neigung ja nur zu leicht verführt, zu reinigen, und es einzig auf den Boden der Wahrheit zu stellen. „Sieh mich nicht, wie Du Dich mir vorstellst, sieh mich wie ich wirklich bin, ich habe kein Genie, aber einen Teufel von Laune," wiederholte er immer wieder und deckt mit männlicher Offenheit alle Abgründe seines Innern vor ihr auf.

„Hast Du mich und meine Lage je mit dem bloßen Auge der Vernunft angesehen? Das hast Du nicht getan. Du kennst mich nicht. . . . Was ist meine Liebe zu Dir oder zu irgend jemandem? Ein wilder Schall in den wüsten Räumen meiner Seele, der mir vielleicht eine bittere Träne ins Auge drängt und dann Schweigen und Tod Platz macht? Du kennst mich nicht, keiner der Sterblichen kennt mich, scheint mich zu kennen. Mein Herz ist in einsamste Bitternis getaucht worden, bis das Leben daraus entwichen. Der Himmel zwei vertrauender Seelen, die in froher Zuneigung umschlungen nur füreinander leben, erhellt durch den Sonnenschein weltlichen Besitzes und zusagender Tätigkeit, ist für mich nur etwas aus weiter Ferne zu Betrachtendes, ohne die Hoffnung, ja selbst manchmal ohne den Wunsch es zu erreichen. Bin ich nicht arm, krank, hilflos, allen Menschen entfremdet, ich liege auf dornigem Ruhebett des Schmerzes, mein Kissen ist das eiserne der Verzweiflung: ich kann schweigend darauf aushalten, das ist alles, was ich tun kann. Bedenke dies Jane, ich kann Dich nicht glücklich machen. Löse Dich von mir, warum sollte ich Dich zugrunde richten?"

Diese vorahnende Selbsterkenntnis entringt sich Carlyle in eben jenem Moment, da die Kraft seiner ethischen Gesinnung nun wirklich als sieghafter Lichtstrahl auch in die innersten, ihm bisher abgewandt gebliebenen Regionen von Janes Seele eindringt. Durch eine Verkettung äußerer Umstände fand sich Jane genötigt, ihm ihre einstige Leidenschaft für Irving zu bekennen und, bittrer noch für ihre stolze Seele, die seinen strengen Wahrheitsmaßstab zu dem ihren erhoben hatte, ihm das Geständnis abzulegen, ihm dies willentlich verborgen zu haben. „Seine Liebe, nicht seine Vernunft möge sie richten," bittet sie tief gedemütigt. Und Carlyles Liebe eint sich seinem ethischen Empfinden, um seine Aufnahme dieses Geständnisses ebenso frei von jedem persönlichen auf sich selbst Zurückbeziehen wie von moralisierenden Vorwürfen zur edelsten Durchgeistigung ihrer gemeinsamen Lebensaufgabe werden zu lassen.

„Glaube mir, Liebste, dieser Kampf einer reinen Seele, sich der sie rings umgebenden Befleckung zu entziehen, wird gerade um so rührender für mich durch seinen

unvollkommenen Erfolg. Was für ein herzloser Sklave wäre ich, Dich aus kleinlichen, selbstischen Interessen in dem heiligen Streben zu entmutigen. Halte die Wahrheit höher als Ruhm, Macht und Glück und halte in furchtloser Liebe fest daran, ob Gutes, ob Böses daraus entstehe. . . In dem Gutsein liegt ein Wert, der jedem Zufall standhält. Laß mich das nie vergessen! Lehre es mich, sage es mir, wenn leidensfeindliche Elemente, wenn der niedre Geist der Welt im Begriff steht, Macht über mich zu gewinnen und mich aus diesem letzten Bollwerk herauszutreiben."

Heroisch angelegte Naturen, wie die Janes, vermögen auch aus der Selbstaufopferung Beglückung zu schöpfen. Bisher hatte sie sich in dem Verhältnis zu Carlyle in jeder Beziehung als die großmütig Gebende gezeigt und sich immer seiner verehrenden Bewunderung sicher gefühlt. Mit diesem Eingeständnis einer Schuld, die ihm ein Recht zur Lösung ihrer Beziehungen gab, verlor ihr Stolz sein Fundament, und wenn ihre komplizierte Individualität dem Gedanken an eine eheliche Verbindung bisher noch ausgewichen war, so weckte nun die Möglichkeit eines endgültigen Bruches, die bloße Vorstellung, sie könne seine Liebe, seine moralische Achtung verlieren, jene leidenschaftliche Erregung, die ihr bisher gefehlt hatte, um ihr tiefstes Empfinden auszulösen. „Sei Deine Antwort wie sie wolle, ich werde Dich bis zuletzt lieben und verehren," schließt sie ihren Brief: „magst Du auch nicht länger mein sein, im Leben wie im Tode, für alle Ewigkeit werde ich Dein sein."

Und als sich dann durch einen Zufall seine Antwort auf ihre Mitteilung verzögert, schreibt sie:

„M. Carlyle, wollen Sie mich töten? Ist es gerecht von Ihnen, mich so lange im Zweifel zu lassen? Ihre Mißbilligung habe ich verdient, Ihre Verachtung vielleicht, aber nicht dies entsetzliche Schweigen. Schreib, schreib um Himmelswillen, und gütig, wenn es Dir möglich, denn ich bin elend über jeden Ausdruck. Hätte ich die Kraft, noch am heutigen Tage käm ich zu Dir, und wenn ich Dich im Arme hielte und Du meine Tränen sähest, würdest Du alles, außer der Liebe, die ich Dir entgegenbringe, vergessen. O, ich liebe Dich, mein einziger Freund, mehr als die ganze Welt; kein menschliches Wesen war mir je halb so teuer, keines, keines; und willst Du mir das Herz brechen? Ach, als wir uns trennten, da war mir, als ob ein böses Geschick über uns heraufzöge; aber an den Verlust Deiner Zuneigung hätte ich am wenigsten von allem gedacht."

Dies ist nicht die Sprache der Selbstaufopferung; sie legt im Gegenteil die Annahme nahe, ein Abbrechen ihrer Beziehungen, wie es ihr Carlyle wiederholt freigestellt, eben weil er die Opfer würdigt, die sie ihm bringt, würde Jane sich in unglücklicher Liebe haben verzehren lassen. Denn unfähig wie sie war, sich mit gegebenen Verhältnissen harmonisch abzufinden, greift ihre Seele in starkem unruhigen Begehren nach einem unerreichbar vor ihr herfliehenden Ziel. Zweifellos glaubte sie damals in der Vereinigung mit Carlyle ihr Lebensglück zu finden. Ein Leben an seiner Seite schien den mannigfaltigen Regungen ihres Geistes Erschließung zu verheißen, und grade für ihre ehrgeizige Natur, die sich über die Alltäglichkeit hinwegzusetzen, eigene Wege zu gehen liebte, mußte ein starker Reiz darin liegen, sich vor die höchsten Ziele, die schwersten Aufgaben gestellt zu finden. Vom ersten Sehen an hatte

ihr Carlyle versichert, daß sie imstande sei, Licht in das Dunkel seines Innenlebens hineinzutragen; mußte sie also nicht glauben, die Schroffheiten und Härten seines Charakters, den unbewußten Egoismus seines Genies durch ihren Einfluß mildern zu können, ja, sich als die berufene Lebensgefährtin für ihn empfinden? Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das auch die scharfen und bitteren Auseinandersetzungen, die grade ihre Wirklichkeit gewordene Verlobung heraufbeschwor, nicht mehr ins Wanken zu bringen vermochten.

„Nicht ohne manche Bedenken habe ich Dich als meinen erwählten Lebensgefährten anerkannt, nicht ohne meinen Verstand ebensowohl wie meine Zuneigung zu Rate zu ziehen, nicht ohne die dunkle Seite der Wolke neben ihrer glänzenden ins Auge zu fassen und als ich es tat, geschah es für besser und schlechter, für reicher und ärmer, für Krankheit und Wohlergehen, für immer hier und so 's Gott gefällt, für immer auch in jener Welt. Und wenn Du mich vielleicht auch nie als Deine Braut in Dein Heim führtest, selbst wenn Du aufhörtest, mich zu lieben, oder meinem Vater ins Grab folgtest, — ich weiß, daß auch dies alles Möglichkeiten sind — so könnte dies nichts daran ändern, Du bliebest zu mir gehörig, als einzig von meiner Seele, von meinem Herzen Auserwählter, wenn nicht in ehelicher Liebe, dann ohne eheliche Verbindung, und schlimmsten Falles in Erinnerung, die immer noch Liebe bleibt."

Jane war auch den Beweis solchen Empfindens Carlyle nicht schuldig geblieben. Er hatte ihren Besuch bei seinen Eltern zu einer Bedingung ihrer Verlobung gemacht, um ihr jede Illusion zu nehmen über seine bisherige, äußerlich so bescheidene Lebenssphäre, in der sein ganzes Gemütsleben wurzelte. Auch in dieser Beziehung drängte es ihn, ihr Verhältnis auf den Boden der Wahrheit, der rauhen Wirklichkeit zu stellen. Als Jane nun die Seinen aufsucht, da erscheint sie in der natürlichen Anmut eines Liebe gebenden, gebotene Liebe dankbar hinnehmenden Herzens. Verschwunden ist jeder Zug der Weltdame; nichts erinnert mehr an die Schriftstellerin, die ihr geistiges Übergewicht geltend zu machen weiß, und an Stelle des sarkastischen Urteils, mit dem sie auch ihre Nächsten und Liebsten nicht verschont, ist eine sanfte Hingebung getreten, die sich der Eigenart der neuen Familie verständnisvoll anpaßt. Die schlichte Herzlichkeit, die den Verkehr der Carlyleschen Familienmitglieder untereinander kennzeichnet, scheint auch auf sie überzugehen, wenn sie sich brieflich in den Kreis der Seinen zurückversetzt.

So hatte die Elfen- die Sylphidennatur, die in Jane lebendig war, unter der Gewalt seiner Liebe, ihre Seele gefunden, die Züge jenes Idealbildes gewonnen, das Carlyle vorschwebte; und Jane vertraut ihm, vielleicht im Bewußtsein ihres Unvermögens, ihre Wesenheit mit diesem Bilde zu identifizieren, den Zauber an, der einzig imstande sei, diese Wandlung zur dauernden zu machen. „Sei immer so gut zu mir wie du jetzt bist, gehe nicht über unsre Liebe hinweg, behandle sie nicht als Nebensache". Törichte Jane! Wußtest du nicht, daß es keinem Sterblichen beschieden ist, sich länger als kurze Augenblicke auf Höhepunkten zu behaupten!

Jane äußert später, als der Staub des Weges ihr die Erinnerung getrübt hatte, die Einmischung dritter habe sie Carlyles Frau werden lassen; sie habe

ihn aus Ehrgeiz geheiratet, er habe alle ihre Erwartungen in dieser Hinsicht übertroffen, und sie sei — elend. Auf dieses Bekenntnis ihrer späteren Jahre hat Froude seine Biographie aufgebaut: Jane, die sich dem Genius Carlyles zum Opfer bringt. Möglich, daß seine subjektiven, im persönlichen Verkehr mit Mrs. Carlyle erhaltenen Eindrücke Froude zu dieser Auffassung gelangen ließen, über den Wert des von ihm gegebenen Lebensbildes aber sprechen diese Briefe ein strenges Urteil. Im Gegensatz zu der von ihm zur Stütze seiner Ansicht beliebten einseitigen Kürzungen bezeugen die Originale mit der Kraft ihrer direkt aus dem Herzen kommenden Sprache das Recht dieser beiden Naturen, auf eine Lebensgemeinschaft, die von vornherein auf ganz andre Bedingungen als den Zweck einer gegenseitigen Beglückung aufgebaut war. Jane reichte Carlyle nicht ihre Hand, um in dem Ruhme seines Genies ihre Befriedigung zu finden, sie wußte sich von ihm zur Mitarbeiterin an seiner dornigen Lebensaufgabe begehrt. Daß Carlyle für Mit- und Nachwelt zu einem geistigen Führer werden konnte, darin liegt Janes unvergängliches Lebenswerk beschlossen. Als die „liebende Genossin, die ihn unermüdlich, wie niemand anders es hätte tun können, durch Wort und Tat gefördert, in allem Würdigen, das er jemals vollbracht oder zu vollbringen strebte", ehrt sie Carlyles ergreifende Grabschrift.

Ein wehmütiger Ausklang irdischer Unvollkommenheit, die solch hochgesinnte, von keinem Anhauch niederer Elemente getrübte Liebe dennoch beiden zur schmerzlich empfundenen Tragödie hatte werden lassen! Die starken Wesensäußerungen dieser sich in Licht und Schatten kräftig zeichnenden Naturen lassen schon in den Liebesbriefen die Keime ihrer späteren Konflikte erkennen. Doch selbst noch über das Dunkel späterer, zeitweiliger Entfremdung breitet die reine Flamme dieses Jugendempfindens ihren mildernden Glanz.

Hans Hochgedacht und sein Weib.

Von

Max Mell.

I.

Auf merkwürdige Art zurechtgezimmert hat sich sein Glück der Bauer Hans Hochgedacht, und leichte Zimmermannsarbeit war's nicht; wenn sich bloß ein Nagel verbogen hätte unterm Arbeiten oder eine Latte gespaltet; aber es war sogar nahe daran, daß ihm ein schwerer Balken den Kopf zermalmt hätte, weil er ihn nicht über sich erhalten konnte. Zuletzt freilich brachte er ihn doch noch hinauf und kann jetzt die saubere Arbeit liebevoll mit bunten Farben schmücken, was nicht schwierig ist, sondern unterhält, besonders wenn noch jemand zusieht.

An einem wolkenlosen Juliabend erwartete auf der weinumrankten Station eines mittelsteirischen Dorfes eine kleine Menschengruppe den Zug nach Mürzzuschlag. Es waren ein paar Turner, die einen Ausflug nach Alraunsdorf gemacht hatten; dort hatten sie in Astleitners Gastgarten mit dem Lehrer, einigen jungen Bauern und zwei hochaufgeschossenen Gymnasiasten, Söhnen von Sommerfrischlern, bei Wein und Gesang gesessen, hatten aus rauher Kehle nationale Lieder gesungen und warteten nun, von ihren Freunden auf den Bahnhof begleitet, auf die Heimfahrt. Noch einmal sangen sie die „Wacht am Rhein" und schlossen mit dröhnenden Heilrufen. In der Stille, die danach folgte, hörte man den Zug schon von ferne an der mauergestützten Waldwand hinrauschen, und das Glöckchen der Station klingelte fieberhaft in den abkühlenden Abend, der die Waldkämme mit einem milden, rötlichen Saum umgab. Jetzt wurden Dankrufe laut, Händeschütteln gab es und Abschiedsgelächter; einer erhob die Stimme noch einmal und begann das Lied: „Derf i's Dirndl liabn," in das die andern beifällig einstimmten. Die Bahnbediener traten ans Geleise, das schon sachte bebte, der Stationschef mit dem roten Käppchen stand ehrfurchterweckend da, und das Postfräulein tauchte mit einem Päckchen, meist Ansichtskarten, auf. Das riesenhafte schwarze Ungetüm hielt schnaubend still, die kleinen Fenster füllten sich mit Köpfen, die nach den Sängern sahen, nur in der ersten Klasse nicht. Der Gesang schwankte, brach ab, einzeln gehalten, und der Pfiff, das Winken, neues Heilrufen schloß für die Alraunsdorfer den fröhlichen Gästetag.

Sie wandten sich jetzt von den gestutzten Gehegen des Bahnhofes zur Straße, um nach Alraunsdorf heimzukehren, wohin es eine schwache halbe Stunde war. Der Lehrer ging mit den zwei baumlangen Maturanten, zwei junge feiste Bauernsöhne marschierten einen staubigen Schritt allen voran; zwei andre, etwas angetrunken, trieben eine kleine Balgerei an beiden Straßenrändern, taumelten lachend die Schotterhaufen hinauf und hinab und blieben bald zurück. Hans Hochgedacht aber ging allein, nicht weil ihm die andern zuwider waren, nicht weil er was bei sich zu bedenken hatte; sondern es hatte sich beim Verlassen des Bahnhofes so begeben, und ganz von innerstem Herzen war er froh. Vor ihm blieben den ganzen Weg die zwei Burschen, hinter ihm die drei gebildeten Herren; und er ging mit dem Schritt, den ihm die drei Militärjahre gegeben hatten, in den nicht mehr blanken Schaftstiefeln, mit dem grünen Hütel, dessen echter Gamsbart an fünfzig Gulden wert war. Heiter blickten seine blauen Augen aus dem gebräunten Gesicht, und der blonde Bart war hell gegen die Wangen. Er war froh.

Auf diesem Heimweg nach Alraunsdorf, dessen Kirchlein am Fuß des Berges leuchtete, kam in Hans Hochgedachts Angesicht nur einmal ein Ausdruck von Verdruß, der seine Stirne aber bald wieder verließ: das war, als die beiden Bauernburschen vor ihm ein unanständiges Lied zu singen begannen. Solches zu singen lernten die Burschen in ihrer Militärzeit, und Hans wußte das, nur lag eben jener Aufenthalt in der Stadt weit zurück für ihn. Er sagte den Burschen nichts. Sie hätten ihm ja doch entgegengehalten, daß er selbst solche Lieder sänge. Das wäre auch nicht ganz erlogen gewesen. Er hatte beim Astleitner nach den deutschen Liedern das angefangen: „Derf i's Dirndl liabn?" und da hatte nach der ersten Strophe der Pfarrer aus der Wirtsstube herüber geschickt in den Garten, sie möchten es unterlassen; es wär Gotteslästerung, es wäre verboten von der Kirche; sie sollten in Gottesnamen, wenn sie schon singen mußten, bei den politischen Liedern bleiben. Er war gar nicht so unduldsam, der Pfarrer, aber dieses eine Lied konnte er nicht vertragen. Der eine Turner aus Mürzzuschlag war daraufhin aufgestanden und hatte dem Wirt geantwortet: wir singen keine politischen Lieder, sondern nationale, deutsche Lieder, und das ist auch eins! und sie hatten unentwegt das Lied zu Ende gesungen. Und Hans war es auch gewesen, der es noch auf dem Bahnhof angestimmt hatte. Aber es war doch auch ein zu schönes Lied, wo der Herrgott selber antwortet: „Z'wegn dem Büabl han i's Dirndl gmacht." Er lachte in sich hinein über diesen Gedanken, aber da war es auch zu Ende und ließ wieder Raum im Gehirn, das zu hören, was die andern da vorn sangen.

II.

Im Dorf war es still. Hans Hochgedacht erreichte die Wirtschaft des Pfarrers. Nach der Straße zu ging die Wand des Kuhstalls, die unten viereckige Luken hatte, so daß die Jauche dort herausrann in den kleinen Graben an der Straße. Ein Holzgittertor kam dann, und das öffnete Hans, ging über den Hof und sah lieber nicht nach den Fenstern des Pfarrers, sondern

trat seitlich in das Gartel, auf dessen engen eingebretterten Wegen er unbehaglich entlangschritt, während schlechtgebundene Nelkenbüschel ihn an die Stiefel und rauhe Sonnenblumenblätter ins Gesicht schlugen. Am Ende dieses Blumenspießrutenweges aber sah er schon zwei Schürzen und ein Kopftüchel durch die tiefere Dämmerung schimmern, die auch die Stimmen zu dämpfen schien.

„Da ist er endlich," sagte die Stimme Lisls, der jungen Frau. Sie saß mit ihrer Patin, der alten Wirtschafterin in der Pfarrei, auf einer Bank, schon am rückwärtigen Zaun des Pfarrgartens. Dort war ein kurzer Rasenfleck mit einem hochbetagten, verkrümmten Birnbaum, auf dessen moosiger, gelbfleckiger Rinde meistens Raupen zu finden waren, und seine Blätter zackten sich durchlöchert und zerfressen, schwarz und spärlich gegen den noch leuchtenden Himmel. „Hast sie denn auch bis am Bahnhof begleiten müssen!" sagte Lisl mit leichtem Vorwurf. „Weißt, was mir daweil g'scheh'n is?" — Die Alte tastete nach Lisls Hand, doch sie wehrte sie ab. „No was denn?" fragte Hans. — „Ach, den Hals hat mir eine Raupe von da zerbissen." — „Das weiße Halserl!" kicherte die Alte. — „Warum ihr auch immer auf dem Bankel da sitzen müßts, wo's Raupen regnet; hast du's denn nicht gwußt?" warf Hans ihnen vor. — „Ja, ich hab gdacht, du kommst eher." Sie fuhr sich mit einem schmerzlichen Gesichtsausdruck mit den Fingern an den Hals. „Armer Hascher," sagte Hans, „laß sehn". Sie neigte den blanken Nacken: „Du wirst ja nichts mehr sehn." — „Doch, da bist bissel rot. Geh her." Er legte seine Lippen darauf, heiß und saugend. „Au, das Genick tut mir weh, du tust's mir ja brechen," jammerte sie endlich. — „Das weiße Halserl!" kicherte wieder die Alte, die nun in der Dämmerung ihr Gesicht gleichsam in die Höhlung ihres Kopftüchels zurückzog, so daß es leer schien wie die Mündung eines Schneckenhauses; ihr Gekicher klang lästig und unheilig antastend heraus. — „Mali!" rief jetzt eine tiefe ferne Stimme. Es war der Pfarrer. Er hatte schon Licht, man sah es zwischen den Stauden. Hans, der sich unwillig von Lisl gehoben hatte, sagte: „Hörts nit? der Pfarrer ruft, gehts doch, gehts!" Mali antwortete nicht, sondern schob sich durch die schmale Gartengasse weg. Die beiden Eheleute schwiegen eine kleine Weile, Lisl empfand sehr deutlich die Abneigung Hansls gegen die Wirtschafterin. Daher sagte sie nach einer Weile, wie entschuldigend: „Schau, sie hat uns doch zusammengebracht." — „Eben deshalb," brummte Hans, „denn das Gerenne zu der Person kann ich nicht ausstehn". — „Aber geh," wandte Lisl ein, „bist denn du nicht beim Astleitner gsess'n? Da kann doch ich —" — „Wärst lieber dorthin gekommen. Hätt' dich nicht gereut." Sie dachte nach. „Kann sein. Man hat das Singen schön bis her gehört." — „Bist denn die ganze Zeit da gsessen?" — „Ja." — „Und immer auch mit der Mali?" — „Nicht immer. Der Herr Pfarrer war auch dagwesen." — „Aha." Im Dunkel konnte der Hans nicht sehen, daß Lisl rot war, ihre Augen erregter umhersahen. „Du, gehn wir weg da. Du hast recht. Hättest mich nur nicht so lang warten lassen. Gehn wir, wir sind ja so spät dran. Bleib doch nicht sitzen." — „Jetzt werden dich die Raupen schon nicht mehr auffressen," meinte er, aber da sie nicht nachgab,

stand er auf. „Hat der Pfarrer dich ausgmacht, daß ich das Lied gsungen hab?“ — „Ja, Hansl. Das vom Dirndl liabn.“ In Erinnerung daran lachte Hans kurz auf. „Hallo, hallo,“ sagte er, „hast du's ihm g'sagt?“ — „O, ordentlich geben hab ich's ihm!“

Sie stand prächtig da an den dämmerigen Stauden, in die sie mit der Hand unsicher griff, groß und kräftig und vielleicht schön. Es war schon recht dunkel. „No komm.“ Sie wollten gehen, trafen aber am Eingang zu dem engen Gartenweg hart aneinander, da sie nicht wußten, wer voran gehen sollte, und der Stiefel Hansls stieß derb an Lisls Fuß. „Au,“ sagte sie, aber ganz leise, und das hatte nur einen Moment Bedeutung, denn ein Kuß preßte es zurück. Seine Hand drückte ihr den Arm, daß es ordentlich weh tat. Dann ging er voran. Man sah vom Hof aus die Lampe des Pfarrers in seinem Zimmer stehen, das Fenster war offen, Weinblätter hingen schwarz über die gerade Kontur des Fensterrahmens. Er schien drin mit der Mali zu sprechen. Da faßte Hans sein Weib um die Mitte, mit starkem Griff hielt er sie an sich und begann laut und übermütig noch im Pfarrhof zu singen: „Derf i's Dirndl liabn?“ Doch das Lied mußte sich gegen eine warme zitternde Hand wehren, die dem Hans den Mund zuhielt, so daß es gehemmt war und bald innehalten mußte. „Willst du ihn ganz wütend machen!“ bat sie. — „Aber Lisl,“ rief er lustig, „das hab ich nicht wegen dem Pfarrer, sondern wegen dir gsungen!“ Er stieß in das nächtige Tal einen schallenden Juchzer aus, und damit nahmen sie Abschied vom Sonntag und klommen bedächtig den finsteren Bergweg zu ihrem Hof hinauf.

III.

Reichlich eine Stunde Weges brauchte man zum Hof des Hans Hochgedacht. Der Pfarrer erfuhr es am nächsten Tag, daß es kein leichter Spaziergang war, die jungen Eheleute zu besuchen. Der holperige Fahrweg hob sich unausgesetzt; bis hinauf, wo eine schöne bebaute Hochebene sich ausbreitete. Ehe der Bergstock sich zu neuen Kuppen erhob, ging's durch einen alten, an keiner Stelle ausgehauenen Nadelwald, dessen untere Zweige überall abgestorben waren und mit ihrer rostroten dämmerigen Wildnis den Blick nirgends durchließen. Die ganze Waldung gehörte der Pfarre, die an Grundbesitz sehr reich war, so klein sie sonst sein mochte: sie zählte an hundertsiebzig Seelen, und man verlieh sie gewöhnlich einem sehr alten oder einem sehr jungen Seelsorger. Der gegenwärtige nun blieb gleich zu Anfang des Waldes, als er Wiesen und Felder hinter sich hatte, schwitzend und schnaubend stehen, knöpfte sich rückwärts am Hals den weißen Halskragen ab und setzte dann schwerfällig seinen Aufstieg fort. Die zweite Rast gönnte er seinen Bauernschritten erst, als die Helligkeit der bebauten Fläche oben durch die Stämme schimmerte und der steile Weg seine letzte Krümmung machte. Dort stand nämlich ein Brunnentrog, aus einem Baumstamm ausgehöhlt und dick mit Moos überzogen. Eine Holzröhre fing im finstern Tannicht, zwischen Huflattich und Farnkraut, die Quelle und leitete einen Faden Wassers in den gefüllten Trog. Der Pfarrer tauchte die Hand ins Wasser; es war kalt. Er legte den Mund

an das Rohr; es war gut. Dann streifte er den Priesterrock- und den Hemdärmel bis hinauf und fuhr mit dem nackten Arm in das Wasser, um den Auslaßpflock zu suchen; es war nicht leicht, ihn herauszuziehen, denn er schloß fest und war ganz glitschig von Bemoosung. Endlich brachte er ihn heraus, und das Wasser schoß unten durch, lief auf die Straße, verteilte sich in den Wagenfurchen und suchte sich einen Weg den Abhang hinab. Bis der Trog geleert war, trocknete der Pfarrer Arm und Rock mit seinem Taschentuch, kühlte sich damit das Gesicht und knöpfte zuletzt den Halskragen wieder an; und dann warf er den Auslaßpflock zwischen die Nadelbäume hinunter und horchte, wie er rollte.

Nun verließ er den Wald. Zwischen Wiesenbuckeln voll reifer Blumen führte die Straße eingesenkt, steinig, von Obstbäumen überdacht, an den Hof. Das Tor der Umzäunung setzte mit seinen Stangen über die Straße, doch war auf beiden Seiten auch eine Trittbank angebracht. Der Pfarrer stieg hinüber und hörte schon einen Kläffer an der Kette reißen und ihn begrüßen. „Je, der Herr Pfarrer!" rief Hans verwundert aus, der vom Mittagessen aufgestanden war, um den Ankömmling zu sehen; auf seinen Ruf trat auch Lisl aus der Stube. Sie sah ihn ohne Gruß an; der große starke Mann stand gerade gegen die Sonne, so daß sie mit eingezwinkerten Augen nur seine verdunkelten Züge und das Leuchten einiger kurzer blonder Härchen auf seinem Kopf ausnahm.

„Kommt der Herr Pfarrer nicht in die Stuben?" fragte Hans. — „Aber nein," widersetzte sich Lisl sofort, „wie kannst du den Herrn Pfarrer aufhalten wollen! Bitte setzen nur auf, Herr Pfarrer!" — „Willst du eine Hauswirtin sein?" fuhr Hans sie an. Der Pfarrer setzte den Hut auf, machte einen wulstigen Mund und erwiderte gedehnt und wie überlegend: „Nur eine ganz kleine Sach, die ich abzumachen hab, Bauer!" — „Setzen sich doch Herr Pfarrer," bat Hans. — „So laß doch den Herrn Pfarrer!" rief Lisl heftig. Vor dem großen breiten Menschen, der viel größer war als Hans, stand sie jetzt wie einem unbekannten Koloß gegenüber; denn sie sah nur seine dunkle Masse vor sich und nicht sein Gesicht, alles Einzelne blendete ihr die stechende Sonne weg; aber so unbequem ihr auch diese Stellung sein mußte, sie änderte sie nicht, da sich's einmal so von Anfang traf, und blieb mit einem fast katzenhaften Kampfwohlgefühl der unbedingt feindlichen Erscheinung gegenüber.

„Also Bauer," sagte der Pfarrer und sah ihm mit neugierigem Blick in das unbewegte Gesicht, brach aber ab: „Könnt ich nit ein Glas Wasser kriegen, Bäurin?"

Lisl drehte sich um und brachte rasch den Trunk. Der Pfarrer stürzte ihn hinunter, Lisl sah das gehobene Glas in der Sonne stark auffunkeln; er stellte es auf die Bank vor die Tür: „Ich dank auch schön. — Ein gutes Wasser habts ihr hier, das muß euch der Neid lassen. Ein guts, frisches Wasser. Das ist da vom Waldbründl?" Beide nickten. „Also Bauer, was ich zu reden hab. Und sehts, welcher Zufall, es betrifft gerade das Waldbründl, denkts Euch nur. Nämlich, das ist doch die bekannte Gschicht. Es

g'hört mit dem ganzen Wald — das wißts Ihr, der ghört nicht Euch — mit dem ganzen Wald also ghört das Bründl dem Pfarramt; und ihr holts halt Euer Wasser von dort?" — „Eine Krone zahl ich jährlich für die Nutznießung," antwortete Hans langsam, „das ist ja schon immer so gewesen." — „Ja, aber das hört jetzt auf . . . kurz und gut: das Pfarramt untersagt die Benutzung, Ihr müßts Euer Wasser von wo anders versorgen."

Die Augen der Bauersleute lagen auf der Gestalt des Pfarrers mit so zitterigem Schein wie windgestreiftes Wasser. Da hatte also der Schwarze seine Grausamkeit heraufgebracht, und hilflos standen sie ihr gegenüber. Inzwischen war der alte Knecht, der drinnen noch gegessen hatte, hinter ihnen in der Tür aufgetaucht und hatte seinen gläsernen, sinnlosen Blick hinausgesendet; er war ein Kretin und wurde von den Bauern auf dem Felde öfters beschäftigt. Er erkannte auf einmal den Pfarrer und schob sich zwischen Lisl und Hans heraus, hatte in einer Hand noch den mit Sterzbrocken besetzten Löffel, die andre griff nach der Hand des Pfarrers, um sie zu küssen; aber Lisl trat rasch vor ihn, sie sah gerade den tief geneigten Schädel vor sich, dessen blanke Rundung von ein paar gelbgrauen Haarsträhnen verdeckt wurde; sie stieß seinen Arm weg und gab dem Taumelnden noch einen Stoß in den Rücken, so daß der Knecht einige Schritte hintorkelte und dann mit einem Blick aus dem knolligen und faltigen Gesicht hinübersah wie ein Hund. Hans rief ihm zu, an die Arbeit zu gehen; da nahm er von einem Zaunpfahl nickend und grinsend einen schwarzen Hut aus Stroh und entfernte sich, auf den dünnen Beinen sich wiegend, zur Scheune. Lisl hob den Löffel auf und wischte ihn in der Schürze ab.

„Na ja, wenn's der Herr Pfarrer sagt, wird's wohl so sein," antwortete Hans in schwerer Ruhe. Lisl aber sagte laut, fast gellend: „Nein, daß aber der Herr Pfarrer sich die Müh genommen hat und kommt es uns selber sagen!" Dabei stand sie dicht vor dem Pfarrer, der ihr ins Gesicht starrte: schön war sie, sonnverbrannt, das strohblonde Haar lag in dicken Kränzen um den Kopf; vielleicht war die gerade Nase etwas zu lang, aber wie funkelten die rein himmelblauen Augen. Der Pfarrer wandte sich kurz von ihr ab: „Ich tät das nicht, Bauer, wenn ich nicht müßt. Aber wenn Ihr Euch zu den Turnern und Lehrern haltst, dagegen muß ich ankämpfen, wozu wär ich Pfarrer, und das Ansehn und die Anordnungen der heiligen Kirche wahren." — „Ah ja, das müßts Ihr schon!" rief Lisl rauh. — „Ich sprech zum Bauern," verwies der Pfarrer möglichst milde, „und hab eigentlich auch nichts mehr zu sagen. Habts im Lesebüchel, wie ihr in die Schul gangen seids, nicht den Spruch gelernt: Vorgetan und nachbedacht —" — „Hochgedacht heißt's hier, Herr Pfarrer," rief Lisl mit höhnischem Mutwillen dazwischen. Er wandte sich ab und nickte im Fortgehen: „Das Weibsbild kennt kein' Respekt. Also grüß Gott. Tut mir leid, aber ich muß als Pfarrer väterlich strafen. Jetzt werds ihr's euch wenigstens merken, ihr deutschnationalen Schreiköhlen. Erst juchzen, dann schluchzen."

Mit großen Schritten ging er. Aber Lisl lief ihm ein Stück nach, und gerade als er über den Zaun stieg, sah er sie noch neben der Scheune auf

einer kleinen Erderhöhung stehen, vor der Sonne, so daß er nur ihre Gestalt und ihr schimmerndes Haar sah; sie hatte das Glas in der Hand und wischte den Rand eifrig mit der Schürze ab. „Da habts Ihr getrunken!“ rief sie ihm nach, „aber was wisch ich denn! Da trinkt doch nit amal meine Katz mehr draus!“ und sie warf es gegen die Mauer, doch es fiel ins Gras und zerbrach nicht. Der Pfarrer war schon unsichtbar, er ging sehr schnell.

„Was bist denn so unsinnig!“ warnte Hans, der nachgekommen war, und hob das Glas auf, „laß ihn, er kann doch beim Brunnen nit stehn und aufpassen.“ — „Ah, nicht einen Tropfen trink ich von dort, und wann's am Verdursten stünd!“ Ihre Stimme war tief vor Wut, aber fest. — „Nachher wird's mit dem Wasser aber eine liebe Not sein,“ meinte Hans; „von unten her, von dem kleinen Bründl, das dauert wohl eine halbe Stund und ist eine schwere Schlepperei!“ — Seufzend fuhr er fort: „Das hab ich mir immer gedacht, daß der Hof seinen eigenen Brunnen haben müßt, sonst ist er nix wert — aber jetzt hat halt der Vater da g'lebt und der Großvater . . .“ Sie sprach nichts mehr und trat ins Haus.

In der nächsten Zeit versuchte Hans des Brunnens wieder habhaft zu werden, doch umsonst. Der Ortsvorsteher war ein Fuchs und ließ es zu keinem Konflikt mit dem Pfarrer kommen, und so ermahnte er Hans nur, sich keinen politischen und unreligiösen Umtrieben anzuschließen. Da wandte er sich an den Lehrer und stellte ihm vor, welche Mühe ihm jetzt das Beschaffen des Wassers kostete. Aber der Lehrer antwortete: was könnte er denn da tun! Am besten wär es, sich an einen Abgeordneten zu wenden, der würde diese niederträchtige Quälerei im Kampf gegen die Klerikalen ausgezeichnet verwerten. — Da verstummte Hans Hochgedacht.

IV.

An einem heißen Julimittag des nächsten Jahres begab es sich, daß ein Städter und sein kleiner Bub auf den Hof kamen. Sie taten das Holzgatter auf und wieder zu, der Hund kläffte sie rasend an, und Lisl trat in die Haustür. Der Fremde, ein großer Mann mit scharfen Augengläsern und einem schwarzen Vollbart, der nur an den Enden leicht ergraut war, blieb stehen, während der Bub vor dem angeketteten Hund noch ein paar Schritte retirierte. „Grüß Gott! kann mein Bub einen Schluck Wasser machen?“ Lisl sah den kleinen Knaben an, der sehr rot im Gesicht war; er hatte eine Botanisierbüchse um, in der Hand ein Schmetterlingsnetz, und auf dem Strohhut war ein schöner Schillerfalter aufgespießt. „Mit'm Wasser schauts nicht gut aus bei uns heroben!“ meinte Lisl, „das ist schon ziemlich abgestanden . . . aber einen Most können S' haben.“ — Der Städter hieß den Buben sich auf die Bank setzen: „Hinein gehn wir nicht, es ist wohl kühl drin, und da verkühlst du dich höchstens. Zuerst also zwei Trum Brot, bitte ja, Frau Wirtin?“ — „Ah ich bin doch keine Wirtin!“ meinte Lisl lächelnd und ging hinein. Der Bub setzte sich müde hin, der Vater trocknete sich den Schweiß von der Stirn und ging behäbig auf und ab, alles musternd. „Schau, Papa,“

sagte der Bub und zeigte auf ein Bildchen über dem Fenster, das einen Jäger darstellte, und darunter stand der Spruch:

Bist wohl a Jager,
Hast wohl a Büx,
Schießt wohl hoch aufi,
Aber fallt nix.

Der Bub las es und lachte. „Ein Öldruck", sagte der Vater verächtlich. Mit Lisl, die zwei Brotklötze auf einem Teller hertrug, trat auch Hans heraus, mit seiner Pfeife, kurz grüßend und dann schweigend sah er die Fremden an. „Jetzt iß," sagte der Vater, „und dann trinken wir." — „Also einen Most?" fragte Lisl. — „Ja . . . aber ein Wasser gibts doch auch? Wenn's geht, wollen wir's doch kosten." Der müde Bub, der so riesige Bissen im Mund hatte, daß man sie in den Backen ordentlich umgehn sah, blickte jetzt lächelnd und fragend den Vater an: „Aber ein Most schmeckt halt besser." Lisl brachte ein Glas. Der Vater hielt es gegen die Sonne, trank, spülte es wieder aus. „Na!" sagte er darauf, „dann bitt ich schon um einen Most. Einen Liter, soviel trinken wir schon. Das Wasser" — sagte er zu dem Kleinen — „ist ja ganz lau. Ich geb nichts drauf, es müssen auch irgendwelche Salze fehlen, ich geb schon gar nichts drauf." Nach einer Pause stellte er sich vor das Jägerbild, las einen Vers und fragte den Bauern: „Trinkt Ihr das immer?" Hans nahm nach einer Weile die Pfeife aus dem Mund, sagte: „Selten" und steckte sie wieder hinein. — „Von wo holts Ihr denn das?" Hans antwortete nicht, sondern zeigte mit dem Mundstück der Pfeife nur in der Richtung, woher die Ausflügler gekommen waren. „Dort?" meinte der Vater und runzelte die Stirne, „wir haben wohl eine Pfütze gseh'n, aber wohl eine halbe Stund weit? Das ist euer Bründl?" — Hans nickte. „So haben wir doch solches Wasser bekommen!" rief der Städter überrascht, „und ich hab Dir dort nicht zu trinken erlaubt, Gusti! Weißt es noch?" — „Wo der Trog gestanden ist," nickte der Kleine.

Inzwischen brachte Lisl eine Flasche gelben trüben Mostes und stellte ihn mit zwei Gläsern auch auf die Bank; die letzten Worte des Gesprächs hatte sie gehört. „Und das ist der nächste Brunnen?" fragte der Vater. Lisl sah ihren Mann an, der nicht gleich antwortete, sondern sich erst nach einer Zeit zu einem trotzigen Ja entschloß. Jetzt trank der Städter. „Ah, gut ist er schon! Wenn Ihr Durst habts, so trinkts Ihr immer nur Most?" — „Na, Mistsuppen werden wir trinken!" sagte Hans trocken. Der Städter lachte. „Aber er ist ja ausgezeichnet, Euer Most! Gelt, Gustl?" Der Bub nickte aus seinem Schnabulieren heraus begeistert, er gefiel der Lisl sehr. „No und überhaupt, Ihr habts es doch hier sehr schön. Die wunderbare Luft, da der Wald, und viel Sonn, und dort der Zipfl, der herausguckt, ist doch der Rötelstein? Ghört das alles Ihnen?" Hans nickte. — „No da habts Ihr wohl viele Knecht?" — „Zwei haben wir jetzt", sagte Hans. — „No und Kinder habts keine?" — Lisl sah auf Hans, da er aber diesmal keine Miene machte, die Pfeife aus dem Mund zu ziehn, entgegnete sie leise und schnell: „Ein Kleines haben wir ghabt, es is uns aber gstorbn mit ein Monat." Und

da mußte sie sich schon zur Tür abwenden und hielt die Hand über die Augen. Alle schwiegen, bis der Städter teilnehmend fragte: „Was hat ihm denn gfehlt?“ Lisl wandte sich um, atmete tief auf, gab die Hand herab und sagte bange: „Jö, ich weiß nicht.“ Der Fremde, scheinbar nur mit dem Trocknen des Taschentuchs beschäftigt, fragte weiter: „Was hat denn der Doktor gesagt?“ Lisl kam es vor, als hätte sie sich verraten: „Nix.“ — „Nix hat er gsagt, so. War das Kind nicht recht nervös?“ — „Ja, das hat er schon gmeint. — Leben hats halt nit können!“ Der Fremde wurde jetzt etwas aufgeregt, stellte das Glas heftig hin und sprach mit scharfem Blick durch seine Augengläser: „Laßts Ihr Euch nicht einen Brunnen bohren?“ — „War eh der Brunnenmacher da und hat probiert“, sagte Hans jetzt lauter, „ist aber nichts draus worden, ist nur auf Stein gestoßen.“ — „Dann“, meinte der Fremde warnend, „wirds gut sein, Ihr trinkts weniger Most! Lieber eine Milch, oder stellts einen Sauerbrunn im Keller!“ — „Ah, das könnt mir grad einfalln“, murmelte Hans. — „Ja, so seids ihr Bauern!“ rief der Städter und schlug mit dem Bergstock, den er von der Bank wegnahm, mehrmals hart auf den Boden. „Man sagts euch, und ihr tuts es nicht. Da werds ihr halt keine lebendigen Kinder mehr kriegen, machts euch drauf gefaßt, oder ein echten steirischen Trottel, das wird euch nachher recht sein, ja.“

Die beiden Eheleute standen in der Tür und regten sich nicht. Hans spürte auf einmal, daß so eine Gefahr und so ein Gericht da an derselben Stelle stand wie der Pfarrer damals; und Lisl sah den feinen Buben an, der ihr so gefiel und der jetzt aufstand und zu seinem Papa trat. „Was ich sag, dürfts ihr mir nit übelnehmen“, sagte dieser, „vergiß nicht das Netz. Also schönen Dank, und wieviel sind wir denn schuldig.“ — „Ah nix“, sagte Lisl und lachte. „Aber doch ein Trinkgeld?“ — „Ah nix“ und steckte die Hände unter die Schürze. Der Bub las noch einmal das Sprüchel, um es sich zu merken: „Bist wohl a Jager.“ — „Also wir danken schön, und bhüt Gott.“ Lisl ging voran und öffnete die zweite Gattertür. „Bhüt Gott.“

V.

Während die Ausflügler auf der ansteigenden Straße zwischen Apfelbäumen verschwanden, kehrte Lisl sich eben dem Hof wieder zu, als ihr auch schon eine grauenvolle Angst in den Kopf stieg. Denn aus der Stube hörte sie einen furchtbar gequälten Laut, und hinfliegend sah sie ihren Mann am Tisch sitzen, brüllend seinen braunen Kopf auf die Tischplatte schlagen und ihn sich mit Fäusten hämmern. „Was hast denn, Hansl!“ schrie sie auf und hielt ihre Hände schützend über ihn. Der starke Mann, hingebeugt, begann da hart und dunkel zu schluchzen, daß es seinen ganzen Körper riß; und nun weinte Lisl mit. „Nie sollen wir . . . nie sollen wir . . .“ stammelte er, „mit der verfluchten Singerei damals! mit den verfluchten Turnern!“ Lisl wischte sich sofort die Tränen weg, setzte sich neben Hansl und legte den Arm um ihn. „Hansl, hör auf, ich will's, du peinigst dich umsonst!“ sagte sie mit so veränderter Stimme, daß der Bauer gleich aufhorchte, noch eine Zeit

das Gesicht nicht sehen ließ, ihr dann aber die verweinten Züge zuwandte. „Hansl, du tust dir selber ein Unrecht. Wart, jetzt will ich dir schon sagen." — „Ja was denn? Hat der Stadtherr denn nicht recht? Ist das nicht einzusehn?" „Du hasts dir aber nicht mit deiner Singerei beim Pfarrer verdorben — sondern mit mir!" Und nun erfuhr Hans, daß er den Brunnen nicht mehr benützen dürfte, weil die Annäherung des Pfarrers an die Lisl eine energische Ablehnung erfahren hatte, am selben Nachmittag, als er die Turner auf die Bahn begleitet hatte; und die Mali hätte kuppeln wollen, und deshalb wär sie nie mehr zu ihr gegangen und hätte justament von dort kein Wasser mehr geholt, und jetzt sollte er's nur wissen. Langsam beruhigte sich Hans während der Erzählung, und als sie zu Ende war, zeigte er weder Zorn noch Rachegedanken. Einmal stöhnte er auf: „So schlecht sind die Menschen!" und ging dann an seine Arbeit wie sonst.

Und obwohl er weiter nicht davon sprach, beschäftigte ihn doch nichts andres mehr. Gegen den Pfarrer war nicht aufzukommen. Selbst wenn vor der geistlichen Behörde seine Bosheit nachgewiesen wurde, erreichte er damit allenfalls, daß er versetzt wurde oder sonst verschwand, aber den Brunnen würde man ihm schon aus Rache für die peinliche Untersuchung dann unter einem andern Vorwand nehmen. Etwas in ihm drängte immer zur Klarheit, und so rangen seine Gedanken unablässig in ihm, wie ein Ausweg zu finden wäre oder wenigstens eine Richtschnur des Handelns. Auch in der Nacht wühlte das in ihm, den ganzen Morgen stand es mit ihm auf, und über den schweren heißen Sommertag brannte es in seinem Hirn. Dann aber am furchtbarsten, wenn er sein Gut, sein Feld vor sich sah, den Stand der Saaten und Wiesen, die Qualität der Produkte betrachtete, oder wenn er es verglich mit nachbarlicher Wirtschaft. Und einmal, während der halb betäubten Rast unter einer schattigen Linde, in der die Bienenschwärme tosten, während eines schlafbefangenen Starrens aus dem grünen Dunkel in das grelle Gelb des sanftansteigenden Erntefeldes, überfiel ihn plötzlich die unnennbare Angst vor Kindern, die mit halben ungesunden Sinnen um ihn aufwachsen sollten.

Von da an stand es schlimm um die Ehe des Hans Hochgedacht. Lisl verstand ihn nicht, sie wurde allmählich zu mancher Zeit zänkisch und unverträglich. Hans hatte sich in der Gewalt und tat, als merkte er ihre grollenden Anspielungen nicht. Was er als notwendig erkannt hatte, setzte der klare, harte Bauernschädel bei sich und gegen sich durch. An den Schläfen wurde er ganz leicht grau, und war erst dreißig. Ihre schöne und kräftige Gestalt konnte er höchstens noch mit trübseligem Lächeln ansehen; sie meinte, er verachte sie damit, und wußte eines Tages, daß sie nicht glücklich war. Jetzt sagte sie sich's vor und mehrte sich damit alle Mühen und Verdruß. Die kleinste Handreichung tat sie jetzt mit Unzufriedenheit; ihre Stimme wurde schrill, und ihre Bewegungen, wenn sie etwas auf den Herd setzte, wenn sie einen Obstbaum aufband, wenn sie eine Tür auftat oder schloß, wurden grob und unfreundlich. Und ihm war es wieder bei jedem Schluck Most, den er tat, als sperre sich ihm etwas ab, was in der Zukunft sein konnte. Es war

zuletzt nicht mehr möglich, so zu leben. Sie wurde laut, und er wurde ganz still. Maßlose Traurigkeit war in ihm, daß sein Leben so grausam erstickt werden durfte, weil es ein Mensch so verhängte, daß sein Hof, ein alter Bauernsitz, einfach aussterben und veröden sollte. Und wieder eine Klarheit rang er sich ab: wenn er den Brunnen nicht wieder bekam, so war es gleich, ob er sich heute hinlegte und starb, oder erst in vierzig Jahren, abgearbeitet für nichts und niemanden: die Stuben blieben ja leer, der Hof still.

Und so kam ein Abend im September, an dem Lisl strickend auf der Bank vor dem Haus saß und Hans sich zu ihr setzte. Sie merkte es sofort, daß er etwas auf dem Herzen habe; aber lange blieben sie stumm und atmeten nur, doch eines auf des andern Atem horchend. Endlich fing er an und sagte bittend: „Möchst nicht zum Pfarrer gehn, Lisl." — „Was soll denn ich dort ausrichten!" entgegnete sie herb. „Er möcht gar denken —" Nach einer Weile sah er sie wieder an: „Möchst nicht doch zum Pfarrer gehn, Lisl?" Erst lächelte sie, dann kam ein bitterer Zug um ihren Mund; aber sie wandte ihm ihren vollen Blick zu und ließ die Strickerei in den Schoß sinken: „Und wenn du mich einmal gar nicht mehr mögen tätest — und dazu fehlt ja nur noch das Fortjagen — und wenn du mich fortjagen tätest — ich ging zu keinem andern, am allerwenigsten aber zum Pfarrer!" Der Bauer nagte an den Lippen und fuhr nach ein paar Augenblicken barsch heraus: „Zum Pfarrer wirst gehn! Ich schaff's dir an!" Sie sprang entsetzt auf, ihre Augen funkelten. Trotz ihrer wochenlangen Gereiztheit beherrschte sie sich. „Hansl, du redst in einem sonderbaren Spaß." — „Ich bin dein Mann, ich bin's, der dir anzuschaffen hat. Und was ich auf mich nehm, das mußt du auf dich nehmen. Das Ärgste ist es nicht, was . . . was ich . . . Es ist eher auszuhalten! Das Ärgste sind unnütze und halbete Kinder. Gsunde Kinder muß der Hof da haben! Gsunde Kinder braucht die Wirtschaft! Ich will keine Familie von Trotteln. Zum Pfarrer gehst!" Er bebte. — „Schrei nicht so, wo sind denn die Knecht'?" rief sie gedämpft. Er zeigte nur kurz ins Freie. „Noch nicht daheim." Da fing sie an zu weinen. „Heilige Mutter Gottes! Hansl, hab doch ein Einsehn. Was machst denn aus mir? Magst mich denn gar nicht mehr? Hansl, schau an, das wär ja fürchterlich! Hast denn kein Ehr im Leib?" — „Das geht mich nix an, ich brauch gsunde Kinder!" — „Aber ich kann das doch nit tun. Lieber Gott, so eine Sünd. Und ich, was denkst du denn von mir?" — „Red nicht lang. Zum Pfarrer gehst! das ist alles lang erwogen." Über das ganze Gesicht lachend sah sie ihn an, so standen sie einander gegenüber. „Ich geh nicht zum Pfarrer", lachte sie, den Kopf schüttelnd, ruhig und heiter. Da ging er in die Stube und sprach den ganzen Abend kein Wort mehr. Die Knechte guckten ihn beim Essen an, und Lisl, obwohl sie auch nicht mehr viel sprach, war doch freundlicher als sonst.

Gegen Morgen, ein Frühvogel schrie schon, sagte sie auf einmal leise: „Bist auch schon wach?" — „Schon lang." Sie lagen nebeneinander, stumm und eins des andern bewußt. Draußen schrie der Vogel, klein und grell. Sie begann lautlos zu weinen, drehte sich um, ließ die Tränen ins Kissen rinnen. „Ja freilich wohl", sagte er hoffnungslos. — „Gelt, es war nicht dein Ernst?"

fragte sie jetzt. Er antwortete nicht. Da legte sie ihre Arme um seinen Hals. Er riß sie herunter. „Nicht eher, als bis du beim Pfarrer warst!“ — „Ich weiß es so, du magst mich nicht mehr!“ heulte sie, „ich kann doch nicht! Ich darf nicht! Es ist Sünde von dir, von mir, ihr lieben Heiligen, stehet uns bei bis zu unserm Absterben, Amen! Hansl!“ — „Den Brunnen muß ich haben! Meine Kinder gehn mir vor, willst du eine Frau sein, die nur vertrottelte Kinder hat? Meinst ich hab keine Ehr? Meinst ich werd nicht mein ganzes Leben dran zehren? Aber gsunde Kinder sind die höchste Ehr und werden mich trösten. Gsunde Kinder, oder keins, und dich auch nicht!“ — „Hansl, ich kann doch nicht. Stich mir die Augen aus, daß ich dich nicht mehr seh, schlag mir die Händ ab, daß ich nicht mehr beten kann, aber laß mir meine Ehr!“ — „Sag das dem Pfarrer, aber nicht mir! Wenn wir Trotteln zu Kindern haben, ist das eine Unehr, die jeder sehn kann, der das Gatter aufmacht. Das ist die schlimmste Unehr.“ Und jetzt sprachen sie nichts mehr. Sie lagen da, unglücklich im Morgengrauen. Die Frühstunde lullte sie wieder in Dumpfheit und stumpfen Gram ein, und dachten eins nur ans andre und wußten doch nichts mehr voneinander. „Vielleicht schlaft sie wieder ein.“ — „Vielleicht steht er bald auf.“

Und als sie sich am andern Tag einmal in heller Sonne gegenüberstanden, fühlen sie, daß sie grauenvolle Worte in der fahlen Nacht gesprochen hatten, die über ihren täglichen Verstand gegangen und jetzt hoch und angsterregend noch über ihnen schwebten. Lisl wartete da, ob er nicht was sagen wollte; er sah das Warten in ihren Augen, aber doch wendete er sich ab und ging. Sie verstand die Welt nicht mehr; sie wollte sich auflehnen mit ihrem Weiberwillen gegen diese ganze Unsinnigkeit, aber wo hatte sie, sich anzuhalten. Sie wäre am liebsten zu ihrer Mutter gegangen; aber noch schien ihr Adriach zu weit. Endlich aber schnürte sie ihre starken Schuhe und machte sich auf zum Pfarrer von Alraunsdorf.

VI.

Lisl vermochte beim Pfarrer nichts auszurichten. Sie hatte sich vorgenommen, wenn's sein müßte, auf den Knien vor ihm herumzurutschen. So weit ließ er es aber gar nicht kommen. Sie hatte begonnen mit herzbeweglicher Bettelei, doch den Brunnen herzugeben; sie wollte doch lebende und gesunde Kinder haben. Er hatte sie bei ihrem Kommen mit spöttischem Lachen begrüßt; jetzt saß er verstummt vor Scham da. Sie fuhr fort: wollte er denn alle Augenblick eine Kinderleich haben und allenfalls Trotteln zu Pfarrkindern! Da wurde er kreideweiß vor Reue. Als sie aber weiter redete und um Erbarmen bat, da doch ihr Mann keines hätte und sie zu ihm schickte, und ihr etwas zumute, was sie nicht könnte, da begann in ihm mit dem heftigen Kampf gegen sich selber auch das Schamgefühl sich zu regen. Er stand auf, und indem er sagte: „Weggehn! weggehn! Ich red nicht mehr von der Sache! Ich will nichts mehr davon wissen!“ trat er ins Nebenzimmer und schlug die Tür zu, daß das Zimmer zitterte. Am Nachmittag hielt er eine verzweifelte Andacht.

Lisl kam erschöpft nach Hause und sagte ihrem Mann nur: er will nicht mehr. Dann lag sie auf dem Heuboden, weinte, schlief ein, starrte dann aus der Luke mit rotem Gesicht in den sengenden Erntetag. Jetzt war ihr das Leben schwer geworden. Und sie sah, daß sie nicht mehr bleiben konnte, daß sie zu ihrer Mutter müßte und nach Hause.

Am andern Morgen schickte indessen der Pfarrer die Mali herauf, um Lisl zu holen. Sie gingen zusammen nach Alraunsdorf, und als Mali vom Pfarrer zu reden anfing, herrschte ihr Patenkind sie an, zu schweigen. Auf dem Pfarrhof betrat sie neugierig und ruhig das Zimmer des Pfarrers; er saß beim Schreibtisch und hieß sie sich auf das schwarze Ledersofa setzen. Er reichte ihr ein Blatt hin, auf dem die Benützung des Brunnens dem Hans Hochgedacht zugesprochen wurde. Sie sah es an, sagte: „Ich dank auch schön . . .“ und blickte ihm fest und hart ins Gesicht. Seine Lider zitterten, das kurzgeschorene blonde Haar stellte sich ihm auf und seine Kopfhaut schien sich den Schädel hinaufzuziehn. „Bleib noch“, stieß er heraus. Sie saß da und starrte auf das goldgerahmte Bild auf der Wand, wo Jesus sein brennendes Herz zeigte. Der Kanarienvogel tickte im Hin- und Herspringen in seinem Käfig wie eine Uhr, und durch die beiden offenen Fenster klang das Dengeln einer Sense. „Gebetet hab ich die ganze Nacht“, sagte der Pfarrer, „damit mich der Herr erlöst, gebetet für dich und mich.“ Er schwieg. „Ich les die Meß, ich hör die Beicht; der Herr müßt Einsehn haben mit mir! Ich reich das allerheiligste Sakrament des Altars, den hochheiligen Leib Jesu selber; aber was kann ich für mein Bauernblut!“ Er brüllte das letzte Wort förmlich heraus und stand auf, daß der Rohrsessel umfiel. Mit bebenden Fingern hob er ihn auf. Lisl rührte sich nicht, ihr Herz klopfte unsinnig, sie begann Gebete zu lispeln. „Bet nicht!“ rief er, „es hilft nichts beim Herrgott.“ Er ging auf und ab. Der Kanarienvogel piepte. „Ob du still bist!“ schrie er und schlug auf den Käfig, daß er aufklirrte, der Vogel wirr aufflatterte und das Wasser aus dem Schälchen auf den Fußboden herausplatschte. „Und die heilige Gottesmutter hilft mir auch nicht, sie auch nicht, zu der ich noch am meisten Vertraun hätt!“ Keuchend blieb er stehen. „Sie haben mich ins Seminar g'steckt, eh ich das Maul hab aufmachen können. Sie haben mir das Geistlichengewand angezogen, eh ich einen Begriff gehabt hab, was in der Welt vorgeht. Ich bin aber ein ganzer Bauernknochen und nicht so ein kleines Heiligenbeindel!“ Er zeigte es am kleinen Finger. „Ich hab die Primiz lesen müssen und hab gesehn: es sind nur alte Weiber in der Kirchen! Ich muß in der Beicht Kundschaft von einem Reich hören, in das ich nicht hineinkann!“ Er brach im Sessel zusammen. „Wär ich das alles los und ledig. Auf die Wiesen ghör ich und im Wald! Eine Büchsen will ich haben und ein Gamsbart auf dem Hut, Jägerliedeln gefalln mir besser als Litanein!“ Sein Kopf fiel auf den Tisch vor ihm. „Lisl“, brach er aus und sprang wieder auf, „Lisl, was kann ich dafür! Ich sag das alles, und du bist mein Pfarrkind. Kein Mensch hört so was, nicht einmal Gott hab ich's geklagt. Edel sollt man jetzt sein, das weiß ich ja, und sagen: Da habt's den Brunnen, nichts weiter. Aber das steht in den Lesebüchern so und in der biblischen Gschicht,

ich tu nicht so, ich bin doch nicht der Kaiser. Schau, Lisl . . ." Er schwieg. Dann reckte er sich auf, und schon fühlte sie seinen Griff. In ihrem Aufatmen doch den Schrei unterdrückend, stieß sie ihn mit aller Kraft von sich, erreichte die Tür; warf sie hinter sich zu und stürzte so rasch die Treppe hinab, daß sie zusammengebrochen wäre, wenn sie sich nicht unten an einem Schrank im Vorhaus gehalten hätte. Gleichwohl brach sie dort in die Knie und blieb einige Augenblicke schwindelnd hingeschmiegt. Dann trat sie in den Hof, blaß aber aufrecht. Oben klang das Fenster. „Da habt's den Brunnen!" rief der Pfarrer, und ein Blatt Papier schwebte herab. Sie stand still, ohne hinaufzusehen, dann hob sie es auf und verließ festen Schrittes den Pfarrhof, gerade als die Wirtschafterin aus dem Gartel auf sie zueilen wollte. Doch sie ließ die Alte stehen und antwortete dem Zuruf nicht.

Nun hatte der Hans ja seinen Willen, nun konnte alles, alles gut sein, der Frieden war errungen. Aber sie war nicht froh, sie war nicht froh! Wie sie des Brunnens ansichtig wurde, fühlte sie sich müde und unglücklich wie nie. Und als sie das Gatter aufmachte und den Hof vor sich sah, und das grüßende Kläffen des Hundes, war es ihr zu furchtbarer Bitternis, daß er ja seinen Willen haben mußte! Und wo sie verzweiflungsvoll mit sich selbst hinsollte, wußte sie nicht.

VII.

Auf dem Hof des Hans Hochgedacht lag der Schweinestall nach rückwärts gegen die Wiesen zu; ein immer in Unrat schwimmender Weg führte vom Kuhstall ums Eck dahin, an mächtigen undurchdringlichen Brennesselbüschen vorbei. Dort ging Lisl. Sie hatte das Essen auf den Herd gesetzt und dem einen Knecht, der vom Feld gekommen, gesagt, er solle es dann auf den Tisch geben. Es litt sie nicht unter ihren Hausgenossen, sie mochte niemanden sehen. Dann stieg sie auf den Heuboden, auf die Tenne, lief in den Kuhstall und zuletzt zu den Schweinen. Der Stall war innen durch niedrige Balkenwände in drei Stände abgeteilt. Lisl öffnete den Riegel zum dritten, unbenützten, lehnte die Tür hinter sich zu. Die Schweine begrüßten sie nebenan mit gefräßigem Jauchzen und wetzten an der Balkenwand ihre Haut. Sie setzte sich in dem kleinen, dämmerigen Raum schwer in einen Winkel, war ganz eingehüllt in den starken, süßlichen Geruch des Stalles. Sie zog die Beine unter die Röcke, kauerte so da, stromweis rannen ihr die Tränen herunter, und nebenan quiekten, plantschten und wälzten sich die Schweine. Durch die Ritzen des Balkenwerks sah die Sonne wie pures Gold. Nach geraumer Zeit hörte sie, wie von weitem, ihren Namen rufen; sie spürte, daß sie gesucht wurde und blieb. Der Knecht kam und fütterte die Schweine, mit Wut stürzten sie sich über den Fraß und wurden nicht still, bis sie mit letztem Schluchzen und Grunzen gesättigt waren. Lisls Herz klopfte bei der Nähe des Knechtes. Aber er entfernte sich. Sie blieb, wechselte höchstens ermüdet die Stellung und spürte draußen den Bauerntag vorbeigehen, an dem sie kein Teil hatte, nicht an dem Geräusch der Mähenden, nicht an dem sommerlichen Tosen von den reifen Wiesen her. Ein Gefährt fuhr durch den

Hof, auch Leute mußten vorbeikommen, das Gekläff des Hundes klang aufgeregt herüber. Lisl kauerte müde im Dunkel, weinte krampfhaft, nickte ein wenig ein, erwachte mit starren Gliedern, weinte wieder leise. Man hörte den rischen Takt der Sensen. Dann erloschen die Ritzen, die Sonne stand wo anders; und sie spürte deren Tieferstehen, denn es wurde ihr in irgendeiner Weise wohl. Das Hühnervolk zog draußen vorüber, die ernste Henne umschwärmt von zartem, furchtsamem Gepiepe. Lisl fröstelte, sie hatte so lange nichts gegessen. Und dann auf einmal, ohne daß sie jemanden kommen gehört hätte, und sie weinte schon lange nicht mehr, wurde der Riegel draußen mit einem Krach zugestoßen, daß sie zusammenfuhr und die Schweine nebenan entsetzt durcheinanderrasten. Dann aber wurde der Riegel wieder aufgemacht, und vor dem grünen Plan stand schwarz und groß mit der Sense, auf deren Schärfe sich Himmelsblau spiegelte, ihr Mann da, Hansl Hochgedacht, und sah herein. Sie rührte sich nicht, wie wenn sie über einem Verbrechen ertappt worden wäre, und dann senkte sie lautlos den blonden Kopf auf die emporgezogenen Knie und weinte bitterlich. Er setzte einen Fuß in den Stall, bückte sich und nahm sie mit einer Hand bei ihrer; so zog er sie heraus vor den Stall, obwohl sie sich sträubte. Mit der freien Hand hielt sie krampfhaft die weggewandten nassen Augen zu. Er brachte diese Hand herab, da versah er's, und sie hatte schon die andre Hand davor und war nach der andern Seite abgewandt. Es ging nicht, sie brachte sogar beide Hände wieder vors Gesicht, er hatte eben die Sense zu halten. Da stellte er das Werkzeug gegen die Wand, und obwohl sie ihren Oberkörper nach rechts und links warf, befreite er ihre Augen, doch die drückten sich bitterlich zu und wandten sich weg. In höchsten Tönen, wie ein Kind, jammerte sie: „Ich mag dich nicht sehn, ich mag dich nicht sehn!" Da blieb er, ihre Hände festhaltend, stehen, und sagte nur: „Lisl!" Nach einer Weile schaute sie ihn an, unsicher, durch den rot und blauen Kringeltanz vor ihren Augen. „Ich werd ihn doch erschlagen müssen, den Hund!" brüllte er auf einmal heraus, und das Unglück hatte seine ganze Gestalt gepackt. Er ließ ihre Hände los und warf sich gegen die Wand. „Warum denn?" fragte Lisl jetzt um vieles ruhiger. „Ah, du glaubst, der Pfarrer hätt . . . da kennst mich aber schlecht! Lieber in die Mur!" Ihre Augen blitzten. Sie griff in die Tasche und nahm den zerknitterten Bogen heraus. „Da hast! Er hat's auch so gegeben. Nimm's doch. Ich bin nicht so wie andre, daß mir jemand an meine Ehr rühren dürft. Den Brunnen hast jetzt, den Brunnen!" Er hielt das Blatt in den Händen, er starrte darauf. Und doch wurde er nicht froh. Etwas in ihm war wohl befreit, aber plötzlich sah er, daß die Sorgen noch getürmt in ihm lagen, und irgendwie sich auf das Weib bezogen, das feindselig vor ihm stand, und zu dem ein Weg durchzubrechen war, er wußte nicht wie. „Jetzt komm, du mußt doch was essen . . ." meinte er mit unsicherer Stimme. — „Ja, ein faulen Apfel oder ein faulen Kukerutz!" heulte sie mit ausbrechendem Zorn auf, bezwang sich aber sofort wieder. Da sah er, der Brunnen war teuer erkauft, und aufstöhnend ging er, mit einer Hand die Sense fassend, in der andern das Blatt. Sie folgte ins Haus.

Zur Nacht, als die Knechte schlafen gegangen waren, sagte sie hart: „Auf dem Heuboden werd ich schlafen.“ Er fuhr auf, aber er konnte nichts erwidern und sank wieder in sich zusammen.

In der Frühe, die Sonne war noch nicht aufgegangen, schob sie den Riegel von der Haustür auf. Sie hatte ein Kopftüchel um und ein kleines rundes Bündelchen mit ihren Sachen in der Hand. Vor den Bergen sah sie dicke Nebelschwaden lagern; der Himmel aber war klar, die Sterne vergingen langsam. Kalte Morgenluft drang vor der schweren Tür ein. Sie sah hinaus, und wie sie ihn in der Stube aufstehen hörte, blieb sie wartend stehen. Er tat die Stubentür halb auf, blickte heraus und blieb so, die Klinke in der Hand. Dann schloß er sie hinter sich und lehnte sich in den Türstock. Er sah übernächtig und verrauft aus, mit fiebrig glänzenden Augen. Keines wollte das erste sein, das sprach. Doch zuletzt beugte er sich. „Wo gehst denn hin in aller Früh?“ Sie sah ihm groß, klar und unbewegt ins Gesicht und antwortete leise: „Zhaus.“ Er atmete tief auf, als ob ihn wer auf die Brust geschlagen hätte. „Was tust denn zhaus?“ — „Zur Mutter geh ich, Hansl. Ja.“ Da sah er vor sich und kratzte sich hinterm Ohr und im Bart, als ob er jetzt noch zu überlegen gehabt hätte. Er sah ihr Bündel an und ihr Kopftüchel. Er hätte es ihr gern aus der Hand und vom Haar genommen, aber in sich hatte er nur Stolz und nach außen kein Zutrauen. Er hätte ihre Hand nehmen können und wartete darauf, wann er's täte. Aber es kam nichts zustande, als daß er sie auf den Ärmel tippte, und er fühlte ihren Arm darunter. „Möchst nicht doch dableiben, Lisl?“ Sie sah auf die Schwelle und war rot; dann trat sie hinüber ins Freie, und wie sie die ganze kalte Morgenluft spürte, schüttelte sie den Kopf: „Ich will nicht, Hansl.“ Er ging noch mit. Auf seinem ganzen Gesicht war Weh und Treue zugleich, wie er sie so durch das Gehöft begleitete, beide wortlos auf den Weg sehend. Er wollte das Gattertor aufmachen. „Brauchst nicht, ich steig so drüber.“ Sie stieg auf die Trittbank. „Daß du mit den Röcken nicht hängen bleibst.“ Sie zog die Röcke empor um sich, stieg hinüber und sprang auf der andern Seite herab. „Also bhüt Gott, Lisl.“ Er stand hinter dem Zaun, halblaut erwiderte sie den Gruß. Nach ein paar Schritten blieb sie stehen und rief ihm wie eine Schmähung zurück: „Und ich mag überhaupt keine Kinder mehr!“ Er starrte ihr nur nach, ihr Schritt klang hart auf Steinen abwärts. Über den Bergen ging die Sonne auf, wolkenlos; zuerst sprang ein winziger Funke zuckend empor. Wieder ein Tag, schaut's nur, hieß das in Ruhe und Selbstverständlichkeit. Die weißen Nebelbänke, auf Wiesen und in die Wälder eingelagert, leuchteten auf und schickten sich an, zu zerfließen.

VIII.

Einige Tage darnach kam die alte Mutter Lisls mit einem etwa zwölfjährigen Mädel auf den Hof; was sie als Grund von ihrer Tochter Heimkunft wußte, wurde nicht besprochen. Sie packte nur, mühselig trippelnd, alles zusammen, was Lisl gehörte und des Schleppens auf dem weiten Weg

wert war. Hans stand stumm dabei, wie die Alte die Schränke öffnete und das kleine Mädel über Festtagskleider in gedämpftes Staunen ausbrach und sie zart auf den Tisch breitete; das alte Mütterchen mit dem kleinen Gesichtchen, das in unzählige Falten eingesunken war, sagte sich immer ein schweres, gottergebenes „Ja, ja", gleichsam als Resultat ihres ganzen Lebens, vor, und das kam so selbstverständlich wie die sichtbaren Atemzüge an einem Wintertag aus ihrem Mund. Hans redete auch weiter nicht, sondern sagte nur am Schluß, während er die Gattertür den heimwärts stapfenden Frauensleuten offenhielt: „Schickts mir wen von euren Mannsleuten herauf." Die Alte nickte unter ihrer weiß zusammengebundenen Last, das Mädel blickte unwissend und groß auf Hans, und die grünen Falläpfel rollten vor ihrem Schritt die steinige Straße hinab.

So sehr Hans auch wartete, es kam niemand. Einstweilen faßte er den Entschluß, protestantisch zu werden, und schickte einen Knecht mit einem entsprechenden Brief an den Pfarrer. Allein dann versäumte er, sich um seine Aufnahme in die evangelische Gemeinde zu kümmern, und das war so weit gut, als sich wenigstens kein Geistlicher um seine Ehe bemühte. Den wahren Grund der Trennung, dessen er sich jetzt manchmal schämte, zuzeiten auch wieder nicht schämte, hätte er niemandem verraten, und wenn es in Alraunsdorf neugierige Frager gab, etwa auch Weibsleute zu ihm den Weg nicht scheuten, um ihn auf recht kindisch verkleidete Weise auszuhorchen, fertigte er sie entweder mit einer Redensart, oder indem er ihnen listige Gesichter schnitt, ab und schaffte sich vor ihnen Ruhe.

Nicht aber vor sich selbst. Er lebte in unausgesetztem, brennendem Warten. War ein besonders schöner Tag, so sagte er sich: heute kommt sie vielleicht. Gab es im Winter ungeheuer aufgewehte Schneemassen, erwartete er sie deshalb um so eher. Begann der Hund zu kläffen, trat er auf den Hof, eilte selbst vom Feld heim, um sich dann bitter getäuscht zu sehen. Und er hatte doch ein so deutliches Gefühl ihres Lebens dort unten in Adriach; er glaubte zu wissen, daß auch sie den wahren Grund des Zwistes verschwieg und deshalb eine Wiedervereinigung von vornherein erleichtert war. Aber wie war die herbeizuführen! Bisweilen aufgetauchte Vorsätze, zu neuer Werbung hinzugehen, verwarf er immer; denn wenn er auch Unrecht hatte, so hatte er in seiner Würde des Hausvaters gehandelt, und dem mußte sie sich beugen; sie war es, die zurückkommen mußte. So blieb er, in seinem qualvollen Eigensinn trotzend, auf dem Gehöfte sitzen, und die Zeit verging, auch die verzweifelten Stunden, in denen er an einen Verkauf der Besitzung dachte und verschwinden wollte, vor ihr verschwinden. Tage vergingen, die ihn tief aufrührten: wenn irgendeine Botschaft von ihr kam. Er hörte von einem Bauern aus Alraunsdorf, daß Lisl viel weinen sollte, hätte ihm wer erzählt, und sehr blaß aussähe. Das war ein froher Tag, und er mußte sich zwingen, daß er sich nicht aufmachte und zu ihrem Trost hinlief; aber er fühlte sich sofort wieder als ihren Herrn und konnte nicht offen sein Unrecht eingestehen. Und dann hörte er bald darnach wieder von einem alten Weib, die Lisl wär von ausgelassenem Übermut und ginge auf alle Kirchtage, wo sie nur von

einem wußte. Das kam ihm auf einmal so glaubhaft vor wie nur je etwas: sie war doch ein Weiberleut!

Und so kam wieder der Sommer. Hans sah die Zeit so ungenützt und unausgefüllt verstreichen, daß er immer beklommener und ratloser wurde. Es verging ja das Leben damit, und es war nichts aufgefrischt und lebendig gemacht auf seinem Hof. Böse Zeit ist da, pflegte er jetzt immer vor sich hin zu murmeln. Böse Zeit! Und der alte, idiotische Knecht sah ihn tieftraurig an und wackelte mit seinem schwachen Kopf.

Ende Juli kam einer aus Adriach vorbei, mit dem sprach er vom Feld aus über Wetter und Saatenstand und erfuhr nebenhin, daß das halbe Adriach auf den Portiunkulamarkt nach Graz ginge. Da bedachte er sich und ahnte wohl, daß jetzt allerlei zu gewinnen wäre, wenn er und Lisl sich zufällig in Graz auf dem Markt trafen. Aber er konnte ja nicht immer nur hin und her gehen, um ihr zu begegnen — da war die Möglichkeit zu gering. Deshalb packte er allerlei alten Hauskram in eine alte Pferdedecke und sonst zusammengesuchtes Kleiderzeug in einen zweiten Ballen; und damit fuhr er nach Graz. Aber als er am Abend vor dem ersten Markttage ankam, sah er, daß auf der Hauptzeile des Marktes längs der Mur für ihn kein Platz wäre, da schon eine Menge Bretterbuden gezimmert dastanden; und unter der Murbrücke war ein Zusammentreffen allzusehr dem Zufall ausgesetzt. Er mußte an einer sehr belebten Stelle seine Sachen zum Verkauf ausbreiten, etwa in der Keplerstraße, durch die die Elektrische die Marktbesucher von der Bahn bringt. Aber auch dort standen bereits viele Buden, oder war auf dem Asphalt durch Kreidestriche schon Besitz von dem Platz genommen. Da wußte er nicht, was er tun konnte, und saß in seinem Gasthof recht trübselig beim Bier.

Dennoch schritt er mit seinen zwei Ballen am andern Morgen um fünf Uhr wieder in die Keplerstraße, wie um sich unter den dichten, schon recht belebten Verkaufsständen seinen Platz zu ertrotzen. In die kleinen Seitengassen hinein reichte die Besetzung nicht weit, aber dort war er vergessen. Und endlich erspähte er ein kleines Fleckchen. Unsicher nach rechts und links schauend, ließ er seine zwei Ballen nieder. „Haltaus!" sagte die Verkäuferin links, die ein Bügelbrett auf zwei Gestellen mit ihren Waren bedeckt hatte. „Da muß Platz bleiben, damit die Leut aufs Trottoir können, wenn die Elektrische kommt. Da is nix." — „Sie können ja über meine Sachen drübersteigen," meinte Hans, kniete hin und schlug die Pferdedecke auf; da lag nun sein Kram auf der Erde, und er setzte sich dahinter, um ihn zu ordnen. Die Verkäuferin wurde eben durch ihre erste Kundschaft in Anspruch genommen, und Hans sah rechts vor sich zwei Knaben, die bleich und krank stillschweigend auf den Handel warteten. Sie hatten ein altes Faß mit allerlei Dingen angefüllt; wenigstens stand ganz oben und daher sichtbar für den niedrigen Sitz des Hans, aber fast wie ein Denkmal ein Paar großer, ungeschlachter Zugstiefeletten, deren Absätze nach rückwärts sehr abgerundet und deren Züge breit und gefältelt waren. Die Kinder saßen auf zwei alten Sesseln, von denen der eine einen durchgerissenen Strohsitz hatte, so daß das Geflecht

struppig und der sitzende Knabe rund nach unten sah. Da diese Sitzgelegenheit nicht eben vorzüglich war, so wechselten sie ab. Hans, der auf seiner kurz zusammengelegten Pferdedecke seine Verkäuflichkeit geordnet hatte, dachte eben nach, ob er sich nicht an den untern Querbalken eines Zaunes setzen sollte, als der eine der Knaben aufmerksam aus dem Faß ein großes dickes Buch langte, und noch drei weitere gleichartige, und ihm die übereinandergestapelt als Sitz anbot. Hans dankte, legte den zweiten Ballen neben sich und sah mit vergnügtem Lächeln zu der Verkäuferin auf, die weiter keine Einwendung machte, auch mit der Nachbarschaft wohl zufrieden schien; sie war ein junges schwarzes Ding mit einer braunen Warze an der linken Kinnseite; hatte ein lautes Wesen und hängende und schleudernde Bewegungen, und dazu war sie leicht angezogen; ihr Rock klaffte hinten immer weiß auseinander. „Jessas, was haben S' denn alles!" sagte sie neugierig und musterte, was auf der Decke lag. Das Prunkstück war der Öldruck mit dem Jägerspruch, den Hans vom Fenster genommen hatte; es zog die Blicke der Vorübergehenden mit Sicherheit auf sich; ferner lagen da einträchtig drei Medizinflaschen, ein Stiefelknecht, zwei gebrochene Haarnadeln, der bunte Pappendeckel von einem Abreißkalender, dessen verjährter letzter Tag mit seiner roten „31" noch aufgeklebt war; eine Kuhglocke, ein Tragröllchen von einer Grazer Firma, ein alter Schreibkalender, ein dunkler, hoher Strohhut, der einem Bienenkorb nicht unähnlich war, und das alte, von Heiligenbildern aufgeplusterte Gebetbüchel, in dem Hans ja keine Erbauung mehr zu suchen hatte. Die Schwarze griff sofort nach der Kuhglocke, und sie gab erfrischenden und vollen Klang über die Straße. „Und was haben S' denn in dem Pinkel?" — „Weiberleutsachen. Aber das leg ich erst morgen aus."

Der Vormittag schritt vor, und der Marktbesuch wurde dichter. Keinen der Vorbeigehenden ließ Hans aus den Augen. Um zehn Uhr hob sich Musik in zwei benachbarten Gasthäusern zugleich an, und von einer Seifenfabrik kam dicker Geruch über die Straße. Ununterbrochen schob sich jetzt der Zug der Marktbesucher vorbei, manche traten auf und über die Sachen Hansls, der sie dann mit Gleichmut wieder ordnete. „Habens Ihnen die Spiegelscheiben eingstoßen!" bemerkte die Schwarze. Die beiden Knaben, die Nachmittag von ihrer Mutter abgelöst werden sollten, betrugen sich still und eifrig, aber ohne viel Erfolg in ihren Handelsbestrebungen. Manchmal mußte Hans auch von seinem Sitz aufstehen, wenn jemand die großen Bücher anzusehen verlangte; es waren aber alte eingebundene Jahrgänge von „Über Land und Meer". Dann lehnte er sich an den Zaun und mußte fürchten, sich nicht wieder niedersetzen zu können. Allein die Bände waren zum Glück sehr teuer, jeder eine Krone, und da den Kindern von der Besitzerin, einer alten Baronin, jede Preisermäßigung untersagt war, wanderten sie immer wieder zur Bequemlichkeit Hansens zurück. Er verkaufte gar nichts; und die Schwarze suchte hier und da zwischen ihm und den Kunden zu vermitteln. Er fragte jeden, der sich um eine Sache bekümmerte: „No was geben S' denn?" schüttelte auf jedes Angebot den Kopf und verlangte so unverhältnismäßig viel, daß die Leute lachten, die Sache hinwarfen und gingen. Die zungenfertige Schwarze,

die freilich mit den Kunden auch viel krakehlte und von jungem Volk vielerlei Bemerkungen einzustecken hatte, fand ihn sehr ungeschickt. Aber mit glühenden Augen starrte er den herankommenden Menschen entgegen und ließ keine der stockend fahrenden, hartnäckig klingelnden Elektrischen undurchforscht vorbei, fand auch einige Bekannte, aber nicht, die er sehen wollte.

Und doch, er hatte sich nicht verrechnet. Sie kam. Zwischen Bauern, Studenten, Kindern, Soldaten, Stadtfrauen schob sie sich mit heran. Den Kopf hatte sie nach der Seite gesenkt und ließ die Augen über alles passieren. Ihre Mutter, gleichgültig mehr vor sich hin blickend und den zahnlosen Mund wie ein ganz kleines Kind bewegend, trottete gebückt mit. Hansens Herz klopfte auch für den Marktlärm, schien ihm, etwas zu laut. Er drückte den Hut tiefer herab. Die Augen hefteten sich jetzt auf die Zugstiefeletten, sahen ins Faß, dann fiel der Blick herunter auf die Pferdedecke. Sonnenkringeln fallen so im Wald vom Baumstamm auf das Moos. Was in ihrem Gesicht vorging, war ein Erkennen. Der illustrierte Block mit dem mahnenden Sylvesterdatum — dann das Bild mit dem Jägerspruch, und dann erhob sie mechanisch den Kopf und sah den Verkäufer. Mit eins wurde sie scharlachrot. „Kaufts mer was ab, Bäurin, is eh halb gschenkt!" sagte er. Sie drehte sich zur Mutter weg und drängte sich mit ihr auf die andre Seite der Straße, zu der andern Zeile der Verkaufsbuden. Gleich darnach arbeitete sich eine Elektrische klingelnd und schwerfällig durch das Gedränge. Sie war unfindbar geworden, sie war verschwunden.

Nun war es aus, ja. Gerade wendete sich die Schwarze zu ihm herab, nahm die Kuhglocke und läutete, womit sie Verkäufer einlud. Er saß unruhig auf „Über Land und Meer", die Bände verschoben sich. Er biß sich den Bart und die Nägel, es war ja vorbei, und er sehnte sich so sehr nach ihr! Etwas schmäler war sie geworden. Da stand sein kleiner Nachbar vor ihm und bat ihn, aufzustehen. „Ja so," murmelte Hans und reichte die schweren Bücher hinauf; ein etwa zehnjähriger häßlicher Knabe mit Augengläsern nahm sie und blätterte sie aufgeregt an. Als er den Preis hörte, zog er unschlüssig sein Geldtäschchen; und dann kaufte er drei. Jetzt sah er seinen Besitz ratlos an, denn wie sollte er die Trümmer wegschleppen. „Können Sie mir's nicht noch aufbewahren, bis ich sie vom Dienstmädel meiner Großmama holen laß?" — Der junge Verkäufer willigte ein. „Kommen sie nicht weg, die Bände?" — „Aber nein . . . Der Herr da sitzt ja drauf." Da sah der Knabe unsicher und errötend auf Hans und versuchte doch wenigstens zwei zu schleppen; aber es ging nicht, und so entfernte er sich. „Sein S' froh, so kommen S' nicht um Ihnern Fotöll," bemerkte die Schwarze, jedoch Hans erwiderte: „Wegen meiner . . . ich pack zsamm und fahr heim." Es lag zu viel Trostlosigkeit in diesen Worten. „Jessas, aber Sie haben gar keine Geduld. Geben S' ihn halt billiger, Ihren Kraffl!"

Der Markt wurde stiller, denn es war etwa ein Uhr, die Menschen saßen in Gastgärten, die Hitze war unerträglich. Hans wollte zwar wirklich nach Hause, aber seine Glieder waren vor Müdigkeit und Trauer wie von Blei; so setzte er sich noch einmal todmatt hin. Der eine Knabe neben ihm hustete

in einem tiefen, schnurrenden Ton, wobei er eine Hand flach auf die Brust legte. Die Schwarze bekam von einer Freundin in einem Töpfchen Suppe hergetragen. Da blieb auf einmal jemand vor Hansens Sachen stehen. Es war der Gastwirt aus Alraunsdorf. „Ah, merk, wie kommst denn du daher, Bauer?“ sagte er, stieß aus seiner Pfeife Dampfwolken und stocherte mit dem Stock in Hansens Sachen herum. Mit der Eisenspitze an das Medizinflaschel zu schlagen machte ihm Spaß. „Hast keinen Knecht hersetzen können?“ Hans sah weg und brummte nur: „Kunnt eh wahr sein.“ Astleitner lachte auf, steckte den Stock noch in den durchlöcherten Hut und ging weiter. Glühend vor Scham saß der Bauer und hätte am liebsten weinen mögen über die Demütigung, die er um eines untreuen Weibes willen erlitt.

Zuletzt kniete Hans hin und wollte eben entschlossen die ganze Auslage zusammenpacken, als über ihm eine Stimme anklang, die er erkannte: „Ich hab da früher ein Bild gesehn . . . das möcht ich wohl noch einmal anschaun . . .“ Da tat er, noch gebückt und ohne den Kopf zu heben, einen ganz tiefen Atemzug vor Schreck und reichte ihr das Bild hinauf. „No vom Anschaun, da werden S' a gutes Gschäft machen,“ sagte ihm die Schwarze. Lisl stand und tat einen Seitenblick vom Bild auf die Verkäuferin, die jetzt unbeschäftigt, gesättigt und interessiert auf ihr Bügelbrett gestützt dem ebenerdigen Handelsvorrat nachsah. Hans saß gleichmütig auf seinem „Über Land und Meer,“ sie drehte das Bild beklommen hin und her. „Ich hab erst meine Mutter zum Königstiger gebracht, daß sie was ißt“ . . . versuchte sie zu erklären und drehte das Bild um. Es war so schwer für Lisl, anzufangen! „Was soll's denn kosten?“ fragte sie. — „Was halt geben . . . ist ein guter Spruch, und schön gemalt.“ — „No also geben S' mir's etwa um dreißig Kreuzer?“ — Hans nickte: „Fort mit Schaden.“ — „Und früher hat er zwa Gulden verlangt. Gut kaufen tun S', Bäurin. Derf ich Ihnen mit etwas dienen?“ Lisl hatte jetzt den alten Bienenkorbstrohhut in die Hand genommen. „Das kaufen S' nicht,“ meinte Hans, „ist halt alt und hat schon Löcher.“ Er fuhr oben heraus mit dem Finger. „Ist so für Taglöhner, am Feld in Verwendung.“ — „Ich weiß . . .“ antwortete sie leise und griff nun, sich bückend, unruhig zwischen Flascheln, Haarnadeln und Gebetbüchel herum. Sie mochte noch nicht zahlen, mochte noch nicht fortgehen, es war noch zu früh! Aber was sollte sie denn sagen! Der Rücken tat ihr schon weh von der gebückten Stellung, aber immer kramte sie noch vor sich herum. „Da im Pinkel hab ich auch noch was . . .“ half er ihr. — „Bitte herzeigen, bitt schön, ja,“ bat sie hastig. Er stellte den Ballen vor sich auf die andern Sachen, knüpfte ihn auf. Ein buntes Kopftuch — sie kannte es. Ein altes blaues Arbeitsjackerl von ihr, sie erkannte es, schon recht zerrissen, ein Knopf fehlte und einer war gebrochen. Eine Sonntagsschürze; eine alte Arbeitsschürze. Und wie er die zurückschlug, lagen da kleine Sachen für ein ganz Kleines. „Wird alles billig verkauft, wozu wär denn Fetzenmarkt!“ sagte er mit wunderlich hoher Stimme, an der sie jetzt hören konnte, wonach sie dürstete: den ganzen Schmerz nach ihr. „Brauch ich jetzt nicht mehr,“ fuhr er fort, „geb ich jetzt her. Hab auch keine Aussicht, daß ich's noch brauch.“ — „Ja, dös hab i

Ihnen glei ankennt, daß Sö a Witwer san!" rief die Schwarze; „da kaufet ich mit, Kindersachen, da kann man nie wissen, wann man's nötig hat!" Sie sah dabei mit einem beziehungsvollen Lächeln auf Hans und langte mit dem bloßen Arm herab. Aber das kleine gestrickte Leibchen, wonach sie griff, entriß ihr die Bäuerin. „Jö, aber Sö habens gnädig!" begehrte die Schwarze auf, „dürften Ihnere Bamsen nackat umananderlaufen!" Aber sie hielt inne, denn auf dem blassen Gesicht der Lisl kämpfte es mit den Tränen. „Alles kauf ich!" schluchzte sie endlich leidenschaftlich heraus, „was verlangst denn!" Da schämte sie sich auch schon der Tränen auf offenem Markt, und daß die beiden Knaben sie verschüchtert und die Fremde mit solcher schmutzigen Neugier anglotzten. Und so sah sie mit einem wieder beherrschten Gesicht auf ihren Mann, es hing nur ein Tropfen auf der Wange, und in den Lidern klebten die Härchen aneinander. „Da pack ich's also zusammen!" sagte Hans siegreich und reckte sich, an all den Sachen kniend, zu Lisl auf, „und einen Preis wer mer schon machen! Und auch zur Bahn werd ich's der Bäurin tragen, nachher wird alles in Ordnung sein." — „Wohl, wohl," antwortete sie noch unter einem Stoß des Schluchzens, „im ‚Königstiger' bin ich aber mit der Mutter." — „Nachher trag ich's halt in den ‚Königstiger'," fuhr er in gleicher sieghafter Bestimmtheit fort, „und die Bäurin zahlt mir halt ein Glasel Bier dafür, daß ich's ihr trag." — „Wohl, wohl," hauchte Lisl. — „No, und nachher," lachte Hans zu ihr hinauf und band den Pinkel mit bebenden Fingern zusammen, „da wer mer uns schon nit zerzanken, da sorgt die Bäurin dafür, das sieh ich schon!" — „Wohl, wohl," flüsterte sie, und ihr ganzes Gesicht stand licht in Seligkeit. — „Im ‚Königstiger'," bemerkte die Schwarze, die sich wichtig machen wollte, „da spielt eine Damenkapellen. Die Weiße mit der blauen Schürzen, was früher vorbeigekommen is und bei mir ein Geldtaschel hat kaufen wollen . . ." Einträchtig banden die Bauersleute ihre Sachen zusammen und sprachen nichts mehr. Nur daß sie den Wäschepinkel trüge, ließ sie sich nicht nehmen. „Dös san ma Leut," sagte die Schwarze plötzlich entrüstet, ohne daß man hätte sagen können, worüber; „die haben einander kennt, das behaupte ich!" rief sie zu den Buben hinüber. „No, schauts mi net so blöd an, sonst sag is nachher eurer Muttern, was ihr für Racker seids." Die beiden Buben antworteten nichts, sondern hoben die verkauften Bände von „Über Land und Meer" auf und legten sie ins Faß zurück.

Literarische Rundschau.

Kißners Arioſt-Überſetzung.

Der raſende Roland. Überſetzt und eingeleitet von Alfons Kißner. Zwei Bände. München, Georg Müller. 1908.

Kleinere Werke. Komödien, lyriſche Gedichte (rime), Satiren. Überſetzt und eingeleitet von Alfons Kißner. München, Georg Müller. 1909.

Jedes Volk hat in ſeiner Literatur einen nationalen Schatz, eine unverſiegbare Quelle geiſtigen Lebens. Die Meiſterwerke fremder Literaturen ſind hingegen nur ein Beſitz, der immer wieder errungen werden muß, ſei es durch die fortwährende Erlernung der fremden Sprache, ſei es durch ſtets vollkommenere Überſetzungsverſuche. Denn die Überſetzungen ſind ſtets nur Proviſorien, die eines das andre ablöſen. So fügt ſich Alfons Kißners neue Arioſt-Überſetzung den dankenswerten Verdeutſchungen des „Raſenden Roland" von Gries, Kurz, Gildemeiſter und der „Satiren" von letzterem würdig an und hilft als die erſte deutſche Geſamtausgabe der Arioſtoſchen Dichtungen entſchieden mit, uns den Beſitz des herrlichſten Sohnes der italieniſchen Renaiſſance lebendig zu erhalten. Durch die geſchmackvolle Ausſtattung und den zweckmäßig ausgewählten Bilderſchmuck empfiehlt ſich die Ausgabe allen Liebhabern, die gern Geiſtiges und Künſtleriſches vereinen und ſich gern mit auserleſenen Dichtwerken in anſprechender ſchöner Geſtalt umgeben.

Sein Hauptaugenmerk ſcheint der neue Überſetzer auf treue Wiedergabe des Sinnes und auf tadelloſe metriſche Behandlung ſeines Textes gerichtet zu haben: beides mit unzweifelhaftem Erfolg. Im „Raſenden Roland" iſt ſelbſtredend die Oktave beibehalten worden, und ihr rhythmiſcher Wohllaut wird noch durch den gleichmäßigen Wechſel klingender und ſtumpfer Schlüſſe erhöht, wobei auch den modernen Anforderungen an die Reinheit der Reimklänge ſtrenger Genüge geleiſtet wird. Die Komödien ſind in unſre ſchmiegſamen fünffüßigen Jamben umgegoſſen. In den Elegien und Satiren wählte Kißner ſtatt der Terzinen mit ihren kunſtreichen Reimketten anſpruchsloſere Dreizeiler mit einfach geſchweiftem Reim: aab.ccb. Denn mit Recht ſchien ihm das Feſthalten des Tons wichtiger als das ängſtliche Wahren der Form. Die größte Schwierigkeit, die ſich dem Nachdichter bei der Wiedergabe romaniſcher Dichtwerke entgegenſtellt, liegt wohl in der Reimarmut der deutſchen Sprache, mit der auch Kißner nach Kräften gerungen hat. Manche Partien ſind ihm dabei glänzend gelungen; am vorteilhafteſten handhabt er jedoch den ſchlichten Geſprächston, der in den Komödien meiſterhaft zur Geltung kommt.

Vielleicht bedeutet Arioſto für uns nicht mehr das gleiche wie früheren Geſchlechtern, die in der ſpieleriſchen Überfülle ſeiner ſinnlich lebendigen und humordurchtränkten Phantaſieſchöpfungen und in der wohlklingenden, jeder Nuance des Gefühls ſich anſchmiegenden Schönheit und rhythmiſchen Vollendung ſeiner Sprache ihr künſtleriſches Ideal verwirklicht ſahen. Aber ihren ſonnigen Reiz und ihre erquickende Macht haben gewiß dieſe Schöpfungen edler Künſtlerfreiheit und klaſſiſcher Schönheitsliebe auch für uns noch nicht verloren. Möge der große Ferrareſe, der unvergängliche Meiſter der poetiſchen Anmut, auch im neuen Gewande ſich weiter Freunde und Bewunderer werben!

Wien. Ph. Aug. Becker.

Prinz Hamlets Briefe.

Prinz Hamlets Briefe. Berlin, Reichl & Co. 1909.

Ich habe dies Buch, das sich schon durch sein köstliches äußeres Gewand empfiehlt, in einem Zuge gelesen und bin entzückt davon. Die Sprache ist schön, die Gedanken sind gut, Form und Erfindung originell. Ist es ein Roman? Ja und nein. Ja, wenn der Roman die Entwicklung eines Menschenschicksals bis zu seinem Ende ist; nein, wenn der Roman die Darstellung und Lösung verschlungener Fäden und bunter Ereignisse sein soll. Wie der Titel besagt, ist das Werk in Briefform. Es sind Briefe des Kronprinzen eines großen Reiches, der wegen eines Vorfalls — wie es scheint einer Liebesaffäre — fern vom Hofe lebt, ohne daraus verbannt zu sein, von dem Hofe, dessen Anschauungen den seinigen völlig entgegengesetzt sind. Seiner über alles geliebten Mutter, die ihn versteht, ihm, wenigstens in den großen Lebensanschauungen, zustimmt, setzt er seine Gefühle und Gedanken auseinander und erzählt ihr seine kleinen Erlebnisse. Denn diese sind wirklich geringfügig. Sie bestehen darin, daß er mit seinem Sohn, zu dessen Gunsten er auf die Herrschaft verzichten will, mehrere unerfreuliche Zusammenkünfte hat, unerfreulich, weil der Sohn dem starren Militarismus ergeben ist, den der Vater haßt, daß er ferner mit einem bedeutenden Politiker, der eine Zeitlang Minister wird, seinen Posten aber infolge kleinlicher Intrigen einbüßt, vertrauten Umgang und Briefwechsel unterhält, daß er endlich einen Dichter, von dessen Lyrik er entzückt ist, zu seinem Bibliothekar und Hausgenossen macht, ihn jedoch sowie dessen Frau und Kind, zu denen der Einsame zärtliche Neigung empfindet, entlassen muß, weil ein Roman jenes Dichters als Satire gegen den Hof aufgefaßt wird. Nachdem er vier Jahre lang der Mutter sein ganzes Innere offenbart, hat er den Verlust der teuren Frau zu beklagen, und „er stirbt ihr lieber nach als daß er weint", wie ein Poet einmal von dem braven Zelter nach Goethes Tode gesagt hat. Zum Tode prädestiniert ist er durch ein Herzleiden, von dem er vor Jahren betroffen wurde.

Diese Vorgänge können, wie man sieht, einen neugierigen hastigen Romanleser nicht reizen. Für solche ist das Werk nicht geschrieben, sondern für sinnige Menschen. Die innige, an religiösen Kultus streifende Liebe des Sohnes für die Mutter wird sehr schön dargestellt. Ernste Betrachtungen finden sich über Politik und Religion — der Briefschreiber schwärmt für politische Freiheit, ist aber von tiefreligiösem Gefühl erfüllt — Aussprüche über Literatur und Kunst wechseln mit feinen Bemerkungen über Landwirtschaft und ökonomisches Wesen, über Sittlichkeit und sexuelles Leben. Die Ansichten des Briefschreibers sind die eines freien Mannes, der sich durch Vorurteile nicht beirren, durch Schulmeinungen nicht in eine bestimmte Sekte einschließen läßt. Sie geben zu denken und erfüllen auch den mit Achtung, der ihnen nicht immer beipflichtet. Ich weiß nicht und will nicht wissen, ob das Buch auf bestehende Verhältnisse anspielt, ob es wirkliche Persönlichkeiten schildert oder verschleiert, es ist mir auch unbekannt, ob der Verfasser ein Mann oder eine Frau ist, alt oder jung, ein Schriftsteller von Fach oder ein Dilettant, der den Drang in sich fühlte, alles zu sagen, was ihn bewegte — wer er aber auch sei, er hat ein höchst erfreuliches Buch geschrieben, und ich drücke ihm im Geiste die Hand.

Ludwig Geiger.

Ein Buch über Berlin.

Berlin, ein Städteschicksal. Von Carl Scheffler. Berlin-Westend, Reiß. 1910.

Es ist nicht nur der Architekt Scheffler, der hier spricht. Ebenso wie in seinem Buche „Paris" zeigt sich uns der Autor auch hier als ein Mann, dem es Bedürfnis ist, sich seine Eindrücke zu erklären und sie zu vertiefen. Den Roman eines Individuums erzählt er uns, seinen Eintritt in das bewußte Leben, die Daseinsbedingungen, die es vorfindet, seine eigene Entwicklung, seine Wirkung und Rückwirkung auf andre. Dieses Individuum ist Berlin.

Scheffler begeht mit diesem Buche eine Art Selbstrettung. „Ein Blick auf das in Glück und Unglück fast tragische Schicksal dieser Stadt," sagt er, „ist imstande, die heftigen Instinkte der Abneigung höherer Ehrfurcht zu unterwerfen. Und erst wenn man die Dinge objektiv nimmt, wenn man ihre Notwendigkeiten und Bestimmungen begreift, söhnt man sich auch mit diesen Erscheinungen aus."

Scheffler liebt Berlin nicht. Und er sucht nun sich und uns die Fäden historischen Entstehens und Werdens aus dem Wirrwarr der Zeiten heraus, damit er — und wir mit ihm — eine Fügung verehren, wo wir Lust haben zu räsonnieren und Ungeduld zu fühlen.

In jeder Stadt erhalten sich die Bedingungen ihrer Entstehungsweise, das ist Schefflers These; und er hat die Entstehungsformel für Berlin gefunden: eine Kolonisten-, später eine Kolonialstadt. Gegen den Osten vorgeschoben, fern vom Meer und von großen schiffbaren Flüssen, verdankt es seine Bedeutung der Vermittlerrolle zwischen dem alten deutschen Westen und dem neuen deutschen Osten. Eine Etappenstation ist es von jeher gewesen auf den Karawanenstraßen von Süden nach Norden und Nordosten; eine Niederlage für die dem Osten bestimmten Güter, ein Zufluchtsort für beutehungrige und rücksichtslose Einwanderer. Die Sandwüste brauchte Menschen, Arbeiter — darum wehrte man sich hier nicht wie in andern Städten gegen die Wenden; die Ostmark war Berlins natürliches Absatzgebiet. Darum knüpfte man Verbindungen an und unterhielt Freundschaft mit ihr. Eine Blutmischung zwischen Slawen und den Vertretern aller Gauen Deutschlands fand statt, Holland und Frankreich gaben ihr Teil dazu; letzteres sogar ausgiebig zur Zeit des Großen Kurfürsten, und Friedrichs des Großen Werbetruppen brachten immer neue Volkselemente in die junge Preußenresidenz. Ein Kulturbildner aber ist solche Mischbevölkerung nicht. „Sie kommt spät oder gar nicht zur Ruhe des Genusses, findet nicht schöne synthetische Lebensformen, aber dafür wird sie widerstandsfähig, praktisch, hart und zähe im Daseinskampf, yankeehaft unternehmend und im profanen Sinne tüchtig im Wollen und Vollbringen."

Als Söhne eines bunten Auswanderungsgeschlechts will Scheffler die Berliner betrachtet wissen. Daraus leitet er alle Eigenschaften des Volkes, der Fürsten, des Stadtgeistes, der Stadtanlage und aller ihrer sonstigen Lebensformen her. Bis ins einzelne verfolgt er seine Idee. Die Fürsten werden als Träger typischer Züge des jedesmaligen Berlinertums gezeichnet. „Ein Amtmann Gottes" nannte sich der erste Hohenzoller. Pflichttreue Arbeiter sind sie alle gewesen: hart, trocken männlich, mit kolonistischen Widerstandstugenden und -fehlern. Die zu Wohlstand Gelangten zeigten anstatt der Sparsamkeit ihrer Vorfahren parvenuhafte Züge. Friedrich der Große wird als die äußerste geniale Möglichkeit des Berlinertums bezeichnet.

Der Stadtgeist wird gleichfalls als Kolonialgeist gekennzeichnet. Tolerant gegen das Fremde, daher niemals fanatisch religiös, überhaupt ohne besondere Eigenart, mehr sichtend und prüfend, zweckmäßig. „Liberal im guten wie im schlimmen Sinne." Der Berliner habe es immer gut verstanden, von heute auf morgen zu

denken und vorzubereiten, für das Ewige aber habe er sich niemals mit ganzer Kraft eingesetzt. Schinkel und Hegel werden von diesem opportunistischen Standpunkte aus die Lieblinge der Berliner, der eine mit seinem Lehrsatze, daß alles Seiende gut ist, der andre mit seinem bürgerlichen mit dem Verstande begreifbaren Klassizismus. Zu Friedrich Wilhelms II. Zeit auch bekam Berlin eine Art einheitlicher Physiognomie, es wird architektonisch selbständiger. „In der Kolonialstadt, die fern von den Kulturquellen des Mutterlandes aufwuchs, konnte ursprüngliche Schöpfungskraft nie gedeihen. Man vermochte aber aus dem einst genial Geschaffenen mit sekundärem Lebensgefühl Zeitgewänder zusammenzuschneidern.

Wie diese Physiognomie in der Großstadt wieder zugrunde gegangen ist, wird mit großer Heftigkeit gezeigt. Ein starkes Temperament spricht aus den Ausführungen, die der einmal gefaßten Idee mit Kunst und Raffinement alle Lebenserscheinungen unterordnen möchten und dadurch sich manchmal zu Gewaltsamkeiten verleiten läßt. So ist es gewiß nicht ganz wahr, daß Berliner Familienleben nur in jüdischen Familien zu finden gewesen ist, „Gemütlichkeit" war gerade ein Hauptzug des vormärzlichen Berlin. Scheffler verwischt diesen Zug, der nicht in sein geistreiches Schema hineinpaßt. Auch hat der alte Berliner Humor etwas vom einheimischen Schiffer an sich behalten und ist wohl erst später yankeehaft kosmopolitisch geworden.

Im ganzen aber trifft jede Bemerkung Schefflers den Nagel auf den Kopf. Und vieles, was andre schon gedacht, gesagt und geschrieben haben, bekommt durch die Ausgestaltung seiner Formel erst Zusammenhang und Wert. Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise die Fülle seiner Beispiele und Anregungen mitzuteilen. Nirgends ist nur Gesagtes; überall wird lebendig aus der Anschauung geschöpft. Und nur ganz selten merkt man ihm die Mühe an, widerstrebende Einzelheiten unter einen Hut zu bringen. Sein letztes Kapitel beschäftigt sich mit der Utopie, Berlins lebendigen und ewig geschäftigen Zukunftssinn in feste Kulturform zu bringen. Die Traditionslosigkeit verführt nicht nur zur Formlosigkeit, sie hebt auch historische Hemmungen auf. Berlin hat sich zur Führerin des Amerikanismus in Deutschland gemacht. Gut, so soll es seine Rolle ganz zu Ende spielen. Baulich können die neuen Lebensbedürfnisse neue Stile und diese wieder neue Lebensformen schaffen. Scheffler gibt ein Beispiel. Im Leben unsrer Tage handelt es sich nicht mehr um Absonderung und Individualismus, sondern um Einheitlichkeit, die Organisation des Vielerlei. Es kommt architektonisch nicht mehr auf das Einzelhaus an, sondern auf die Straßenwand, das Reihenhaus; die Uniformität muß zum Prinzip erhoben werden. Dadurch wird es notwendig, daß ein Einzelner das Ganze entwirft, der kapitalkräftige Großbetrieb die Sache in die Hand nimmt, wodurch dann der kleine Spekulant und Unternehmer ausgeschaltet würde. Die äußere Gemeinsamkeit würde bei den Bewohnern solcher Baublöcke auch wirtschaftliche Gemeinschaft erstreben, gemeinsame Bedürfnisse würden sich gemeinsam befriedigen.

Auch baulich erträumt Scheffler ein Großberlin. Einen Stadtkörper, bei aller Riesenhaftigkeit klar gegliedert; einen despotischen Bürgermeister denkt er sich aus, der Flußregulierungen vornimmt, halb Berlin und das meiste der Vororte niederreißt und eine neue schöne Großstadt aufbaut an Stelle der häßlichen; der die Wohnhäuser in die Vororte verlegt, die Geschäftshäuser der innern Stadt zuweist. Die Stadt selber gründet dann Kunstinstitute, veredelt die Kunst, indem sie sie von der Industrie befreit. Einheitlich geregelte Arbeits- und Essenszeiten müßten eingerichtet werden, man müßte müssen, was man will, während man jetzt in den Berliner Verwaltungen immer nur erst will, was man gemußt hat.

Aber von diesen Träumen kommt Karl Scheffler bald zurück. Sein ahnender Geist resigniert in dem Gedanken, daß Berlin wohl dazu verdammt bleiben müsse, immerfort zu werden und niemals zu sein. A. H.

σν. **Die Bücher der Bibel.** Herausgegeben von F. Rahlwes. Zeichnung von E. M. Lilien. Bd. 6. Die Liederdichtung: Die Psalmen. Die Klagelieder. Das Hohelied. Nach der Übersetzung von Reuß. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Dem ersten Bande des großen Werkes (die fünf Bücher Mose) folgt zunächst der sechste, sicherlich weil Verleger und Herausgeber hoffen, mit der israelitischen Liederdichtung das Interesse stärker zu packen als mit den Geschichtsbüchern. Diese Hoffnung wird um so weniger täuschen, als der Inhalt hier ein ganz besonders geeignetes Objekt für die Buchkunst bietet, deren vollendete Ausbildung das Charakteristikum dieser Bibelausgabe ist. Der Text der Psalmen füllt, abgesehen von der Einleitung, 254 Seiten: je eine Doppelseite hat ihre besondere Randleiste; das ergibt weit über 100 verschiedene Leisten, unter denen auch nicht eine einzige als geschmacklos bezeichnet werden kann. Eine staunenswerte dekorative Leistung! Beanstanden kann man die Titelzeichnung: Sie paßt mit ihrem Liebesmotiv zum Hohenlied, nicht aber zum Psalter. Das eigentliche Bild tritt gegenüber der Zeichnung in diesem Band viel mehr zurück als in Band 1; in größerer Zahl tritt es nur beim Hohenlied auf, dessen sinnliche Glut ohne übertriebene Realistik brillant zum Ausdruck gebracht wird. Symbolik fehlt auch in diesem Bande nicht, aber sie tritt bescheidener auf: eine historisch treue und doch künstlerisch lebendige Wirklichkeitskraft herrscht. Die Bedenken, die man auf Grund von Band 1 gegen Liliens Kunst empfinden konnte, lagen in der Richtung der Frage, ob sie die religiöse Wucht biblischer Stoffe genügend zur Geltung zu bringen wissen werde. Solche Bedenken pariert Lilien mit großer Feinheit in diesem Bande dadurch, daß er auf Illustrationen zu den Psalmen fast ganz verzichtet. Darüber, ob er nicht bloß, wie damit geschehen, negativ seiner Kunst die nötigen Schranken setzen, sondern auch positiv ihr die Mittel zum religiösen Bild abgewinnen werde, gestatten die Bilder des Bandes freilich noch kein sicheres Urteil. Vorläufig bestärkt dieser Band in der Überzeugung, daß wir es mit einem sehr starken und ganz eigenartigen Talent zu tun haben: er erhöht außerordentlich die Spannung auf das, was kommen soll: er beantwortet aber noch längst nicht alle Fragen. Daß, wer diese Bibel kauft, auf alle Fälle ein Werk von hoher Kunst und feinem Geschmack besitzen wird, das läßt sich bereits auf Grund der vorliegenden Bände mit Sicherheit sagen. — Die Reußsche Übersetzung ist vor allem zu dem Zweck, den rhythmischen Charakter der hebräischen Betrachtung hervortreten zu lassen, erheblich geändert; die Einleitungen des Herausgebers bieten gut und in Kürze das Notwendigste zum geschichtlichen Verständnis.

νδ. **Geschichte Ägyptens.** Von J. H. Breasted, Professor der Ägyptologie an der Universität Chicago, korresp. Mitglied der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Vom Verfasser neubearbeitete Ausgabe. Deutsch von Dr. Hermann Ranke von der Ägyptischen Abteilung der Königl. Museen zu Berlin. Mit 200 Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin W. Karl Curtius. 1910.

Eine ausführliche populäre Darstellung der Geschichte und Kultur des Wunderlandes der Pyramiden, die dem heutigen Stande der Wissenschaft gerecht wurde, existierte bis vor kurzem nur in englischer Sprache: es war die 1905 erschienene „History of Egypt" von Breasted, einem der hervorragendsten Gelehrten auf dem Gebiete der Ägyptologie. Es war ein glücklicher Gedanke des Forschers, eine in allen Einzelheiten revidierte Neuauflage seines Werkes in deutscher Sprache erscheinen zu lassen und dadurch den Kreis derer zu vermehren, die an der Hand eines stets zuverlässigen und niemals langweilig werdenden Führers die Vergangenheit jenes merkwürdigen Landes durchstreifen wollen, dessen kulturelle Errungenschaften ebenso wie die Babyloniens und Assyriens hervorragenden Einfluß auf die Entwicklung des Abendlandes ausgeübt haben. Ebenso glücklich war Breasted auch in der Wahl des Übersetzers, der selbst Ägyptologe ist und deshalb sich mit weit größerer Liebe in seine Aufgabe vertiefen konnte, als es ein mit dem Stoff nicht vertrauter Übersetzer vermocht hätte. Die große Fülle archäologischen Materials, das uns Ägyptens in dieser Hinsicht so günstiges Klima erhalten hat, kommt dem Werke sehr zustatten, indem es die Darstellung ungemein belebt. Prächtige Abbildungen begleiten den Leser durch das ganze Buch hindurch von den ältesten prähistorischen — oder besser prädynastischen — Zeiten an, deren Kultur bereits eine erstaunliche Höhe zeigt, durch die mannigfaltigen Schicksale des Landes in den verschiedenen Jahrtausenden hindurch bis hinab zur Eroberung Ägyptens durch die Perser im Jahre 525 v. Chr. — Besonderes Lob gebührt dem Verlage für die äußerst geschmackvolle Ausstattung dieser Geschichte Ägyptens, deren Lektüre jedem warm empfohlen werden kann, der ein lebensvolles Bild von jenem für die Menschheitsgeschichte so wichtigen Volke zu gewinnen wünscht.

με. **Somnii explanatio.** Traumbilder vom Gardasee in San Vigilio. Von Henry Thode. Mit 9 Tafeln. Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1909.

Traumbilder vom Gardasee. Unter dem sonnigen Himmel schimmert das paradiesische Land. Aus den Limonengärten leuchten die goldhellen Früchte. Von den Bergen springen in schlankem Gefäll die schäumenden Quellen nach dem See hinab. Der See rauscht wie in tiefem Atemzuge auf und seine „dem Meere gleiche Flut" verkündet in plätscherndem Gekräusel den lachenden Tag. Da kommt er lautlos heran. Ein traumgeborener Jüngling auf glitzerndem Fisch. Das wohlbekannte Bild von Hans Thoma. Thode hat es seinem Buch vorangestellt und nennt es: „der Genius des Gardasees." So hebt das Buch mit einer Traumesdeutung an und redet in Träumen weiter. Und als liebliche Träumerei entspinnt sich Kapitel um Kapitel. Nichts für das große Publikum. Dazu ist es zu fein, zu anspielend auf Kennt-

nisse, die eben nur Besitz eines engeren Kreises sind. Aber für solche, denen es Lebensbedürfnis ist, edlen Wein aus kunstvollen Bechern zu trinken, ist es ein köstliches Buch. Eine neue Art von Träumerei, kunsthistorisch, literarhistorisch, ein Gelehrtenmärchen. Das lose Geflecht der Phantasie, das sich alle Augenblicke zu einer Geschichte zu verdichten scheint, und doch gaukelnd im Fragmentarischen hängen bleibt, rankt flatternd um die Loggien der Villa des Humanisten Agostino Brenzone auf dem Kap San Vigilio und um die merkwürdigen Statuen und Reliefs mit den rätselhaften Inschriften in seinem Garten. Wir fahren in der Barke des edlen Fortunato Martinengo im Kreise paduanischer Humanisten nach San Vigilio: wir wandern durch den an Wundern reichen Garten: lesen in alten Schriften, Gedichten, Briefen. Es ist so reizvoll, sich in solche Dinge zu verlieren! Briefe von Aretino, Bonanio, Verse von Dante, Catull. Der Duft antiquarischer Raritäten steigt auf, wie die zarte Blume alten Weines. Heitere Scherze mischen sich ein, mythologische Literatenwitze, von Apoll, der Catulls Elegien in Sardellen verwandelte, Geschichten von Göttern und Halbgöttern, Anekdoten von einem deutschen Sonderling und endlich rasch aufleuchtend ein goldiges, venezianisches Frauenhaar. Zwischen die Zeilen schiebt sich das Bild einer von den „leuchtenden Venustöchtern Palma vecchio's" und einer zweiten weiblichen Gestalt, der gelehrten Laura Brenzone. Träume und ihre Deutungen . . . Und diese Renaissancerêverie umschließt der wonnevolle Rahmen der italienischen Landschaft. Wie etwas Selbstverständliches schieben sich, ohne im Text genannt zu werden, Thomas Frühlingsbilder vom Gardasee herein. Diese Bilder mit den eigentümlich vibrierenden Obertönen, in denen noch etwas Helleres, Seligeres erklingt als in den farbensatten deutschen Landschaften, ein schluchzendes Gejubel, so wie jemand mit bewegter Stimme von einer glücklichen Erinnerung erzählt. Somnii explanatio! Ein sehr reizvolles Buch, das einem anspruchsvollen Leser feinste Genüsse bietet.

Fr. **J.-B. Perronneau** (1715—1783). Sa vie et son œuvre. Par Léandre Vaillat et Paul Ratouis de Limay. Paris s. a. Frédéric Gittler.

Keine Maltechnik erscheint zur Wiedergabe des Puders, der auf den Wangen und Haaren der Rokokomenschen liegt, mehr geeignet als das Pastell, das mit seiner koketten Grazie und gezierten Weichheit auch dem Empfinden des ganzen Zeitalters entspricht. So kommt es, daß die Pastelltechnik, obwohl schon im 16. Jahrhundert erfunden, doch erst in der Rokokozeit zur größeren Verbreitung gelangt, und zwar bezeichnenderweise durch eine der wenigen Malerinnen, die in der Kunst sich einen gewissen Namen erworben haben, und zwar nicht minder bezeichnenderweise durch eine Venezianerin, Rosalba de Carriera, die im Jahre 1720 nach Paris kam und ihre durch sie ausgebildete Technik mitbrachte. Nur wenige Maler von Ruf indessen haben sie ausschließlich angewandt, wie Liotard. Andre haben den größten Teil ihrer Werke in dieser Technik geschaffen wie J.-B. Perronneau, über den Vaillat und Ratouis de Limay soeben eine Untersuchung veröffentlicht haben. – Perronneau fing als Kupferstecher und Radierer an, trat 1744 zuerst mit Porträts in Öl und Pastell hervor, die von der zeitgenössischen Kritik als vielversprechend beurteilt wurden; doch scheint er diese Hoffnungen nicht ganz erfüllt zu haben, wenigstens zwang ihn die Not, da er in Paris keine Aufträge bekam, in der Fremde sein Glück zu suchen. So ist er in Holland, Deutschland, England, Italien, Spanien, sogar in Polen und Rußland tätig gewesen, außerdem in sehr vielen Provinzstädten seines Vaterlandes, und obwohl er auch später noch von der Kritik fast durchweg anerkennend genannt ward, wurden seine Werke nur schlecht bezahlt. Einmal erhielt er ausnahmsweise 1000 Livres für ein Porträt, während sonst selbst seine Freunde seine Bilder auf nur 30—70 Livres schätzten, und das zu einer Zeit, da de Latour für ein Porträt der Pompadour 48000 Livres verlangte und bekam. — Im Jahre 1753 ward er Académicien und hegte nun die Hoffnung, que l'Académie ne sévira plus sans doute contre le Pastel". Wenn auch diese Hoffnung in Erfüllung ging, so doch nicht seine andre: er war zu bescheiden und verstand sich zu wenig auf Reklame, wie z. B. Liotard. er mußte auch nach seiner Verheiratung im Jahre 1754 weiter ruhelos die Welt durchwandern, und so nimmt es nicht wunder, wenn wir in dem Sitzungsprotokoll der Académie vom 20. Dezember 1793 lesen: „Il a été oublié de notifier la mort de M. Perronneau." Er war am 19. November in Amsterdam gestorben. — Seine Bildnisse sind im 19. Jahrhundert, wie überhaupt die Kunst des vorhergehenden Säkulums, sicher unterschätzt worden, während in neuester Zeit (1904) in der Bezahlung eines seiner Werke mit 70000 Francs eine Überschätzung nicht zu verkennen ist. In der zeitgenössischen Kritik, die dieses Mal das Richtige getroffen haben mag, wird er stets nach und neben de Latour genannt, dem er in der Kraft der Charakteristik nicht gleich kommt, in koloristischer Feinheit dagegen überlegen ist. Die beiden Ölbildnisse der Louvresammlung sind in der Charakteristik so individuell und in der Farbe so kraftvoll wie wenige andre Werke seines Zeitalters. Die Autoren haben mit großer Sorgfalt alle Unterlagen für das Buch zusammengetragen, gehen in dem Streben nach Genauigkeit bisweilen sogar zu sehr ins einzelne. Gute Abbildungen der Hauptwerke des Künstlers schmücken den stattlichen Band und geben eine Übersicht über sein Wesen und seine Entwicklung.

gs. **Carl Candidus.** Ein Lebensbild zur Geschichte des religiös-spekulativen Idealismus und des elsässischen Geisteslebens vor 1870. Von Dr. phil. Ernst Müsebeck, Archivar am Geheimen Staatsarchiv in Berlin. München. J. F. Lehmanns Verlag. 1909.

Die Zeit geht rasch und deckt das Andenken an viele einst wacker strebende Leute mit Vergessenheit zu. Wie wenige wissen heute von Carl Candidus. Wer von ihm weiß, erinnert

sich vielleicht, daß zu Candidus' Christusdichtung einst Jakob Grimm die Vorrede schrieb, und er, der geborene Elsässer, begeistert der Wiedervereinigung des Elsaß mit Deutschland vorgearbeitet hat. Nun empfangen wir von Müsebeck sein mit Eifer und Erfolg geschaffenes Lebensbild, mehr freilich nach der spekulativ-geistigen, als nach der praktisch-patriotischen Seite hin gewendet. Candidus, einer alten oberrheinischen Pfarrerfamilie entstammend, zu Bischweiler im Elsaß 1817 geboren, studierte im nahen Straßburg Theologie, und seine ersten bewußten Neigungen gingen darauf aus, nicht französisches Wesen hereinzuziehen, sondern französisches und deutsches Wesen zunächst auf dem Gebiete der Theologie, Lamennais und Schleiermacher, miteinander zu vereinigen. In Markirch, Altweiler und dann in Danzig übte er nacheinander pfarramtliche Wirksamkeit. Sein Leben und Dichten galt immer mehr dem Elsässisch-Deutschen und Christlich-Sittlichen: die „Gedichte eines Elsässers" (1846) und „Der deutsche Christus" (1855) sind Zeugen dafür. Von dem Stöberschen Kreise, der zwar das protestantische deutsche Elsässertum, aber in politischer Hinneigung zu Frankreich, pflegte, entfernte er sich innerlich, und immer dringender entstand in ihm der Wunsch, das Elsaß geistig an Deutschland anzuschließen, in Hoffnung auf die Stunde, die auch die politische Wiedervereinigung mit Deutschland bringen werde. 1858 nahm er die Pfarrstelle der reformierten Gemeinde in Odessa an, und von diesem fernen Auslandsposten sah er den Umschwung des Jahres 1866, den er jubelnd begrüßte, für Bismarck, gegen seine Verkleinerer. Seine Hoffnung, „daß sein Heimatland, das liebe Elsaß, in nicht allzu ferner Zeit wieder dem deutschen Reichskörper angehören werde", stieg nun mit jedem Jahre. Weihnachten 1868 schrieb er, daß vielleicht im Frühjahr schon der entscheidende Krieg bevorstände. Als Straßburg nun 1870 gefallen und der Friede 1871 geschlossen war, da erschienen seine dichterischen Grüße an Straßburg und an den Fürsten Reichskanzler in der „Straßburger Zeitung". Aber auch die Tragik seines Lebens erreichte ihre Höhe: ohne daß er einen Platz in der deutschen Heimat gefunden hätte, wurde er, der landferne Mann, noch 1871 in Odessa vom Tode dahingerafft. Der köstliche Gewinn seines Lebens aber ist, mitgestritten und gelitten zu haben für seines deutschen Vaterlandes Einheit und Größe.

pp **Kunterbunt.** Neue schlesische Gedichte von Robert Loewe. Berlin und Leipzig, Wigand. 1909.

Der Deutsche liebt einmal die Scholle, auf der er geboren und erzogen ist, und verschlägt ihn seines Lebens Geschick von Hause fort in ein andres Land, in den großen Ort oder gar in die Hauptstadt Berlin: er bewahrt sich dennoch den Heimatssinn, die Anhänglichkeit an den Dialekt und die Lebensweise seiner Provinz. Schlesien ist so ein von den Schlesiern daheim und in der Ferne geliebtes Land. Welche Töne, ernste und heitere, hat es nicht seinen Dichtern entlockt. Und immer frische Blüten und Blätter treibt der Baum der schlesischen Dichtkunst. Auch Robert Loewe steuert anspruchslos seine neuen „schlesischen" Gedichte in der Mundart seiner Heimat bei. Das schlesische Volk in Stadt und Land tritt uns gar sicher gezeichnet entgegen, „Mei Breslau" und das „Gebirge" wird natürlich besungen: alles lustig und frohgemut. Doch fehlen auch die ernsteren Töne nicht, und das „schlesche Gemiet" zeigt sich in Gedichten wie „Das Mädel und der Tod", „Hoffnung", „Nacht und Morgen". So ziehen die Gedichte dieser Sammlung kunterbunt an dem Leser vorüber und erfreuen ihn durch die provinzielle Art, die ihnen eigen ist.

pp **Freut euch des Lebens!** Ein Blütenstrauß deutscher Lyrik. Von Rudolf Presber. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1910

Rudolf Presber ist einer der bestbelachten Autoren. Seine Satiren, seine Parodien sind von unwiderstehlicher Komik und verwunden dennoch nicht. Sie wirken nicht so sehr durch scharf zugespitzte Pointen, wie durch einen Ton liebenswürdiger Schalkheit, der mehr dem Humoristen als dem Satiriker, und mehr dem Dichter als dem Parodisten anzugehören scheint. In allem, was wir von Presber erhalten haben, in seinen Gedichten wie seinen Erzählungen, erkennen wir diesen Grundzug des Humors, der, wenn er lacht und lachen macht, in der Seele des Lesers doch auch tiefere Klänge weckt; der niemals lasziv wird, immer aber, auch wo er sich dem Grotesken nähert, die maßvolle Form wahrt. Der „Blütenstrauß deutscher Lyrik" zeigt uns den Herausgeber von der Seite des sympathischen Verstehens, der Fähigkeit, sich des Wertes der verschiedenartigsten dichterischen Persönlichkeiten bewußt zu werden, ihre Gedanken nachzudenken, ihre Gefühle nachzufühlen. Aber die Sammlung hat ein bestimmtes Programm: Daseinsfreude! Unter diesem Gesichtspunkt hat Presber, im bewußten Gegensatz zu dem herrschenden Pessimismus, ausgewählt: hat er, wie er im Vorwort sagt, den Optimismus festhalten wollen, wie er sich in seiner schönsten Prägung in der neueren und neuesten deutschen Dichtung ausgedrückt findet. 130 Autoren, sämtlich der nachgoethischen Zeit, sind aufgenommen, darunter nicht wenige von den ganz modernen neben Platen, Chamisso, Lenau, Geibel, Hebbel, Bodenstedt, um nur einige zu nennen. Schon die Rubriken, unter die er seinen Schatz verteilt, geben einen Begriff von dem Ton, auf den das Ganze gestimmt ist: Jugendlust, Liebe, Vinum bonum, Heimat, Natur; Wanderschaft, Im Sturm, Häuslichkeit, In der Stille; und wohl könnte der Herausgeber auf sich und seine Sammlung die Verse Gottfried Kellers beziehen:

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht,
In deinem runden Kranz,
Zum Dank trüb ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Antike Kultur. Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer. Band V. VI. VII. VIII.: Tacitus, Annalen. Deutsch von August Horneffer. — Band IX. X. XI.: Caesar, Der Bürgerkrieg. Deutsch von August Horneffer. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1909.

Baltischer Kalender. 1910. Herausgegeben von der Buch- u. Kunsthandlung E. Bruhns, Riga. 1909.

Bischoff. — Auf der Suche nach Freiheit, Licht und Wald. Eine Großstadtgloße mit poetischen Seitensprüngen und einem tragischen Zwischenfall. Von Carl Bischoff. Leipzig, B. Volger. 1909.

Blumenthal. — Buch der Sprüche. Von Oskar Blumenthal. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Bourgeois. — La diplomatie secrète au XVIIIe siècle. Ses débuts. II. Le secret des Farnèses Philippe V. et la politique d'Alberoni. Par Emile Bourgeois. Ouvrage couronné par l'Académie des sciences morales et politiques. Paris, Armand Colin. S. A.

Brahm. — Von heimischer Scholle. Gedichte von Helene Brahm. Kassel, Friedrich Scheel. O. J.

Breinersdorf. — Der arme Heinrich. Geschichte eines Züchtlings. Roman von E. Breinersdorf. Köln, Helios-Verlag. O. J.

Briefe deutscher Frauen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Ullstein & Co. 1910.

Brinkmann. — Eroberer. Ein amerikanisches Wanderbuch. Von Ludwig Brinkmann. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1910.

Buat. — 1809. De Ratisbonne à Znaïm. Etude critique d'histoire militaire. Par E. Buat. Deux tomes. Avec deux portraits en héliogravures et trente-deux cartes formant atlas. Paris, Librairie militaire R. Chapelot et Cie. 1909.

Burger. — Die Villen des Andrea Palladio. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Renaissance-Architektur. Mit Unterstützung der Kgl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Fritz Burger. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. O. J.

Busse. — Geschichte der Weltliteratur. Von Dr. Carl Busse. In zwei Bänden. Erster Band. Mit 235 Abbildungen im Text und 22 Einschaltbildern. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1910.

Cooper. — Lederstrumpf-Erzählungen von James Fenimore Cooper. In der ursprünglichen Form. Band II: Der letzte Mohikaner. Eine Erzählung aus dem Jahre 1757. Berlin, Paul Cassirer. O. J.

Corvin. — C'est la vie. Erzählungen von J. C. Corvin. Dresden, C. Pierson. 1909.

Curt. — Durch schillerndes Leben. Gedichte von Ludwig Curt. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft. O. J.

Curt. — Im Lande der Jugend. Amerikanische Eindrücke. Von Ludwig Curt. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft. O. J.

Cyon. — Dieu et science. Essais de psychologie des sciences. Par Elie de Cyon. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Avec deux planches hors texte et le portrait de l'auteur. Paris, Félix Alcan. 1910.

Deutsche Lyrik seit Goethes Tode bis auf unsere Tage. Ausgewählt von Maximilian Bern. Neue Ausgabe. Siebzehnte Auflage. Buchschmuck von Al. Baranowsky. Köln, Hourad & Bechtedt. O. J.

Driault-Monod. — Evolution du monde moderne. Histoire politique et sociale. (1815—1909.) Par E. Driault et G. Monod. Avec gravures et cartes dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1910.

Driesch. — Philosophie des Organischen. Gifford-Vorlesungen, gehalten in der Universität Aberdeen in den Jahren 1907—1908 von Hans Driesch (Heidelberg). Zwei Bände. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1909.

Ed. — Caterina von Siena. Schauspiel von Miriam Ed. Berlin, Axel Junker. O. J.

Eucken. — Der Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Eucken. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Fünftes bis achtes Tausend. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Feuerbach. — Das Wesen des Christentums. Von Ludwig Feuerbach. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Kröners Volksausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

François-Poncet. — Les affinités electives de Goethe. Par André François-Poncet. Avec une préface de Henry Lichtenberger. Bibliothèque de philologie et de littérature modernes. Paris, Félix Alcan. 1910.

Geiger. — Goethe. Sein Leben und Schaffen Dem deutschen Volke erzählt von Ludwig Geiger. Berlin, Ullstein & Co. 1910.

Gentz. — Briefe von und an Friedrich von Gentz. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Wedekind-Stiftung in Göttingen herausgegeben von Friedrich Carl Wittichen. Erster Band: Briefe an Elisabeth Graun, Christian Garve, Carl August Böttiger und andere. München, R. Oldenbourg. 1909.

Goethe. — Aus Goethes Sonntagen. Eine Auswahl aus Goethes Liebeslyrik. Zusammengestellt von Karl-Ernst Knaus. Mit Silhouetten von Johanna Bedmann. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Goldschmidt. — Berlin in Geschichte und Gegenwart. Von Professor Dr. Paul Goldschmidt. Mit 4 Übersichtsplänen. Berlin, Julius Springer. 1910.

Hearn. — Buddha. Neue Studien und Geschichten aus Japan. Von Lafcadio Hearn. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Berta Franzos. In Buchausstattung von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1910.

Hornstein. — Leib und Seele. Gedichte. Von Ferdinand v. Hornstein. Leipzig, Julius Zeitler. 1909.

Hornstein. — Der Lebenshorcher. Novellen. Von Ferdinand v. Hornstein. Leipzig, Julius Zeitler. 1909.

Houmark. — Peter Lund. Eine Kleinstadtgeschichte. Von Christian Houmark. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1910.

Humboldt. — Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Vierter Band: Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen. Briefe von 1812—1815. Mit zwei Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Jäger. — Deutsche Geschichte von Oskar Jäger. Zweiter Band. Vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. 108 Abbildungen u. 8 Karten. München, C. H. Beck. 1910.

Jürgensen. — Christian Svarres Kongofahrt. Eine Geschichte aus dem Urwald. Von Jürgen Jürgensen. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1910.

Kalbeck. — Johannes Brahms. III. Erster Halbband, 1874—1881. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft m. b. H. 1910.

Kirchhoff. — Zur Neuordnung der preußischen Eisenbahn- und Staatsfinanzen. Eine finanzwissenschaftliche Studie von Dr. Hermann Kirchhoff. Münster i. W., E. Obertüschen. O. J.

Konichel. — Der Königsberger Religionsprozeß gegen Ebel und Dietel (Mucker-prozeß). Erste Darstellung auf Grund des vollständigen Aktenmaterials von Pfarrer Paul Konichel. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyer. 1909.

Krell. — Der weiße Bruder. Lieder und Balladen von Max Krell. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1909.

Kupperberg. — Zur Philosophie des Bewußten. Prolegomena: Der Aufbau der realen und idealen Welt und die allgemeine Struktur des objektiven Erkennens. Von Dr. M. B. Kupperberg. Berner Studien zur Philosophie. Band LXIX. Bern, Scheitlin, Spring & Cie. 1909.

Lacroma. — Deus vicit! Kulturhistorischer Roman aus der Römerzeit Aquilejas. Von Paul Maria Lacroma. Zweite Aufl. Leipzig, F. H. Schimpf. 1910.

Laube. — Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert H. Houben. 49. 50. Band. Leipzig, Max Hesse. 1909.

Leyen. — Deutsches Sagenbuch, herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Vierter Teil: Die deutschen Volkssagen. Von Friedrich Panzer. München, C. H. Beck. 1910.

Lothar. Das Leben sagt nein. Novellen von Rudolf Lothar. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Meisterbilder in Farben. Herausgegeben von T. Leman Hare. Tizian. Von S. L. Bensusan. Übersetzt von Alice Fliegel. Illustriert durch acht farbige Reproduktionen. — Rembrandt. Von Josef Israels. Übersetzt von L. Blumenreich. Illustriert durch acht farbige Reproduktionen. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft. O. J.

Meyenburg. Ferienbilder. Mosaiken von einer Reise zum eucharistischen Kongreß in Köln. Von A. Meyenburg. Luzern, Räber & Co. 1910.

Meyer. — Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts von Professor Dr. Richard M. Meyer.

Zwei Teile. Vierte umgearbeitete Auflage. Vierzehntes bis siebzehntes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1910.

Mielke. — Das Dorf. Ein Handbuch der künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung. Von Robert Mielke. Mit 156 Textabbildungen. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Mommsen. — Miniaturen. Gesammelt von Annemarie Mommsen. Dresden, E. Pierson. 1909.

Niese. — Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. Von Professor Dr. Benedictus Niese. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Dritter Band der fünften Abteilung des Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Professor Dr. Iwan Müller. München, C. H. Beck. 1910.

Ohlert. — Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems. Von Arnold Ohlert. Zwei Bände. Zweiter Band: Aufbau des Unterrichtssystems auf den Grundlagen sittlicher Läuterung. Hannover, Carl Meyer. 1910.

Pädagogische Abhandlungen. Heft 109. Über Jugendgerichte und Fürsorgeausschüsse unter besonderer Berücksichtigung des in Bielefeld eingesetzten Fürsorgeausschusses. Von August Ritter. — Heft 113. Zum Kampfe gegen die Schundliteratur. Von Wilh. Carl Bach. — Heft 114. Ernst von Bandel, der Erbauer des Hermanns-Denkmals. Ein Lebensbild von Wilh. Carl Bach. — Neue Folge. XIV. 2. Sozialpolitik und Schulhygiene. Von Hans Suck. Bielefeld, A. Helmichs. O. J.

Pestalozzi. — Der Tiere Notwehr auf Peter Klaussens Gut. Worte und Musik von Heinrich Pestalozzi. Bilder von Richard Ritsch. Mit einem Geleitwort der Kammersängerin Lilli Lehmann. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Pradines. — Critique des conditions de l'action. Principes de toute philosophie de l'action. Par Maurice Pradines. Paris, Félix Alcan. 1909.

Pradines. — Critique des conditions de l'action. L'erreur morale établie par l'histoire et l'évolution des systèmes. Par Maurice Pradines. Paris, Félix Alcan. 1909.

Presber. — Von Leutchen, die ich lieb gewann. Von Rudolf Presber. 25. Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Presber. — Totgeweinte Seelen. Novellen von Rudolf Presber. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Presber. — Theater. Ein Bündel Satiren. Von Rudolf Presber. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Przibram. — Erinnerungen eines alten Österreichers. Von Ludwig Ritter von Przibram. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1910.

Raschers Jahrbuch. I. Herausgegeben von Konrad Falke. Zürich, Rascher & Co. 1910.

Reiner. — Aus einem trummen Lande. Aus dem Ungarischen des Sigismund (Eta) Reiner. Von Irma Reiner. Dresden, E. Pierson. O. J.

Renard. — Le voyage immobile, suivi d'autres histoires singulières. Par Maurice Renard. Paris, Mercure de France. 1909.

Report of the commissioner of education for the year ended June 30, 1909. Volume 1. Washington, Government printing office. 1909.

Ritter. — Platon. Sein Leben, seine Schriften, seine Lehre. Von Constantin Ritter. In zwei Bänden. Erster Band. München, C. H. Beck. 1910.

Roessler. — Rudolf von Alt. Von Arthur Roessler. Wien. Karl Graeser & Cie. O. J.

Romilly. — Vers l'effort. Par Édouard Romilly. Avec une préface de M. E. Faguet. Paris, Berger-Levrault et Cie. 1909.

Schachjahrbuch für 1909. XXIII. Fortsetzung der Sammlung geistreicher Schachpartien, Aufgaben und Endspiele. Zusammengestellt und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Bachmann. Ansbach, C. Brügel & Sohn. 1909.

Schalek. — Schmerzen der Jugend. Roman von Alice Schalek. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Scheffler. — Berlin. Ein Städteschicksal. Von Karl Scheffler. Berlin-Westend, Erich Reiss. 1910.

Schmid. — Mönch und Philister. Kulturprobleme im deutschen Geistesleben der letzten zwei Jahrhunderte. Sieben Vorträge von Privatdozent Friedrich Alfred Schmid. Heidelberg, Carl Winter. 1909.

Schmidt. — Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Erich Schmidt. Zwei Bände. Dritte durchgesehene Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1909.

Schmidt. — Der Äther und seine Aggregat-Zustände. Von Joh. Schmidt. Elberfeld, Martini und Grüttefin. 1910.

Schweinitz. — Helenendorf. Eine deutsche Kolonie im Kaukasus. Von Hans-Hermann Graf von Schweinitz. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1910.

Seidl. — Der Schwan von der Salzach. Nachahmung und Motivmischung bei dem Pleier. Von Dr. Otto Seidl. Dortmund, Fr. W. Ruhfus. 1909.

Seepe. — Schill und seine Tapferen. Lützow und seine schwarze Schar. Zwei Erzählungen von A. Seepe. Deutscher Hausschatz X. Bielefeld, A. Helmichs. O. J.

Sell. — Die Religion unserer Klassiker. Lessing—Herder—Schiller—Goethe. Von Professor Karl Sell. Zweite, durchgängig verbesserte Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Steiner. — Der Kampf ums Glück. Romantisches Epos in 27 Gesängen. Von Albert Steiner. Leipzig, Kommissionsverlag von Otto Weber. O. J.

Stunden mit Goethe. Herausgeber Dr. Wilhelm Bode. Fünfter Band, drittes und viertes Heft. Sechster Band, zweites Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Suse. — Stimmen des Schweigens. Aus stillen Landen. Verse von Theodor Suse. Leipzig, S. Hirzel. 1909.

Tamm. — Auf Wache und Posten. Roman aus dem siebenbürgischen Volksleben. Von Traugott Tamm. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Tesdorpf. — Beiträge zur Würdigung Charles Perraults und seiner Märchen. Von Dr. Paul Tesdorpf. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1910.

Tesdorpf. — Henriette Keller-Jordan. Nachruf von Dr. Paul Tesdorpf. Nebst drei Vollbildern. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1909.

Thudichum. — Allerlei für Freund und Feind. Von Professor Dr. Friedrich Thudichum. Leipzig, Max Sängerwald. 1910.

Tissot. — Princesses de lettres. Arvède Barine, Émilie de Morsier, Jean Dornis, Neera, Miss Mary F. Robinson, Lucie Félix-Faure-Goyan. Par Ernest Tissot. Paris, Fontemoing et Cie. S. A.

Traum und Leben. Gedichte eines früh Vollendeten. Posthume Ausgabe. München, Süddeutsche Monatshefte. 1910.

d'Udine. — L'art et le geste. Par Jean d'Udine. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Ungarische Volksmärchen. Ausgewählt und übersetzt von Elisabet Róna-Sklarett. Neue Folge. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Theodor Weicher. 1909.

Unteroffizier-Bibliothek. Band 1: Das Wesen des Unteroffizierberufs. Von Major Hermann Müller. — Band 2: Der Unteroffizier als Lehrer und Erzieher. Von Oberst Spohn. — Band 3: Was muß der Unteroffizier von den verschiedenen Waffengattungen wissen? Von Leutnant Heiß. — Band 4: Was muß der Unteroffizier von der Marine wissen? Vom Fregattenkapitän Hilbrand. — Band 5: Von fremden Heeren und Marinen. Von v. B. — Band 6: Berufs- und Standespflichten. Von Oberst Spohn. — Band 7: In der Lebensschule bei deutschen Männern. Von Militäroberpfarrer Dr. Trepte. — Band 8: Kurzer Abriß der Weltgeschichte, Teil 1. von Hauptmann v. Baerensprung. — Band 9: Deutsche Heldensagen. Von Militäroberpfarrer Dr. Trepte. — Band 10: Was muß der Unteroffizier von der Literatur wissen? Von L. Epstein. — Band 11: Die Ehe des deutschen Unteroffiziers. Von Franz Albert. — Band 12: Umgangsformen. Von v. B. — Band 13: Sport und Unterhaltungsspiele. Von v. B. — Band 14: Erdkunde. Teil 1. Von W. Stömeyand. — Band 15: Von der Reichs- und Staatsverfassung. Von W. Holborn. Oldenburg, Gerhard Stalling. O. J.

Vaux-Schnee. — Vor Toresschluß und andere Novellen und Skizzen von Catarina Vaux-Schnee. Leipzig, B. Volger. 1909.

Viktorsky. — Er, Sie und — der Dritte. Roman von Viktor Viktorsky. Dresden, E. Pierson. 1908.

Volkelt. — System der Ästhetik. Von Professor Johannes Volkelt. Zweiter Band. München, C. H. Beck. 1910.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Paul Heyse.

Zum 15. März 1910.

In diesen Tagen des Ringens und Kämpfens auf allen Gebieten der Kunst, der Malerei, der Musik, der Dichtung erhebt der stille Beobachter gern den Blick zu der harmonisch in sich geschlossenen Persönlichkeit eines Poeten, der inmitten des Ansturms einer neuen Jugend den Idealen der eigenen Jugend unwandelbar treu geblieben; und es ist wohl ein gutes Zeichen der Zeit, daß heute sich Stimmführer aus beiden Lagern der Literatur mit der Gesamtheit des gebildeten Deutschlands vereinen, um den achtzigsten Geburtstag Paul Heyses zu feiern. Als fast der letzte Repräsentant einer Epoche, die alle die großen Namen des 19. Jahrhunderts umschließt, möchte man eine Erscheinung wie die seine ehrwürdig nennen, wenn es möglich wäre, sie sich ohne den Zauber der Jugend zu denken. Aber die Götter und ihre Lieblinge altern nicht. Und so steht er heute vor uns, derselbe, dessen Novellen und Gedichte das Entzücken zweier Menschenalter waren; derselbe — jedoch in dem Sinne, daß er auf der gleichen Bahn immer höher stieg zu reicheren, reiferen Schöpfungen.

War es ein Abweichen von dieser Bahn, wenn er in zwei verschiedenen Perioden seines Schaffens dennoch herabgezogen ward in den Konflikt der Meinungen und Parteien, der doch weitab lag von literarischen Gesichtspunkten? Einmal in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als seine Romane „Die Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“ von gewisser Seite heftig angegriffen wurden; das andre Mal, als der Streit um die Aufführung seines Schauspiels „Maria von Magdala“ entbrannte. Nein, beide Male hat Heyse das unantastbare Recht des Dichters gewahrt, ist er dafür eingetreten, daß jedes Werk der Kunst den Maßstab in sich trägt, nach dem es beurteilt sein will; daß kein andres Gesetz Gültigkeit für sie hat, als das ihr innewohnende — wohlverstanden, wenn es echte Kunst ist, nicht jene falsche, die den Sinnenreiz anstachelt und dem Geschmack des Pöbels schmeichelt — die sich selbst entheiligt, indem sie das Heilige mißachtet.

Seitdem haben die Wogen längst sich geglättet, und wieder ist uns Paul Heyse der Poet, der „far from the madding crowd“, wie der englische Dichter

sagt, aus unerschöpflichem Schatze spendet, als seien die Jahre spurlos an ihm vorübergegangen. In schöner Vollendung, wenn wir es jetzt überschauen, reicht sein Lebenswerk ununterbrochen bis zu den Frühlingstagen des „Jungbrunnen", in denen er, beim ersten Auftreten schon, die Herzen gewann. Ihm wie nicht vielen andern ist die glückliche Leichtigkeit geworden, die „in des Sieges hoher Sicherheit" schafft und ein Ermatten nicht zu kennen scheint. Immer noch beschenkt seine „Lust zu fabulieren" uns mit neuen Gaben, immer noch quillt der alte Liederborn; und wie melodisch seine Verse dahin gleiten, wie voll Anmut in der Form, wie reich an Gehalt sie sind, das haben vor ganz kurzem noch die Leser dieser Zeitschrift in den „Waldmonologen aus Kreuth" (Januarheft 1908) gesehen.

Es ist der Ruhm der „Deutschen Rundschau", daß sie Paul Heyse, der Zeit und dem Range nach, zu ihren ersten Mitarbeitern rechnen, ja füglich ihn einen ihrer Mitbegründer nennen darf: schon ihr zweites Heft (November 1874) brachte eine seiner schönsten Novellen, „Nerina"; und wenn man durch mehr als drei Dezennien die lange Reihe ihrer Bände durchmustern will, so wird man ihn in nahezu jedem mit Vers oder Prosa in gefälligem Wechsel vertreten finden. Viele der Novellen, die jetzt dem dauernden Bestande seiner Werke angehören, wurden zuerst in diesen Blättern veröffentlicht; hier zuerst, in demselben Hefte mit Gottfried Kellers „Züricher Novellen", erschienen die „Zwölf Dichterprofile":

Der Schönheit Blüt' und Tod, das tiefste Grauen
Umklingelst du mit leiser Torenschelle,
Und darfst getrost, ein Shakespeare der Novelle,
Dein Herb und Süß zu mischen dich getrauen.

Noch in der gleichen Dekade folgten die „Skizzen aus Neapel" mit dem wundersam ergreifenden „Der Tag ist wonniglich" und der Reminiszenz an das verödete Kinderzimmer daheim; und nicht viel später die „Sonette aus Rom" —

Wer dich erkannt hat, scheidet nie von dir,
Wie von der Mutter nie, die ihn geboren —

Ja, wir wissen es, und in einem zweiten, dem Jubilar gewidmeten Artikel wird es von berufenster Seite weiter ausgeführt werden, was Rom, was Italien für Heyse gewesen, und mehr noch, was Heyse für Italien war. Und auch hier wiederum ist es die „Rundschau", in der der unübertroffene Kenner und Übersetzer italienischer Dichtung unsern Lesern die erhabenen Gestalten von Manzoni, von Leopardi, von Giusti, von Carducci vorgeführt; hier hat durch ihn das deutsche Publikum die beiden großen Dialektdichter, den Satiriker Belli, den Sänger des römischen Volkes Pascarella, die Dichterinnen Ada Negri und Annie Vivanti kennen gelernt. Hier aber auch war es, wo Paul Heyse, nachdem er so viel für andre getan, die Geschichte seiner Jugend erzählt hat; und man wird uns nicht der Indiskretion zeihen, wenn wir nach allem Vorangegangenen an dieser Stelle der weiteren Öffentlichkeit die Verse mitteilen, die Paul Heyse vor Jahren schon der „Rundschau" gewidmet hat:

Da sich um des Hauses Fahne
Festlich heut die Freunde reihn,
Mischt ein Rundschau-Veterane
Auch wohl seinen Wunsch mit ein,

Daß der Glaube sich befeste,
Der so schöne Früchte trug:
Für die Rundschau sei das Beste
Immer eben gut genug.

Glorreich strahlt sie dann mit ihrer
Fackel fernster Zeit voran,
Wenn der alte Fabulierer
Längst schon ward ein stiller Mann.

Heute weht die Fahne festlich über dem Hause in der Luisenstraße zu München, und heute, unter den Tausenden von Gratulanten, kommt auch die „Rundschau", um ihrem treuen Freund und Förderer, der — Gott sei Dank! — kein „stiller Mann" geworden, sondern unser aller lieber „Fabulierer" geblieben ist, ihren Dank und ihren Glückwunsch darzubringen.

J. R.

Paul Heyse und Italien.

Von
Richard Fester.

In meinen Knabenjahren hat es mir einen großen Eindruck gemacht, daß in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gesungen werden konnte:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

An dieses Verschen des alten Simon Dach wurde ich wieder erinnert, als ich ein Menschenalter später Heyses Bekenntnis über sein „Talent zur Freundschaft" las. Es ist gewiß nur ein Zufall, daß der Dichter unter seinen Freunden aus den verschiedensten Berufskreisen an erster Stelle die Historiker nennt, aber man wird nach seinen Worten uns doch nicht ausschließen dürfen, wenn er seine Bewahrung vor künstlerischer Einseitigkeit der freundschaftlichen Berührung mit andern Interessensphären zuschreibt.

Diesem Bekenntnis steht freilich ein andres entgegen, das in Vers und Prosa, öffentlich und in vertrauter brieflicher Aussprache häufig variiert, seinen klassischen Ausdruck in der Epistel an Otto Ribbeck gefunden hat:

An historischem Sinn gebricht mir's leider,
Der Gewesenes schätzt, dieweil es da war,
Und was lange vermoderter Geschlechter
Herz nur mäßig bewegt, mit öder Andacht
Aus papierenen Grüften neu ans Licht zieht.

Dürfen wir Heyse beim Worte nehmen, hat ihm der Historiker im Grunde nichts zu sagen, so bleibt uns zwar immer der Goethesche Trost: „wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an", allein der Beruf, auch öffentlich das Wort zu ergreifen, könnte dem Geschichtschreiber gerade von dem bestritten werden, über den er reden möchte. Der achtzigste Geburtstag ist nicht der rechte Augenblick, das künstlerische Phänomen, das in den Worten: Paul Heyse enthalten ist, nach allen Regeln unsrer Kunst der Kulturgeschichte einzuverleiben, der Historiker müßte denn den Spott des Verfassers der „Madonna im Ölwald" über „das hundertmal gedroschene Bildungsstroh", über „die blassen Phrasen von Stilperioden und Entwicklungsphasen" gänzlich vergessen

haben. Die Gedanken des Kulturhistorikers umkreisen nun einmal bald näher bald ferner den Staat. Es hilft einem Lyriker nichts, daß ihm Nelken und Jasmin allezeit als Makrokosmos genügt haben. Während es dem Dichter darum zu tun ist, der Zeit Stillstand zu gebieten und den schönen Augenblick zu verewigen, sieht er sich auf dem Zaubermantel Klios in den allgemeinen Sphärenlauf mit hineingerissen. Kann man es dem Poeten verdenken, wenn er sich dagegen wehrt, wie ein Schmetterling gespießt und eingeordnet zu werden, um in dem Weltgebäude der Wissenschaft wieder aufzuerstehen? Ist es nicht freundschaftlicher gedacht und gehandelt, wenn sich der Historiker bescheiden unter die Gratulanten mischt und wartet, bis an ihn die Reihe kommt, dem geliebten Meister die Hand zu drücken?

Man wird es mir nachfühlen, daß ich mir aus Freundestreue diese Fragen vorgelegt habe. Es gilt die Entscheidung eines Prozesses mit der Aktenüberschrift: Heyse contra Heyse. Der Poetenleumund ist im allgemeinen nicht der beste. Man sagt ihnen nach, daß sie in ihren Bekenntnissen noch mehr als andre Menschenkinder Dichtung mit Wahrheit mischen. Welches der beiden vorangestellten Dichterzeugnisse ist das gültige? Hat der Historiker auch dem Gefeierten etwas zu sagen oder nicht?

Schlagen wir das Buch der Heyseschen Freundschaften auf, so sprechen die beredten Widmungen an Jakob Burckhardt, Alfred Dove und andre gegen das zweite Zeugnis, während der erste Eindruck der Heyseschen Muse es zu bestätigen scheint. Er müßte kein rechter Dichter sein, wenn er der Historie ganz entraten könnte, da nach Goethes Worten nur alle Menschen das Menschliche leben. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß andre die Geschichte als Magazin der poetischen Phantasie stärker in Anspruch genommen haben. Über Shakespeares Königsdramen wird sich Heyse, wie ich fürchte, mit einem Historiker nie ganz verständigen können. Für ihn leben nur noch John Falstaff und Gesellen. Unser Entzücken über die Verkörperung der englischen Übermenschen des Zeitalters der Rosenkriege teilt er schwerlich. Indem er das Menschenwesen in den Vordergrund stellt, deutet er den Hintergrund, aus dem Schillers Gestalten erst das volle Leben erhalten, nur eben an. Ein Stück verkörperter Staatsraison wie Burleigh auf die Bühne zu stellen, wäre ihm unmöglich. Und doch beweist uns jene Epistel an Ribbeck wieder einmal, daß keine Regel ohne Ausnahme ist. Kein Jünger der Historie könnte besser als ihr scheinbarer Verächter das Begräbnis des ersten Königs des geeinigten Italien schildern. Ich müßte das ganze herrliche Gedicht abschreiben, um zu beweisen, daß ein Gregorovius Heyse darum beneiden dürfte, wie kraftvoll er 1878 „den Puls des Heute durch die menschengeschwellten Gassenadern der ergreiseten Weltenherrin pochen" fühlte. Und im mondbeschienenen Kolosseum verschmelzen ihm unter den Genuesischen Lanzenreitern, die dort für eine Nacht Obdach gefunden haben, Vergangenheit und Gegenwart zu einer Vision der Zukunft des italienischen Einheitsstaates.

Wie kommt gerade Meister Paolo zu so wundersamen Gesichten? Wenn er Italien und der ewigen Stadt eine Stimmung verdankt, die wir historisch nennen, und der wir nicht allzu oft bei ihm begegnen, was hat er dem Wunder-

lande noch mehr verdankt, was verdanken wir durch ihn dem Lande „dei fiori, dei suoni e dei carmi“, dessen Wiedergeburt als „terra dell' armi“ er so klassisch geschildert hat?

Die Antwort auf die erste Frage, die jetzt auch der Dichter dem Gewinner des Prozesses um seinen historischen Sinn nicht länger verwehren kann, wird überraschen.

Italien bleibt für den formlosen Nordländer das Land der Formen. Wo anders könnte der Meister der Form seine Meisterschaft geholt haben?

Wie Prometheus für seine Menschenkinder das Feuer vom Altare des Zeus raubte, hat Goethe seiner Nation über die Alpen die letzte der Renaissancen gebracht. Noch nie ist mir, was jedes Schulkind weiß, so gegenwärtig geworden wie auf der chronologisch geordneten Leipziger Ausstellung Goethescher Zeichnungen im Jubiläumsjahre 1909. Jedermann weiß, daß die Iphigenie in Italien ihr klassisches Jambengewand erhielt, aber wir wußten auch, daß die Hexenküche des Faust im Garten der Villa Borghese entstehen konnte. Weit deutlicher verrät uns die Hand des Dichters, daß sein Auge, seitdem er den Brenner überschritten hat, alle Dinge dieser Welt stilisiert. Der Unterschied zwischen den Zeichnungen vor und nach 1786 ist, so gering der technische Fortschritt sein mag, enorm. Antiker Form sich nähernd, vermag Goethe nicht immer die bloßgelegten Quadern der antiken Kunststraßen unfühlbar zu machen. Auch die letzte und größte der Renaissancen zahlt dem Altertum den Tribut der Unselbständigkeit. Auf holprigen Hexametern hinken Hermann und Dorothea ins deutsche Land hinaus, während Reineke Vos das Laufen überhaupt verlernt, und der Gedankenreichtum der Pandora unbarmherzig in das Prokrustesbett antiker Rhythmen gezwängt wird, um es mehr durch den eigenen Schwung als durch den ehernen Takt der alten Götterspräche in Bewegung zu setzen.

Fehler oder, besser gesagt, nicht völlig geglückte Experimente der ganz Großen fallen mehr in die Augen als Durchschnittsirrungen, und so hat sich in der Heimat der Formlosigkeit der Irrwahn einnisten können, daß Form etwas Äußerliches sei wie der Rock, den wir tragen, als ob auch der nackte Mensch nicht erst durch Haut, Haare, Farbe, Bewegung, also durch die Form seines Knochen- und Muskelgerüstes künstlerisch wirke. Besser haben die Jünger die ersten tastenden Versuche des Meisters zu nützen verstanden, und es genügt an Platen, Rückert, Heine, Geibel, Regis und Gildemeister zu erinnern, um in Kürze anzudeuten, bis zu welcher Virtuosität Dichter und Übersetzer seit Goethes Tagen die Herrschaft unsrer Sprache über die Form gesteigert haben.

Hier müßte sich nun Heyse wohl oder übel gefallen lassen, eingereiht zu werden, wenn ihm nicht die Eigenart seines „Formtalentes“ eine Sonderstellung sicherte. Ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden, wenn ich dabei ein Wort gebrauche, das an die schnödeste Verkennung seiner Künstlerpersönlichkeit erinnert. Was wüßten wir von der Seele unsrer Dichter, wenn nicht

unsre Komponisten wären. An dem großen Lyriker Platen kann nur zweifeln, wer nie das Echo gehört hat, das die aus den tiefsten Tiefen einer Menschenseele heraufgestiegenen Lieder „Ich schleich umher betrübt und stumm" oder „Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht" bei Meister Johannes Brahms geweckt haben. Rückerts östliche Rosen werden duften, solange Schuberts und Schumanns süßeste Weisen erklingen. In den Rückertsonetten seines „Wintertagebuches" rühmt Heyse dem „Teuren" nach, daß ihm Poesie geworden sei, „was er je berührt". Das scheint vielleicht zuviel gesagt, und bedarf doch nur einer kleinen Korrektur, um die Liebeserklärung zu objektivieren. Gewiß hat Rückert die Form spielend bewältigt, aber die spielerische Wirkung zahlreicher Gedichte schreibt sich nur daher, daß es für ihn selbst schlechterdings keine Prosa gab. So entsteht der Widerspruch zwischen der überwiegenden Überzeugung des Publikums von der harten Prosa des Lebens und dem naiven Dichterglauben, was gefeite Hände berühren, sei an sich schon Poesie.

Wie aber in diesem Widerspruch und seiner Auflösung das Geheimnis der Aufnahme jeder künstlerischen Mitteilung umschlossen liegt, wird auch die Erkenntnis immer mehr Wurzel fassen, daß Heyses Talent, die Dinge zu formen, von seinem menschlichen und künstlerischen Verhältnis zu den Dingen so untrennbar ist wie Haut und Haare von dem lebenden Leibe. Dieses Talent aber bildet sich nicht etwa in der Stille, es reift nicht in der Zucht der vorangegangenen Meister, es schreitet nicht von leichteren zu schwereren Aufgaben, vor allem, es wird nicht erst durch das Land geweckt, in dem Goethe uns zum zweiten Male geboren wurde. Dieses Talent führt er bereits im leichten Reisekoffer mit sich, als er 1852 zum ersten Male durch die Porta del popolo seinen Einzug in die ewige Stadt hält. Es ist ihm, mit einem Worte, in die Wiege gelegt, oder noch besser, um ihn durch ein Zitat eines ihm wenig sympathischen Meisters ein wenig zu ärgern: diesem „Vogel war der Schnabel hold gewachsen."

Und so enthüllt uns ein Talent, das in Vers und Prosa, in freien Rhythmen, deutschem Knittelvers und in den Versmaßen der Alten und der romanischen Völker sich immer gleich geblieben ist, so daß wir es getrost Genie nennen dürfen, noch eine Tatsache, die an dem vermeinten Schüler Italiens nicht minder überraschen wird.

Ein Erstling kann einem Dichter im Wege stehen. Grillparzer hat das als Schicksalsdichter der „Ahnfrau" erfahren müssen. Das Stück mit seiner Panoptikumromantik ist wirklich schlecht und läßt die Löwenklaue so wenig erkennen, daß es ein Frevel wäre, es mit den „Räubern" auch nur von Ferne zu vergleichen. Heyse aber wird sich nicht beklagen dürfen, wenn man seine Erzählerkunst immer an seiner ersten unübertroffenen Novelle „l'Arrabbiata" messen wird. Ich kenne nur einen ähnlichen Fall: Schuberts Erlkönig am Anfange eines unerschöpflichen Liederquelles. Die Eingeweihten wissen längst, daß in Müllerliedern und Winterreise nicht der ganze Schubert enthalten ist. In sieben Bänden liegt ein Liederreichtum vor uns ausgebreitet, der anfangs in Verwirrung setzt, weil alle unsre angelernten Be-

griffe von Entwicklung und Stilperioden vor dieser immerfort dahingleitenden, bald murmelnden, bald rauschenden, zuweilen auch verhallenden Melodienflut versagen. Nicht immer gelingt es, das zerrinnende Element zu fassen. Wo wir es aber in Händen halten, sind wir ganz außerstande, ohne äußerliche Kennzeichen festzustellen, was aus der Zeit des Erlkönigs oder aus späteren Jahren stammt.

Dasselbe Urphänomen gesegneter Natur kennzeichnet die Kunst Heyses. Es wäre unbillig, von einem Baume, der tausendfältige Frucht trägt, zu verlangen, daß eine Frucht der andern gleiche. Nicht jede ist ausgereift, nicht jede mundet einem Gaumen, den die Süßigkeit der andern verwöhnt hat. Das Ganze aber will als Ganzes immer wieder angestaunt sein. Über die Tatsache kommen wir nicht hinweg, daß die Orange immer wieder im dunklen Laube glüht und Sturm und Wetter einer südlichen Triebkraft nicht dauernden Stillstand gebieten können. Heyse hat nicht nur das südliche Formtalent, er hat auch die südliche Natur schon besessen, als ihn noch das Berlinertum für sich in Anspruch nehmen wollte.

Das ist nicht so zu verstehen, als ob ihm Italien entbehrlich gewesen wäre. Schillers Phantasie wird in der schöpferischen Nachschaffung nie gesehener Länder immer ein Wunder bleiben. Analogien zu Tell und Demetrius wird man freilich bei jedem echten Künstler finden. Die „Stickerin von Treviso" ist auf den alten Festungswällen Augsburgs entstanden, und die Troubadournovellen sind der Poetenlohn für gelehrte Wanderungen durch Bücher. Das Malen nach der Natur ist überhaupt nicht gleichbedeutend mit Malen vor der Natur. Es spricht für Segantinis Größe, daß seine Phantasie nicht erlahmte, wenn er seine Staffelei unmittelbar vor der unnahbaren Majestät der Alpenwelt aufspannte, aber wir bewundern nicht minder Böcklins Art, die zerstreuten Eindrücke der Welt in einer selbstgeschaffenen neuen Welt wieder auferstehen zu lassen. So wenig Böcklins Farben denkbar wären, wenn er die südliche Welt nur aus Photographien und Bildern gekannt hätte, so wenig hätten Franz Kugler und Jakob Burckhardt ihrem jungen Freunde für seine ganze Lebensreise die eigenen tiefen Blicke auf die Bucht von Neapel[1]), den Tiberstrom[2]), die Abhänge des Appennin[3]) und der Alpen[4]), oder die Lagunenwelt[5]) ersetzen können. Wem das Glück zuteil geworden ist, am schönsten Ostermorgen einen Gang um die alten

---

[1]) l'Arrabbiata 1853. Idyllen von Sorrent 1854. Skizzen aus Neapel 1877. Tagebuch 1877/78. Der Traumgott 1882. Don Juans Ende 1883. Die Einsamen 1887.

[2]) Am Tiberufer 1853. Annina 1860. Michelangelo 1862. Raffael 1863. Maria Moroni 1863. Die Hochzeit auf dem Aventin 1864. Sonette aus Rom 1877/78. Romulusenkel 1879. Die Hexe vom Korso 1880. Gute Kameraden 1883. Villa Falconieri 1887. Die Fornarina 1895. Vanina Vanini 1896.

[3]) Das Mädchen von Treppi 1855. Erkenne dich selbst 1856. Beatrice 1867. Barbarossa 1869. Nerina 1874. Die Frau Marchese 1876. Nino und Maso 1883.

[4]) Die Stickerin von Treviso 1868. Unvergeßbare Worte 1882. Ein Wintertagebuch. Gardone 1901/02.

[5]) Andrea Delfin 1857. — Außerdem: Die Witwe von Pisa 1875. Die Kaiserin von Spinetta 1875. Beppe der Sternseher 1877.

Stadtmauern Sienas zu machen, der weiß auch, daß nur ein wirklich Sehender das wundervolle Wort von den „Blütenbannern" finden konnte, die die frühere Nebenbuhlerin von Florenz, die „höchstgetürmte von Toskanas Städten friedenvoll umwehten". Aber Heyses Sehen ist nur ein Wiedersehen und Erkennen einer längst im Busen getragenen Welt, wie auch die Entdeckung seines Dichterberufes auf der römischen Studienreise des jungen Romanisten keinen Tag von Damaskus bedeutet, sondern den Charakter heiterer Selbstverständlichkeit trägt. Es geht ihm nicht anders als jenem schottischen Edelmanne in Boieldieus reizender Oper „die weiße Dame". Auch ihn hat ein glückliches Ungefähr in das Schloß seiner Väter zurückgeführt. Wie im Traume wird aus dem Gast der Besitzer, und nun erwachen die alten Heimatsmelodien und finden in dem Echo der Umgebung einen süßen Widerhall.

Dabei bleibt es aber bezeichnend, daß Sizilien, das Heyse nie betreten hat, obwohl er es aus Homer und seinem Goethe kannte, in seiner Dichtung gar keine Rolle spielt. Für einen Ritt ins romantische Land gibt es keine Grenzen. Nach Schiras oder an den Hof König Salomos zu schweifen, trägt seine Phantasie kein Bedenken. Nur in seinem eigentlichen Machtbereiche erkennt sie an, daß jenseits der Berge und Meere Menschen wohnen, die ihr nicht gehören, weil er sie mit seinen leiblichen Augen sich nicht erobert hat.

Am deutlichsten offenbart vielleicht seine Lyrik, was ihm sein Italien bedeutet. Ohne einen Tropfen Herzblut bleibt kein echtes Dichterkind am Leben, aber nur von der Lyrik erwarten wir die innerlichsten von der Gelegenheit hervorgerufenen Bekenntnisse. Begleiten sie ein ganzes Leben, so können sie, wie wir es an Rückert gesehen haben, ermüden, weil uns ein gewisses Vagantentum des Musensohnes von Stürmen, die sein Herz durchtosen, unzertrennlich erscheint. Auch Heyse hat wie Rückert die Welt im Frieden seines Hauses gefunden, aber er hütet sich in weisester künstlerischer Zurückhaltung ein Behagen, das selbst dem alten Junggesellen Gottfried Keller ein gutgelauntes Bärenbrummen entlockt hat, zu versifizieren. Seine sonst so mitteilungsbedürftige Muse erscheint daher auf diesem Gebiete jahre-, jahrzehntelang merkwürdig schweigsam, und er bedarf des Sonnenlandes und der „Bettlerfreundin Sonne", um sich daran erinnern zu lassen, daß auch ihm ein Gott zu sagen gegeben hat, was er leide. Rückerts Kindertotenlieder bleiben an „Heimat und Herd" gefesselt; Heyses Tagebuch der Klagen um den früh entrissenen Liebling, vielleicht das Schönste und gewiß das Innigste, was er uns geschenkt hat, läßt sich von dem Hintergrunde nicht lösen, den ihm der Dichter in den Schauplätzen seiner goldenen Jugendtage Sorrent und Rom, Florenz und Venedig gegeben hat, und erst in der Resignation des Tagebuches von Gardone wagt sich die seine Lyrik krönende heimliche Zwiesprache mit dem Jugendbildnis seiner Mutter an die Sonne eines südlicheren Winters hervor.

Damit aber wären wir ganz gemächlich schon zur Beantwortung der zweiten Frage gelangt, was Heyse dem deutschen Volke aus Italien mitgebracht hat.

Abermals ist Heyse durch seine Eigenart davor bewahrt, den Romzügen des deutschen Geistes als soundsovielter eingeordnet zu werden. Nicht umsonst haben die Iden des März, die dem ersten Cäsar sein imperium raubten, gerade diesen Herrscher der Welt geschenkt. Vor allem bringt er glücklicher als Platen und andre poetische Imperatoren stets sich selbst über die Alpen zurück. Die deutsche Renaissance mit ihren geistigen Kämpfen liegt hinter ihm. Ein damals noch unangefochtenes Erbe wird frühzeitig zu ruhigem Besitze erworben. Höchstens von Renaissancen seiner eigenen Kunst könnte man reden, wenn man sich an den oben in einer Anmerkung zusammengestellten Titeln und Zahlen vergegenwärtigt, wie sich seine Kraft in den wiederholten Berührungen mit dem italischen Boden 1852, 1877 wie 1901 gestärkt hat, auch darin Franz Schubert vergleichbar, der sich bei jeder neuen Berührung mit Goethe nach manchem künstlerischen Auf und Ab seiner Unsterblichkeit wieder versichert hat.

So erledigen sich mit der Erkenntnis des Lebenselementes seiner Kunst die Schlagworte ihrer Gegner von Epigonentum und Klassizismus. Selbst der Schmerzensschrei wird ihm wie der Donna Anna die Klage um den erschlagenen Vater zur dissonanzenfreien Melodie, und nur als „Promethide" kann er sich von dem Alpdruck des Schicksales befreien [1]). Denn er folgt darin einem Gesetze seiner Natur genau so wie Boecklin, dem noch nie ein Vorwurf daraus gemacht worden ist, daß er nicht so malen konnte wie die besten Schilderer von Luft und Licht des Nordens.

Mit künstlerischer Notwendigkeit hat daher seine Natur sich der verwandten Natur des Südens da versichert, wo sie dem Dichter greifbar und mitteilbar erschien, im Volks- und Kunstgesange Italiens. Der Übersetzer Heyse übt nicht etwa seine Virtuosität der Form an halsbrechenden Aufgaben. Seine immer wieder aufgenommene in fünf Bänden noch nicht abgeschlossene Tätigkeit ist ihm nicht etwa eine Zerstreuung in musenverlassenen bedrängten Zeiten gewesen. Sie ist ihm auch nicht, wie nur ein dürres Philologenhirn vermuten könnte, ein Nachklang seiner romanistischen Studien in den römischen Bibliotheken. Auch als Vorstudie wird man sie nicht auffassen dürfen, obwohl wir der Verdeutschung Leopardis die ergreifende Novelle „Nerina" verdanken. Sie ist mit einem Worte keine Nebenfrucht und ließe sich aus seinem Bilde schlechterdings nicht hinwegdenken.

Da ist es nun für den Historiker ein erbauliches Schauspiel, den Meister mit der verlästerten Geschichte Freundschaft schließen zu sehen. Von den literarhistorischen Einleitungen zu Leopardi, Giusti oder den Rispetti sei dabei abgesehen. So viel Historie wird jeder Zunftgenosse Apollos schließlich noch aufbringen müssen. Der stärkste Beweis, daß Historie ihm doch etwas zu sagen hat, ist die in seinem Munde fast lästerliche Verteidigung der politischen Poesie und seine wiederholten erfolgreichen Bemühungen, den politischsten aller Dichter, Giuseppi Giusti, deutschem Verständnis und Empfinden zu erschließen.

Vier Jahre nach Heyses ersten Giustistudien hat Heinrich von Treitschke in einer Besprechung seines „Ludwig der Baier" der „unpolitischen Natur"

[1]) Jugenderinnerungen und Bekenntnisse S. 312.

des Dichters das Recht an historischen nur der politischen Leidenschaft zugänglichen Stoffen abgesprochen. Mit gewohnter Meisterschaft holt der Vorkämpfer und Herold der deutschen Einheit den politischen Gehalt aus einer Zeit hervor, die arm an Persönlichkeitswerten und reich an Ideenkeimen gewesen ist. Am Vorabend des ersehnten Bruderkrieges will er nicht verstehen, daß den Dichter der Freundschaftsnovellen die Brudertreue des Wittelsbachers und Habsburgers zu demselben Stoffe wie L. Uhland hingezogen hat. Das einzige poetische Motiv eines undramatischen Rohstoffes würde er unbedenklich opfern, um die zähe Masse durch Schillerschen Ideenschwung in Bewegung zu setzen.

Heute sind schlimmere Wunden als die unsres Bruderkrieges vernarbt, und wir lächeln über einen Eifer, der gegen Heyses bereits erprobtes Verhältnis zu dem furor politicus blind sein konnte. Auch dem Nachdichter Giustis werden wir es nicht mehr nachschreiben, wenn er zur Verteidigung der politischen Poesie noch 1875 behauptete, die Ästhetik werde „Mühe haben nachzuweisen, daß der Zweck, etwa ein sprödes Mädchenherz zu besiegen, so viel künstlerischer sei, als der Wunsch, durch ein Freiheitslied eine träge Volksmasse aufzurütteln". Denn hier wird im Übereifer übersehen, daß der Fall des Johannes Hadlaub in G. Kellers anmutiger Novelle, der seinen Minnesang so geschickt sofort an seine Adresse gelangen läßt, ein Ausnahmefall ist, daß der Dichter vielmehr die Festung des Mädchenherzens, die er stürmen will, in die Brust seiner Hörer verlegt, während wir nicht nur in der Idee, sondern tatsächlich zu jener trägen Volksmasse gehören, auf die es die politische Tendenzpoesie abgesehen hat.

Das einzig unpolitische an dem Giusti-Übersetzer Heyse, das ihn aber gerade Treitschke hätte nähern sollen, war der später eingestandene Irrtum, 1858 in Deutschland mit einem Dichter Eindruck zu machen, der den Austriaci und ihrer Fremdherrschaft mit den Worten: „Non vogliam tedeschi" Krieg erklärt hatte. Aber der Verstoß gegen die literarische Diplomatie wird reichlich wett gemacht durch die in Deutschland damals seltene politische Einsicht, daß die Italiener durch die gleichen nationalen Postulate und Rechte unsre Schicksalsgenossen seien.

Wie aber hätte Heyses dichterisches „Talent zur Freundschaft" sich in den Dienst der Blut- und Eisenpolitik der Konfliktszeit stellen können? An dem Kampfe gegen die Fremdherrschaft hat seine Muse als treue Begleiterin des dichterischen rinascimento Italiens teilgenommen. In dem Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland mußte sie, wenn sie sich nicht verlieren wollte, wie unser historischer Genius Leopold Ranke warten, bis die Saat der blutigen Schnitter eingebracht war, und man sollte ihm nicht vergessen, wie er in seinen sparsamen, aber um so eindrucksvolleren lyrischen Bekenntnissen bald nach seinem siebzigsten Geburtstage dem Reiche und seinem Gründer für einen neuen gegen Verdrossenheit gefeiten Lebensinhalt gedankt hat, oder wie er 1878 den Augenblick festhält, als im Leichenzuge Viktor Emanuels

Schritt der Erbe der deutschen Kaisertrone,
Dessen ragendes Haupt noch lang die Sonne
Tatenfreudiger Kraft umleuchten möge.

Im übrigen steht an der Spitze seines politischen Credo nicht umsonst der Spruch:

Meint ihr, ein jeder sei dazu geschickt,
Daß er das Staatswohl überwache?
Ein jeder weiß zwar, wo der Schuh ihn drückt,
Doch Rat zu schaffen, ist des Schusters Sache.

Wie er in diesem Sinne sehr undiplomatisch und doch politisch allezeit gegen das, was ihm als Fremdherrschaft über den deutschen Geist erschien, seinen Mann gestanden hat, könnte man ihn einen Italianissimo nennen, weil er den Kampf der Nation um ihr Selbstbestimmungsrecht auf literarischem Gebiete durch Ausscheiden aller wesensfremden, französischen Einflüsse fortsetzt. Wir werden daher von „den feierlich getragenen Frühstimmen" des größten Italianissimo Dante, vorüber an Machiavelli, der die seinen Landsleuten immer entschwindende „Gelegenheit" besungen hat, bis zu den ersten poetischen Ankündigungen des rinascimento und weiter bis zu der Legion der Lyriker geführt, von denen jeder seine Sprache spricht und doch alle zusammen die Seele Italiens enthüllen.

Schon die Größe und der repräsentative Charakter dieser Sammlung unterscheidet Heyse von Übersetzern wie Gildemeister und Hermann Kurz, deren Verdeutschung der Satiren und des Orlando Ariosts er herausgegeben und mit Freundestreue gegen neuere gelehrte Vergewaltiger unsrer Sprache verteidigt hat. Der Hauptunterschied aber ist nicht die unbestrittene Meisterschaft der Gilde, sondern die Vermählung deutschen und italienischen Geistes, die Viktor Hehn beiden Nationen zur Verbesserung der Rasse gewünscht hat. Wiederum ist es eine beschämende Überraschung für den Liebhaber von Schlagworten, daß dem Kunstpoeten die Nachdichtung der italienischen Volkspoesien vor allem geglückt ist. Auch da sind die Komponisten die Entdecker eines lange wenig beachteten Kleinodes gewesen. Brahms hat mit sicherem Griff die dramatische Perle herausgeholt, Hermann Goetz einige der schönsten Rispetti hinzugefügt, bis Hugo Wolff in seinem italienischen Liederbuch fast den ganzen Reichtum mit Beschlag belegte. Wenn es auch keiner dem Dichter ganz zu Gefallen getan hat, weil ihm der Naturlaut der singenden Burschen und Mädchen noch im Ohre klingt, wird er sich doch daran gewöhnen müssen, daß die Nachdichtung unserm Volke zum Originale wird. Noch ist seine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, daß jeder Italienfahrer seinen Rispetti und Ritornellen neben Bädeker und Cicerone ein Plätzchen in seinem Koffer gönne. Dazu bedürfte es vor allem einer wohlfeilen Sonderausgabe, die der Verleger nicht so mißhandeln dürfte wie die in den „Werken" mit Liliputlettern gedruckten „Novellen in Versen". Das aber läßt sich heute schon sagen, daß der Deutsche vom Tage der Erfüllung an aus Italien etwas mitbringen würde, was er heute mehr als je entbehrt: ich meine die Anmut, damit die etwas reichliche Überzeugung von der Würde seiner Kulturmission weniger aufdringlich erscheine. Und wird einmal unsrer Nation die gentilezza zuteil, so erinnert sie sich auch der Kulturmission des Politikers Paul Heyse.

Die steile Stufe.

Erzählung

von

Ernst Heilborn.

I.

Der Justizrat war in seinem Pyjama aus der Badestube in sein Schlafzimmer zurückgekehrt. Er reckte sich behaglich in der freudigen Erwartung dieses Berliner Sonntagmorgens. Knaus harrte bereits vor dem Toilettenspiegel seines Herrn.

„Also, lieber Knaus, Ihre Frau wird heut abend ausgehen. Keine Widerrede, sie wird. Ich erwarte Professor Penzig. Sie soll ein Theaterbillett haben."

Knaus machte sein allerbedenklichstes Gesicht: „Mit dem Theater ist es rein gar nichts."

„Man gibt die Jungfrau von Orleans!"

„Ja, die wird wohl gegeben . . . Sie meint, wenn es einmal zu einem Varieté wäre —"

„Lächerlich; alte Person und Varieté; wird sich nächstens noch auf ein Karussell setzen. — Gut denn! sie soll ihr Billett zum Wintergarten haben. Aber um fünf ist die Küche geräumt; das bitt ich mir aus."

Knaus wollte eben zur Pinzette greifen, ein paar graue Haare an der Schläfe seines Herrn zu beseitigen.

„Schon gut. Nicht mehr nötig. Rufen Sie mir Julie!"

Julie kam und sagte ihrem Vater mit wohleinstudiertem Knix guten Morgen. Er legte ihr die Hand auf das in der Mitte gescheitelte blonde Haar, das in zwei mageren Zöpfen herabfiel, und küßte sie auf die Stirn. Das Programm des Tages wurde entwickelt. Der Justizrat hatte zunächst eine „wichtige Besprechung", die ihn hinderte, mit in die Kirche zu gehen. Er würde aber zur Zeit vor der Tür warten, sie abzuholen.

Julie versuchte Ausflüchte und behauptete, nach der Kirche eine Cousine besuchen zu müssen, die heute Geburtstag habe. Aber das half ihr zu nichts, und so verabschiedete sie sich möglichst schnell mit einem zweiten artigen Knix. Im Hinausgehen schnitt sie Knaus eine hämische Grimasse, die der aber durchaus nicht zu bemerken schien.

Die „wichtige Besprechung“ fand nachher, nachdem das Frühstück in sonntäglicher Behaglichkeit eingenommen war, die Zeitung flüchtig und verschiedene juristische Zeitschriften sehr gründlich durchgesehen waren, bei Borchardt statt und galt den Vorbereitungen zum Abend. Der Justizrat hatte sich für Argenteuiler Spargel, der in diesen Märztagen bereits sehr annehmbar war, Hammelkoteletts mit Sauce Béarnaise, Früchte und Käse entschieden und regelte seine Einkäufe danach. Knaus wurde mit dem Paket nach Hause geschickt, wobei ihm nochmals eingeschärft wurde, seine Frau nichts merken zu lassen, der Justizrat bestieg die Droschke wieder und fuhr zum „Invalidendank“, von da zur Französischen Kirche. Da die Geschäfte erst nach Schluß des Gottesdienstes geöffnet wurden, hatten Julie und Fräulein Fink bereits des längeren auf ihn warten müssen.

Fräulein Fink wurde mit der längst zur Gewohnheit gewordenen freundlichen Wendung in eine elektrische Bahn komplimentiert, der Justizrat trat den sonntagsüblichen Spaziergang mit seiner Tochter an. Er führte durch die Wilhelmstraße nach den Linden, dann durch den Tiergarten zu der in der Matthäikirchstraße just am Rondell gelegenen Wohnung des Justizrats. Bei gutem Wetter, und das traf zu Juliens Bedauern heute zu, wurde noch eine Ecke Bellevuegarten mitgenommen.

Sehr lebhaft war die Unterhaltung nicht. Sie begann mit Schulfragen und endete mit Auseinandersetzungen über die deutschen Klassiker, die der Justizrat immer wieder mit jugendlicher Begeisterung und sonderlicher Vorliebe für die Zitate las. Dazwischen aber hieß es alle Augenblicke: „Kopf hoch, Brust raus!“ „Du mußt die Füße mehr auswärts setzen.“ „Ein Mädchen soll sich nicht herausfordernd umsehen.“ „Gewöhne dir endlich ab, die Arme schlenkern zu lassen!“ „Kopf hoch, immer noch höher!“

Die beiden wurden vielfach gegrüßt, denn der Justizrat war eine bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Er trug sich aufrecht, kleiner beweglicher Herr, der er war. Sein Gesicht mit den markanten Zügen, die durch Schnurrbart und Fliege nur eben schärfer hervortraten, zeigte Charakter. Das dreizehnjährige Mädchen neben ihm war durchaus nicht hübsch und schien bei aller Wohlerzogenheit der Sonne für ihr Wachstum ermangelt zu haben. Beinahe ein Kellerkind, das in der Beletage wohnte. Sie war sehr gut, doch ohne Geschmack angezogen, denn der Justizrat ließ es sich nicht nehmen, ihr ihre Kleider selber zu besorgen.

Inzwischen fand in der Küche des Justizrats eine andre Unterhaltung statt. Knaus war heimgekehrt und traf seine Ehehälfte breitbeinig sitzend an, den irdenen Napf zwischen die Knie geklemmt und mit dem Reibeisen hantierend. Die Art und Weise, wie sie das trockene Brot über die scharfe Fläche führte, dünkte ihn kein gutes Zeichen.

„Hier wäre denn das Billett,“ hob er nach einer Weile an. Und den Sturm, noch bevor er ausgebrochen war, beschwörend: „Es ist fürs Varieté.“

„Varieté! Als wenn mir daran läge, meine Sonntage im Varieté zu verbringen! Und das kannst du ihm ein- für allemal sagen: heut wird Schluß damit gemacht. Er in seinen Zimmern, ich in meiner Küche. Ich duld

das nicht mehr, daß er mir über meine Töpfe und Vorräte geht." Und da Herr Knaus klüglich schwieg: „Pack aus. Zeig, was du mitgebracht hast." Sie setzte den Napf mit einem Ruck zur Erde und stand neben ihm: „Das will nun Spargel sein!"

„Es ist das feinste, was es jetzt gibt."

„Um diese Jahreszeit kauft man keinen Spargel." Dann aber, als erbarmte es sie der vegetabilischen Kreatur: „Er darf nicht länger als fünfundzwanzig Minuten kochen. — Wer kommt?"

„Der Maler."

„Solch ein Mann und schämt sich nicht, sich hinter den Kochherd zu stellen! Und du mußt natürlich auch dabei sein."

Das Mittagessen fiel zur Zufriedenheit des Justizrats aus, doch mochten dazu weniger die immerhin beträchtlichen Kochkenntnisse der Frau Knaus als die Aussicht auf den guten Abend beitragen. Julie und Fräulein Fink fanden unter ihren Servietten die Billetts zur „Jungfrau von Orleans", der Justizrat erzählte, wie er zu tun pflegte, allerhand Schnurren und Anekdoten. Doch erfreute er sich keines dankbaren Publikums. Julie war noch von dem Spaziergang her verdrossen, und Fräulein Fink saß stets mit gesträubten Federn zu Tisch. Sie war die Nichte eines Oberlandesgerichtspräsidenten.

Nach der Mahlzeit zog sich der Justizrat wie stets in das Zimmer seiner verstorbenen Frau zurück, das niemand außer ihm und Knaus, der es rein zu halten hatte, betreten durfte. Man wußte nicht, was er dort tat. Vielleicht hing er dem Andenken an die Verewigte nach, vielleicht hielt er sein Mittagsschläfchen, möglicherweise mochte sich beides miteinander vereinbaren lassen. Er kam erst wieder zum Vorschein, als sich Fräulein Fink und Julie zum Theater verabschiedeten.

Dann aber wurden mit Knaus' Hilfe die Vorbereitungen in der Küche getroffen, und zur rechten Zeit stellte sich Professor Penzig ein. „Wie geht's, wie steht's, was gibt es, lieber Freund?" und er streckte dem Justizrat mit runder Bewegung beide Hände entgegen. Der antwortete bedeutsam: „Eine Sauce Béarnaise."

Der Maler war ein sogenannter schöner Mann mit dunklem Vollbart und sehr wohlgepflegten Händen, was ihn nicht hinderte, die Eier mit großer Virtuosität aufzuschlagen und die Schalotten zu wiegen. Der Justizrat kochte den Essig ein und hielt nachher das Sieb. Das Eigelb mit dem Schalottenessig und den andern Zutaten, die nicht ohne mancherlei Diskussionen gewählt worden waren, schlugen beide Freunde abwechselnd im Wasserbade.

Das Abkochen des Spargels war Knaus, als unbeträchtlich, überwiesen worden, der Justizrat hatte eben die Hammelkoteletts auf dem Feuer, und der Maler setzte, worin er seit seiner römischen Zeit Meister war, den Salat an, als die Entreeglocke anschlug. „Hierbleiben!" befahl der Justizrat Knaus, der im Begriff stand, seinen Spargel im Stich zu lassen. Und zu dem Maler: „Man muß sich sein bißchen Frieden erkämpfen." Und geruhig führte er die Gabelspitze in die Koteletts und erfand sie, wie sich's gebührte, „außen Othello, innen blutende Desdemona".

Man saß bei Tisch, der Mouton Rothschild schimmerte im Glase, und der Justizrat erzählte Anekdoten, worin er unerschöpflich war, auch folgte der praktischen Kochübung manche eingehende theoretische Erörterung. Der Justizrat hatte soeben mit erhobener Stimme erklärt, daß er vom Sauerkraut verlange, daß es „kurz und doch gebunden" sei, als ihm auffiel, daß sein Freund stiller als sonst war. Er lief Gefahr, sich seine schöne Stirn durch eine Falte zu verunzieren.

„Nun ja, da heißt es jetzt ‚Freilichtmalerei' und immer wieder Freilichtmalerei! Publikumsfang, nichts weiter. Als ob wir nicht jederzeit unsre Staffeleien ins Freie getragen hätten! Und dann —, man hat seine Qual mit diesen Modellen."

„Sie haben ihre Mucken?"

„Sie sind ein Auswurf!" Das war so gesprochen, daß die Stimmung ernstlich hätte beeinträchtigt werden können, wäre nicht dem Justizrat „apropos Auswurf" eine Geschichte eingefallen, die unwiderstehlich war.

II.

Das Bureau des Justizrats Joachim befand sich in der Breiten Straße, und dahin begab er sich zur nachmittäglichen Sprechstunde zu Fuß, während zu den sonst festgesetzten Zeiten sein getreuer Droschkenkutscher bereits wartend vor dem Hause hielt. Diese eine körperliche Motion war er seiner Gesundheit schuldig; auch liebte er es, aufmerksam um sich schauend, Passanten und Auslagen musternd, den stets gleichen Weg zurückzulegen.

Ans Ziel gelangt und von dem eifrigen Pförtner untertänig begrüßt, ließ er die breite Vordertreppe rechts liegen und stieg eine steile ächzende Hintertstiege langsam und bedächtig hinan. Sie führte direkt in sein Arbeitszimmer, zu dem er den Schlüssel stets bei sich führte. So umging er die Schar der bereits ungeduldig Wartenden und konnte, ungesehen wie Harun al Raschid, ganz nach Belieben auftauchen und verschwinden.

Ein Schlag auf die Schreibtischklingel, und Herr Kruse, der Bureauvorsteher, trat ein. Er berichtete kurz und sachlich über die Einläufe, und inzwischen ging der Justizrat, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab, jetzt das entscheidende Wort, jetzt einen Gesetzesparagraphen, dann wieder eine Reichsgerichtsentscheidung einwerfend; was sogleich notiert wurde. Joachim besaß ein sehr treues Gedächtnis und irrte selten; seine eigentliche Begabung aber bestand in unmittelbarer Erfassung des Wesentlichen.

Die laufenden Geschäfte waren beendet, aber Herr Kruse blieb. In seiner steifen und beamtenmäßigen Haltung war eine nervöse Unruhe, nur gewahrte Justizrat Joachim, der noch immer seinen Gang durchs Zimmer fortsetzte, von dem allen nichts. Schließlich traf Herrn Kruse doch ein forschender und verwunderter Blick und zwang zum Sprechen.

„Wenn es möglich wäre, Herr Justizrat, mir eine Gehaltsaufbesserung zu gewähren . . . ich beabsichtige mich . . . nämlich wieder zu verheiraten."

Der Justizrat warf sich in seinen Schreibtischstuhl, vor dem er eben stand, als hätte ihn der Schlag getroffen. Dann: „Die doppelte Gehaltszulage, wenn Sie nicht heiraten, Kruse."

Joachim stand bereits wieder neben seinem Schreibtisch, kleiner, beweglicher Herr, der er war, und hatte beide Fäuste auf die Platte gestemmt, wie er beim Plaidieren zu tun pflegte. „Wie lange arbeiten wir jetzt zusammen, Kruse? Fünfzehn Jahre. Wie alt sind Sie? Ich denke nahe an die Fünfzig. In den fünfzehn Jahren, die Sie bei mir waren, sind vielleicht tausend Ehescheidungssachen durch Ihre Hände gegangen, und Sie kommen und sagen: Ich möchte mich wieder verheiraten.

„Sehen Sie, Kruse, ich bin vierzig Jahre (der Justizrat nahm es mit der Zahl nicht ganz genau). Und nun nehmen Sie an, Sie fänden eines schönen Morgens auf Ihrem Kaffeetisch meine Verlobungsanzeige. Was würden Sie sagen? Der alte Herr ist verrückt geworden, wäre Ihr erstes Wort.

„Und Sie hätten recht! Sie hätten durchaus recht, Kruse. Ja, schämen Sie sich denn nicht im Andenken an Ihre verstorbene Frau? Eine so brave tüchtige und solide Dame. Und soll ich Ihnen noch etwas sagen? Ein Mann über vierzig wählt immer die Unrechte. Ganz einfach, ihm fehlt der Instinkt der Jugend. Ich will Ihnen einen Rat geben: anstatt nächsten Sonntag zu Ihrer Braut zu gehen, setzen Sie sich hier still ins Bureau und lesen Sie in unsern Ehescheidungsakten. Das wird Ihnen gut tun; das wird Ihr stürmisches Blut abkühlen."

„Es ist nicht das, Herr Justizrat. Ich habe die Rechte gefunden. Das Mädchen, das zu mir paßt, auch für meine alten Tage."

Justizrat Joachim sah ihn verwundert an, nahm seinen Gang durchs Zimmer wieder auf, blieb plötzlich vor ihm stehen und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Also werden Sie glücklich, Kruse, so glücklich, wie Sie es zu werden verdienen! Wegen des Gehalts reden wir noch. Und nun lassen Sie eintreten."

Im Sprechzimmer waren, wie üblich, Nummern verteilt, aber auf den ersten, der vorgelassen wurde, hatte diese Ordnungsmaßregel keine Anwendung gefunden. Es war der Direktor einer Aktiengesellschaft, und Justizrat Joachim hatte mit ihm lange und ausführlich zu verhandeln. Ein großer Teil der Sprechstunde ging darauf hin.

Nummer 14 war ein Mann mit geläufiger Zunge. Sein Bruder saß in Untersuchungshaft, des betrügerischen Bankerotts beschuldigt. Der Justizrat sollte die Verteidigung übernehmen.

„Hat Ihnen mein Bureauvorsteher nicht gesagt, daß ich niemals verteidige?"

„Freilich, natürlich, aber . . ." es folgte ein begeisterter Lobgesang auf den Justizrat und seine einzigartige Stellung in der Anwaltschaft. Der Herr mit der geläufigen Zunge deutete an, daß die Familie bereit sei, Opfer zu bringen.

„Herr, ich verteidige nicht."

„Herr Justizrat, mein Bruder ist unschuldig." Die Rechte des Besuchers streckte sich aus, bereit, sich für die brüderliche Unschuld ins Feuer zu legen.

„Freut mich. Freut mich von Herzen für Ihren Herrn Bruder. Sie wissen, wir haben sehr talentvolle Verteidiger. Es kann Ihnen da gar nicht fehlen." Und der Justizrat schlug auf die Klingel.

Nummer 15: Frau Doris Ehlert.

„Bitte Platz zu nehmen, gnädige Frau."

Sie war in einer Testamentsangelegenheit gekommen. Ihr Mann hatte kurz vor seinem Ableben in Widerspruch zu einer bei dem deutschen Gericht deponierten Verfügung ein Testament in England hinterlegt. Darin vermachte er einer Operettendiva, mit der er die letzte Zeit zusammen gelebt hatte, sein gesamtes Vermögen. Die erste Instanz hatte bereits zu ihren, der rechtmäßigen Ehefrau ungunsten entschieden.

Justizrat Joachim beobachtete die neue Klientin unwillkürlich, während sie vor ihm saß, ihm all das auseinander zu setzen. Es war etwas sehr Wechselndes in ihren Augen. Das leicht gefärbte, gold-bronzene Haar drängte unter ihrer Witwenkapotte hervor. Er mußte irgendwo ein Bild gesehen haben, das ihr ähnelte.

Ja, viel Hoffnung konnte er ihr nicht machen, jedenfalls nicht, bevor er die Akten eingesehen hatte. Fragen, in die das internationale Recht hineinspielte, waren nie kurzerhand zu entscheiden.

„Gibt es denn überhaupt ein Recht in England? Man hat mir gesagt, es bestände da gar kein geschriebenes Gesetz."

„Sie scheinen eine schlechte Meinung von dem perfiden Albion zu haben."

„Durchaus nicht. Ich liebe Land und Leute und Tennis und Afternoontea. Sogar das Shopping der Engländerinnen fand ich immer unterhaltsam. Ich habe längere Zeit drüben gelebt."

„Ich glaubte Sie zu verstehen, Ihr Herr Gemahl habe Sie in Deutschland zurückgelassen, während er sich mit der — Dame in London aufhielt?"

„Gewiß. Ich sprach von meiner Mädchenzeit. Das ist lange her." Und da er zu dem „lange" gutmütig zu lächeln schien: „Nun, wie Sie wollen. Es war im Jahre 87."

„87 — halt! gewiß; das war das Jahr, in dem auch ich zum erstenmal drüben gewesen bin. Was nun Ihren Prozeß anbetrifft, so möchte ich Sie bitten . . . ja, ja, im Jahre 87 . . . verzeihen Sie eine Frage, die gewiß nicht hierher gehört: haben Sie einmal ein brennendes Schiff gesehen?"

Sie lachte. „Aber gewiß; damals in London."

„Ganz recht, im Hafen von London. Aber das ist ja nur natürlich. Jeder, der damals in London war, hat es gesehen."

In ihren Augen schien plötzlich eine Veränderung vor sich zu gehen, und wie stets, wenn sie erregt war, wechselte sie rasch die Farbe. Sie legte ihren Schirm auf den Schreibtisch, beugte sich darüber und stellte ein förmliches Verhör mit dem Justizrat an: „Sie wohnten in einem Boardinghouse? — dicht bei dem britischen Museum? — Das Boardinghouse wurde von zwei alten Damen gehalten, von denen die eine eine Perücke trug?" — Und nachdem er all diese Fragen mit einem „Ja" beantwortet hatte: „Also das sind Sie!"

„Ja, das bin ich, oder was von mir übrig geblieben ist."

„Und Sie erinnern sich meiner?"

„Irgend etwas mutete mich gleich vertraut an."

„Nun ja, Ruine . . ."

Der Justizrat räusperte sich, wie er immer tat, wenn er sentimental wurde: „Es waren schöne Tage . . ."

„Schöne, dumme Tage."

„Wir fuhren einmal nach Tottenham."

„Und nahmen ein Ruderboot."

„Großer Gott, ja, wenn man jung ist!"

Sie war aufgestanden. „Man bleibt immer jung! Oder nur wir Frauen? Wir Frauen bleiben immer jung! Aber sagen Sie mir, warum Sie damals so plötzlich abgereist sind und ganz ohne Abschied?"

„Nach einer Unterredung mit Ihrem Herrn Vater, die nicht ernst zu nehmen war und die ich natürlich ernst nahm."

„Lieber Herr Justizrat, jetzt müssen Sie mir meinen Prozeß gewinnen! Denken Sie nur daran, was für mich auf dem Spiele steht! Oder möchten Sie Ihre alte Jugendfreundin als Stütze der Hausfrau oder als Zimmervermieterin sehen?"

„Ihr Herr Vater lebt nicht mehr? Und Ihre Frau Mutter auch nicht? So stehen Sie also ganz allein in der Welt?"

„So allein, wie Sie mich da sehen."

„Und haben Schweres durchgemacht?"

„Es scheint so."

„Aber sagen Sie mir, warum haben Sie diesen Herrn Ehlert genommen?"

„Man lernt die Männer immer erst kennen, wenn man mit ihnen verheiratet ist."

„Wirklich? Und doch ist mir, indem ich zurückdenke, als hätten wir beide uns ganz gut gekannt."

„Doch auch nur flüchtig." Sie sagte das lachend.

„Warum?"

„Das lehrt der Ausgang unsres kleinen Romans."

„Ja, wenn Sie so wollen, gewiß. Aber nun hören Sie! Sind Sie eine vernünftige Frau?"

„Bisweilen."

„Machen Sie mir die Freude, nächsten Sonntag bei mir zu essen! Man hat sich getroffen, — es wäre schade, so ganz ohne Gruß aneinander vorüberzugehen. Allerdings, — ich bin Witwer."

„Also darum die Frage nach meiner Vernunft?"

„Nein, jetzt mißverstehen Sie mich wirklich . . ."

„Schon gut, ich komme. Ich muß Ihnen ja den Hof machen, damit Sie sich meines Prozesses annehmen."

„Tun Sie das wirklich!" Die Klingel ertönte. „Nummer 16."

III.

Am nächsten Sonntag morgen wurde Frau Knaus vor den Justizrat beschieden. Gegen seine Gewohnheit, denn er vertraute ihr gemeinhin, ging er das gesamte Mittagessen mit ihr durch und wiederholte eindringlich die Anforderungen, die an eine wohlbereitete Suppe, den Braten, die Saucen zu stellen seien. „Die Küchentür zuhalten!“ rief er ihr noch nach, als sie bereits entlassen war. Sodann kam die Reihe an Julie. Sie sollte artig und zuvorkommend gegen den Gast sein; nicht ungefragt sprechen, aber auch keinen maulfaulen Eindruck machen. „Ein Mädchen, das nicht hübsch ist, muß den äußeren Reiz durch doppelte Anmut des Wesens zu ersetzen suchen.“

Er hätte das vielleicht besser nicht gesagt. Jedenfalls war der Erfolg der, daß Julie hinter seinem Rücken dem armen und gänzlich unschuldigen Knaus ihre allerschändlichste Grimasse schnitt. Der stand breitschultrig da und blickte krampfhaft aus dem Fenster.

Der erwartete Mittagsbesuch stellte sich unpünktlich ein, was den Justizrat im Hinblick auf das Essen noch nervöser machte, als er ohnedies war. Endlich schlug die Glocke an, Frau Doris Ehlert kam und überreichte ihm einen vollen Tuff duftender Veilchen. „Sie müsse ihm halt den Hof machen.“ Seine Nervosität und Verlegenheit aber wurden dadurch noch erhöht. Fräulein Fink hatte die Blumen in eine Vase zu stellen.

Das Gespräch bei Tisch ließ sich insofern leidlich an, als es Justizrat Joachim gleichsam von Berufs wegen verstand, Konversation zu machen. Als seine Frau noch lebte, genossen die Gesellschaften in seinem Hause nicht nur der exquisiten Bewirtung halber, sondern auch um des jovialen Hausherrn willen eines besonderen Rufes. Er rechtfertigte den auch heute. Nur wer ihn genauer kannte, mochte gewahren, daß in dieser leichten, übersprudelnden Art diesmal etwas Gezwungenes lag; was sich übrigens mehr und mehr verlor, in dem Maße, als sich Frau Knaus des in sie gesetzten Vertrauens würdig erzeigte. Frau Doris aber empfand das alles instinktiv. Sie kam sich wie ein Waldvogel vor, der in den Käfig eines gefangenen Zeisigs zu Gast geladen ist.

Zudem spielte die Unterhaltung im Grunde nur zwischen ihnen beiden. Fräulein Fink kehrte die Oberlandesgerichtspräsidentennichte hervor und schwieg würdevoll. Julie tat den Mund nur auf, wenn sie gefragt wurde, dann aber war ein unausstehlicher Ton in ihrer Antwort.

Frau Doris wandte sich an Fräulein Fink, sie in das Gespräch hineinzuziehen. Der sonntägliche Kirchenbesuch war erwähnt worden. „Welchem Prediger geben Sie den Vorzug?“

„Ich gehe nicht um eines Predigers willen in die Kirche.“

Frau Doris hatte gemeint, Fräulein Fink ihre Kirchlichkeit von der Stirn ablesen zu können. Die abweisende Antwort bestärkte sie nur in ihrer Ansicht. Aber sie täuschte sich. Insgeheim und ohne sich in ihren Berufsinteressen dadurch irgendwie beeinträchtigen zu lassen, gehörte Fräulein Fink zu den „fortgeschrittenen“ Frauen.

Und nun erfuhr Frau Doris, was nur höchst unerfahrenen oder höchst gewandten Personen, die ein Mißverständnis ihrerseits für ausgeschlossen erachten, mit unterlaufen kann: sie hielt an dem Gesprächsstoff fest. Sie war der Überzeugung, schließlich doch auf sprudelndes Wasser zu stoßen, schlüge sie nur oft und kräftig genug an diesen Felsen. Doch blieb Fräulein Fink steinern.

„Julie, geh einmal in mein Zimmer und sieh zu, ob du die Zeitung von gestern abend findest. Ich will den Damen etwas daraus mitteilen", sagte Justizrat Joachim.

Kaum hatte Julie das Zimmer verlassen, als er die Geschichte jenes Pastors erzählte, der über den Gang der beiden Jünger nach Emmaus zu predigen hatte. Andre Anekdoten folgten. Fräulein Finks Benehmen war ihm ärgerlich gewesen, und es reizte ihn, ihre Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen. Auch er war von ihrer Kirchlichkeit überzeugt.

Fräulein Fink hielt sich bewunderungswürdig. Sie trug eine gesellschaftlich gemäßigte Entrüstung zur Schau, die ihr um so besser zu Gesicht stand, je weniger sie ihren wahren Empfindungen entsprach.

Julie kehrte endlich zurück, hatte die Zeitung nicht gefunden, vielmehr an der Tür gehorcht, wurde aber auch so zu Gnaden wieder aufgenommen. Die Stimmung des Justizrats hatte sich inzwischen wesentlich gehoben, er erglühte an seinen eigenen Kohlen, auch hatte sich Frau Knaus diesmal selber übertroffen. Der „Auflauf" war mit geradezu burschikoser brauner Mütze erschienen, die Chaudeausauce hatte den erforderlichen „zäh-weichen" Fluß, und der Justizrat wartete, wie ihm schien mit gutem Recht, auf ein Wort der Anerkennung. Da das nicht erfolgte, brachte er das Gespräch selbst auf seinen Küchenminister und über diesem Umwege auf sein Lieblingsthema, was Fräulein Fink insofern Frau Doris etwas näher führte, als sie zum mindesten durch ihren Schulternausdruck zu verstehen geben durfte, daß Gespräche über das Essen beim Essen ihrer unmaßgeblichen Meinung nach ungehörig seien.

„Willst du dich nicht wie immer nach Tisch in Mamas Zimmer zurückziehen, Papa?"

Julie hatte ihre wohlüberlegte Bosheit mit denkbar treuherzigstem Ausdruck und wie selbstverständlich vorgebracht; das aber steigerte nur die Wirkung ihrer Worte. Eine allgemeine Verlegenheit griff Platz. Fräulein Fink hüstelte, der Justizrat versicherte, keinerlei Bedürfnis nach dem üblichen „Nachmittagsschläfchen" zu spüren. Frau Doris gelang es, die Situation einigermaßen zu retten, indem sie ein Gesellschaftsspiel vorschlug. Man einigte sich auf „Hammer und Glocke". Fräulein Fink bekam das „Wirtshaus", das sie mit dem Anstand einer Königin im Exil führte, Frau Doris neckte und ließ sich necken und zeigte darin zum erstenmal die heitere Liebenswürdigkeit ihrer Natur. Julie gewann und war doch Kind genug, darüber alles andre zu vergessen.

So wurde die Zeit bis zum Kaffee hingebracht, danach verabschiedete sich Frau Doris. Sie sah sehr reizend aus, als sie mit dem wechselnden Spiel

in ihren Augen und der ihr eigenen, vornübergebeugten Haltung der noch immer sehr schlanken Figur dem Justizrat die Rechte zum Handkuß bot.

Sie hatte kaum das Haus verlassen, als Julie zu einer Philippika vor den Vater beschieden wurde. Je ungreifbarer ihre Verbrechen waren, desto mehr ereiferte er sich. Alles war an ihr auszusetzen, und wenn sie nicht ganz anders würde, müsse man sie in eine Pension schicken (was übrigens seit langem Juliens sehnlichster Wunsch war). Sie stand da, das ausdrucksarme blonde Köpfchen zur Erde gesenkt, das eine Zopfende im Munde und erwiderte kein Wort. Fräulein Fink, die der Szene beiwohnte, nahm sich nachher des Kindes sehr gegen ihre Gewohnheit an, erzielte damit aber nur, daß in der nun folgenden Unterredung mit ihr allein die Temperatur bedenklich sank. Justizrat Joachim war Kavalier genug, seiner Hausdame gegenüber den gesellschaftlichen Ton unter allen Umständen zu wahren; es trat aber bei solchen Gelegenheiten ein unangenehm ironischer Klang in seine Stimme.

Er hatte für den Abend eine Verabredung mit seinem Freunde, dem Maler Penzig, eingehalten, Fräulein Fink saß allein in ihrem Zimmer und las in einem französischen Roman, einigermaßen erotischen Inhalts. Julie war bereits vor einer Stunde oder länger zu Bett gebracht worden. Fräulein Fink war, als schlüge ein leises Weinen an ihr Ohr, sie achtete nicht darauf, aber die Laute kehrten wieder, wurden leidenschaftlicher und gingen in ein krampfhaftes Schluchzen über. So stand sie endlich auf und trat an Juliens Bett. Das Kind klammerte sich mit plötzlicher Zärtlichkeit an sie. Derartiges war noch niemals vorgekommen.

Fräulein Fink war keineswegs gefühlsarm, aber sie gehörte zu denen, die schlechterdings nicht wissen, wie sie sich den Empfindungen andrer gegenüber verhalten sollen. Sie machte sich deshalb mit hastig-altjüngferlicher Bewegung los und sagte: „Du mußt jetzt schlafen.“ Um ihr das zu erleichtern, brachte sie ihr ein Glas Zuckerwasser.

Julie hing durchaus nicht mit sonderlicher Zärtlichkeit an ihrem Vater. An niemandem hing sie. Aber sie hatte das Gefühl, daß der Vater ihr gehöre. Und ihr selber unbewußt, hatte sie die instinktive Furcht angewandelt, diese fremde Person könnte ihn ihr rauben.

Sie trank das Zuckerwasser und schlief ein. Fräulein Fink kehrte in ihr Zimmer zurück, doch nahm sie die Lektüre des Romans nicht wieder auf.

IV.

Es gibt Menschen, die unter einem Unstern geboren sind, und Fräulein Fink gehörte dazu an bevorzugter Stelle, wußte das auch selber. Sie wählte demgemäß den denkbar ungeeignetsten Augenblick, dem Justizrat gegenüber Klage zu führen, daß ihr Juliens Befinden seit einigen Tagen durchaus nicht gefallen wolle. Das Kind sei aufgeregt, gerate ohne jeden Anlaß aus einer Stimmung in die andre und habe, wie er sich überzeugen könne, Ringe unter den Augen.

Der Justizrat war dabei stumm, als befände er sich in seinem Bureau, auf und abgegangen. Mit einem „Schicken Sie zum Arzt" war die Fink entlassen worden.

Es war nach dem Essen, das man an Wochentagen um 6 Uhr nach Abschluß der Sprechstunde einnahm, und er hatte den Tag viel Ärger gehabt. Ein nicht unwichtiger und nicht einmal aussichtsloser Prozeß war verloren worden, im Bureau hatte manches nicht geklappt, offenbar weil der sonst über jedes Lob erhabene Herr Kruse seine Heiratsgedanken im Sinne hatte. Unbequemer aber als all das: er hatte für diesen Abend eine Verabredung mit Frau Doris getroffen.

Immerhin blieb ihm noch reichlich eine Stunde bis zu der vereinbarten Zeit. Er ging in das Zimmer seiner Frau und zog die Tür hinter sich zu.

Das Zimmer unterschied sich in nichts von dem, was man damals, als sie geheiratet hatten, eine gute Stube nannte. Über dem unbenutzbaren Nußbaumschreibtisch hing nun das Bild der Verstorbenen, — Julie ähnelte ihr, ohne doch ihren Liebreiz zu besitzen. Die grüne Plüschgarnitur, dazu der grüne Smyrnateppich waren von besserer Qualität als gemeinhin, aber wesentlich waren auch sie nicht von den gang und gäben Ausstattungsstücken unterschieden. Die Verstorbene hatte eine besonders glückliche Hand für Blumenpflege gehabt, — die inzwischen eingegangenen Palmen waren durch imprägnierte ersetzt worden, die, nicht eben sonnebedürftig, als Dekorationsstücke an den Wänden prangten.

Der Justizrat trat unter das Bild seiner Maria und seufzte. Mit ihr war das Glück seines Lebens dahingegangen! Er ließ sich vor ihrem Schreibtisch nieder, vertauschte aber nach kurzer Rast den Stuhl, der wirklich nicht zum Sitzen gemacht war, mit einem der grünen Fauteuils.

Wollte Gott, daß er für den heutigen Abend eine Absage erhielte! Seit langem war der Wunsch nicht so rege in ihm gewesen, sich dem Andenken an die so früh Geraubte widmen zu können.

Das war wie der Blick auf einen stillen, waldumsäumten See, vergegenwärtigte er sich seine Ehe. Natürlich hatte man sich zunächst eingewöhnen müssen, aber an Geduld hatte er selbst es gewiß nicht fehlen lassen, und nachdem er ihr in Frau Knaus die geeignete Stütze gefunden — denn von der Wirtschaft verstand seine Maria nun einmal nichts —, hatte alles seinen sicheren Gang genommen. Und darauf kam es an im Leben.

Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, daß er es sich an ihrem Grabe als eine Art Buße gesetzt hatte, ihrem Gedächtnis Treue zu wahren. Er hatte damals nicht einmal gewußt, wie selbstverständlich das war.

Und nun sollte er heute abend mit dieser guten Frau Ehlert zusammen sein! Du lieber Gott, sein Herzenserlebnis lag hinter ihm. Statt dessen brachte das Leben andre Freuden, und an die hatte man sich nun zu halten: das Heranwachsen seiner Julie, die nun bald zur Jungfrau erblühen mochte (der Justizrat wiederholte diese Worte, denn ihr Klang tat ihm wohl), die Befriedigung im Berufe, die Möglichkeit, sich das zu gönnen, was zur Behaglichkeit des Daseins gehörte. Auch stand eben eine Neuwahl zum Vorstand

der Anwaltskammer bevor. Trotzdem ihm nicht viel daran gelegen sein konnte, — unmöglich war es nicht, daß man seiner gedachte.

Wäre er diesen Abend frei gewesen, er hätte die Briefe aus ihrer Brautzeit wieder einmal durchblättert! Geradezu Sehnsucht verspürte er danach.

Es klopfte, und auf sein „Herein!" überreichte ihm Knaus einen Rohrpostbrief. Sein Wunsch war in Erfüllung gegangen: Frau Doris sagte ihm ab. Der Justizrat seufzte erleichtert: „Gott sei Dank!"

Dann aber ging er ein paarmal, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und nieder. Es war seltsam. Hatte man sich einmal etwas Bestimmtes vorgesetzt, so war es unangenehm, sich daran im letzten Augenblick gehindert zu sehen, selbst wenn diese Abhaltung an sich erwünscht war.

Dann aber besann er sich darauf, daß er doch noch eine andre und bessere Bestimmung für den Abend gewußt hatte, schloß den zierlichen Nußbaumschreibtisch auf und begann in Marias Briefen aus der Brautzeit zu lesen. Manches fand er noch immer ganz scharmant, eine bestimmte Erinnerung lockte ihm sogar eine Träne ins Auge. Tatsache aber war: er ging den Abend ganz ungewöhnlich früh zu Bett.

Tags darauf, als seine Sprechstunde eben abgeschlossen war, trat Frau Doris in sein Bureauzimmer. Er glaubte, sie sei gekommen, sich wegen ihrer Absage zu entschuldigen, aber sie erwähnte das nicht einmal. Mit drollig bittender Handbewegung bekannte sie, als Bettlerin vor ihm zu stehen. Es werde in ihrer Pension für eine arme Lehrerin gesammelt, die —

Justizrat Joachim unterbrach sie mit hochgehobener Handfläche, schloß seinen Schreibtisch auf, entnahm der Kassette drei Hundertmarkscheine und reichte sie ihr hin. An größere Summen nicht gewöhnt, meinte sie zunächst, er scherze, dann aber dankte sie ihm gerührt, griff nach seiner Hand und streichelte sie, wie die eines Kindes. „Sie sollen nun auch wissen, worum es sich handelt."

„Wozu?" Und auf ihren befremdeten Blick hin, in dem ihre Augen sichtlich die Farbe wechselten: „Lassen Sie gut sein. Ich kenne das Elend, auch ohne es zu kennen. Sie bürgen mir ja dafür, daß das Geld angemessen und richtig verwendet wird."

Und da sie schwieg: „Ja, begreifen Sie denn nicht, daß es unbehaglich ist, derartiges mitanzuhören? Es gibt so viel Not unter den Leuten, die man zu Gesicht bekommt, daß man wirklich nicht darauf aus zu sein braucht, noch über den Kummer Fremder zu reden."

Sie hatte auch darauf keine Antwort, und das machte ihn nervös. Irgendeinen Gesprächsstoff zu finden, begann er ihr von Julie zu erzählen. Vielleicht wirkte die Klage, die Fräulein Fink über das Aussehen des Kindes geführt hatte, unbewußt in ihm nach. Er sprach von den Schwierigkeiten ihrer Erziehung, von ihrem keineswegs leicht zu leitenden Temperament, von ihrer Vereinsamung: Julie hatte nicht eine Freundin. Dabei redete er sich warm und machte allerlei Konfessionen.

„Und die gute Fink, der schließlich die gesamte Erziehung anvertraut ist! Aber was will man machen? Sie ist Nummer drei, und darin liegt ihre

Stärke. Als mir Nummer eins ins Haus kam, dacht ich: jede andre, nur die nicht und kündigte ihr. Bei Nummer zwei war ich schon gefügiger, aber die Hoffnung hielt noch stand. Schließlich Nummer drei, und man ist mürbe geworden. Nummer drei zeichnet sich immer durch die Untugenden der Vorgänger aus. Sie kennen die Geschichte jenes Mannes, der einen Kompagnon suchte? Nicht? So erzähle ich sie Ihnen ein andermal. Schließlich: man käme mit der guten Fink zu Rande, das Unglück ist nur, sie leidet unter ihrem verewigten Oheim, dem Oberlandesgerichtspräsidenten. Das ist eine Krankheit des gesteiften Bewußtseins."

Frau Doris horchte auf. „Ihr Onkel war Oberlandesgerichtspräsident? Nein wirklich? Sie müssen mir erzählen, wie er hieß, und wer er war."

Als sie nachher die Treppe hinabstieg, griff sie unwillkürlich nach den drei Scheinen, die ihr der Justizrat gegeben hatte. Die Scheine hatten für sie etwas Unwahrscheinliches bewahrt. Sie zählte sie durch. Es waren wirklich drei Hundertmarkscheine. Dabei aber überkam sie die nicht eben sympathische Empfindung, daß es des Geldes etwas viel, des Interesses für die Arme etwas wenig gewesen sei.

V.

„Herr Justizrat," rief Frau Doris lachend, „was haben Sie für Bilder in Ihrem Zimmer hängen!" Sie stand, ein diesmal pünktlich eingetroffener sonntäglicher Mittagsgast, vor ihm in seinem Empfangszimmer und hatte ihm eben ein prächtiges Rosenbukett überreicht. An den Wänden hingen außer drei echten Penzigs ein paar kleine Ölbilder, die der Hausherr gelegentlich auf der großen Kunstausstellung gekauft hatte, sowie ein Stilleben, das Frau Maria aus einem Lotteriegewinn, im Umtausch gegen die ihr ursprünglich zugefallene Nähmaschine, erworben hatte.

„Die Bilder? Aber es sind erstklassige Werke moderner Kunst!"

„Lieber Herr Justizrat, davon verstehen Sie nichts."

„Aber Sie irren sich durchaus. Ich bin seit jeher Kunstliebhaber. Und diese ‚Ariadne' hier, das ‚badende Mädchen', der ‚Elfenreigen' sind Arbeiten meines Freundes, des Professors Anton Penzig." Er meinte sie damit arg in die Klemme getrieben zu haben.

Sie lachte nur um so herzlicher. „Die Freundschaft macht Sie blind. Aber das ist lieb von Ihnen. Solche Freunde hab ich mir immer gewünscht." Und sie streckte ihm zur Versöhnung die Hand hin.

Julie trat in demselben Augenblick ein, von Fräulein Fink gefolgt. Sie trug ein weißes Kleid mit blauer Schärpe und blauen Zopfbändern, und auch Fräulein Fink hatte ihren Sonntagsstaat angelegt. Sie sahen trotzdem neben Frau Doris' kleidsamer Witwentracht aus, als wären sie Besuch aus der Provinz.

Man ging zu Tisch, und wenn die Unterhaltung bei jener früheren Gelegenheit mühsam gewesen war, so war sie diesmal gequält. Die Worte fielen wie Tropfen auf Stein. Das „Julie, sitz gerade!" „Julie, faß das Messer ordentlich an," erklang bedenklich oft und wurde beinah zum Refrain;

Julie selbst tat den Mund kaum auf, und Fräulein Fink wahrte ihre Würde schweigend. Den Justizrat verstimmte der passive Widerstand der Seinen, auch fand er diesmal keinerlei Ursache, das Lob seiner Frau Knaus zu singen. So war es Frau Doris allein, die sich ernstlich um die Unterhaltung mühte. Sie erzählte harmlos, heiter, als befände sie sich in angeregtester Gesellschaft, und dabei fiel es dem Justizrat zum erstenmal auf, daß etwas vom Pizzicato ferner Violinen im Klange ihrer Stimme war.

Sie erklärte auch nachher kategorisch, daß von „Hammer und Glocke" diesmal nicht die Rede sein könne. Wolle der Justizrat sich nicht zu seinem gewohnten Nachmittagsschläfchen niederlegen, so könne sie niemals wieder bei ihm zu Gaste sein. Sie selbst wünschte sich längst, einmal mit Fräulein Fink ungestört plaudern zu dürfen, und wenn jene ihr eine Gunst erweisen wolle, so lüde sie sie dazu in ihr Zimmer ein.

Mit einiger Energie begabt, setzte Frau Doris ihren Willen durch, und alles geschah, wie sie es vorgeschlagen hatte. Fräulein Fink war eine kluge Person und hatte auf ihren Irrfahrten durchs Hausdamendasein mancherlei Menschen Behausungen und ihre Sitten kennen gelernt: während sie Frau Doris den langen Korridor voranschritt, wußte sie ganz genau, daß ihre Besucherin es nun darauf anlegen würde, sie für sich zu gewinnen, wußte, daß sie beim Eintritt in ihr Zimmer sagen würde: „Wie reizend Sie es hier haben!" und setzte bereits im Vorgenuß solcher Freuden ihr säuerlichstes Lächeln auf.

Frau Doris aber sagte, die kritische Schwelle überschreitend: „Was ich Sie schon immer fragen wollte: Ich kannte einen Oberlandesgerichtspräsidenten Ihres Namens in Hamm. Eine gewisse Ähnlichkeit in Ihren Zügen sagt mir, Sie könnten mit ihm verwandt sein." Damit war gleich zu Anfang ein Gesprächsstoff gegeben, der sich zum mindesten mit einem säuerlichen Lächeln allein nicht abtun ließ.

Die entscheidende Schlacht aber wurde erst geschlagen, als Fräulein Fink im Anschluß daran mit einem Achselzucken bemerkte: „Sie können ermessen, daß es für mich nicht immer leicht ist, in abhängiger Stellung zu sein." Wäre Frau Doris weniger klug gewesen, als sie in Wirklichkeit war, so hätte sie dem beigestimmt und damit doch nur Fräulein Finks inneren Widerspruch wachgerufen; die Hausdame des Justizrats Joachim liebte es durchaus nicht, bemitleidet zu werden. Frau Doris aber tat nichts dergleichen. Vielmehr setzte sie sich förmlich in Positur und hob zu ernstlichen Vorstellungen an. Arbeit sei nichts Erniedrigendes, Unabhängigkeit bestehe für niemanden, und anderseits gebe es keine Abhängigkeit für freie Menschen. Sie erzählte, daß sie selbst, auch in ihrer Ehe, sich Geld durch Übersetzungen aus dem Holländischen, das sie eigens zu diesem Zweck erlernt, verdient habe, und daß sie stolz darauf sei. Und in alledem sprach sie schändlicherweise ihre wahre Herzensmeinung aus.

Sie hielt auch mit ihren ehelichen Erfahrungen nicht zurück und bekannte, ihrem einst übertriebenen Stolz nun ihren ziemlich aussichtslosen Prozeß zu verdanken. Und eben weil Fräulein Fink Menschenkenntnis besaß, mußte sie

sich überzeugen, das sich Frau Doris in ihren freiheitlichen Empfindungen durchaus wahr gab und ihr selbst darin viel näher stand, als sie zu bekennen für ratsam erachtet hätte.

Es erging Fräulein Fink wie einem klugen General, der genau weiß, daß die Feinde an bestimmter Stelle zum Angriff gegen ihn schreiten werden, und der doch weder durch sein Wissen noch durch seine Klugheit davor gefeit ist, an eben diesem Punkte eine Niederlage zu erleiden. Als das Tamtam zum Nachmittagskaffee erklang, war Fräulein Fink besiegt, wußte es auch selbst und freute sich dessen. In Frau Doris' Art war ein Etwas, dem sich der einigermaßen Verständige so wenig entzog, wie der Frierende dem wärmenden Ofen.

Nun mochte man über Fräulein Fink denken, wie man wollte: wen sie einmal in ihr Herz geschlossen hatte, an dem hielt sie unter allen Umständen fest. Sie war von geradezu zäher Treue. Ihr Schicksal hatte es gewollt, daß die einzige Verlobungsmöglichkeit, die je an ihrem Himmel aufgetaucht war, die mit einem Assessor des bewußten Oberlandesgerichtsbezirks, an eben dieser ihrer großen Tugend ins Nichts zerronnen war.

Während sich die Damen solcherart einander annäherten und der Justizrat im Zimmer seiner verewigten Gattin sein Nachmittagsschläfchen hielt, war Julie gänzlich unbeachtet und unbeaufsichtigt geblieben. Eine Weile hatte sie auf dem nun abgeräumten Eßtisch gesessen, mit den Füßen gebaumelt und ihrer Gewohnheit nach mit ihrem Zopfende gespielt. Dazu hatte sie ein Liedchen gebrummt, das hin und wieder zornig, immer aber sehr unmusikalisch klang. Die Klavierstunden, zu denen sowohl sie selbst wie Fräulein Fink allnachmittäglich um 4 Uhr mit geheimem Seufzer antraten, waren bislang erfolglos geblieben.

Dann aber hatte sie sich leise wie eine Katze vom Tisch herabgeschwungen und auf Zehenspitzen in den Vorderkorridor geschlichen. Frau Doris' kleidsame Witwenkapotte lag vor dem Spiegel. Sie nahm sie zwischen ihre beiden Hände, betrachtete sie eine Weile mit teils bewundernden, teils feindlichen Blicken, setzte sie sich auf und tänzelte mit dem langen Schleier vor dem Spiegel einher. Sie warf den Hut hin, schlich zum Schirmständer — ein Ruck, und sie hatte Frau Doris' Regenschirm über ihrem Knie zerbrochen. Nun freilich erschrak sie über ihr eignes Tun. Doch gelang es ihr, die dunkel oxydierte Krücke wieder so aufzusetzen, daß man zunächst kaum etwas gewahrte.

Daß es nicht immer ein Vergnügen ist, getan zu haben, was man mit Lust tut, hatte Julie alsbald in Erfahrung zu bringen. Schon während man beim Kaffee saß und die Unterhaltung einen lebhafteren Gang nahm, war es ihr, als hörte sie ein unbestimmtes Rauschen, und dieses Raunen kam aus dem Vorderkorridor und klang sehr gespenstisch. Sobald Frau Doris aufstand, Abschied zu nehmen, suchte Julie in ihr Hinterzimmer zu entschlüpfen. Der Justizrat aber sagte: „Lerne endlich, was sich schickt. Du wirst Frau Ehlert mit hinausbegleiten."

Man stand und verabschiedete sich, kam noch auf dies und das zu sprechen, und damit war der Delinquentin eine Frist gegeben, welche die Qual der Ent-

scheidung nur eben steigerte. Nun stand Frau Doris vor dem Spiegel. Sie gehörte zu den Frauen, denen ihre Garderobe zu einem Teil ihres Selbst wird, und empfand instinktiv, daß mit ihrem Hute irgend etwas geschehen war. Doch sagte sie nichts. Vielleicht, daß sie Julien ansah.

Sie griff nach ihrem Schirm, behielt die Krücke in der Hand und stieß einen leisen Laut der Überraschung aus. Der Justizrat trat angelegentlich zu ihr und fragte, was geschehen sei. „O, ich vergaß, daß ich mir vorhin auf der Treppe meinen Regenschirm zerbrach. Da sehen Sie selbst." Dann war sie gegangen. In der Tür noch hatte sie Julien schalkhaft zugenickt.

Die aber stand wie angewurzelt mit erschreckten Augen und blutlosem Gesicht. Der Justizrat fuhr ihr mit der Hand über den Rücken: „Kopf hoch und Brust raus," sagte er.

VI.

Gerötete Augen, Appetitlosigkeit, unruhiger Schlaf: alle Anzeichen waren vorhanden und ließen keinen Zweifel darüber bestehen, daß Julie unglücklich verliebt war. Doch war der Gegenstand ihrer Leidenschaft weder ein Kadett noch ein Tanzstundenprimaner, sondern — Frau Doris Ehlert.

Es mochten ein paar Tage verflossen sein, als Julie eines Morgens — Fräulein Fink sollte um keinen Preis davon erfahren — in das Ankleidezimmer ihres Vaters trat. Sie machte ihren zierlichsten Knix, der dennoch gänzlich hilflos ausfiel, und sagte: „Papa, ich brauche Geld."

„Geld brauchst du? sieh mal an. Ja, glaubst du, es gebe auf der weiten Welt einen Menschen, der nicht Geld brauchte?"

„Bitte, Papa, schenk mir fünf Mark! Du darfst mich aber nicht fragen, wozu?"

Der Justizrat ging an seinen Toilettentisch, auf dem sein Portemonnaie noch lag, entnahm ihm ein Fünfmarkstück und gab es ihr: „Aber nur unter einer Bedingung! Du darfst mir nie erzählen, wofür du das Geld verwendet hast."

Er saß auf der Chaiselongue zu Füßen des Bettes und zog sein Kind an sich. „Sieh mal, Julie, du bist doch nun schon ein großes und leidlich verständiges Mädchen. Du mußt dir mehr Grazie, mehr innere Freiheit angewöhnen. Ich habe das neulich sehr vermißt, als Frau Ehlert bei uns war. Oder magst du sie nicht leiden?"

Die Kleine stand regungslos, wie immer das Zopfende im Munde.

„So sprich doch! Magst sie nicht?"

„Sie ist schön", stieß das Kind endlich hervor.

„Nun, das ist an sich kein allzugroßer Fehler." Es tat ihm wohl, seine Empfindung von seinem Kinde bestätigt zu hören. „Also schön findest du sie? Sieh mal an! Aber das ist nebensächlich. Wir können nicht alle gleich schön sein. Aber Grazie und Anmut können wir uns alle anerziehen. Ich werde mit Fräulein Fink darüber reden. Vielleicht bekommst du nächsten Winter noch einmal Tanzstunde."

Es war dem Justizrat auch ohnedies nicht entgangen, daß die Stimmung in seinem Hause zu Frau Doris' Gunsten umgeschlagen hatte. Aber vielleicht

trug gerade das dazu bei, ihn argwöhnisch zu machen, wie ein vorsichtiger Fuhrherr den Hemmschuh anlegt, sieht er, daß die Räder ins Gleiten kommen. Bereits am Sonntag hatte er eine Verabredung für diesen Abend mit ihr getroffen. Heut dünkte es ihn verfrüht, er fand sich selbst nicht in der Stimmung. Und hatte sie ihm nicht auch einmal abgesagt? Er schrieb ihr ein paar Zeilen, sich zu entschuldigen.

Die Folge davon war, daß er pünktlich zu der ursprünglich verabredeten Zeit in Frau Doris' Zimmer stand. Das war ein unwohnliches Gemach in einer billigen Fremdenpension der Potsdamer Straße. Vielleicht war es die Neugier, was sie ohne ihn mit ihrem Abend angefangen hätte, die ihn seiner eigenen Absage zum Trotz zu ihr trieb. Eine Erklärung war leicht gefunden. Dann wieder gefiel es ihm doppelt, daß sie seine Lügenkunst durchschaute.

Wieder ein Viertelstündchen später standen sie beide, in ihre Mäntel gehüllt, auf der Straße. Aufs ungewisse, plaudernd und des Wegs nicht achtend, wandten sie ihre Schritte dem Stadtinnern zu. Berliner Kind, liebte er die geschäftigen und bescheidenen Straßen der Rathausgegend.

Ein feiner Nebel lag in der Luft, der die Gaslaternen gelber, die schmalen Gassen verlassener erscheinen ließ. Man guckte durch Haustore in winklige Höfe mit gebräunten Holzgalerien, man spähte nach dem Schattenspiel hinter beleuchteten Gardinen. Eine Weile lang hatte ein Liebespaar, das in gemessenen Zwischenräumen stehen blieb, um sich zu küssen, die Taktlosigkeit, vor ihnen herzugehen.

Frau Doris machte plötzlich vor der Tür eines Volksvarietés halt. „Unser Schicksal befiehlt uns, da hineinzugehen." Er hatte schwerste und ausschlaggebende Bedenken, aber er kam nicht dazu, sie zu äußern, denn sie war ihm bereits vorangeschritten.

Weibliche Bedienung, ungedeckte Tische und zwei Glas hellen Bieres, die unaufgefordert vor sie hingestellt wurden. Ihm war, als hätte die gute, solide Mutter Erde urplötzlich alle Schwerkraft verloren. Er saß Frau Doris gegenüber und blickte sie an und sah, daß ihre stetig wechselnden Augen lachten. Sie wurde es gewahr, daß er sie beobachtete, und drohte mit dem Finger. Und auf den Vorhang deutend, auf dem ein Apoll die Lyra mißhandelte: „Dahin geguckt und aufgepaßt!"

Er wäre nicht imstande gewesen, sich zu unterhalten, und nicht die kleinste Geschichte fiel ihm ein. Er trank sein Glas Bier, und, obwohl er dies Getränk sonst weit von sich zu weisen pflegte, ein zweites und drittes; ihm war, als schlürfe er Jungbrunnen. Trotzdem er sein silbernes Zigarettenetui bei sich hatte, ließ er sich eine Zigarre geben, denn er mußte sich einmal wieder überzeugen, wie eine schlechte Zigarre schmecke. Die Ladenjünglinge, die da ringsum mit ihren kleinen Freundinnen saßen und mit ihnen schäkerten — es fehlte auch nicht an manch ehrsamer Arbeiterfamilie —, taten es ihm an. Er hätte sie beneidet, wären Frau Doris' Augen weniger lachend gewesen. Dann aber nahmen auch ihn die Vorgänge auf der Bühne in Anspruch.

Es war, seit er diese Lokale nicht mehr besucht hatte, und das lag zwanzig Jahre und mehr zurück, ein neuer Varietétypus aufgekommen. Der trug

Nankinghosen, geblümte oder großkarierte Weste und einen Frack aus blauer Leinewand. Der Zylinder war eingeschlagen oder stand in Gefahr, es zu werden. Die Exzentrizität amerikanischen Humors hatte sich Geltung verschafft. Der Justizrat sowohl wie seine Begleiterin hatten dafür volles Verständnis. Auch war ein Flackern der Gasflammen in der rauchigen Luft, das auf Frau Doris' Künstlerauge seine Wirkung nicht verfehlte.

Der Apoll auf dem Vorhang und der Klavierspieler vor dem Podium hatten wieder in die Saiten gegriffen, und eine Soubrette erschien auf der Bühne. Sie trug ein kurzes Röckchen und weiße Strümpfe; am Arm schlenkerte sie eine Schulmappe, und ein Babyhut bedeckte ihr Gesicht. Nie war der Justizrat so sehr Referendar gewesen, nicht einmal in seinen wirklichen Referendarsjahren, wie in diesem Augenblick. Und eben knixte die Kleine:

Es kann mir nichts passieren,
Mama führt mich spazieren
Und kocht mir meine Süppchen.
„Und wenn du immer artig bist,
Dann schenk ich dir zum heilgen Christ
Ein nagelneues Püppchen!"

In ihrer Stimme war ein Klang, den ein Instrument annimmt, wenn ungeübte Hände es lange Jahre hindurch mißhandelt haben;

Ich mag nicht in die Schule gehn
Und in die dummen Bücher sehn,
Das will mir nicht ins Köpfchen.
Der Griffel, der schreibt immer krumm,
Und dreht man sich nur einmal um,
Im Tintenfaß steckt's Zöpfchen.

Sie drehte sich um und griff nach den blonden Zöpfen ihrer Perücke. Und in dieser einen Bewegung — was lag nur darin? Die gequälte Anmut, die gewerbsmäßige Lustigkeit, das — Alter.

Justizrat Joachim war nicht eben eine phantastische Natur. Aber in diesem Augenblick sah er ein ganz bestimmtes Bild vor sich. Die Vorstellung war aus, diese arme und gealterte Person kehrte heim. Der Hausschlüssel drehte sich knarrend im Schlosse. Die Treppe lag im Dunkel. Sie tastete sich vorwärts und hatte noch weitere finstere Stiegen hinanzuklimmen. Eine Tür wurde aufgestoßen. Irgendein Patron war da, der ihr das Geld abnahm, diese paar Groschen, die sie den Abend über verdient hatte. Im Nebenzimmer schrie ein Kind . . .

Sein Blick fiel auf Frau Doris. Was hatte sie in ihrer Witwentracht in dieser Umgebung zu schaffen? Wie war er selbst da hineingeraten? Er bemerkte zum erstenmal, daß ein paar tiefe Falten über ihren Hals liefen.

Frühmorgens geht es aus dem Bett,
Ich mache mich ganz schnell adrett
Und kämme mir die Löckchen —

Die Themse lag im Sonntagssonnenglanz . . . Sie waren beide allein in einem kleinen Boot. Ein Flüstern und Verstummen, ein Austausch wichtiger und sehr geheimer Herzenserfahrungen, — wie fern das alles, wie fern!

Seine eigene Jugend —, es kam ihm vor, als sei ihr das nämliche Schicksal zuteil geworden, wie jener Person dort oben auf der Bühne. Wie sie sich zierte! Wie sie mit Blicken buhlte! Wie unrein ihre Stimme klang!

Ein Hemde aus, ein andres an,
Das Mieder und die Höschen dann,
„Mama, mir fehlt ein Söckchen!"

Die Lichter flackerten, der Tabaksrauch lag schwer in der Luft. Endlich erschien Apoll mit seiner Lyra wieder auf dem roten Vorhang.

Man zahlte und ging heim. Es war aber, als entfernte man sich dauernd voneinander, während man so nebeneinander dahin schritt.

VII.

Zu Haus angelangt, hatte Frau Doris ein längliches Paket auf ihrem Tisch vorgefunden, das einen billigen Regenschirm enthielt. Der Absender war nicht genannt, doch riet sie unschwer auf Julie. Müde wie sie war, freute sie sich doch um der Geberin willen der Gabe. Noch lange saß sie auf ihrem Stuhl und malte mit der Schirmspitze auf den teppichlosen braunen Dielen ihres Pensionszimmers.

Tags darauf, noch mit ihrer Morgentoilette beschäftigt, erhielt sie wiederum ein verräterisch längliches Paket. Es war von der Visitenkarte des Justizrats begleitet und erwies sich gleichfalls als ein Regenschirm, ein wahres Juwel von einem Regenschirm. Das Mädchen hatte sie mit einer ihrer fahrigen Bewegungen bedeutet, daß der Bote draußen warte, und so beschied sie ihn zu sich. Herr Knaus trat ein.

Der Vertraute des Justizrats war ihr längst kein Fremder mehr, auch fand sich bald ein Likör, der sich des Beifalls des Sachkundigen erfreute. Mit ihrem gewinnendsten Lächeln lehrte sie den etwas unbeholfenen Postillon d'Amour, wie er dem Justizrat ihren Dank auszurichten habe. Man kam ins Plaudern.

Vorsichtig streckte sie ihre Fühler aus und glaubte, ihrer Sache sicher zu sein, daß der gute Knaus nichts merkte.

Selbst in Knaus' Schilderung erschien das Bild der verstorbenen Gattin des Justizrats nicht ohne Liebreiz. Eine Frau, die viel und einsam an ihrem Nähtisch gesessen, ihre Blumen gepflegt, des Sonntags selten ihren Kirchgang unterlassen und Bettler niemals abgewiesen hatte.

„Und eh man sich's versah, lag sie eines Morgens tot in ihrem Bette. Nicht einmal unser Herr Doktor hat gewußt, woran sie eigentlich gestorben ist. Und lag da, daß man's nicht glauben konnte, es sei nun wirklich so weit.

„Und unser Herr, — niemand hat zu ihm dürfen. Nicht einmal des Morgens zum Aufstehen hat er geklingelt. Immer allein, daß es einem angst und bange wurde. Und was man so durch die Türen hörte . . . Wie das so geht . . . Er wird sich ja wohl das Seine gesagt haben."

„Inwiefern?"

„Ja, wenn doch zwei miteinander verheiratet sind! Ganz stimmen tut das nämlich nie. Und der Herr hat ja wohl auch seine Ansprüche gestellt, und

vom Haushalt hat sie nicht viel verstanden. Hat sich auch nie groß darum gekümmert. Und unser Herr ist damals doch noch recht jung gewesen. Hab selbst manchen Gang für ihn tun müssen, den ich lieber nicht gemacht hätte."

Frau Doris brach das Gespräch ab. Herr Knaus war entlassen. Sie nahm den seidenen Regenschirm des Justizrats und stellte ihn in eine Ecke. Sie hatte keine rechte Freude mehr daran.

Herr Knaus aber fand, heimgekehrt, seine Frau damit beschäftigt, einem Karpfen den Garaus zu machen. Sein Eintritt in die Küche erfuhr deshalb nicht die gebührende Beachtung. Doch stellte er sich herausfordernd hin und sagte: „Wo komm ich her?"

Sie zuckte gleichgültig mit den kräftigen Schultern.

Herr Knaus lächelte überlegen. Und mit vielbedeutender Handbewegung: „Von — ihr. Ich hab ihr einen Schirm von unserm Herrn gebracht."

„Was weiter?"

„Ausgeholt hat sie mich. Über ihn und über seine Frau, und wie sie's miteinander hatten."

Der Karpfen hatte ein letztes schwaches Lebenszeichen von sich gegeben, und Frau Knaus trat ihrem Manne, den sie beinahe um Kopfeslänge überragte, gegenüber: „Hast wieder den Mund nicht halten können?"

„Nicht ein Wort, so wahr ich hier stehe! Da ist sie bei mir an den Falschen gekommen. Halt versucht hat sie's eben." — — —

Trotzdem es für die Jahreszeit verfrüht, das Wetter auch unsicher war, hatte man eine Partie nach Wannsee vereinbart. Fräulein Fink und Julie sollten mitgenommen werden.

Einen Augenblick hatte Frau Doris geschwankt, für welchen der beiden Schirme sie sich entscheiden sollte. Es war offenbar etwas Symbolisches in dieser Wahl. Sie hatte denn auch instinktiv zunächst nach dem des Justizrats gegriffen, stellte ihn aber wieder beiseite und ehrte Juliens Geschenk. Gegen ihre Gewohnheit traf sie so pünktlich auf dem Wannseebahnhof ein, daß sie auf die kleine Gesellschaft zu warten hatte.

Kavalier, der er war, nahm es sich der Justizrat zu Herzen, sie vor sich an Ort und Stelle zu sehen, — unglücklicherweise trug Julie an dem Zuspätkommen schuld —, er ärgerte sich nicht minder, den fremden Schirm in ihrer Hand zu gewahren. Dazu aber kam etwas andres, was keine rechte Harmlosigkeit aufkommen ließ. Mochte es nun eine Folge ihres letzten ungewöhnlichen Zusammenseins sein, oder die seines Geschenkes, oder endlich die einer uneingestandenen inneren Wandlung — es war ihm peinlich, die Freundin mit seinem Kinde zusammenzubringen, und er empfand das erst, als beide einander gegenüberstanden.

In Wannsee angekommen, schlug man den Weg nach Beelitzhof ein, in der Absicht, sich von dort aus übersetzen zu lassen.

Es ging ein frischer Wind, gegen den man anzukämpfen hatte. Die Wolken fuhren hastig über den Himmel. Noch wiesen die Laubbäume ihre trotzige Winterfilhouette, doch war bereits ein grünes Flimmern um die

kahlen Zweige. Man schritt durch Villenstraßen, dann wieder zum sandigen Ufer des Sees hinab.

Hier nun ereignete sich etwas, was den Justizrat vollends aus dem Gleise brachte. Er sah einen Betrunkenen in heillos vernachlässigtem Zustand, halb nur bekleidet, sich über das Geländer einer Landungsbrücke lehnen, offenbar nahe daran, ein unfreiwilliges und möglicherweise gefährliches Bad zu nehmen. Er sah es, und während er innerlich, liberal wie er war, nach der Polizei rief, versuchte er die Seinen mit kluger Vorsicht an dem unziemlichen Anblick vorüberzusteuern. Nichts konnte seinem Empfinden nach peinlicher sein, als ein derartiges Vorkommnis in Gesellschaft von Damen und in Gegenwart seines Kindes. Auch durfte er sich bereits schmeicheln, mit Erfolg manövriert zu haben.

Da fielen auch Frau Doris Augen auf den Trunkenen, und ohne ein Wort zu verlieren, ging sie zu ihm hinüber und zog ihn von dem Steg. Er rief ihr unflätige Worte nach, aber er gehorchte ihr doch. Als wäre nichts geschehen, kehrte sie zu der Gesellschaft zurück.

Dem Justizrat mißfiel das gründlich. Er hatte einen Abscheu vor allem Häßlichen und wich dem aus. Seiner Ansicht nach hatten Frauen vor derartigen Dingen die Augen zu verschließen. So, meinte er, sei seine Maria gewesen, und dahin sollte seine Julie erzogen werden.

Frau Doris war die Bewegung des Justizrats nicht entgangen. Mit einem leisen Zucken ihrer schmalen Schultern wandte sie sich Julien zu und überließ den Freund Fräulein Finks einsilbiger Unterhaltung. Es war, als empfände sie in diesem Augenblick stärkeres Mitleid mit dem mutterlosen Kinde.

„Der Regenschirm? Den hat mir eine liebe, kleine Freundin geschenkt. Ich denke mir, sie hat ihn von ihrem Taschengeld gekauft. Ist das nicht reizend?"

Nein, Freundinnen hatte Julie keine. Wozu auch? Die Mädchen waren alle so dumm. Manche spielten noch mit Puppen. Sie selbst habe nie mit Puppen gespielt.

„Aber eingeladen wirst du doch manchmal?"

„Früher freilich." Und in ihrer verstockten Art erzählte sie zögernd, daß sie einmal Freundinnen bei sich gehabt habe, und daß die dann gesagt hätten, es sei bei ihr langweilig gewesen. „Wie in einer Kindergesellschaft." Und dabei habe der Papa selbst sich zu ihnen gesetzt und mit ihnen Schokolade getrunken! In der Erinnerung daran traten ihr zornige Tränen ins Auge. „Wenn man nicht wieder einladen will, darf man auch keine Einladungen annehmen", fügte sie belehrend hinzu.

Der Papa behandle sie wirklich immer noch wie ein Kind, und das sei sie doch nun nicht mehr, und darin hätten die Mädchen recht gehabt. Zur Bekräftigung dessen warf sie ihren Zopf, der wie gewöhnlich über die Schulter hing, verächtlich auf den Rücken. Eine in ihrer Klasse habe bereits den ganzen Nibelungenring in Bayreuth mit angehört, und wenn ihr Vater sie ins Theater schicke, sei es immer nur zur „Jungfrau von Orleans" oder „Maria Stuart", und damit würden sie doch ohnedies genug in der Schule

gequält. Sie habe aber schon heimlich das „Buch der Lieder" gelesen. Jawohl, das habe sie. Und würde es auch nächstens einmal ihrem Vater sagen.

Frau Doris horchte nur mit halbem Ohr auf die Worte des Kindes und hörte doch genug.

„Willst du meine kleine Freundin sein?"

Das Kind war noch blasser geworden, als es gemeinhin war, und seine großen feuchten Finger spielten wieder hilflos mit dem Zopfband.

Fräulein Fink, die mit dem Justizrat vorangeschritten war, hatte das Gespräch auf Frau Doris gebracht und hielt mit der ihr eignen Zähigkeit daran fest. Trotzdem sie genau wußte, daß diese Fremde sie aus ihrer Stellung verdrängen werde und es für sie selbst wiederum heißen würde, im Annoncenteil der Zeitungen ihr Glück zu suchen, war es ihr Bedürfnis, für sie einzutreten. Oder vielmehr, sie tat es gerade deshalb. Sie war in ihrer Art ein durchaus nobler Charakter.

Sie sprach auch davon, wenn auch mit Überwindung, daß Frau Doris sich noch eben, im Gegensatz zu ihr selbst, dem Betrunkenen gegenüber durchaus richtig benommen hätte. Wo es sich um das Leben eines Menschen handle, müßten alle andern Rücksichten schweigen. Sie selbst verabscheue gewiß alle modernen Emanzipationsbestrebungen (diese Konzession glaubte sie ihrer Stellung denn doch schuldig zu sein), so viel Freiheit aber müsse der Frau gelassen werden, ihren Nächstenpflichten zu genügen. Der Justizrat versuchte mehr als einmal, von dem unliebsamen Gesprächsthema abzukommen, sie hielt daran fest. Einer Dame aber brüsk das Wort abzuschneiden, hätte er nie übers Herz gebracht, auch war er dauernd bemüht, Fräulein Fink ihre Abhängigkeit nicht fühlen zu lassen. (Ihr Salär empfing sie pünktlich an jedem Ersten durch die Post in versiegeltem Geldbrief.)

Der Justizrat war plötzlich stehen geblieben und schwenkte seinen steifen schwarzen Filzhut, von dem er sich auch bei dieser Gelegenheit nicht getrennt hatte, und winkte eifrig mit dem Taschentuch. Er hatte das schmucke Segelboot seines Freundes Penzig auf dem Wasser erkannt, unterschied nun auch ihn selbst, der am Steuer saß, die kleidsame blaue Schirmmütze auf dem Kopf, den dunklen Vollbart vom Winde gezaust. Doch schien ihn der Segler nicht zu gewahren, achtete auch des Rufens nicht. Erst als die kleine Gesellschaft ihr Stimmenaufgebot vereint hatte, wandte sich ihnen der Kiel zu.

Man fand eine Landungsstelle, bestieg das Boot und kreuzte auf dem See. Ja, das war eine Lust bei so hohem Wellengange! Julie war wieder ganz Kind und selig. Doch blieb es zweifelhaft, ob der Schiffseigentümer der Gäste, die ihm so unvorhergesehen zuteil geworden, sonderlich froh war. Er saß ziemlich stumm am Steuer, und erst als der Justizrat ihn geradezu befragt hatte, was ihm abgehe, antwortete er mit Ausfällen auf die modernen Kunstbestrebungen. Wobei es zweifelhaft blieb, ob ihm solche „Afterkunst" nicht nur ein Vorwand für andre Kümmernisse war.

Immerhin tat es ihm offenbar wohl, für die „Schönheit" eine Lanze zu brechen. Da behaupteten diese jungen Leute, die nicht einmal einen Akt zeichnen konnten (der gute Penzig ahnte nicht, wieviel ihm selbst dazu

fehlte), sie hätten es erfunden, die Luft mitzumalen, und solch ein Kiefernwald, den er gewiß als solchen gelten lasse, sei ohne jede Staffage ein dankbares Motiv. Man nehme auch nicht mehr für das Grün der Wiesen „Wiesengrün", sondern irgendeine gelbliche Mischung und setze die Konturen hin, als gäbe es überhaupt keine Linien in der Natur. — Solchermaßen gab der Professor seine Ansichten kund, während er geschickt das Steuer führte, und sein langer, schöner Bart im Winde wehte.

Frau Doris nahm sich der Modernen artig genug an, während der Justizrat aus voller Überzeugung dem Freunde sekundierte; so wurde das Gespräch zum mindesten lebhaft. Es war aber, als kicherte das Pizzicato einer Violine durch das Brummen der Bässe. Trotzdem ließ der Professor sich nicht überreden, das Abendbrot mit den Freunden einzunehmen, so sehr man ihn auch bat. Hatte das Bedürfnis, wie er sagte, der strengen Göttin „Einsamkeit" seine Huldigung darzubringen. Alles, was er tat, war, daß er die Gesellschaft an Ort und Stelle führte. Kaum, daß es sie ausgesetzt hatte, schoß das Boot wieder in die Wellen.

Der Justizrat aber blieb inmitten der zu dieser Jahreszeit noch geheizten Glashalle stehen und winkte einem Kellner. Er nahm einen Taler zwischen zwei Finger, wies ihn und gab ihn hin. „Dafür einen guten Tisch und exquisite Bedienung."

Man saß in einer gemütlichen Ecke und trank eine „kalte Ente", die der Justizrat selbst nach allen Regeln der Kunst bereitet hatte. Das Essen fand der Gastgeber miserabel. Auf dem Wasser lag das tragische Rot des Sonnenuntergangs.

VIII.

In einer der folgenden Nächte hatten die Märzstürme eingesetzt. Zerrissene Wolken waren wie Wikingerschiffe am matten Leuchtfeuer des Mondes vorübergesegelt. Tagsüber hatte ein feines, lichtes Grau mit gleitenden Schatten den Himmel bedeckt. So war es wiederum Abend geworden. Es regnete.

Die Königstraße herab, aber auch aus jeder andern denkbaren Richtung kamen die elektrischen Bahnen mit aufdringlichem Läuten. Ihre farbigen Laternen spiegelten auf dem nassen Asphalt und an den feuchten Häusermauern. Droschken drängten dazwischen. Zurufe, und die eintönigen Stimmen der Verkäufer.

Alles in einem feuchten Glast, als spielten die mannigfachen Lichter, die in der Bahnhofshalle „Alexanderplatz", die in den Laternen, die in den Häuserfenstern, ein gemeinsames Spiel mit der Nässe. Die Trottoirs und Häusermauern, die Verdecke der Wagen, die Gummimäntel der Kutscher und Polizisten waren glänzender geworden. Sogar die Lumpen des Proletariats schienen aufgefrischt.

Und doch glich dies ganze aufgeregte Treiben, dies sinnlos zweckvolle Durcheinanderhasten nur einem Schattentanz, nicht wert des Namens „Leben". Wenigstens dachte Justizrat Joachim so, der wartend vor der Bahnhofshalle des Alexanderplatzes unter seinem Regenschirm stand.

Er wartete gern. Es war so etwas wie Abenteurertum in diesem heimlichen Stehen zu ungewohnter Abendstunde auf einem Platz, wo ihn sicherlich niemand vermutet hätte. Er war deshalb auch nicht unter die Überführung der Stadtbahn getreten, es machte ihm geradezu Freude, sich dem Regen auszusetzen. Man war eben doch noch verteufelt jung.

Er war ihr dankbar dafür, daß sie auf den Einfall geraten war, sich just hier mit ihm zu treffen. Auch dafür, daß sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach unpünktlich wie zumeist einstellen würde. Erwartung war des Genusses besserer Teil. Und indem er dies vorübergleitende Schattenspiel beobachtete, kam er sich vor, als wäre er Minos, Richter der Unterwelt.

Der Gedanke an seine Julie, und daß er in der Eile des Vonhausefortkommens vergessen hatte, ihr Gutenacht zu sagen, fuhr ihm durch den Sinn. Aber für seine Julie war ja gesorgt.

Der Regen war stärker geworden, aber der Justizrat wollte nun einmal nicht untertreten. Er atmete tiefer und sog die kühle Luft in seine Lungen ein.

Ärgerlich blieb, daß er die Sitzung heut abend hatte absagen müssen! Es wäre nicht ganz unwichtig gewesen, so kurz vor den Vorstandswahlen für die Anwaltskammer mit einigen Kollegen zusammenzutreffen. Schließlich —, es ging auch ohne ihn. Und wie man jeden Besitz mit Geld, so hatte man jede Freude mit Entsagungen nach andrer Richtung hin zu bezahlen.

Wenn sie ihn im Stiche ließ und etwa nicht käme? Aber daran war nicht zu denken! Sie würde kommen.

In diesem Augenblick geriet eine leere Droschke an einen Straßenbahnwagen. Das Pferd fiel und schien getötet, die Räder des leichten Gefährts waren in Trümmer gegangen. Der Pöbel drängte hinzu. Der Justizrat aber wechselte seinen Standort, schon um nicht etwa zu irgendwelcher Zeugnisabgabe verpflichtet zu werden. Er kannte sich genügend aus, um jeglicher Gerichtsverhandlung aus dem Wege zu gehen. Zum mindesten nahmen sie Zeit in Anspruch.

Aber daß er hier stand und sich versäumte? War er der Mann, der mit seinen Stunden so wenig anzufangen wußte, daß er sie auf offner Straße bei so schändlichem Wetter hinbringen mochte? Auch wurde dieser Regen fühlbarer. Der Justizrat begab sich unter den Stadtbahnbogen.

Mehr als eine halbe Stunde war verstrichen. Als triebe sein Bewußtsein ein hinterlistiges und verräterisches Spiel, so vergegenwärtigte sich ihm eins nach dem andern, was er in diesen Tagen zu tun verabsäumt hatte. Nicht einmal dazu war er gekommen, seinen Freund Penzig aufzusuchen! Und doch hatte der ihm neulich bei dem Zusammensein in Wannsee geradezu Sorgen eingeflößt.

Wie anders, als seine Maria noch lebte! Sie war ihm immer Halt und Ruhe und Glück gewesen. Glück — und auch Wunschlosigkeit.

In der Wunschlosigkeit hatte die Gefahr geschlummert: das gestand sich der Justizrat selbst in diesem Augenblick ein. Nach jener Ruhe aber empfand er nunmehr ein beinahe schmerzhaftes Verlangen.

Noch immer war dies Spiel der farbigen Reflexe, dies Zusammenfließen der Lichter im Märzregen draußen auf der Straße. Noch immer wurden die

Zeitungen ausgerufen, noch immer war der gleiche Klang des Läutewerks im Wagengeräusch unterscheidbar. Noch einmal blickte der Justizrat auf die Uhr, dann wandte er sich zu gehen. Er war es jetzt mehr als zufrieden, daß sie nicht gekommen war. Überhaupt, dieser ganzen Torheit mußte ein Ende gesetzt werden.

„Grüß Sie Gott, Herr Justizrat! Ja, wo stecken Sie nur? Ich suche Sie bereits überall. Sie fürchten sich nicht etwa vor dem bißchen Regen?" Ihr dunkles Trauerkleid hob sich ernst und vornehm von der gleichgültigen Menge ab.

Entsprächen die Überlegungen des Menschen seinen Empfindungen und Instinkten, so hätte der Justizrat durch ihr Kommen aufs peinlichste betroffen sein müssen. Auch sagte er sich, daß dem so sei. Es war aber in Wirklichkeit ein warmes Gefühl in ihm, eine Freude über ihre Nähe, zugleich eine Genugtuung, daß er der Verstorbenen so treu gedacht hatte.

Zwar setzte er zunächst seine ernsthafte Amtsmiene auf, wartete auch, daß sie ihre Verspätung zum mindesten entschuldigen würde. Da das nicht geschah, sie vielmehr sehr unbefangen seinen Arm nahm, mit ihm in den Regen hinauszugehen, ließ er das alles auf sich beruhen. Ohne selbst zu wissen, wie er darauf verfallen war, erzählte er ihr, daß er einmal auch den Verteidiger gespielt habe. Was übrigens zwanzig Jahre zurückliege.

„Also —, es war in den Anfängen meiner Anwaltspraxis. Ich hatte damals schon das Bureau, das Ihnen ja einigermaßen bekannt ist. Kommt eines Nachmittags eine Frau zu mir und erzählt mir unter einem Strom von Tränen ihre Geschichte. Ein Fall, wie es ihrer tausende in einer Großstadt gibt, aber darum gewiß nicht weniger traurig. Sie ist Witwe und hat eine Wohnung von zwei Zimmern und einer Küche. In dem einen Zimmer wohnt sie mit ihren beiden erwachsenen Töchtern, das andre hat sie als Schlafstelle an zwei junge Leute abvermietet. Liebe Frau Doris, Sie wissen, wie es unter solchen Umständen zugeht. Der eine war ein anständiger Kerl, und hat das Mädchen nachher geheiratet. Der andre, ein Postbeamter, bricht das Verhältnis mit der jüngeren Schwester ab, zieht aus, und als die Mutter, eine offenbar ganz redliche Frau, die geschuldete Miete fordert, reicht er eine Anzeige wegen schwerer Kuppelei gegen sie ein. Ein alter Wisch von Brief dient ihm dabei als Beweis, daß sie um das Verhältnis gewußt, es in ihrer Art auch begünstigt habe.

„Ach ja; so sind die Menschen!"

„Sie müssen trotzdem nicht schlecht und nicht gering von der Menschheit denken. Die Frau also weint und bittet und beschwört mich, — ich kann nichts tun als ihr sagen: ‚Liebe Frau, was Ihnen da widerfährt, ist abscheulich, aber zu machen ist nichts dagegen.' So geht sie von mir und ist am nächsten Tage wieder da, am übernächsten wieder. ‚Weil sie sich doch nichts Böses dabei gedacht und gehofft hätte, daß er ihr Mädchen, wenn erst ein Kind da wäre, heiraten würde.' Wie ein verprügelter Hund, der nicht weiß, was er verbrochen hat. Schließlich habe ich die Verteidigung übernommen. Freilich mit dem Bewußtsein: Zu helfen ist der Armen nicht."

„Und Sie haben ihr doch geholfen! Das war lieb von Ihnen."

„Hören Sie nur erst weiter. Es war noch zu Zeiten des alten Clüny, der als Richter seine Mucken hatte, und mit dem keiner von uns gern Händel bekam. Die Sitzung wurde eröffnet, und er fragte mich, in welcher Sache ich plädieren werde. Ich nannte den Namen der Frau — warten Sie einen Augenblick — es war ein ganz kurzer Name — richtig; Frau Paul hieß sie."

„Man könnte Sie um Ihr Gedächtnis beneiden."

„Es ist wirklich immer noch mein Bestes. ‚Gut' sagte der alte Clüny und riß an seinem weißen Schnauzbart, ‚dann wollen wir mit der Sache den Anfang machen.' Dabei warf er dem Staatsanwalt einen bedeutsamen Blick zu. Mir schwante nichts Gutes.

„Der alte Clüny setzte sich in Positur, wie er zu tun liebte, und begann gleich mit der Vernehmung des Belastungszeugen. Kaum aber hatte der den Mund aufgetan, als mein Clüny dreinfuhr: ‚Und Sie schämen sich nicht, des Kaisers Rock zu tragen!' Und wieder: ‚Und Sie schämen sich nicht, des Kaisers Rock zu tragen!' Das war aber nur der Eingangsgruß. Es folgte eine Philippika, wie sie nur in dem damaligen Berlin möglich war, und wie sie nur der alte Clüny halten konnte. Ich sehe das erbärmliche Subjekt am Zeugentisch noch vor mir: der Bursche war kreideweiß geworden, und alle Glieder schlotterten ihm in seiner Postuniform.

„Mein Clüny aber wandte sich zum Staatsanwalt und sagte: ‚Herr Staatsanwalt, dieser Zeuge dünkt uns so wenig glaubwürdig, daß wir die Frau wohl freisprechen müssen.' Worauf sich der Staatsanwalt verbeugte. Und zu mir: ‚Ich nehme an, Herr Rechtsanwalt, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben,' — und war bereits bei der nächsten Sache, denn er hielt auf pünktliches Mittagessen."

„Ah, le bon juge!"

„Sagen Sie ruhig: der gute Richter. Er hatte seine Mucken, der alte Clüny, und es war nicht angenehm mit ihm Kirschen essen, aber er hatte auch wieder das Herz auf dem rechten Flecke. Und das war meine erste und letzte Verteidigung. Sie sehen, meine Rolle dabei war eine bescheidene."

„Sie sind ein glücklicher Mensch!"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Bilden Sie sich nichts darauf ein! Ich mag die glücklichen Menschen nicht leiden. Oh, es gibt Augenblicke, in denen ich jeden dieser Glücklichen bei den Schultern packen und ihm zurufen möchte: Mach die Augen auf und sieh dich um, und nun — sei glücklich, wenn du es noch zu sein wagst."

„Das Schwere, das Sie durchzukämpfen haben, hat Sie ungerecht gemacht. Nein, schürzen Sie nicht so Ihre Oberlippe! Ungerecht gegen die Welt und gegen das Leben. Glauben Sie mir: es ist unsre Pflicht, glücklich zu sein. Und gerade wenn man die Augen aufmacht, dann lernt man's. Ich wollte, ich könnte Sie es lehren."

Das war in einem Ton gesprochen, wie er zwischen ihnen bislang noch nicht gehört worden war. Auch erwiderte sie nichts. Nur nach einer Weile: „Warum blicken Sie meine Hand so an?" Sie hatte ihre unbehandschuhte Linke, wie sie so untergefaßt unter einem Schirm dahinschritten, auf seinen Arm gelegt.

„Kennen Sie Storms ‚Immensee?‘ In gewissem Sinne geht nichts darüber. Es ist da einmal von Frauenhänden die Rede, denen man es ansieht, daß sie nachts auf krankem Herzen schlafen.“

„Wie geschmacklos!“

„Mir ist, als gehörte Ihre Hand zu diesen bleichen Händen.“ Er ergriff ihre Fingerspitzen und blickte lange auf dies feine, bläuliche Geäder, das durchsichtig zu sein schien.

Auch war es gleichzeitig, als wäre die Straße um sie her ganz menschenleer geworden. Sie wußten beide, daß nun der entscheidende Augenblick gekommen war; — gekommen wäre, hätten die Jahre sie nicht gar so klug gemacht.

Sie sprachen nicht, und setzten ihren Weg mechanisch fort. Es war ein Etwas in ihrem Empfinden, als höben und senkten sich vor ihren Augen Schleier. Dahinter aber blieb es dunkel. Auch begehrte der Justizrat durchaus nicht in die Zukunft zu schauen.

IX.

„Unter keinen Umständen?“

„Ich denke, nein.“

Justizrat Joachim lehnte sich in seinen Stuhl zurück, in dem er bisher vornübergebeugt gesessen hatte, und schien aufzuatmen. Dies Wort aus ihrem Munde war eine schöne Beruhigung.

Seit Wochen hatte es ihn gequält und ihn zu keiner recht behaglichen Freude ihres Umgangs kommen lassen: war sie darauf aus, wieder zu heiraten, und hatte sie es etwa auf ihn abgesehen? Nach mancherlei vergeblichen Anläufen hatte er endlich Mut gefaßt und sie ausgehorcht. Darauf dies entschiedene wohltuende Nein.

Er hatte es seiner Meinung nach sehr gescheit angefangen und sie ganz von ungefähr auf ihre Ehe zu sprechen gebracht. Zunächst war sie in ihren Mitteilungen karg geblieben und hatte nur eben gesagt, was er ohnedies wußte. Ihr Mann war halt eine Künstlernatur gewesen, unberechenbar und wechselnd in ihren Stimmungen. Strohfeuer, schnell entzündet, rasch ausgebrannt. Im Grunde sei es ihr Fehler gewesen, den doppelt falschen Glauben, als Menschen und als Künstler, in ihn zu setzen; denn auch als Dirigent habe er herzlich wenig bedeutet. Sie sprach ruhig und in gleichmäßigem Tonfall, wie man sich über ein Drama unterhält, nachdem das Stück zu Ende. Schließlich war sie doch aus sich herausgegangen.

„Warum quälen Sie mich mit Ihren Fragen? Nun ja, ich hab ihn manchmal gehaßt! Nicht damals mehr; da sind Sie auf ganz falscher Fährte. Als er sich endlich offen zu seiner Primadonna bekannte, war es mir wie Erlösung. Aber vorher: dies stete Sichentschuldigen, Ausflüchte machen, Lügen. Und dabei doch immer wissen: es ist kein Wort von dem allen wahr.“

„Und Sie haben das gewußt?“

„Mitleid hab ich mit ihm gehabt. Hätte ihm am liebsten gesagt, spar dir deine Erzählungen und geh deiner Wege. Und wieder andre Male hab ich nachträglich lachen müssen, wie dumm und durchsichtig er es angefangen hat. Viel Phantasie hat er nie besessen. Und dann ärgert's einen wieder, zu sehen,

wie der Mensch seinen eigenen Charakter für nichts und wieder nichts zugrunde richtet. Zur Eifersucht hab ich nie Talent besessen. Aber wüßten Sie jemanden, dem das ewige Lügen bekömmlich gewesen wäre?"

„Einen wüßt ich schon: Freund Odysseus."

Odysseus! Der Justizrat war über seinen eigenen Einfall geradezu in Begeisterung geraten. Er ritt sein Steckenpferd. Noch immer las er von Zeit zu Zeit seinen Homer, seinen Sophokles und seinen Horaz in der Ursprache, las sie in denselben abgegriffenen Büchern, die er als Gymnasiast in der Hand gehabt hatte. Darin war er jung geblieben, hatte sich auch die Frische eines Eindrucks bewahrt, den von der nachgeborenen Generation kaum jemand erfahren hatte. Und wenn er an Odysseus dachte, sah er nicht nur seinen guten Direktor vor sich, der seit so langem nun schon die Asphodeloswiese beschritt, nein, er hatte auch eine Empfindung dafür, daß es etwas Großes um eine Zeit gewesen sein müsse, die der kecken Klugheit jede fromme Vorstellung von Treu und Glauben geopfert hatte. Am liebsten hätte er noch nachträglich Frau Doris eine Minervarolle diesem Odysseus von Ehemann gegenüber zudiktiert. Beinah auch hätte er über seiner Begeisterung das Ziel, das er verfolgte, aus den Augen verloren. Doch besann er sich noch eben zur rechten Zeit.

„Aber so sagen Sie mir, was in aller Welt konnte Sie bestimmen, diesem Menschen — nun ja, ich habe noch nachträglich meinen Zorn auf ihn — Ihre Hand zu reichen?"

„Das muß man ein neunzehnjähriges Mädchen niemals fragen."

„Aber was Sie da behaupten, ist grundfalsch! Im Alter mag man Torheiten begehen; die Jugend hat ihren richtigen Instinkt."

„Dann hat es mir eben an Instinkt gefehlt."

„Und natürlich beurteilen Sie nun alle Männer nach den Erfahrungen, die Sie an dem einen gemacht."

„Vielleicht."

„Man sagt" — der Justizrat schluckte, so daß sein ausgeprägter Adamsapfel schärfer hervortrat — „eine unglückliche Ehe errege erst recht die Lust zu einer zweiten glücklichen . . ."

„Sagt man das?"

„Sie scheinen andrer Ansicht zu sein."

„Das bin ich allerdings."

„Und würden dennoch Ihre Ansicht wandeln!"

Frau Doris sah ihn an, und es war wieder dies wechselnde Licht in ihren Augen. Dann zuckte sie die Achseln.

„Unter keinen Umständen?"

„Ich denke, nein."

Sie saßen, während dies Gespräch stattfand, in einem vornehmen Restaurant Unter den Linden, zwei Kellner waren bemüht, ihnen aufzuwarten, auf ihrem Tisch stand die verschleierte elektrische Kerze. Erst in diesem Milieu schien der Justizrat zu rechter Lebensfreude zu erwachen. Sie war ihm nur widerstrebend und nach mannigfachen Überredungskünsten dahin gefolgt.

Justizrat Joachim war zu Mute wie einem Wanderer, der sich verirrt zu haben glaubt, — und plötzlich an dem Pfade, den er eingeschlagen, den erwünschten Wegweiser erblickt. Gefahren waren also keine vorhanden! Man konnte sich in diese reizende Frau verlieben, konnte den Traum der seligen Jugendtorheit weiterspinnen, ohne irgendwelche ernsteren Folgerungen ziehen zu müssen. Und sie war anmutig, wie sie eben dasaß und zierlich Messer und Gabel führte! Eine Locke ihres leicht gefärbten, bronzenen Haares hatte sich losgelöst und spielte auf ihrem Nacken und wurde bei jeder Kopfwendung sichtbar.

Natürlich war der Justizrat längst in Frau Doris verliebt. Aber das war nicht das Rechte gewesen. Er selbst hatte nichts davon gewußt, hätte es mit ehrlichster Überzeugung, darum befragt, in Abrede gestellt. Jetzt sagte er sich, daß er sich in sie verlieben dürfe; und tat's nach Kräften.

Seltsamerweise begann er in dieser Stimmung, Frau Doris zum ersten Male von seiner verstorbenen Frau zu sprechen; vielleicht, ihm selber unbewußt, um seines guten Gewissens froh zu werden. Er hatte sie als junger Assessor in der kleinen märkischen Stadt, in der ihr Vater Bürgermeister war, kennen gelernt, hatte ihr gegenüber gewohnt und allmorgendlich beobachtet, wie sie ans Fenster trat, die Blumen auf dem Brett zu pflegen. „Sie hatte eine sehr glückliche Hand darin."

Einen Augenblick stützte er den Kopf, dann tat er ein paar bedächtige Züge aus seinem Glase. Es ging ein nervöses Zucken um seinen Mund, den der kurzgehaltene Schnurrbart samt Fliege energischer hervortreten ließ. „Sie hatte einen auffallend leichten Gang. Sie mochte ihre Schuhe jahrelang tragen — die Sohlen wurden nie abgenutzt."

„Sehr vorteilhaft für die Schuhmacherrechnungen." Frau Doris war entschieden übelgelaunt diesen Abend.

Ihn focht es nicht an, er wurde es nicht einmal gewahr. Er hielt an dem Gesprächsthema fest, wechselte es und kam darauf zurück. In solcher Stimmung war er imstande, eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, und hatte es oft genug getan, nach seiner Gewohnheit irgendeinen anrufend, der am entgegengesetzten Ende des langen Tisches saß, ihn interpellierend und ihm erzählend. Auch diesmal folgte den ernsten Erinnerungen das heiterste Geplauder. Frau Doris mochte mißgelaunt sein, wie sie wollte, mehr als einmal mußte sie doch herzlich lachen.

Aber verstimmt war sie wirklich. Seine wohlhabenden Allüren mißfielen ihr gründlich, und geradezu mit Ärger hatte sie es beobachtet, daß er wieder, das Lokal betretend, den Kellnern gleichsam pränumerando ein ungebührlich hohes Trinkgeld eingehändigt hatte. Auch war es ihr natürlich nicht entgangen, daß er sie absichtlich über ihre Ehe und ihre etwaige Neigung, wiederzuheiraten, ausgehorcht hatte. Das empfand sie als beleidigend. Und eben darum hatte sie ihm geantwortet, wie sie es getan. In Wirklichkeit war sie dem Gedanken an eine zweite Ehe gar nicht abgeneigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die römischen Kaiser.

Von
Karl Frenzel.

Geschichte der römischen Kaiser. Von Alfred von Domaszewski. Zwei Bände. Mit 12 Porträts auf Tafeln und 8 Kartenbeilagen. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Immer und überall ist das römische Weltreich in seinem Entstehen und seinem Wachstum, in seiner Größe und Blüte, in seinem Verfall und Untergang ein Gegenstand der in Furcht und Bewunderung erschauernden Betrachtung der Menschheit gewesen. Denn nichts Größeres in Kraft und Herrlichkeit, nichts Jämmerlicheres in Schmach und Schande und Elend hat die Welt bisher gesehen als das ewige Rom. Stärker noch als während seiner Herrschaft hat es nach seinem Falle die Einbildungskraft und den Verstand, die eindringende Forschung, das politische Interesse und den philosophischen Tiefsinn beschäftigt. Die hervorragendsten Schriftsteller, bei Franzosen und Italienern, bei Engländern und Deutschen, haben seit Jahrhunderten, stets von neuem, den Gründen und Ursachen seiner Größe und seines Verfalls nachgespürt. Unsterbliche Geschichtswerke erhalten es im Gedächtnis der Menschen. In Jahren, wo das menschliche Wort gelegentlich verstummt, fangen die Steine an zu reden: in Inschriften, in Stadt- und Burg-, in Tempel- und Palasttrümmern, in Statuen und Mosaiken, die in den Ländern des ehemaligen römischen Reiches dem Erdboden wieder abgewonnen werden. Wie unermeßlich reicher, anschaulicher und vielgestaltiger ist seit den Tagen Montesquieus und Gibbons die römische Welt für uns durch das Grabscheit geworden. Diese Erdarbeit kommt vor allem der Geschichte des Kaiserreichs zugute: sie hat Theodor Mommsens Darstellung der Zustände der Provinzen in dem fünften Bande seiner Römischen Geschichte die sicherste Grundlage geliefert.

Erst mit dem Prinzipat, der Alleinherrschaft der Kaiser, ist der Begriff des römischen Weltreiches den Menschen geläufig geworden, denn erst damals erhielten durch die straffere kaiserliche Verwaltung und das stehende, über die Provinzen verteilte Söldnerheer die von dem römischen Volke unterworfenen Länder um das Mittelmeer, von der Donau bis zum Nordrand der Sahara,

von dem Atlantischen Ozean bis zum Euphrat eine Art staatlicher Einheit. Erst Cäsar hatte Gallien erobert, erst unter Augustus wurden die Grenzen am Rhein und an der Donau durch dauernde Befestigungen gesichert, erst unter ihm Dalmatien und Illyrien dem Reiche eingefügt und Ägypten zur kaiserlichen Provinz. Dies Reich war im wesentlichen ein Kolonialreich. Römische entlassene Soldaten waren in festen Lagern, Burgen und Städten unter den Barbaren angesiedelt, in Spanien und Frankreich, in den Balkanländern und in Nordafrika, längs des Rheins und der Donau. Von diesen Ansiedlungen verbreitete sich ein dünner Firnis römisch-griechischer Bildung und Lebensweise über die vornehmsten Familien der Unterworfenen, die Massen blieben bei ihrer Religion, ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen. Sie verschmolzen weder untereinander noch mit Rom und Italien zu einer wirklichen staatlichen und nationalen Einheit. Trotz aller römischen Tempel und Paläste, Theater und Basiliken, Villen und Triumphbogen, Bäder und Schulen auf ihrem Boden wurden die Gallier und Bataver, die Briten und die am linken Rheinufer wohnenden germanischen Stämme so wenig Römer wie die Basken in den Pyrenäentälern und die Numidier und Mauren in der afrikanischen Wüste und im Atlasgebirge. Die Illyrier und Dalmatiner, obwohl aus ihnen eine Reihe gewaltiger römischer Kaiser, die Retter und Wiederhersteller des zerfallenden Reiches im Verlauf des dritten Jahrhunderts, stammten, sind der römisch-griechischen Kultur immer fremd und feindlich und ihrem Wesen nach Barbaren geblieben. Einzig in Griechenland und Mazedonien, an den Küsten des Bosporus und des Schwarzen Meeres, in Kleinasien, Syrien und Ägypten nahm die allgemeine Bildung und Lebensgewohnheit durch das Band der gemeinsamen griechischen Sprache einen gleichmäßigeren Ausdruck und Charakter an: hier hatten eben die lange Verbindung, in der diese Länder seit Urzeiten ununterbrochen miteinander gestanden, der niemals aussetzende Austausch der Waren und der Anschauungen zwischen ihnen, die Niederlassungen der Hellenen in Kleinasien, ihre Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer, die häufigen Heereszüge hellenischer Söldner, die Herrschaft Alexanders und seiner Nachfolger eine gewisse Einheit des Volks und der Kultur vorbereitet, hier trat das römische Reich das sichere Erbe einer mehr als tausendjährigen Arbeit an.

Wie lose aber auch nach unsern Ansichten diese Staatseinheit, wie unzulänglich Regierung und Verwaltung im Vergleich zu unsrer Zentralisierung waren, auf die Zeitgenossen wirkte das römische Weltreich in den vierhundert Jahren seines Bestehens als etwas Gigantisches und Majestätisches. Seine Beherrscher wuchsen über das Maß des Menschlichen hinaus, ihre unbeschränkte Macht schien sie den Göttern zu nähern. Unter ihnen finden sich einige Männer erster Ordnung, und etwa doppelt so viele Toren, Verruchte und Wahnsinnige, die Mehrzahl gehört dem Mittelmaß der Menschheit an, mit dem Einschlag in das Soldatische, wie es die Verhältnisse geboten. Es lohnte sich wohl, ihre Geschichte von Cäsars Ermordung bis zur Teilung des Reiches durch Theodosius zu schreiben, sowohl in politischer wie in psychologischer Hinsicht. „Sich ausleben" ist eine bekannte Forderung des modernsten Menschen,

kein Sterblicher hat es besser gekonnt, auf einem größeren Schauplatz, in schrankenloserer Machtfülle als die römischen Kaiser. Gerade nach dieser Seite der Charakterschilderung und der Entwicklung der Cäsarenallmacht und des Cäsarenwahnsinns erwarteten wir von Theodor Mommsen in dem vierten Bande seiner römischen Geschichte eine abschließende Erörterung und Lösung des Problems. Er ist sie uns schuldig geblieben, doch wohl mehr aus bewußter Absicht, als aus Beschäftigung mit andern Dingen. Vielleicht weil er aus seiner liberalen Gesinnung heraus sich diesen Despoten gegenüber als leidenschaftliche Partei und nicht in der objektiven Ruhe des Geschichtschreibers fühlte und es ihm moralisch und ästhetisch widerstand, den Sumpf der Verdorbenheit und den freiwilligen Sturz in die Knechtschaft darzustellen; vielleicht weil er die Feder des Apokalyptikers nicht besaß, um die Lüste und den Untergang des Tieres mit den sieben Häuptern und den zehn Hörnern darauf in flammenden Worten an die Wand zu schreiben. Bei diesem Mangel einer römischen Kaisergeschichte in unsrer Literatur ist das Werk Alfred von Domaszewskis doppelt zu begrüßen: es kommt einem Bedürfnis entgegen und erfüllt die Bedingungen, die wir an ein allgemein verständliches, dem breiteren Publikum zugängliches Geschichtsbuch stellen, in vorzüglicher Weise. „Deutschen Lesern" ist es „zugeeignet," mit Vermeidung allen gelehrten Ballastes. Keine Noten, keine Glossen, weder Quellenkritik noch Exkurs beschweren und hemmen den leichten und glatten Fluß der Erzählung und beeinträchtigen den Genuß der Lektüre. Ein Hauch persönlicher Empfindung des Schreibenden weht uns daraus an. „Durch das Nachdenken langer Jahre verwuchsen diese Kaiser der Römer in dem Gefängnis des Bücherzimmers zu lebendigen Erscheinungen," heißt es in dem Geleitwort. „Da saßen sie nun auf den Borden, den Stühlen, selbst an meinem Schreibtische, bis mir die gespenstische Umgebung zur Qual wurde. So habe ich denn geschrieben, um mich selbst zu befreien." Es ist das Gefühl, das jeden ergreift, der in den Sälen des Vatikans und des Laterans die Statuen und Büsten der Julier und Claudier betrachtet. Mit gespenstischer Unheimlichkeit blickt ihm aus diesen steinernen Gesichtern der Übermut und der Wahnsinn der Cäsaren an. Die beiden Bände behandeln die römische Kaisergeschichte von Cäsars Tode bis zum Auftreten des Diokletian, einen Zeitraum von dreihundertunddreißig Jahren. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß Domaszewski in einem Schlußbande sein Werk bis zur Teilung des Reiches durch Theodosius und bis zum Untergang des westlichen Reiches fortführt. Erst damit erhielte die Kaisergeschichte ihren wirklichen Abschluß. Die Quellen fließen für diese Zeiten reichlicher als für den Verlauf des dritten Jahrhunderts, zwei ausgezeichnete Geschichtschreiber, Ammianus Marcellinus in lateinischer und Zosimus in griechischer Sprache, haben die Ereignisse erzählt. Vor allem aber sind die Umwandlung der Staatsformen durch Diokletian und Constantin, die Auflösung der antiken Kultur und Weltanschauung durch das Christentum, der Sieg der barbarischen Urkraft der Germanen über das greisenhafte Römertum nach meinem Gefühl unvergleichlich lohnendere Gegenstände der historischen Betrachtung und Schilderung als die wüsten und wilden Bürger- und Grenzkriege des dritten Jahrhunderts.

Domaszewskis Werk richtet sich in erster Linie nicht an die Gelehrten, sondern an die Gebildeten der Nation. Es will ein Charakterbild der einzelnen Kaiser, ein zusammenfassendes Gemälde der Politik und der Entwicklung des Reiches geben. Nur gelegentlich fällt ein kurzer Blick auf die Wandlung der Kulturzustände; Kunst und Literatur werden kaum berührt, im Schlußwort geschieht des Christentums Erwähnung. Die Darstellung beschränkt sich auf die inneren und äußeren Kriege und Umwälzungen, auf die Palastgeschichten und die persönlichen Schicksale der Kaiser. Hierbei fällt eine merkwürdige Disharmonie in der Raumverteilung auf. Während die beiden Kaiser Augustus und Tiberius den ersten Band einnehmen, müssen sich die folgenden zweiunddreißig mit dem zweiten begnügen. Dabei sind Trajan, Hadrian und Marc Aurel mindestens ebenso bedeutsame Persönlichkeiten wie Augustus und Tiberius, als Staatsmänner und Krieger ihnen gleich, in moralischer Hinsicht ihnen überlegen, dem Romwanderer durch ihre beiden Siegessäulen, durch das Reiterbild auf dem Kapitol, durch die ragende Engelsburg und die wundersame Villa Hadrians am Fuße der Albanerberge unvergleichlich näher gerückt und wahlverwandter als die Schatten des Augustus und des Tiberius. Und auch in dem übrigen buntscheckigen Kaisergewimmel sind Vespasianus, Septimius Severus, Decius und Aurelianus Menschen über den Durchschnitt der Fürsten emporragend, bei denen die Betrachtung wohl hätte länger verweilen können. Domaszewskis bevorzugter Held ist Augustus: er wird nicht müde, seine Weisheit und seinen Weitblick, seine Mäßigung und Milde zu rühmen, und sieht in seiner Einrichtung und Verwaltung des Reiches ein von seinen Nachfolgern nicht wieder erreichtes Vorbild. „Zweihundertundfünfzig Jahre nach dem Tode Trajans", erzählt uns Gibbon, „wünschte der Senat, indem er bei einem Thronwechsel die gewöhnlichen Jubelrufe erschallen ließ, der Kaiser möge Augustus an Glück, Trajan an Tugend übertreffen." Damit scheint mir der Unterschied zwischen beiden wahr und charakteristisch bezeichnet zu sein; Augustus war ein Kind des Glückes, mit einer wunderbaren schauspielerischen Begabung, die seine despotischen Gelüste geschickt verbarg: Jahrhunderte später war auf einer unendlich kleineren Bühne Lorenzo de' Medici sein vollkommenes Abbild in Miniatur. Trajan ist dagegen der geborene Held und Kaiser, seine Tugenden sind so leuchtend wie seine Taten, jeder Zoll ist Majestät an ihm. Für Tiberius fordert Domaszewski unser tragisches Mitleid. „Er selbst war es, der nach dem Zwange seiner düsteren Natur das Licht und die Freude von sich scheuchte, auch wo sie ihm entgegentraten. Wo er Trug und Arglist sah, ist er es in Wahrheit, der die Wolke des Übelwollens erzeugt, die sein Urteil trübt. Langsam und stetig wuchs diese Verdunkelung seines klaren Verstandes, bis sie ihn vom Irrtum zum Verbrechen führte. Wie maßlos auch andre an ihm gesündigt hatten, das selbstgeschaffene Leiden zerstörte ihn und ließ ihn im Kampfe gegen die zwingende Gewalt der Verhältnisse immer erliegen." Unter seinen Zeitgenossen beherrschten ihm gegenüber Haß und Furcht alle andern Empfindungen: gerade seine hervorragenden Eigenschaften als Soldat und Staatsmann und die Pflichttreue, die er in der Regierung des Reiches als erster Diener des Staates bewies, verstärkten noch den Druck seiner tyrannischen Herrschaft.

Die beiden ersten Kaiser haben das Verhängnis ihrer Nachfolger bestimmt und geschaffen: den beständigen und unversöhnlichen Gegensatz der Kaiser zu dem Senat, in dem sich die Aristokratie Roms und Italiens zusammenschloß, und ihre Abhängigkeit von den Söldnerheeren, die bis zu Septimius Severus in dem entscheidenden Einfluß der prätorianischen Leibwache, in ihrem Standlager auf dem viminalischen Hügel der Hauptstadt, bei jedem Thronwechsel gipfelte. Wie unabweislich bei der Ausdehnung des Reiches und der inneren Zerrüttung und Parteiung des römischen Volkes und des Senates, welche schicksalsvolle Notwendigkeit die Alleinherrschaft auch sein mochte: nur durch Eidbruch und Gewalttat, durch Ächtungen und Bürgerkriege, durch Greuel und Blutvergießen wurde sie begründet. Die Beibehaltung der republikanischen Formen verhüllte nur die Blöße des Schwertes, das die Gewaltherrschaft aufrecht erhielt. Keine innere Berechtigung des Prinzipates, keine Rücksicht auf Frieden und Ordnung in der Welt, welche die Kaiser wiederherstellten, auf die Wohltaten, die ihre Verwaltung den Provinzen brachte, auf die Bauten und Denkmäler, mit denen sie Rom schmückten, konnten den Ingrimm, den Neid und die Ehrsucht des besiegten und seiner früheren Macht beraubten Senates beschwichtigen: von Cäsar bis Diokletian ist kein Kaiser vor Verschwörungen, ihn zu ermorden, vor Versuchen, ihn zu entthronen, sicher gewesen. Auf der einen Seite der Haß, auf der andern das Mißtrauen; diese beiden Gefühle beherrschten als unüberwindliche Mächte den Senat und die Kaiser. Augustus hatte seine Kunst und seine Heuchelei daran verschwendet, dem Senate einen Schein der Nebenregierung zu bewilligen und gewisse Provinzen seiner Verwaltung und Ausnutzung zu überlassen; in den ersten Jahren seiner Regierung erschien Tiberius im Senate, leitete die Verhandlungen als „Erster unter Gleichen" und wohnte in bescheidener Haltung den Gerichtssitzungen bei. Aber bei jeder ernsteren Angelegenheit wurde die Unnatur dieses Gaukelspiels klar. Der Senat empfand seine Ohnmacht, da er weder über die Geldmittel noch über die Heere des Staates verfügte: die einen seiner Mitglieder stürzten sich hündisch in die Knechtschaft, die andern verbargen Trotz und Haß unter äußerlicher Demut und Ergebenheit; während der ganzen Kaiserzeit hat es in dieser ehemals so erlauchten Versammlung nur wenige Männer gegeben, welche die Würde ihrer Haltung, die Unabhängigkeit ihrer Meinung und die Reinheit ihrer Ehre bewahrten. Niemals, auch nicht schwachen Kaisern gegenüber, hat der Senat den Versuch gemacht, eine Art konstitutioneller Regierung herzustellen, wie sie schon im halbbarbarischen Mittelalter in England, Frankreich, Spanien und Deutschland sich ausbildete. Keine Spur ständischer Vertretungen, keine Spur geschlossener, durch den Wechsel der Ereignisse unentwegt in ihren Grundsätzen fortlebender Parteien, sei es des Adels oder der Städte, der politischen Gemeinde oder der wirtschaftlichen Gewerkschaft. Der römische Senat erhebt trotzig das Haupt, wenn es keinen Kaiser gibt, er beugt es in dem Augenblick, wo der Imperator auftritt, gleichviel ob es Caligula oder Titus, Claudius oder Marc Aurel ist, in derselben knechtischen Erniedrigung. Die argwöhnischen und despotischen, die grausamen und wahnwitzigen Kaiser trachteten danach, die Macht des Senats herabzudrücken, ihn moralisch zu erniedrigen, ihn durch

die Verfolgung und Hinrichtung seiner würdigsten Mitglieder zum willenlosen Werkzeug ihrer Tyrannei zu machen; die verständigen, unter der Last der Geschäfte leidenden, von der Schwere der Verantwortung für das Wohl des Reiches besorgten Herrscher bemühten sich, den Senat zum Mitgehilfen der Regierung zu erziehen, ihn durch Ausstoßung der schlechten Elemente zu heben, ihn mit Ehrenhaftigkeit, Mannesmut und standhafter Gesinnung zu erfüllen: das eine wie das andre war vergeblich. Die Senatoren, die heute die stoische Philosophie Marc Aurels bewundert, warfen sich morgen zu Füßen des Commodus und überlebten so durch ihr Anpassungsvermögen alle Demütigungen und Ausrottungsversuche. Eine tatsächliche Vernichtung des Senats hat kein Kaiser zu unternehmen gewagt: im Gegenteil, wie tief er auch die Körperschaft verachten, wie sehr er ihr mißtrauen, wie hart er ihr den Fuß auf den Nacken setzen mochte, jeder erbat oder forderte in seinen Anfängen ihre Anerkennung und Zustimmung. Erst die Entthronung Roms durch die Erhebung Konstantinopels, Mailands und Ravennas zu Residenzstädten brach mit dem Ansehen und der Macht der Hauptstadt auch die des Senates. Statt der Senatoren fingen die christlichen Bischöfe und Diakonen an, das Gefolge und den vertrauten Rat der Kaiser zu bilden. Die antike Weltanschauung und der römische Senat gehörten zueinander. Als die eine der neuen Religion erlag, mußte auch der andre verschwinden. Das letzte ehrwürdige und charakteristische Lebenszeichen, das der römische Senat gegeben hat, ist die Schutzrede des Senators Symmachus für das Standbild der Viktoria und ihres Altars in der Kurie des Senats, als der Befehl des Kaisers Valentinians II. sie daraus entfernen ließ. Die eifernden Christen hatten längst Anstoß an dem heidnischen Götzenbilde und den dürftigen Körnern Weihrauch genommen, welche die Senatoren bei ihrem Eintritt in die Halle auf dem Altar opferten.

Unlöslich mit diesem Gegensatz, diesem Mißtrauen und dieser Furcht der Kaiser vor dem Senat als dem Schatten der Republik hängt die Einrichtung und das Emporkommen der prätorianischen Leibwache zusammen. Sie war ursprünglich zum persönlichen Schutz des Augustus bestimmt und zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der volkreichen und unruhigen Hauptstadt. Aber zugleich war sie die immer bereite Waffe in der Hand des Imperators, die widerspenstigen Senatoren einzuschüchtern und ihnen gegenüber seinen Willen gewaltsam durchzusetzen. Mit seiner eingeborenen Klugheit hatte Augustus die Prätorianer über die Rom benachbarten Landstädte verteilt in Bürgerquartieren, aus denen sie rasch, wenn die Not es verlangte, nach der Hauptstadt berufen werden konnten, um die Römer nicht durch den Anblick der Soldaten zu reizen und die Soldaten vor dem Müßiggang und den Verführungen der Residenz zu bewahren. Tiberius sammelte sie in einem festen Lager auf dem viminalischen Hügel. Noch war ihre Zahl gering: zehntausend Mann, in der Mehrzahl geborene Italiker. Sie wurden mit doppeltem Solde im Vergleich zu dem der Soldaten in den Grenzheeren ausgezeichnet, der Dienst war weniger beschwerlich und galt doch für ehrenvoller. Oft erhielten prätorianische Soldaten nach längerer Dienstzeit bei guter Führung Offizier-

stellen in den Legionen an den Grenzen. Allmählich wurde es üblich, sie bei frohen Ereignissen im Kaiserhause mit einem Geldgeschenk zu bedenken, bei dem Wechsel der Regierung verstand es sich von selbst. Schon achtundzwanzig Jahre nach dem Tode des Augustus, nach der Ermordung des Caligula, erprobten sie ihre Macht, als sie gegen den Willen des Senats den blöden Claudius, den damals letzten direkten Sproß aus dem Julischen Hause, zum Kaiser ausriefen. Seitdem fühlten sie sich als die Herren des Reiches. Ihre Zahl wuchs bis auf fünfzigtausend, ihr Wert nahm zusehends ab. Alle besseren Elemente im italienischen Volke entzogen sich längst dem Kriegsdienste, nur die Hefe ließ sich noch anwerben. Eine Weile füllten dann Provinzialen die Lücke, zuletzt nahmen germanische, britische und illyrische Barbaren ihre Stelle ein. So weit entarteten die Prätorianer in Übermut und Zuchtlosigkeit, daß sie von den Wällen ihres Lagers herab nach dem Morde des Pertinax das römische Reich an den Meistbietenden versteigerten. Die Grenzheere, auf denen die Last der Verteidigung des Reiches ruhte, ertrugen diese Anmaßung der Leibwache mit Unwillen und beneideten sie um ihrer Bevorzugung durch die Kaiser. Der Aufstand der Legionen in Gallien, am Rhein und in Syrien nach dem Sturze Neros entsprang dieser Mißstimmung, ihr verdankten später Septimius Severus, Pescennius Niger und Albinus ihre Erhebung, als die Prätorianer den Kaiser Pertinax, weil er die militärische Zucht unter ihnen wiederherstellen wollte, ermordeten. Die Strafe, die Septimius Severus nach seinem Siege an den Prätorianern vollstreckte, indem er sie auflöste und entließ, befriedigte zugleich den Haß der illyrischen und pannonischen Legionen. Aber die Schaffung einer neuen Leibwache aus ihnen setzte nur das alte Übel fort. Während des dritten Jahrhunderts war das Reich ein Spielball in den Händen der Soldaten. Ein Heer stand gegen das andre auf, von Caracalla bis zu Diocletian sind alle Kaiser, mit einziger Ausnahme des Valerianus, der in die Gefangenschaft der Perser fiel, von den Soldaten erschlagen worden: nicht die Barbarenkämpfe, die Bürgerkriege haben das römische Reich in seinen Grundfesten erschüttert. Es ging unter durch die Gewalten, durch die es gegründet worden war: das Schwert und die Empörung.

Die Söldner und die Bevölkerung der Hauptstadt bildeten die beständige Sorge der Kaiser. Die Besoldung der einen, die Ernährung der andern und die Notwendigkeit, beide durch Geldgeschenke und die Mannigfaltigkeit und die Aufregung der Spiele im Zirkus und im Amphitheater in guter Laune zu erhalten, verschlangen die Einnahmen des Reiches. Alle Kaiser, selbst Diocletian, der ein illyrischer Bauer ohne Bildung war, den größten Teil seines Lebens im Osten des Reiches zubrachte und in Dalmatien, in Salona, starb, schmückten Rom mit kostspieligen Prachtbauten, Tempeln und Triumphbögen, Säulenhallen und Bibliotheken, Amphitheatern und Thermen, obgleich die Stadt nicht das Geringste mehr zur Erhaltung des Reiches beitrug, weder in militärischer noch in finanzieller Hinsicht. Rom war keine arbeitende, sondern nur eine genießende Stadt, es lebte nicht aus eigener Kraft, sondern auf Kosten aller andern Städte und Landschaften des Reiches. Römische Bürger, italische Männer gab es in den Reihen des Heeres nicht mehr, selten noch in

den Offizierstellen, die noch Augustus mit einer gewissen Ausschließlichkeit für den Ritterstand und den Landadel Italiens offen gehalten hatte. Seit den Kriegen Marc Aurels mit den Markomannen, als die furchtbare Pest, schlimmer als der schwarze Tod im Mittelalter und anhaltender und menschenmörderischer als die blutigsten Schlachten das Reich verheerte, bestanden die römischen Heere aus Barbaren, Germanen, Sarmaten und Skythen, ihre Führer waren Illyrier, zuweilen einmal ein Syrer oder ein Afrikaner. Ihrer Tatkraft und ihrem Feldherrengeschick allein verdankte es das Reich, daß es in der Krisis des dritten Jahrhunderts vor der inneren Auflösung und der Überflutung durch die Germanen bewahrt blieb. Große Staatsmänner möchte ich Decius, Aurelianus und Probus trotzdem nicht nennen, es sind rauhe und harte Soldatennaturen, deren Sinnen und Trachten in der Kriegführung und im Lagerdienst aufgeht, die richtigen Männer für Zeit und Art, um ein auseinanderfallendes Reich und eine ausgehöhlte Kultur noch eine Weile durch den eisernen Reifen des Soldatenregiments zusammenzuhalten. In dem chaotischen Wirrwarr des Reiches und dem Greisentum der Antike sind das Schwert und die christliche Kirche die einzig lebendigen Kräfte, die ehemalige majestätische Geschlossenheit und Einheit ist einer grotesken Vielgestaltigkeit gewichen.

Einen wirklichen Friedenszustand hat das römische Reich auch in den ersten hundertundfünfzig Jahren seines Bestehens als Ausnahme selten gekannt. Die Regierungen des Augustus und Tiberius sind mit den Kämpfen gegen die Deutschen, mit der Unterwerfung Illyriens und Dalmatiens erfüllt, Claudius und nach ihm Domitian bekriegen die Briten, Vespasian und Titus die Juden, die Trajanssäule mit ihrem Reliefschmuck ist das bleibende Denkmal seiner Feldzüge gegen die tapferen Dacier, die in dem heutigen Siebenbürgen und in Rumänien wohnten. Die Feldherren des Hadrian hatten blutige und langdauernde Aufstände der Juden in Palästina, auf Cypern und in der Cyrenaika niederzuschlagen. Über die Grenzländer Armenien und Mesopotamien hörte im Grunde der Krieg zwischen Parthern und Römern nie auf und wurde nur durch Waffenstillstände gelegentlich unterbrochen. Aber diese Kämpfe wurden weitab von den eigentlichen Sitzen der griechisch-römischen Kultur geführt, und das Reich in seiner Gesamtheit bot in der Zeit von Augustus bis zu Marc Aurel ein imposantes Bild der Ruhe und Ordnung, das nur einmal für seinen Mittelpunkt, Italien, durch den Bürgerkrieg zwischen Galba, Otho, Vitellius und Vespasianus eine Trübung erfuhr. Noch herrschte ein großer Wohlstand, eine reiche und prunkvolle Kultur in den Städten, scheinbar standen Wissenschaften, Kunst und Literatur in voller Blüte. In der Antinous-Gestalt schufen die Bildhauer Hadrians das neue Ideal melancholischer Jugend, das Mausoleum des Kaisers, die Engelsburg, das wir nur in seinem rohen Umriß, alles Schmuckes beraubt, sehen, seine Villa, die noch heute in Trümmerhaftigkeit und Verwilderung von ihrer ursprünglichen antiken Romantik und Phantastik zeugt, beweisen die noch schöpferische Kraft seiner Architekten und Gartenkünstler. Lucian, der Bruder Voltaires, und sein Gegenpol, der Verfasser des Johannes-Evangeliums, der Urvater aller

Mystiker und Schwärmer, sind literarische Genies von einer Wirkung in die Ferne, welche die Bedeutung des augusteischen Zeitalters, nicht in künstlerischer, wohl aber in ethischer Hinsicht übertrifft. Auch die Tyrannei und die Greuel der ersten Kaiserzeit darf man nicht übertreiben. Tiberius und Caligula, Nero und Domitian wüteten gegen ihre eigenen Verwandten, ihre nächste Umgebung und die vornehmen Geschlechter Roms, denn nur von ihnen fürchteten sie Nachstellungen und Mordanschläge; an der Bürgerschaft der Stadt vergriffen sie sich nicht. Der Stumpfsinn des Claudius und die Ausschweifungen der Messalina blieben auf das kaiserliche Haus und seine Gärten beschränkt. Als Nero, um den Verdacht, Rom angezündet zu haben, von sich abzuwälzen, die Christen, die lauteste und durch ihre Prophezeiung des nahen Weltendes durch Feuer bekannteste Sekte der verhaßten Juden, in grausamer Verfolgung auszurotten suchte, rief er schließlich dadurch den Unwillen des Volkes und das Mitleid mit seinen Opfern hervor. Die Bewohner des mittleren und nördlichen Italiens und nun gar die Bewohner Galliens und Spaniens, Griechenlands und Kleinasiens, Syriens und Ägyptens merkten weder von den Schrecknissen noch von den Lastern am Kaiserhofe viel, sie wurden, trotz der gelegentlichen Ausschreitungen der Steuererheber und der Willkür der Statthalter, im allgemeinen gerecht, milde und verständig verwaltet und behandelt. Im Angedenken an die Leiden und Plünderungen, die ihre Vorfahren von den Prokonsuln der Republik zu erdulden gehabt, priesen sie die Herrschaft der Kaiser als einen Abglanz des goldenen Zeitalters; bei ihnen hatten die Kaiserverehrung, die feierlichen Opfer vor den Standbildern des regierenden Kaisers seit den Tagen des Augustus die weiteste Verbreitung und die stärkste Wurzel. Wenn durch Ausgrabungen, neu gefundene Inschriften und Papyrusrollen unsre so geringe Kenntnis der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den Provinzialstädten des Reiches bald hier, bald dort bereichert wird, immer ersteht vor uns ein Bild des Wohlstandes, der Ordnung, einer vielleicht schon in sich erstarrten, aber doch gesättigten Kultur. Man wird die ersten hundertfünfzig Jahre der Kaiserzeit mit all ihren Flecken und Schwächen, ihrer Sittenlosigkeit und Tyrannenwillkür zu den glücklicheren und friedlicheren Perioden in der Geschichte der Menschheit rechnen dürfen.

An Herrschereigenschaften, Energie und Pflichttreue, an Feldherrntüchtigkeit und staatsmännischer Weisheit und Großzügigkeit gehören Augustus und Tiberius, Trajan, Hadrian und Marc Aurel zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Thron. Auch wenn ihr Genie nicht an das Alexanders des Großen und Cäsars, dieser beiden Idealgestalten des Griechen- und des Römertums, heranreicht, sind sie doch für den Begriff des Königtums repräsentative Menschen. Psychologisch sind Augustus als kaiserlicher Schauspieler und Hadrian als Weltwanderer mit dem unbezähmbaren Forschungstrieb und dem leisen, aber unverkennbaren modernen Stich in das Weltschmerzliche, die anziehendsten Persönlichkeiten. Für den Ausdruck der Majestät in Trajan läßt sich keine Vergleichung finden. An Ludwig XIV., den Sonnenkönig, denkt man zunächst, aber wie geringfügig ist das Gebiet, worüber seine Strahlen leuchteten, im Vergleich zu dem Reich des Trajan. Karl der Große hat in

seiner Kriegführung, in seiner Kolonisierung der Grenzmarken, in seiner Haltung Gelehrten und Künstlern gegenüber eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm, aber wie weit überragt ihn Trajan in Menschlichkeit und Kultur. Harim al Raschid auf dem Kalifen-, Kubla-Khan auf dem chinesischen Thron sind Muster asiatischer Würde und menschlicher Leutseligkeit, aber sie besitzen nicht einen Hauch von der heroischen Mannhaftigkeit Trajans. Wie lebendig, wie leibhaftig würden diese Menschen vor uns stehen, wenn sie einen Geschichtschreiber gefunden hätten, der sie zu begreifen und zu schildern verstanden. Es ist das Unglück des zweiten Jahrhunderts, daß ihm ein Tacitus gefehlt hat. Das Buch des Sueton über die ersten zwölf Kaiser mit seinem meist anekdotischen Inhalt war so beliebt geworden, daß die späteren Geschichtschreiber es mit Vorliebe nachahmten. Die sogenannte „Historia augusta" ist weniger eine Geschichte in unserm Sinne als eine Anekdotensammlung, geschrieben und zusammengetragen von Schriftstellern mit mäßiger Begabung, denen der kritische Sinn zur Prüfung der Tatsachen ebenso wie die höhere literarische Persönlichkeit fehlte. Gibbon hat die drei ersten Kapitel seines Werkes der Darstellung des römischen Reiches nach seiner Größe und seiner Kriegsmacht, seiner Verfassung und seinem Wohlstand gewidmet, für die Schilderung Trajans und Hadrians, des Antoninus Pius und des Marc Aurel begnügt er sich mit der Hervorhebung einzelner Tatsachen und Charakterzüge; eine Geschichte ihrer Regierungen, eine Entwicklung und ein Abbild ihrer Persönlichkeit gibt er uns nicht. Auch Domaszewski behandelt die „großen Kaiser" des zweiten Jahrhunderts — er nennt sie selbst so — stiefmütterlich in gedrängter Kürze. Er widmet ihnen in dem zweiten Bande seiner Geschichte vierundsechzig Seiten, während er für Caligula, Claudius und Nero achtundsiebzig bereit hat. Der Reiz des Lasters und die Sensation des Verbrechens stechen überall und immer die Bescheidenheit der Tugend und die stille Würde wahrer Größe bei der Menge aus. Dagegen hat uns Ferdinand Gregorovius ein treffliches Buch über Hadrian geschenkt: „Der Kaiser Hadrian. Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit" (zweite Auflage, 1884, Stuttgart, Cottasche Buchhandlung), das noch immer seinen Wert, schon durch seine geistvolle und farbenreiche Darstellung, behält, wenn es auch in Einzelheiten von unsrer fortschreitenden Erkenntnis überholt ist. Und wer eine Anschauung von Marc Aurel, ein Verständnis seines Wesens, eine ungefähre Vorstellung der Zustände des Reiches unter seiner Regierung — nicht einseitig der politischen und militärischen, sondern auch der bürgerlichen und rechtlichen, der gesellschaftlichen und kulturellen — gewinnen will, dem empfiehlt sich noch heute der siebente Band der „Anfänge des Christentums" von Ernst Renan: „Marc-Aurèle et la fin du monde antique" (Paris, Calmann-Lévy. 1882). Ich wenigstens kenne niemanden, der Marc Aurel mit innigerer Teilnahme betrachtet, der tiefer in seine Seele geblickt und die Tragik seines Lebens ergreifender geschildert hätte als Renan.

Denn in der Zeit Marc Aurels tritt der Niedergang der antiken Größe und Herrlichkeit immer deutlicher hervor, und dem philosophischen Geiste des Kaisers konnte diese Erkenntnis nicht verborgen bleiben. Ihn umwittert der

Greisenatem der griechisch-römischen Kultur und gibt seiner Erscheinung den resignierten schwermütigen Ausdruck. Nicht die Angriffe der Barbaren, der Quaden, Sarmaten und Markomannen: die innere Erschöpfung des Reiches führte seinen Untergang herauf. Griechenland und Italien wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ärmer an Menschen und Wohlhabenheit, während in den Grenzländern am Rhein und an der Donau die Einwanderung der Barbaren beständig anschwoll. Um Soldaten und Landbauer für die menschenleeren und wüsten Grenzlandschaften zu erhalten, mußte der Kaiser die Barbaren, die er noch eben bekämpft hatte, auf dem römischen Boden ansiedeln. Innerlich und äußerlich bedurfte die Menschheit einer Erneuerung: sie ist ihr von den Germanen und dem Christentum geworden. Die Wehen dieser Erneuerung bilden den Inhalt des dritten Jahrhunderts. Es ist erfüllt von dem Krieg aller gegen alle, die mythische Hydra, der für den abgeschlagenen Kopf gleich ein neuer wächst, ist in dem unaufhörlichen Kampfgewoge innerer und äußerer Kriege wieder erstanden. Aber es findet sich auch immer von neuem ein Herkules, der sie bändigt, zum Zeugnis, wie fest doch die Grundlagen des Reiches, wie überlegen noch durch ihre Waffen und ihre militärische Ordnung die römischen Heere waren. Eine dauernde, sich forterbende Herrschaft jedoch will sich nicht gründen lassen, meist regieren die Kaiser nur wenige Jahre, und wenn der Sohn dem Vater folgt, tritt eine Verschlechterung ein. Auf Marc Aurel Commodus, auf Septimius Severus Caracalla — es ist wie ein Himmelssturz. In dem Schlachtgetümmel verwildern die Menschen und verrohen die Sitten, die Bildung weicht dem soldatischen Drill, die Wissenschaften erlahmen und die Künste entarten. Leider geht Domaszewski in seinem Werke auf diese Dinge, die doch weit über die einzelnen Kaisergestalten, über Krieg und Politik in ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Reiches hinausreichen, nicht ein, und wir müssen in Jakob Burckhardts gedankenvoller Schrift: „Die Zeit Constantins des Großen“ (zweite Auflage, 1880, Leipzig, E. A. Seemann) und in dem umfassenden tiefgründigen Werk von Otto Seeck: „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ (Berlin, Siemenroth und Troschel) die Aufklärung darüber suchen. Der Barbarenansturm und der Soldatenaufstand, die politischen Ereignisse und die Schicksale der einzelnen Kaiser erklären den ungeheuren Zusammenbruch der Antike eben nicht; um ihn zu begreifen, muß man nach den inneren Ursachen forschen. In dem Waffenlärm des dritten Jahrhunderts bereitet sich die folgenschwere Wendung der Herrschaft von dem Westen nach dem Osten, die Wandlung der Kultur aus dem Römischen in das Orientalische vor. Drei Frauen aus Emesa in Syrien, wo der Sonnengott seinen Kultus hatte und seine ehrgeizige Priesterschaft nach Ausdehnung ihrer Macht strebte — Julia Domna, die Gattin des Septimius Severus und Mutter Caracallas, und ihre Nichten, Soämias, die Mutter des Elagabalus, und Mammäa, die Mutter des Alexander Severus — gaben dem Reiche drei Kaiser und leiteten bald offen, bald heimlich die Staatsgeschäfte. Sie führten am Hofe und in der römischen vornehmen Gesellschaft morgenländische Lebensgewohnheiten, Vorstellungen, Aberglauben, Zeremonien und Trachten ein. Die Zeit wird von heidnischer wie von christlicher Seite auf

gläubig und geistlich gestimmt. Von der Gründung des neupersischen Reiches durch das Geschlecht der Sassaniden, von der Blüte Palmyras — der Name der Königin Zenobia ist noch heute allen bekannt — strömten dem orientalischen Einfluß neue Kräftigung und neuer Glanz zu. Mithras, der persische Gott, der Mittler zwischen der höchsten Gottheit und den Menschen, wird der eigentliche römische Soldatengott an Stelle des höchsten und besten Jupiters. Überall, am deutsch-römischen Grenzwall, graben wir Mithrasheiligtümer in den ehemaligen Lagern und Burgen auf. Seine düsteren und blutigen Mysterien hatten die eleusinischen verdrängt und verbanden in einer Art Geheimbund die höheren Offiziere. Palmyras Reichtum und Stattlichkeit, am Rand der syrischen Wüste, aus seinem Handel mit den Ländern jenseit des Tigris geboren, galt für ein Weltwunder und wetteiferte mit Rom, und seine Königin wurde für die liebenswürdigste und heldenmütigste aller Frauen gehalten. Einer ihrer Ratgeber war Dionysius Longinus, ein griechischer Rhetor, der Verfasser der Schrift „über das Erhabene" — einer der Wenigen, der die letzte Ursache der allgemeinen Entartung erkannte. „Gleichwie Kinder," schreibt er, „deren zarte Glieder zu sehr eingeengt worden sind, Pygmäen bleiben, so ist unser schwächlicher, durch Vorurteile und die Gewohnheiten einer verdienten Sklaverei gefesselter Geist unfähig, sich auszubreiten und jene Größe zu erreichen, die wir an den Alten bewundern, die unter einer Volksregierung lebten und mit derselben Freiheit schrieben, mit der sie handelten." So war das orientalische Wesen über das verkommene Römertum auch innerlich mächtig geworden. In Diokletian vollendete sich diese Entwicklung: er ist der Vorläufer des Byzantinismus, selbst der pfäffische Zug, der dazu gehört und zuerst in Konstantin sichtbar wird, fehlte ihm nicht. Der grimmige Verfolger der Christen war ein abergläubischer, ganz den Traumdeutern und Astrologen, den Zeichen, Orakeln und Weihungen ergebener Mann.

Hier endet Domaszewskis Kaisergeschichte. Sie stellt uns die einzelnen Herrscher, bald in Statuen, wie Augustus und Tiberius, bald in Büsten, wie Trajan und Hadrian, bald in Medaillons vor. Der wohlgelungene Bilderschmuck, der beide Bände ziert, kommt dem Zweck des Verfassers, der Hervorhebung der biographischen und persönlichen Momente, förderlich entgegen. Die politische und kriegerische Geschichte des römischen Reiches in den drei ersten Jahrhunderten, in gedrängter und beredter Kürze vorgetragen, gewährt dem großen Publikum ein anschauliches und übersichtliches Bild der Entwicklung und bereichert ohne allzuschwere Arbeit seine Kenntnis in dankenswerter Weise. Bei allen Lesern wird sich der Wunsch regen, den ich schon im Anfang dieser Abhandlung aussprach, daß der Verfasser die Geschichte bis zur Teilung des Reiches fortsetzen möge: erst diese Teilung hat den „Untergang der Römer" besiegelt.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Julius von Eckardt.

II.

— — Abends ging es weiter nach Frankfurt. Mein Unstern wollte, daß ich am „Rüsttage" zum Pfingstfeste eintraf, und daß die löbliche Polizei der freien Stadt an solchem Tage Wichtigeres zu tun hatte, als Fragen nach den Adressen von Bewohnern derselben zu beantworten. Die Wohnung, in der Buddeus sich seit Jahr und Tag niedergelassen hatte, wurde mir erst nach einigen Weiterungen nachgewiesen, die Tür des Doktors aber fand ich verschlossen. Die Familie war verreist —, wohin wußten die Nachbarn nicht anzugeben. Erkundigungen, die die Hälfte des Tages in Anspruch nahmen, ergaben endlich, daß eine Dame des Stadttheaters mit Frau Buddeus bekannt sei und wahrscheinlich näheren Bescheid besitzen werde. Schließlich wurde diese Dame ermittelt, und von ihr erfuhr ich, daß Buddeus zu seinem Schwager Heinrich Laube nach Wien gereist sei und bei diesem einige Wochen in der Gasse „Stoß — in Himmel" verweilen werde. — Zu einer Reise an die entfernte Donau reichten meine mühsam zusammengebrachten Mittel nicht mehr aus, indessen doch alles darauf ankam, den in Riga und Augsburg gleich akkreditierten Mann für unsre Sache zu gewinnen. Noch in derselben Stunde schrieb ich nach Riga, um die Sachlage klar zu legen, und nach Wien, um von Herrn Buddeus ein eventuelles Zusammentreffen in Prag oder Dresden zu erbitten.

Nachts aber ging es weiter nach Brüssel, der letzten und wichtigsten Station der Fahrt nach Westen. Es galt den der russischen Gesandtschaft am belgischen Hofe beigegebenen Finanzattaché Theodor Baron Fircks aufzusuchen, jenen Publizisten, der durch seine unter dem Pseudonym „Schédo-Ferroti" herausgegebenen Schriften über Rußland zu einer russischen liberalen Berühmtheit geworden war, und der seit Jahresfrist mit uns in Verbindung stand.

Seinerzeit auch außerhalb der Grenzen Rußlands viel genannt, ist Fircks heute so vollständig vergessen, daß es zum Verständnis der Bedeutung, die seine Landsleute ihm zuschrieben, einer Erneuerung seines Gedächtnisses bedarf. Als jüngerer Sohn eines alten kurländischen Adelsgeschlechts im Jahre 1812

geboren, ward Fircks als halber Knabe nach Petersburg gesandt, um in einer dortigen Ingenieurschule für den Staatsdienst vorgebildet zu werden. Nach beendeten Studien nahm der außerordentlich fleißige, nach damaliger russischer Manier in französische Bildungsinteressen gezogene junge Mann im Bauten- und Verkehrsministerium Dienste, die ihn in die verschiedensten Teile Rußlands und schließlich in die baltische Heimat führten, die er seit seinen Knabenjahren immer nur für kurze Zeit besucht hatte. Verbindungen, über die uns die nähere Kunde fehlt, verschafften ihm ein höheres Amt bei der Rigaer Zollverwaltung, der er mehrere Jahre lang angehörte. Die ihm in dieser Stellung gegönnte Muße benutzte er zur Ausfüllung der Lücken seiner mannigfaltigen, aber unzusammenhängenden Bildung. Nebenher verkehrte er in der Rigaer Gesellschaft und mit andern interessanten Leuten, die ihm in den Wurf kamen. Eigentlich heimisch versuchte er an der Düna erst zu werden. Ohne zum Russen geworden zu sein, hatte Fircks doch aufgehört, Kurländer zu sein. Er war zu gescheit, um die eigentümlichen Vorzüge seiner baltischen Heimat zu verkennen, zu genau mit russischem Wesen und russischer Art bekannt, um nicht Wert auf die Erhaltung der Sonderstellung des Ostseelandes zu legen — die Substanz seiner Bildung aber war nicht deutsch, sondern französisch — der Schwerpunkt seiner Interessen lag nicht in der Heimat, sondern in St. Petersburg. Von der Notwendigkeit einer Radikalreform der innerrussischen Zustände erfüllt, nahm er an den Bestrebungen der St. Petersburger „Westlichen", d. h. der um den Großfürsten Konstantin gruppierten europäisch-liberalen Partei lebhaften Anteil. Von freier Bewegung der Presse war während der ersten Regierungsjahre Alexanders II. so wenig zu spüren, daß Publizisten, die ernsthafte Wirkungen im Auge hatten, sich auf die Ausarbeitung von Denkschriften verlegen mußten, die durch Vermittlung hochstehender Personen Ministern und ersten Würdenträgern oder (wenn das Glück gut war) dem Großfürsten-Großadmiral und dem Kaiser überreicht wurden. So hatte es Walujew (der spätere Minister des Innern und alte Rigaer Bekannte unsers Fircks), so Herr Sherebzow (der Verfasser eines 1855 geschriebenen Memoires über die Notwendigkeit eines russisch-französischen Bündnisses zur Niederwerfung Österreichs und Englands) gemacht, und dieser Weg wurde auch von Fircks eingeschlagen. Des Gegenstandes seiner ersten, dem Großfürsten Konstantin überreichten Arbeit vermag ich mich nicht mehr zu entsinnen: genug, daß dieselbe einschlug, daß der Verfasser ermuntert wurde, in der nämlichen Richtung weiter zu schreiben, und daß man ihm die Stellung eines Finanzattachés bei dem Kaiserlichen Gesandten in Brüssel, Fürsten Orlow, übertrug. In dieser Stellung veröffentlichte Fircks seit Anfang der sechziger Jahre eine Reihe französisch geschriebener „Studien über die Zukunft Rußlands"[1]), welche die damals zur Diskussion gestellten Reformfragen im Sinne eines gebildeten, wenn auch mitunter flachen Liberalismus erörterten. Verglichen mit den Kundgebungen des inzwischen erwachten jung- und nationalrussischen Radikalismus und den Schriften Herzens, Dolgorukis usw. nahmen

[1]) É„tudes sur l'avenir de la Russie". Par Schédo-Ferroti. Berlin, B. Behr.

die Fircksschen Elaborate sich so maßvoll und besonnen aus, daß sie in der Regierungssphäre viel und gern gelesen wurden. Größere Kreise glaubten in den zuweilen ziemlich weitgehenden Vorschlägen der „Études“ das Programm des Großfürsten Konstantin zu sehen, den sein Eifer für die Sache der Bauernemanzipation in den Ruf eines vorgeschrittenen Liberalen gebracht hatte. In Wahrheit waren damals Unklarheit der Begriffe und Verwirrung der Gemüter so hoch gestiegen, daß von einem bestimmten Programm der Regierung so wenig die Rede sein konnte, wie von bestimmten Forderungen der schlechten und der guten Leute, die sich als Radikale gebärdeten. Vollends steuerlos war der Großfürst Konstantin, dem feststehende Überzeugungen das ganze Leben lang gefehlt haben und der der Reihe nach nationaler Heißsporn, europäischer Liberaler und Frondeur auf eigne Hand gewesen ist. In den baltischen Provinzen hatte man zum Mißtrauen gegen diesen Prinzen besondre Gründe: es war notorisch, daß der Beschützer der europäischen Liberalen St. Petersburgs unter der Hand eine Sektion gewissenloser Streber begünstigte, die als sogenannte Jungletten die deutsche Kultur der Ostseeprovinzen durch eine lettisch-slawische ersetzen wollten. Die erste Warnung vor dem Treiben der gegen das baltisch-deutsche Element verbündeten russischen Radikalen war uns von Fircks zugegangen, der bereits im Jahre 1862 auf die Notwendigkeit einer Neugestaltung unsrer heimischen Zustände hingewiesen hatte, seine Beziehungen zum Großfürsten indessen festhielt und dabei des Glaubens war, die verständigen Elemente von hüben und drüben zu gemeinsamer Tätigkeit zusammenhalten zu können. — Solange nationale und liberale Reformer Rußlands an dem nämlichen Strang zogen und in den Reaktionären des alten Systems den einzigen gefährlichen Feind sahen, schien alles leidlich zu gehen und wußte der Verfasser der „Études“ seine publizistische Stellung zu behaupten. Die Wendung stand indessen vor der Tür. Der Ausbruch des polnisch-litauischen Aufstandes vom Frühjahr 1863 stellte die gesamte bisherige Lage der Dinge auf den Kopf. Unter der Führung Katkows forderte die Partei der Moskauer Nationalen, daß mit Polen verfahren werden solle wie Murawjew, der Diktator von Wilna, mit Litauen verfahren war: alles polnisch-katholische Wesen sollte mit der Wurzel ausgerottet und das sogenannte Königreich in eine russische, womöglich griechisch-orthodoxe Provinz verwandelt werden —, eine Forderung, die alsbald zu einem analogen Programm für die baltischen Provinzen und für Finnland und zu systematischer Verleugnung aller liberalen Prinzipien führte. In St. Petersburg waren die Meinungen anfänglich geteilt. Fircks Freunde, die Minister Walujew und Golownin, der Generalgouverneur Fürst Suworow, Graf Schuwalow, Fürst Orlow usw. sprachen sich mit Entschiedenheit gegen die Katkowsche Zerstörungs- und Reaktionspolitik aus, während die Kaiserin, deren pfiffige Berater, gewisse Hofdamen, der Domänenminister Selenoi, die beiden Miljutin und die Häupter der Slawophilenpartei den greisen Murawjew als Retter Rußlands und als Bahnbrecher eines wahrhaft nationalen Systems feierten. Auf der Seite der Gegner Murawjews stand Großfürst Konstantin, der als Statthalter von Polen an der Erhaltung der Sonderstellung des „Königreichs“ direkt interessiert

war, den Reformplänen des Marquis Wielopolski seine volle Unterstützung geliehen hatte und überdies mit Murawjew seit Jahr und Tag auf Kriegsfuß stand. Indessen der Kampf zwischen diesen Parteien und den zur Verfügung derselben stehenden Preßorganen mit zunehmender Heftigkeit geführt wurde, ließ Fircks die letzte und bedeutendste seiner „Études", die Schrift „Que fera-t-on de la Pologne" [1]) erscheinen, ein mit vielem Geschick geschriebenes Pamphlet, das in beredter Weise hervorhob, wie fünf Millionen polnischer Katholiken sich nicht ohne weiteres zu Russen und Gläubigen der griechischen Kirche machen lassen würden, und der bloße Versuch zur Barbarisierung des russischen Staatswesens und zur Vernichtung aller bisherigen Errungenschaften der Regierung und des liberalen Systems führen müsse. Es versteht sich von selbst, daß dieser Angriff auf die Moskauische Nationalpartei nicht ohne Genehmigung des Großfürsten Konstantin hatte unternommen werden können, und daß dieser die ihm befreundeten Minister, insbesondre den hochliberalen Leiter des Unterrichtswesens Golowwin zu möglichster Verbreitung und Unterstützung der Fircksschen Schrift aufgefordert hatte. Katkow aber erwies sich mächtiger als die Gesamtheit seiner hochgestellten Gegner; unter leidenschaftlichem, von der Newa bis zum Ural wiederholtem Jubelruf der Nationalen erklärte die Moskauische Zeitung das Fircksche Buch für ein schmähliches Attentat gegen die Ehre des Vaterlandes, den Verfasser und dessen Hintermänner aber für Verräter der russischen Sache. Golowwin, der die Unvorsichtigkeit begangen hatte, die Schrift amtlich an die Universitäten und höheren Lehranstalten des gesamten Reiches verteilen zu lassen, mußte erleben, daß die Moskauer Hochschulen ihm das „Pamphlet" mit Protest zurücksandten, daß andre Anstalten dieses Beispiel nachahmten, und daß Herr Katkow sich dieses Erfolges über den Unterrichtsminister öffentlich rühmte. Obgleich Zensur und Oberpreßverwaltung unter der Botmäßigkeit des Herrn von Fircks befreundeten, durchaus europäisch denkenden Ministers des Innern Walujew standen, ließ sich dem Toben der nationalen Presse kein Zügel anlegen, und es hagelte wochenlang Schläge gegen Fircks, von denen alle Welt wußte, daß sie zugleich dem Großfürsten und den liberalen Ministern galten. Der Monarch selber mußte sich fügen und den Sieg ratifizieren, den der Moskauer Publizist über seine Regierung und über den (im Juni 1863 seines Amtes enthobenen) Großfürsten-Statthalter davongetragen hatte.

Die Partie war verloren, und zwar so vollständig, daß die besiegten Minister sich mit Katkow zu verständigen suchten, und daß Fircks auf die Fortsetzung seiner „Études" verzichten mußte; selbst die Veröffentlichung eines an den Moskowitischen Père Duchesne gerichteten „Offenen Briefes" (Lettre sans réponse) hatte er auf Wunsch des Großfürsten aufgegeben. Daß die Sache des (fünf Jahre lang allmächtig gewesenen) europäischen Liberalismus in Rußland *überhaupt* verloren sei, hielten weder die Freunde noch die Gegner desselben für möglich. Alle Welt nahm vielmehr an, die Ära des nationalen

[1]) Der Name Schédo-Ferroti, unter dem Fircks schrieb, war ein aus den Buchstaben der Worte Théodore de Fircks gebildetes Anagramm.

Fanatismus werde in Kürze abgewirtschaftet haben und einem neuen Zeitalter liberaler Herrlichkeiten Platz machen.

Zu diesen Gläubigen gehörte auch Fircks, der sich in der guten Meinung des Großfürsten zu erhalten wußte, und dem alle Gegner Katkows die Schrift über die Zukunft Polens zum Verdienst anrechneten. Bei Gelegenheit eines Besuchs, den er seiner Heimat abstattete (Herbst 1864) hatte der interessante Mann mich aufgesucht und den Wunsch ausgesprochen, mit den publizistischen Vorkämpfern der baltischen Sache in dauernde Beziehungen zu treten. Wie sich für einen Mann seiner lebhaften und unermüdlichen Art von selbst verstand, trug er sich mit einer ganzen Anzahl neuer Entwürfe. Einer derselben hatte meine besondre Aufmerksamkeit erregt. Der in Rußland geführte Kampf der Meinungen sollte vor dem Forum der öffentlichen Meinung Europas zum Austrag gebracht und zu diesem Behuf ein „Écho de la presse russe", ein russischer Galignanis Messenger begründet werden, dessen oberste Leitung Fircks zu übernehmen gedachte. Die dazu erforderlichen Mittel hatten „gute Freunde" (d. h. der Großfürst) aufgebracht, und neben den Interessen der russischen liberalen Sache sollten auch diejenigen der Ostseeprovinzen vertreten werden. Den Sommer 1865 nahm Fircks zum terminus a quo, seinen Wohnsitz Brüssel zum Publikationsort in Aussicht, indem er Mitteilungen und Rücksprachen über das einzelne einem späteren Zusammentreffen vorbehielt. Bei dem Mangel an Quellen, aus denen die westeuropäische Presse Nachrichten aus und über Rußland schöpfen konnte, und bei dem außerordentlichen Gewicht, das die russischen Publizisten jener Zeit noch auf die Meinung Europas legten, glaubte der Unternehmer bereits für den Anfang auf einen ausgedehnten Leserkreis und auf Deckung der Unkosten rechnen zu dürfen.

Fircks sanguinische Hoffnungen zu teilen, hatte ich nicht vermocht — am wenigsten jetzt, wo ich über die Gleichgültigkeit Deutschlands gegen osteuropäische Dinge reichlich belehrt worden war. Immerhin aber schien eine Anknüpfung mit dem „Echo" und dessen Herausgeber in unserm Interesse zu liegen.

Ich fand ihn mit der ersten Korrektur der ersten Nummer seines Blattes beschäftigt, las das außerordentlich geschickt redigierte Resumé über Tendenz und Inhalt der neuesten russischen Zeitungen und war alsbald in ein langes, bis zum Nachmittage fortgesetztes Gespräch mit dem Herausgeber und Redakteur vertieft. Fircks, den ich erst jetzt näher kennen lernte, machte den Eindruck eines Fünfzigers, der er ja auch war. Auf einer schlanken, mittelgroßen Gestalt saß ein faltiges Gesicht, dessen beständig wechselndes Mienenspiel Interesse, aber kein rechtes Vertrauen einflößte, und dem kleine, zusammengekniffene Augen den Ausdruck ungewöhnlicher Verschmitztheit verliehen. Er bewegte sich mit der Leichtigkeit des Weltmannes, zeigte dabei aber eine quecksilbrige Lebhaftigkeit, die der Eleganz seiner Erscheinung denselben Eintrag tat, unter dem die übersprudelnde Art seiner Sprache litt. Französische und russische Phrasen wurden in die deutsche Unterhaltung so unaufhörlich eingeflochten und so fließend vorgetragen, daß man zweifelhaft sein konnte, welches Idiom der unermüdliche Sprecher als Muttersprache an-

sah. Scherzend pflegte der vielumgetriebene Mann von sich zu sagen, daß er der papageienhaften Gewohnheit verfallen sei, die Sprache seiner jeweiligen Umgebung anzunehmen, Tonfall und Satzbau derselben bis in die Unarten hinein nachzuahmen. Während mehrjährigen Verkehrs habe ich Fircks als ehrlichen, in der Hauptsache zuverlässigen Mann kennen gelernt, dabei aber verstanden, warum viele Leute kein rechtes Herz zu ihm fassen konnten, und warum dauernde Erfolge ihm versagt blieben. An Weltkenntnis und Weite des Blicks seinen Landes- und Standesgenossen überlegen und den herkömmlichen Vorurteilen derselben längst entwachsen, entbehrte Fircks des Metalls, das Deutsche bei Männern ihres Vertrauens suchen, und dessen Mangel durch anderweite Eigenschaften nicht ersetzt werden kann.

Hätte sich's um eine direkte und dauernde Verbindung zwischen uns und den russischen „Europäern" vom Schlage der Fircks und Genossen gehandelt, so wäre die Sache zweimal und dreimal zu überlegen gewesen. Darum handelte es sich indessen nicht. Die Isolierung, in der wir uns befanden, war eine so vollständige, daß es Torheit gewesen wäre, die Unterstützung von Leuten abzulehnen, die sich einstweilen in derselben Verdammnis befanden, die auf uns lastete. Der Punkt, an dem die baltischen Interessen zu denjenigen der europäisch-liberalen Russen in Gegensatz treten mußten, lag in einer Ferne, die Gedanken an eine Erreichung desselben nahezu ausschlossen. Bis auf weiteres zogen wir mit diesen Gegnern des Moskowitischen Nationalismus an dem nämlichen Strange, und ich durfte die Gelegenheit wahrnehmen, von Herrn von Fircks zu lernen und seinen Eifer für unsre Sache auszunutzen. Über Personen und Zustände des feindlichen Lagers wußte er wertvolle Aufschlüsse zu geben, rücksichtlich der Methode des zu führenden Kampfes zweckmäßige Ratschläge zu erteilen und taktische Gesichtspunkte geltend zu machen, zu denen ich und meinesgleichen sich nicht erhoben hatten. Von der großen Zahl bedeutender Menschen, mit denen er in nähere Beziehung getreten war, erzählte er dabei in höchst anziehender Weise. Emile de Girardin nannte er seinen Meister in der journalistischen „facture", Proudhon den mustergültigen Publizisten für gemeinverständliche Behandlung abstrakter Materien und den schärfsten Logiker, den er je kennen gelernt. Der berufene „Kommunist", der mehrere Jahre als Verbannter in Brüssel zubrachte, war dem russischen Gesandtschaftsattaché zufällig begegnet und mit demselben in ein Gespräch geraten, das zu vertraulichem, mehrere Jahre lang fortgesetztem Verkehr Veranlassung gegeben hatte. Vor Proudhons persönlichem Charakter besaß Fircks denselben ungeteilten Respekt, den die geistige Überlegenheit des außerordentlichen Mannes ihm eingeflößt hatte. Das Gefallen scheint ein beiderseitiges gewesen zu sein. Fircks erzählte von Nächten, die man in nie abreißendem Gespräch verbracht hatte, und behauptete, in der Schule dieses Meisters die „soziale Frage" gründlicher studiert zu haben, als wenn er „Bibliotheken" durchgelesen hätte; die Schrift, in der er einige Jahre später die „Arbeiterfrage" erörterte, bewies bereits, daß „Schédo-Ferrotis" sozialpolitisches Programm an der nämlichen Schnellfertigkeit laborierte, die seinen Schriften über die russische Agrarreform und über das ländliche Unterrichtswesen angehaftet hatte.

Das Gespräch mit dem unermüdlichen Erzähler dehnte sich bis zum Mittagessen aus. Nach Beschluß desselben folgte ich meinem Wirte in das Theater der Galerie St. Hubert, wo eine Novität, Offenbachs „Belle Hélène" gegeben wurde, wenige Stunden später aber saß ich bereits in dem Eisenbahnwagen, der mich nach Köln führte. — Die Hauptabsicht dieser Reise war auf die Einleitung von Beziehungen zur „Kölnischen Zeitung" gerichtet, an deren Spitze Heinrich Kruse und Dr. Brüggemann standen. Kruse hatte zu Anfang der vierziger Jahre als Hauslehrer einer adeligen Familie in Kurland gelebt und Gelegenheit gehabt, die damals arg verfahren bäuerlichen Verhältnisse des Landes von ihrer ungünstigsten Seite kennen zu lernen. Eine Verschärfung hatte dieser Eindruck durch den Umstand erfahren, daß der jugendliche Pädagoge von Kurland nach England gegangen, in ein Palmerston befreundetes Haus getreten und durch Beziehungen mit dem berühmten Lord Feuerbrand zum eifrigsten Verehrer Englands und des englischen Liberalismus gemacht worden war. Daraus erklärten sich die herben Urteile über die baltischen Provinzen und deren Agrarzustände, denen man in der „Kölnischen Zeitung" Jahre lang begegnete, und auf die die St. Petersburger Machthaber sich nur allzu häufig beriefen. Versuche, den einflußreichen Publizisten über die unkenntlich veränderten Zustände der sechziger Jahre zu belehren und an die ungeheuren Fortschritte zu erinnern, die Wohlstand und Bildung des Kurländischen Bauernstandes gemacht hatten, waren keineswegs verabsäumt worden. Kruse hatte die ihm gemachten Mitteilungen auch nicht ganz von der Hand gewiesen, ein gewisses Mißtrauen gegen den baltischen „Feudalismus" indessen nicht überwinden können. Mit den Agrarverhältnissen meiner Heimat leidlich bekannt, durfte ich hoffen, den ehemaligen Hauslehrer des „Paulsgnadeschen Hahn" von den während der letzten zwanzig Jahre erzielten Fortschritten zu überzeugen und dadurch zur Unterstützung einer Sache willig zu machen, die er — im Grunde genommen — besser als andre beurteilen konnte. Kruse war indessen verreist und statt seiner empfing mich Dr. Brüggemann, ein feiner alter Herr in schneeweißem Haar, von dem ich genug wußte, um an seiner Bekanntschaft einiges Interesse zu nehmen. Als Student war Brüggemann in die sogenannten demagogischen Umtriebe verwickelt gewesen, zum Tode verurteilt, zu längerer Gefängnishaft begnadigt und auch nach Verbüßung derselben seitens der preußischen Regierung mit besonderer Härte behandelt worden. Eine bescheidene Anspielung, darauf, daß ich die Ehre hätte, dem „Brüggemann aus Mecklenburg" gegenüber zu stehen, dem Immermanns „Epigonen" eine hervorragende Stellung unter den Helden des Burschentages anwiesen, ließ der alte Herr mit einem von freundlichem Lächeln begleiteten „Man sagt so" gelten, um sich sodann einen kurzen Abriß dessen vorlegen zu lassen, was ich seinem Kollegen ausführlich hatte vortragen wollen. Die Genehmigung zur Einsendung von Korrespondenzen unsres Beauftragten wurde anstandslos erteilt und das Weitere einstweilen vorbehalten.

Köln war während der Tage meines dortigen Aufenthaltes mit der Feier des jährlich wiederkehrenden nieder-rheinischen Musikfestes beschäftigt und zeigte sich in glänzendem Festkleide. Dem Fremden, der von des Lebens holdem Über-

fluß nicht allzuviel gesehen, von den Freuden rheinischer Feste aber desto mehr gehört hatte, machte das bunte Treiben an den Ufern des herrlichen Stromes einen berauschenden Eindruck. Er glaubte sich in das Vaterland der Romantik versetzt und ließ die feierliche Hoheit des Domes, den imposanten Ernst der übrigen mittelalterlichen Bauten und die Heiterkeit des festlichen Menschengetümmels dem vollen Umfange nach auf sich wirken. Ein Brief meines Schwiegervaters öffnete mir das Haus seines Freundes Ferdinand Hiller, des auf der Höhe des Lebens und der Berufstätigkeit stehenden Leiters der Kölner Musikschule, Dirigenten der Gürzenich-Konzerte und des Musikfestes. Den Verwandten seines alten Genossen nahm der liebenswürdige, von Künstlern, Kunstfreunden und Kunstgönnern aller Gattungen und Arten umdrängte Mann mit unverhoffter Güte auf. In seinem Hause schwirrte es von Menschen, die ihre Spannung auf des Hausherrn neues Werk (die Symphonie: „Es muß doch Frühling werden") zum Ausdruck brachten und denen doch anzusehen war, daß sie jede andre Neuigkeit ebenso wichtig genommen hätten. — Noch an dem nämlichen Tage kam die neue Symphonie zur ersten Aufführung. Sie erwarb dem Komponisten einen der vielen Achtungserfolge, die ihm im Laufe des Lebens beschieden gewesen sind und von denen sich keiner zu einem wirklichen Erfolge erhoben hat. — Hillers Freunde sind um die Erklärung dafür niemals verlegen gewesen. Wer den geistreichen Mann und vorzüglichen Dirigenten näher kennen gelernt, konnte nicht wohl im Zweifel darüber sein, daß ihm die eigentlich schöpferische Kraft versagt war, ja versagt sein mußte. Kritisches Vermögen, Kunstverstand und Vortragstalent besaß Hiller in hohem Maße, Unmittelbarkeit der Empfindung, Leidenschaft und Tiefe des Gefühls fehlten ihm dagegen vollständig. Wesentlich Reflektionsmensch, von einer Beweglichkeit des Geistes, die ihn zur Aufnahme der mannigfachsten Interessen und Bildungsmomente befähigte, war Hiller Zeit seines Lebens von einer Fülle heterogener Eindrücke, Erfahrungen und Beobachtungen bewegt und eben dadurch um die Fähigkeit zur Zusammenfassung seiner Kräfte und zur Vereinheitlichung seines Wesens gebracht worden. In Weimar hatte er als Schüler Hummels und Eckermanns mit Goethe verkehrt, in Leipzig unter dem Einfluß Mendelssohns gestanden, in Italien und Frankreich zu Rossini, Liszt, Berlioz und andern Vertretern neufranzösischen Wesens Beziehungen angeknüpft, von jeder dieser Berührungen zu lernen und zu vorteilen gewußt. Sie waren „Momente" seiner Bildung geworden, ohne seinem Geiste eine feste und bestimmte Richtung gegeben zu haben. Für die Richtigkeit des Satzes, daß der Mensch erst zur Ruhe kommt, wenn er ein für allemal den Entschluß gefaßt hat, das zu tun, was ihm gemäß ist, war Hiller ein lebender Beleg. Zu gescheit, um sich über die Grenzen seines Könnens zu täuschen und trotz allen Selbstgefühls von unverkennbarem Mißtrauen gegen sich selbst erfüllt, hatte er dem Reiz doch nicht widerstehen können, dem Ruhm des Virtuosen, Kritikers und Journalisten auch noch den Lorbeer des Komponisten hinzuzufügen. Daß ihm dieser Lorbeer versagt geblieben, hat er, den das Leben mit sonst immer gleicher Gunst begleitete, nie verwunden, Freudigkeit an der Arbeit und Fähigkeit zum Genuß dessen, was

das Dasein bot, dagegen bis an das Ende seiner Tage behalten. Hiller gehörte zu den Menschen, die sich nicht unterkriegen lassen, weil sie sich nie vollständig hingegeben haben.

Den Glanzpunkt des Abends, an dem die Frühlingssymphonie zum ersten Male aufgeführt wurde, bildete der Vortrag der Tamino-Arie durch den vortrefflichen Wiener Sänger Dr. Walter. Es war ein Eindruck fürs Leben, den man von dieser bewältigenden Leistung nach Hause brachte. So hatte ich nur die größte deutsche Sängerin des Jahrhunderts, Wilhelmine Schröder-Devrient, den noch im Alter bewunderungswürdigen Lablache und Frau Livia Frege, die Freundin Mendelssohns und Schumanns, singen hören, — Künstler die bereits damals einer absterbenden Zeit angehörten. Ein Abglanz dieser Zeit schien auch noch über dem Kölner Fest von 1865 zu liegen. Eigentliche Herrschaft über das deutsche Leben hat die Kunst nur zu üben vermocht, solange sie für die Hauptangelegenheit der Nation galt, und solange die Epoche „des Werdens, der Künste, der Wissenschaft, der Gemütlichkeit, der Vernunft" noch nicht unsrer Periode „der nach außen gerichteten Wirkungen, des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik", den Platz geräumt hatte. Wohl in einem Dutzend deutscher Städte wird heute „ebenso gute Musik" gemacht, wie sie damals in Leipzig, in Dresden und auf den nieder-rheinischen Musikfesten geboten wurde, aber die Menschen, die diese Musik machen und vollends die Menschen, die diese Musik anhören, sind andre geworden. Am Ausgang des 19. Jahrhunderts ist zur Arabeske deutschen Lebens geworden, was um die Mitte des Säkulums dessen Hauptinhalt bildete. Wie andre Dinge verträgt auch die Kunst keinen Zweiherren-Dienst. Von ihr gilt, was Goethe von der Politik („dem Regierungsgeschäft") gesagt hat, „daß sie ein großes Metier ist, das den ganzen Menschen verlangt." Weil das von Nationen ebenso gilt wie von Individuen wird die Zukunft der deutschen Kunst trotz Wagner und Genossen eine zweifelhafte bleiben, solange der „große Kampf der Zeit" den Mittelpunkt unsrer Arbeit, unsres Denkens und Empfindens bildet. Wo aber ließe ein Ende dieses Kampfes sich absehen, der damals — im Jahre 1865 — nicht einmal begonnen hatte!

III.

Nicht auf einen Schauplatz dieses Kampfes, sondern in die Mitte eines ihm verwandten Geplänkels wurde ich geführt, als ich von Köln nach Leipzig ging, um an dem daselbst abgehaltenen zweiten Journalistentage teilzunehmen. Entsprechend der Signatur des Kongresses übernahm ein Mann des Fortschritts, der rote Becker (Redakteur der „Rheinischen Zeitung" und in der Folge Oberbürgermeister einer der größten rheinischen Städte) den Vorsitz, um sein Amt mit einer gegen die Reaktion im allgemeinen und gegen die preußische Reaktion im besondern gerichteten Philippika zu eröffnen, deren erregter Ton zu der jovialen Art des bei Freund und Feind beliebten behaglichen Mannes nicht recht stimmen wollte. Unter den Rednern taten sich — meiner Erinnerung nach — besonders Joseph Lehmann („Magazin für die Literatur des Auslandes"), Dr. Guido Weiß (Redakteur der Berliner „Zukunft") und der noch sehr jugend-

liche, als Sohn seines Vaters aber bereits gefeierte Hans Blum hervor; Dr. Alexander Meyer, damals bei der „Weserzeitung" beschäftigt und als Mann der Volkswirtschaft und des Freihandelssystems besonders geschätzt, war mein Platznachbar und gab mir die nötigen Erläuterungen.

Wie herkömmlich bildete ein im „Schützenhause" abgehaltenes, von gereimten und ungereimten Trinksprüchen begleitetes Festmahl den Höhepunkt der Veranstaltung. Mein Tischnachbar war Dr. Guido Weiß. Der elegante, etwa vierzigjährige Mann, dessen urbanes Wesen gegen die Vierschrötigkeit andrer Festgenossen wohltuend abstach, machte mir den denkbar undemokratischsten Eindruck. Weiß war ursprünglich Arzt gewesen und durch die Ereignisse des Jahres 1848 in die Wirbel der Revolution gezogen worden. Er repräsentierte eine im Laufe der Zeit verloren gegangene, seit dem Aufkommen der Sozialdemokratie unmöglich gewordene Spielart des Radikalismus.

Weiß ist mir in späteren Jahren wiederholt, zuletzt in einem Kreise begegnet, dem Viktor Hehn während seiner ersten Berliner Zeit angehörte. Zu Weiß' letztem journalistischen Unternehmen, der Wochenschrift „Wage", hat der Verfasser der „Kulturpflanzen und Haustiere" mehrere ergötzliche Beiträge geliefert. Begreiflicherweise konnte eine auf die Bedürfnisse der Höchstgebildeten zugeschnittene radikale und republikanische Zeitschrift keinen Erfolg haben. Der persönlich außerordentlich liebenswürdige Vater dieses totgeborenen Kindes siedelte nach Frankfurt über, wo er mehrere Jahre lang für die „Frankfurter Zeitung" tätig gewesen und in den neunziger Jahren verstorben ist.

Die letzte und interessanteste der mir in Leipzig gegönnten journalistischen Bekanntschaften machte ich nach Beschluß des Kongresses. Zu Reudnitz „am Anger" lebte seit der Mitte der sechziger Jahre Moritz Busch, Redakteur des „Grenzboten" und Verfasser einer Anzahl von Schriften, die über den sehr viel später erschienenen Bismarck-Büchern des Verfassers („Graf Bismarck und seine Leute") längst vergessen sind, ihrerzeit indessen viel gelesen wurden. Hinter dem damals etwas über vierzigjährigen Mann lag ein viel bewegtes Leben. Busch war zu Dresden als Sohn eines sächsischen Unteroffiziers geboren worden, eines Sonderlings, der sich in freien Stunden mit mystisch-religiösen Spekulationen beschäftigte, aus der Apokalypse ein Lebensstudium machte und in Berechnungen über den Beginn des tausendjährigen Reichs vertieft war, deren Natur sich unschwer errät. Mit Hilfe mühsam zusammengesparter Notpfennige und noch mühsamer erlangter Freitische hatte der alte Mystagoge den Sohn das Gymnasium absolvieren und in Leipzig Theologie studieren lassen. Des jungen Moritz Studienzeit fiel in das „tolle" Jahr 1848, das den angehenden Gottesgelehrten zum Freigeist und Revolutionär machte, auf die Dresdner Mai-Barrikaden und von diesen zur Flucht über den Ozean trieb. In Amerika, wo er mehrere Jahre lebte, verlegte der ehemalige Theologe sich auf das Studium der neuesten aller religiösen Erscheinungen der Zeit. Er ging an den Salzsee, um Lehre und Staatswesen der Mormonen aus direkter Anschauung kennen zu lernen. Die der Schöpfung Brigham Youngs gewidmeten Schriften Gunnisons und Ferris und das in Frankreich und Rußland viel-

gelesene Buch „Les Harems du Nouveau monde“ waren in Deutschland so wenig bekannt geworden, daß das im Jahre 1855 erschienene Buch des Leipziger Exttheologen schon aus diesem Grunde in der deutschen Lesewelt Aufsehen erregte. Busch besaß neben tüchtiger Vorbildung und einer reichlichen Dosis von Menschenverstand und Urteil auch ein Talent für anschauliche Schilderung, wie es nicht allzuhäufig gefunden wird. Er ging den Dingen damit an den Leib, er wußte immer, worauf es ankam, er vermied Weitschweifigkeiten und Exkurse und verband mit dem Auge des Beobachters die sichere Hand des Zeichners. Der österreichische Lloyd, der damals regelmäßige Fahrten nach Ägypten und in die Levante einzurichten begann und das Publikum für dieses Unternehmen interessieren wollte, schlug dem Verfasser des Mormonenbuchs die Abfassung eines orientalischen Reisehandbuchs vor. Busch nahm an, absolvierte seine Reise mit dem Geschick eines Mannes, der zu reisen verstand, redigierte das vereinbarte Handbuch und faßte außerdem die in Palästina empfangenen Eindrücke in ein Buch von „Bildern ohne Heiligenschein“ zusammen, die seinen Ruf befestigten. Da Buschs Dresdener Barrikadenleistungen von 1849 inzwischen in Vergessenheit geraten waren, durfte der Held derselben in die Heimat zurückkehren und zu Reudnitz „am Anger“ (einem von dem damaligen Leipzig wohl unterschiedenen Ort) seinen Wohnsitz aufschlagen. Hier wurde er mit Gustav Freytag bekannt, dessen vieljährige Kollegen Julian Schmidt und Jakob Kaufmann ihre Stellungen bei den „Grenzboten“ kurz zuvor mit anderweiten Tätigkeiten vertauscht hatten. Freytag trug „dem Büschlein“ (wie er im Grenzboten-Jargon hieß) die Mitredaktion an: 500 Taler Gehalt und *ein* Taler Schriftstellerhonorar pro Seite (bei „kompressem Druck“ 1 Taler 10 Gr.) war alles, was die angesehenste Wochenschrift Deutschlands dem Manne zu bieten vermochte, der ihre technische Leitung übernehmen sollte, und dieser Mann erklärte sich einverstanden.

Das auf solche Weise begründete, anfangs gedeihliche Verhältnis hatte im Frühjahr 1865 einen Stoß erfahren, der wenig später (mein Besuch fiel in den Juni des genannten Jahres) zum Bruch führte. Busch war ein geschickter, auf den verschiedensten Sätteln fest aufgesessener Journalist, dabei fleißig, zuverlässig und als Mann, „der vieler Städte Menschen und Sitten gesehen“, nüchtern und vorurteilslos. Zugleich aber war er mit einem Blick für politische Dinge begabt, der dem *ersten* Redakteur der „Grenzboten“ fehlte. Idealistischer Schwärmer und unpraktischer Poet ist Freytag so wenig gewesen wie Prinzipienreiter oder Doktrinär, und die Leute, die den Verfasser von „Soll und Haben“ dafür ausgaben, haben ihn einfach nicht gekannt: ein politischer Mensch aber war er *nicht*. Er besaß ein natürliches Organ für die realen Anforderungen des staatlichen wie des bürgerlichen Lebens und innerhalb gewisser Grenzen die Fähigkeit, zu hören und zu lernen. Nach Neigung und Bildungsgang aber war Freytag Gelehrter und als Gelehrter in politischen Dingen Mann der alten professoralen Schule. Was für die Wissenschaft galt, sollte auch für das Staatsleben gelten, die Grundlage desselben ein für alle Male festgestellt sein, Abweichung davon höchstens im Einzelnen zugelassen werden. Liberalismus und Patriotismus galten ihm

für nahezu gleichbedeutende Begriffe, eine gewisse politische Praxis aber glaubte Freytag durch mehrjährigen Verkehr am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha erworben zu haben. Mit der Mehrzahl der politischen Freunde des Herzogs war er nahe bekannt, mit dem von ihm besonders verehrten Sekretär des Kronprinzen, Herrn Ernst von Stockmar, eng befreundet. Die in diesem Kreise gangbaren Vorstellungen hatte Freytag zu den seinigen gemacht. Hier lag die Klippe, an der sein Verhältnis zu Busch scheitern sollte. Ohne dem genus irritabile vatum anzugehören, war Freytag doch zu selbstbewußt und verwöhnt, um in Dingen, die ihn näher angingen, direkten Widerspruch hinnehmen zu können. Zum mindesten verlangte er, daß dieser Widerspruch sich in die rücksichtsvollen Formen kleide, deren er sich selbst befleißigte. Auf die Beobachtung von Formen ließ Kollege Busch sich aber schlechterdings nicht ein und zwar aus dem einfachen Grunde, daß er keine besaß. Trotz seiner Welterfahrung und einer nicht ungefälligen äußeren Erscheinung war der Herr Doktor Plebejer und zwar *sächsischer* Plebejer geblieben. Wo er nicht duckte, trat er rücksichtslos auf, und Gelegenheiten zum Grobwerden ließ er selten unbenutzt. Solche Gelegenheiten aber hatte der Streit um die Elbherzogtümer nur allzuhäufig geboten. Während der zweiten Phase dieser „Frage" stand Freytag auf Augustenburgischer, Busch auf preußischer Seite. Wesentliche Verschärfung hatte diese Differenz dadurch erfahren, daß Busch auf Freytags Veranlassung einige Zeit lang im Dienste der Augustenburgischen Sache tätig gewesen war. Für Rechnung des Erbprinzen hatte er die Elbherzogtümer bereist, eine Weile in Altona, später in Kiel Wohnung genommen und zu dem „Sophienblatt" (dem Platze, an dem der Prätendent residierte) nahe Beziehungen unterhalten. Als nächster Zeuge der von den Samwer und Genossen begangenen unverantwortlichen Torheiten war der nüchterne, mit dem sechsten Sinne des Politikers begabte Mann über die Nichtigkeit und Aussichtslosigkeit des Augustenburgers indessen früher sehend geworden als Gustav Freytag, der an dem Standpunkte seiner Gothaer Freunde, bis in das Jahr 1866 hinein, festhielt. An der politischen Konversion seines Kollegen vermochte der erste Redakteur der „Grenzboten" nichts zu ändern; dem langjährigen Genossen den Stuhl vor die Tür zu setzen, hätte seiner humanen Art widersprochen. So nahm er zu einem ebenso wohlgemeinten, wie unausführbaren, und bei Buschs Art unmöglichen Kompromiß seine Zuflucht. Die Politik der „Grenzboten" sollte die frühere, d. h. die Augustenburgische bleiben, Busch aber unbenommen sein, außerhalb dieser Zeitschrift die eigene Meinung zu vertreten. Für selbstverständlich hatte Freytag dabei angesehen, daß sein Kollege gegenüber dem Erbprinzen und dessen Anhängern diejenigen Anstandsrücksichten beobachtete, die ein Mann von Lebensart und feinem Gefühl ehemaligen Freunden und Gönnern ein für allemal schuldet. Busch, der sich mit guter Lebensart und feineren Gefühlen niemals befaßt hatte, verstand die Sache anders. Das geschlossene Paktum wurde gehalten, in die „Grenzboten" keine Zeile aufgenommen, die dasselbe verletzt hätte, im übrigen aber dem Herzog und dessen Leuten so hahnebüchen wie immer möglich zu Leibe gegangen. Vergebens, daß gute Freunde zu vermitteln suchten, daß Dr. Max

Jordan (seit dem Ausscheiden Julian Schmidts Miteigentümer der „Grenzboten") seine volle Liebenswürdigkeit aufbot, um Buschs fanatische Heftigkeit zu dämpfen und einen Bruch zu verhüten: seit dem Frühjahr 1865 stand für die Eingeweihten fest, daß dieser Bruch eine bloße Frage der Zeit sei, und daß die „Grenzboten" einer „Krisis" entgegengingen.

Unter die Eingeweihten konnte ein Fremder nicht zählen, der von Busch wenig mehr wußte, als daß derselbe Redakteur der „Grenzboten" und ein politischer Freund seines Freundes Ungern-Sternberg sei. Ich lernte in dem Anwohner des „Anger" einen wohlaussehenden, schlanken Mann in mittleren Jahren kennen, dessen scharf ausgeprägtes braunes Gesicht von kurzgeschorenem Bart und noch kürzer geschorenem Haar eingerahmt war, der so sächsisch wie immer möglich sprach und dabei Manieren von fast militärischer Kurzangebundenheit zeigte. Das Gesprächsthema war von selbst gegeben und die Behandlung desselben zeugte von einer Schärfe und Klarheit des Urteils, die mir den neuen Bekannten wenn nicht bedeutend, so doch merkwürdig, und anziehend erscheinen ließen. Über die Unvermeidlichkeit des Bruchs und die Notwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich und dessen mittelstaatlichen Verbündeten, sprach Busch mit der Bestimmtheit eines Mannes, der nicht erst *hinter* die Kulissen zu sehen brauchte, um zu wissen, worauf es *vor* denselben ankam. Was von Ungern-Sternberg, Droysen und andern angedeutet und als Möglichkeit behandelt worden war, wurde hier als prinzipiell entschieden behandelt und mit einer Schilderung der unter den deutschen Liberalen eingerissenen Verwirrung motiviert, die allenthalben die springenden Punkte traf. Das Gebiet, das der Sprecher übersah, war ein beschränktes, die Art seiner Betrachtung einseitig, sein allgemeiner Standpunkt derjenige eines nahezu brutalen Realismus. Nichts desto weniger aber war bei ihm mehr zu holen als bei Halben und Ganzen des Liberalismus. Man hatte es mit einem Manne zu tun, der genau wußte, worauf es im vorliegenden Falle ankam, und wie das Feld beschaffen war, das Schauplatz der nächsten großen Entscheidung werden sollte. Anziehender und „interessanter" war so manche der Bekanntschaften gewesen, die ich im Laufe der letzten Wochen gemacht, — lehrreicher keine. Ich durfte mit der Empfindung scheiden, in der Erkenntnis dessen, was man die deutsche Frage nannte, ein Stück weiter gekommen zu sein.

Dem Tag, an dem ich Busch aufsuchte, folgte ein Abend, der im „Kitzing" verbracht wurde, einem Bierhause der Grimmaschen Straße, das die Leipziger Anhänger der preußischen und „kleindeutschen" Sache zweimal wöchentlich um einen sogenannten Stammtisch versammelte. Freytag, der Präses der Tafelrunde, war verreist; das Kollegium, in das Busch mich einführte, an diesem Abende ein beschränktes. Anwesend waren *Salomon Hirzel*, der Freund und Verleger Freytags, den dieser als einen der feinsten ihm jemals vorgekommenen Köpfe zu bezeichnen pflegte, Dr. *Wachsmuth*, der rühmlich bekannte Direktor der Leipziger Allgemeinen Kreditanstalt, Dr. *Max Jordan* (später Direktor der Berliner Nationalgalerie und Vortragender Rat im preußischen Unterrichtsministerium), Dr. *Alfred Schöne*

(später Professor in Kiel), Dr. Georgi (später Oberbürgermeister von Leipzig), Vizebürgermeister Stephani u. a. m. Die Zugehörigkeit zum „Kitzing" galt in dem Leipzig alten Stils für eine politische Tat, als eine profession de foi, die von Teilnehmern und Außenstehenden ziemlich ernsthaft genommen wurde, obgleich bei diesen Zusammenkünften von mehr als zwanglos-freundschaftlicher Erörterung der Tagesfragen niemals die Rede war.

Politische Gegenstände wurden nur gestreift, vornehmlich Lokalangelegenheiten erörtert, die Nichtbeteiligten kein Interesse boten, herrschender Meinung nach indessen von symptomatischer Bedeutung sein sollten. Das Zusammensein war auf die avant-soirée beschränkt und nahm ein Ende, als die Stunde des Abendessens schlug.

Tags darauf erreichte mich ein Brief des Dr. Buddeus, der eine Begegnung in Prag vorschlug und andren Morgens in Prag angelangt, traf ich mit ihm beim Frühstück zusammen, um einen neuen journalistischen Typus kennen zu lernen. Der Verfasser des „Halbrussischen" war ein schlanker, wohlaussehender Mann, der trotz der Jugendlichkeit seiner Manieren einen durchaus unjugendlichen Eindruck machte. Der ermüdete Ausdruck des Gesichts, der wohlgepflegte Schnurrbart und die studierte Einfachheit des Morgenanzuges ließen auf einen Lebemann schließen, der sich als solcher fühlte. Buddeus hatte von der Welt mehr als andre gesehen, einige Jahre lang in der „Gesellschaft" gelebt und mit „großen Männern" vom Schlage der H. H. von Schmerling, v. Beust, v. d. Pfordten usw. Beziehungen unterhalten, so daß er sich zu den „vornehmen" Journalisten rechnen durfte. Man sah ihm sozusagen an der Nase an, daß er es „nicht mit schurrbärtigen, kupferfarbigen Bierlümmeln und Langstäben, sondern mit adligem Gemüt und fürstlichem Geblüt, mit Bürgermeistern und großen Herren" gehalten habe. Daß mehrere dieser großen Herren, und insbesondere der geniale Herr von Beust, in bedauerlich kleinen Ländern politisierten und dadurch an der Betätigung ihrer außerordentlichen Talente behindert waren, sah mein neuer Bekannter für ein nationales Unglück, für eine der betrübendsten Konsequenzen „unsrer unseligen Zerrissenheit" an. Wie dieser Zerrissenheit abgeholfen werden sollte, solange Österreich für Aufrechterhaltung der Souveränität von dritthalb Dutzend kleinerer Herren sorgte, hat der Vorkämpfer der großdeutschen Idee mir nicht verraten. Danach zu fragen hatte ich keine Veranlassung. Die Bekanntschaft mit dem sogenannten Großdeutschtum war für mich von dem vollen Reize der Neuheit, — wenn man will der Kuriosität umgeben. Dabei war das politische Gebiet nicht das einzige, auf dem der geschickte und gutgelaunte Erzähler sich getummelt hatte. Von einem zu vormärzlicher Zeit emporgekommenen Schriftsteller, der in Wien heimisch geworden war und Heinrich Laube zum Schwager hatte, verstand sich von selbst, daß er Theaterfreund war und von der berühmten Hofburg zu erzählen wußte. Ich ließ mir das um so bereitwilliger gefallen, als ich mit Theatern und Theaterleuten die bekannten, für Zeitungsredakteure unvermeidlichen Berührungen gehabt und an denselben niemals Geschmack gefunden hatte.

. . . Die geschäftliche Angelegenheit, die mit Buddeus geordnet werden sollte, ordnete sich von selbst. Obgleich zwanzig und mehr Jahre darüber vergangen waren, daß Buddeus Land und Leute der baltischen Ostküste zuletzt gesehen hatte, war der Verfasser der „Baltischen Trümmer" sachlich so gut instruiert, daß ihm nicht erst gesagt zu werden brauchte, worauf es für uns ankomme. Buddeus erwies sich ein Jahr lang als tüchtiger und tätiger Bundesgenosse, löste das Verhältnis indessen, als die Ereignisse von 1866 die äußeren Bedingungen seiner Existenz veränderten. Der letzte Brief, den er mir schrieb, erging sich in heftigen und erbitterten Klagen über die erbarmungslose Härte des über Frankfurt hereingebrochenen preußischen Regiments und über die Trostlosigkeit der Zukunftsaussichten: die furchtbaren Opfer, mit denen der Sieg der preußischen Sache erkauft worden, seien vergebliche gewesen, der Neid des Auslandes werde diesen Versuch zur Einigung Deutschlands in der Geburt ersticken, Frankreich über Preußen herfallen, der Süden gegen den Sieger von 1866 Partei ergreifen usw. Mit einer seiner düsteren Prophezeiungen hat Aurelio Buddeus freilich Recht behalten. Am Schluß seines Briefes sagte er voraus, daß Rußland an der preußischen Machtentfaltung Vorwand und Veranlassung nehmen werde, dem deutschen Wesen in den baltischen Provinzen vollends den Garaus zu machen.

IV.

Daß ich Aussicht hätte, dem Kreise von Freytags näheren Freunden beitreten zu dürfen, erfuhr ich zu meiner Überraschung bereits bei Gelegenheit des zweiten (oder dritten) Besuches, den ich ihm machte. Gespräche über meine Heimat und meine Lebensverhältnisse hatten ihm Veranlassung geboten, nach meinen schriftstellerischen Arbeiten zu fragen: von ihnen meinerseits zu reden, hatte ich mich wohl gehütet. Der Zufall wollte, daß mir an dem nämlichen Tage der Korrekturabzug eines Aufsatzes zugesendet worden war, in dem ich die Eindrücke meiner Kindheit und ersten Jugend zu schildern versucht hatte, und der einige Jahre später in meinem Buche „Die baltischen Provinzen Rußlands" unter dem Titel „Livländisches Stillleben" wieder abgedruckt worden ist. Freytag ließ sich diese Blätter reichen und ersuchte mich, sie andern Tags, „wenn Sie die Nachmittagszigarre bei mir rauchen", wieder abzuholen. Als ich zur festgesetzten Stunde erschien, traf ich meinen Gastfreund über einer „Grenzboten"-Korrektur sitzend. „Für das neueste Heft", sagte er nach der Begrüßung, „fehlen mir sieben Seiten, die ich am liebsten mit einem politischen Aufsatze ausfüllen würde. Wollen Sie mir einen solchen schreiben — und wann könnte ich ihn haben?" — „Morgen um dieselbe Stunde," gab ich zur Antwort, „ich habe für heute abend nichts vor und bin die Nachtarbeit gewöhnt." Gesagt, getan. Nach weiteren achtundvierzig Stunden erschien ich abermals „zur Nachmittagszigarre", um des berühmten Mannes Urteil über mein Elaborat (eine Darstellung der russischen Slawophilenbewegung) zu vernehmen. Freytag sprach sein Einverständnis aus, erörterte den Inhalt des „Livländischen Stillebens", das ihn „lebhaft in die vierziger Jahre versetzt habe", und knüpfte daran den Vorschlag, nach

Leipzig überzusiedeln und mit ihm gemeinsam die Redaktion der „Grenzboten" zu führen. „Viel können wir Ihnen freilich nicht bieten," fuhr er fort, „fünfhundert Taler Gehalt, die sich vielleicht auf sechshundert erhöhen und einen Taler Honorar für jede Druckseite, die Sie für uns schreiben. Sie scheinen rasch zu arbeiten und werden weitere tausend Taler um so leichter mit journalistischer Arbeit verdienen, als Sie Sprache und Verhältnisse des slawischen Ostens kennen, von denen hier niemand etwas weiß. Überlegen Sie die Sache — auf die Antwort kann ich nötigenfalls bis zum Dezember warten."

Obgleich der gemachte Vorschlag mir nicht so unerwartet kam, wie man hätte meinen sollen, war ich wie vom Donner gerührt. Der Gedanke, die Heimat zu verlassen, an der ich mit allen Fasern meines Wesens hing, und deren Sache ich zu der meinigen gemacht hatte, seit ich denken konnte — dieser Gedanke schien mir unfaßbar. Ich war zu sehr Livländer, um mich darüber täuschen zu können, daß Deutschland mir allenfalls zum politischen Vaterlande aber niemals zur Heimat werden würde.

Bei uns Liv-, Est- und Kurländern hatte die Beschränktheit, in der wir emporgekommen waren, dafür gesorgt, daß ein Unterschied zwischen Vaterland und Heimat nicht bestand — daß wir in der heimischen Welt die Welt an und für sich sahen, daß wir alles auf sie bezogen, niemals von ihr loskamen und wir in diesem Stücke den uns sonst so heterogenen Franzosen näher standen als unsern „durch Bildung frei gewordenen" Stammesgenossen. — Das alles trat mir in dem Augenblick, da die Möglichkeit einer Verpflanzung auf fremden Boden sich zum erstenmale auftat, zu deutlich vor die Seele, als daß die Antwort, die das Herz gab, irgend hätte zweifelhaft sein können! — Ganz anders stellte die aufgeworfene Frage sich freilich der verstandesmäßigen Beurteilung dar. Mit politischen Dingen hatte ich mich zu ernsthaft und zu eingehend beschäftigt, als daß ich die Illusionen meiner Freunde über die Zukunft unsres Landes hätte teilen können. Mir selbst und andern hatte ich mehr als einmal die Überzeugung ausgesprochen, daß die Sache, an die wir unser Herzblut gesetzt hatten, nach menschlichem Ermessen verloren sei, daß unser ständisch-aristokratisch aufgezogener deutscher „Landesstaat" dem slawisch-demokratischen Ansturm auf die Dauer nicht widerstehen könne, daß wir nicht nur die Mehrheit, sondern den Zug der Zeit gegen uns hätten, und daß eine Rettung nach keiner Seite abzusehen sei, wenn uns nicht etwa eine große europäische Umwälzung zu Hilfe komme. Daß die in Deutschland eingetretene Wendung uns zum Rettungsanker werden könne, stellte sich höchstens als entfernte Möglichkeit dar und kam für das, was wir innerhalb Landes zu tun hatten, nicht in Betracht. Hier hieß es biegen oder brechen.

Zum Äußersten war es aber noch nicht gekommen. Noch ruhten die wichtigsten Landesämter in den Händen unsrer bewährten Freunde, des Zivilgouverneurs v. Oettingen, des Dorpater Universitätskurators Grafen Keyserling, des Rigaer Bürgermeisters Otto Mueller, des kurländischen Landesbevollmächtigten v. d. Recke — noch konnte die (von mir freilich längst

aufgegebene) Möglichkeit eines Sieges der europäischen Partei in St. Petersburg nicht für ausgeschlossen angesehen werden. Ohne Zustimmung dieser Männer, in denen ich von jeher die Welt gesehen, durfte ich meinen Posten nicht verlassen, den Vorwurf der Felonie unter keinen Umständen auf mich laden: waren *sie* der Meinung, daß ich gehen dürfe, und daß es den Versuch verlohne, das Gedächtnis des vergessenen Vorpostens in dem neu erstehenden Deutschland zu erneuern, so konnte mein Entschluß nicht zweifelhaft sein.

In diesem Sinne antwortete ich Freytag, der das Gewicht meiner Bedenken anerkannte und einige Wochen zu warten versprach.

Vierzehn Tage später war ich nach Riga zurückgekehrt. Mit meinem Vater hatte ich mich rasch verständigt, Oettingen und Mueller redeten mir zu, unbedingt anzunehmen. „Sie reden von Ihren Kindern," sagte Mueller, mit der ihm eigentümlichen, eindringlichen Lebhaftigkeit, „von dem Schmerz, diese dem heimatlichen Boden zu entreißen! Welche Zukunft haben unsre Kinder denn? Unsre Position ist unhaltbar geworden, und wir sind einmal nicht die Leute, unsre Söhne nach Rußland zu schicken, damit deren Kinder Russen werden. Machen Sie, daß Sie fortkommen, und danken Sie Gott, daß Sie jung genug sind, sich noch verpflanzen zu können." In demselben Sinne redete Oettingen, der kurz zuvor aus St. Petersburg zurückgekehrt war und so peinliche Eindrücke empfangen hatte, daß er den Rücktritt von seinem Amte als Frage der nächsten Zukunft ansehen zu müssen glaubte. „Die Wellen gehen uns über den Kopf, und der in Deutschland eingetretene Umschwung ist ein Motiv mehr geworden, uns den Hals umzudrehen." Zu entschiedenem Abraten konnte sich auch das Oberhaupt unsres engeren Kreises Georg Berkholz nicht entschließen. Zweifelhafter sprach sich der Historiker Professor Schirren aus, der zufällig von Dorpat herübergekommen war, und dem die damals vielbesprochene Auswanderung Woldemar von Bocks Veranlassung zur Beschäftigung mit der Frage „Bleiben oder Gehen" gegeben hatte; daß nach mir an *ihn* die Reihe kommen werde, das Bündel zu schnüren, konnte von niemandem vorausgesehen werden. Bis tief in die Nacht hinein diskutierte ich mit ihm und Berkholz über die Möglichkeit, unser halberloschenes Gedächtnis in Deutschland zu erneuern und darauf hinzuwirken, daß man sich in künftigen besseren Tagen unsrer erinnere. Die Schwierigkeit, in dem mehr und mehr demokratisierten, in die Bahnen des allgemeinen Stimmrechts geratenen Deutschland das Existenzrecht unsres halb mittelalterlich gebliebenen Ständewesens zur Anerkennung zu bringen, wollte der heißblütige Verächter der „liberalen Ideen" schlechterdings nicht gelten lassen. „Nehmen Sie sich in acht," rief er mir beim Abschiede im halben Scherz zu, „daß Sie nicht selbst verführt und unsrer Sache abwendig gemacht werden — für Sie wird es alsdann keinen Pardon geben." Gegen diese Gefahr wußte ich mich gefeit — um so schwerer aber wurde mir, den Vorstellungen meiner jüngeren, noch von lebenskräftigen Zukunftshoffnungen erfüllten Freunde zu widerstehen. Seinen wahren und vollen Reiz hatte das Leben doch nur durch das Bewußtsein erhalten, mit ihnen in derselben Kampfesreihe zu stehen und mit ihnen gute wie böse Tage zu teilen.

Daß ich fortgehen würde, hatte sich inzwischen entschieden. Alsbald nach den Unterredungen mit Mueller und August Oettingen hatte ich Freytag zugeschrieben und den Mai des nächsten Jahres als terminus ad quem festgesetzt.

Bis zum Zeitpunkte der nunmehr unwiderruflich gewordenen Ablösung von der heimischen Erde waren aber noch fünf lange Monate, die ich in sorgenvoller Unruhe und mit der schmerzlichen Empfindung verbrachte, schon jetzt von denen getrennt zu sein, mit denen ich sonst jeden Gedanken, jeden großen und kleinen Entschluß geteilt hatte. Jeder neue Morgen riß diese Wunde wieder auf: Alles, was ich gelebt und getan hatte — die Amtsarbeit im Konsistorium, die Tätigkeit für die „Rigasche Zeitung", die Teilnahme am Theater, die gesellschaftlichen Beziehungen, der Verkehr mit Personen der verschiedensten Partei- und Lebensstellungen — alles hatte sich auf einen Punkt, auf die Wohlfahrt unsres Landes bezogen, und von diesem Punkte sollte ich mich loslösen, für immer loslösen. Wie der Arme jedes Stück seiner geringen Habe mit einer Liebe umfaßt, die dem Reichen lächerlich dünkt, so hatten wir Söhne des vergessenen Erdenwinkels am Finnischen und Rigaschen Meerbusen von allem, was sich auf dieses Land bezog, Besitz genommen; den Unterschied zwischen öffentlichen und persönlichen Interessen vergessend, jedem Gesamterlebnis eine persönliche Seite, jedem Einzelgeschick eine Bedeutung für die Gesamtheit abzugewinnen versucht. Auf die Hingabe an bestimmte abgegrenzte Gebiete und den Kultus abstrakter Ideen verstanden sich die wenigsten von uns. Wohl wußten auch wir, was es „mit des Wissens heil'gem Bronnen" und „mit der Künste segensreichem Strand" auf sich habe. Greifbaren Wert gewannen diese höchsten Güter des Lebens aber doch erst, wenn und soweit sie in den Dienst der Kulturarbeit gezogen werden konnten, die uns in dem Lande unsrer Väter überkommen war.

Am 13. (1.) Mai 1867 hatte ich aufgehört, Sekretär des livländischen Konsistoriums und Redakteur der „Rigaschen Zeitung" zu sein — vier Tage später sollte ich abreisen. Da es den Abschied von ungezählten Personen galt, meine Eltern aus dem benachbarten Mitau herübergekommen waren und meine Freunde es an den in dergleichen Fällen üblichen Veranstaltungen und Erinnerungsgeschenken nicht fehlen ließen (das silberne Schreibzeug, das das Konsistorium mir schenkte, steht noch heute auf meinem Schreibtisch), vergingen diese Tage wie im Traume. Der erste meiner Abschiedsbesuche galt dem Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland (späterem Generalgouverneur von Polen) General Albedinsky, mit dem ich sehr zahlreiche Berührungen gehabt hatte, da wir von den Entscheidungen des gutmütigen, aber urteilslosen Zensors der „Rigaschen Zeitung", Staatsrats Burchard Poorten, allwöchentlich an die Instanz dieses höchsten Beamten der baltischen Provinzen appellierten und in sehr zahlreichen Fällen bei diesem durchdrangen. Da Poorten harmlos und billig genug war, diese „Querelen" nicht übel zu nehmen, hatte sich im Laufe der Zeit die Gewohnheit gebildet, die von ihm beliebten Zensurstriche nur ausnahmsweise gelten zu lassen. Die bezüglichen Verhandlungen waren von jeher durch mich geführt worden, weil ich des Französischen in höherem Grade mächtig war als meine Kollegen, und weil mehrere der Generalgouverneure

damaliger Zeit (insbesondre die Grafen Peter Schuwalow und Baranow) nur mühsam und ungern Deutsch sprachen: russisch wurde grundsätzlich nicht verhandelt, da das Deutsche „privilegienmäßig“ die offizielle Landessprache war und wir unserm guten Rechte nichts vergeben durften.

Das (im Jahre 1876 zu Grabe getragene) Institut des baltischen Generalgouvernements hat seinerzeit eine so erhebliche Rolle gespielt und so hervorragende Männer an seiner Spitze gesehen, daß ich bei meinen Beziehungen zu denselben einen Augenblick verweilen darf.

Es mag heute wie eine Fabel klingen, daß die in das Schloß der alten Herrenmeister Livlands entsendeten russischen Würdenträger noch in den sechziger und siebziger Jahren die Empfindung mitbrachten, in ein fremdes, vom „Auslande“ nur relativ verschiedenes Land zu kommen. Kulturentwicklungen, Gesellschaftsformen, Verfassungseinrichtungen, Rechtsordnung und Sprache — alles war anders als im eigentlichen Rußland und machte diesen im Militärdienst emporgekommenen Vertrauensmännern des Kaisers einen fremdartigen, occidentalen Eindruck. In Rußland datierte alles von vorgestern, lebte alles hinter hölzernen Mauern — an der Ostsee ruhte der gesamte öffentliche Zustand auf historischem Boden, hatte alles seine Geschichte. Von den Privilegien und Rechtsinstituten der drei Provinzen wußten die mit dem Begriff der Entwicklung völlig unbekannten russischen Herren so gut wie nichts: grade darum machten sie sich von diesen — durch die russische Gesetzgebung nur allzu empfindlich beschnittenen — Satzungen eine überschwengliche Vorstellung. Die meisten von ihnen gewannen die Empfindung, Vizekönige eines Status in statu und als solche ganz andre Leute geworden zu sein als ihre Amtsgenossen in St. Petersburg, Moskau, Kiew, Odessa und Wilna. Die Ausnahmestellung, die sie einnahmen, legte ihnen die Meinung nahe, Ausnahmemenschen zu sein, die mit den hauptstädtischen Autoritäten wie Macht zu Macht verhandeln durften. Diese — von den baltischen Repräsentanten mit kluger Rechnung benutzte — Auffassung ist für unser Land viele Jahre von außerordentlichem Nutzen und eine der Hauptursachen dafür gewesen, daß nahezu sämtliche Chefs des Generalgouvernements (den General Golowin und den letzten Generalgouverneur Fürsten Bagration ausgenommen) in unser Interesse gezogen worden sind, und zwar die genuinen Russen in ungleich höherem Grade als die zu diesem Amte berufenen Deutschen und Deutschrussen. Dem Reize, eine Rolle zu spielen und sich als „Staatsmann“ zu fühlen, widersteht auf die Dauer kein Slawe — dessen zu geschweigen, daß (wie Vansen im Egmont sagt), jeder alte Kater zuletzt, „findet, daß in der Speisekammer unter den Speckseiten besser leben ist, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erlisten“. Je länger diese Herren regierten, desto deutlicher leuchtete ihnen ein, daß die Rolle des Statthalters in einem eigenartig entwickelten Kulturlande unvergleichlich ausgiebiger und würdiger sei als diejenige eines nach gemeinem Maße gemessenen Satrapen über bedeutungslose, in Halbbarbarei steckende russische „Gouvernements“. Nie ist mir das deutlicher geworden als im Winter 1864/65, da Graf Peter Schuwalow (später Chef der politischen Polizei, dann Botschafter in London und als

solcher Bevollmächtigter zum Berliner Kongreß von 1878) an die Stelle des Baron Wilhelm Lieven trat. Lieven war ein warmherziger, von den besten Absichten erfüllter alter Kurländer, der sich kindlich freute, nach vierzigjährigem Hof- und Militärdienst in seine Heimat zurückkehren und (wie er hoffte) seine Tage unter Freunden und Landsleuten beschließen zu dürfen, dabei aber ein schwacher, ängstlicher Herr, dem jede staatsmännische Ader und jedes Verständnis für die Bedeutung fehlte, welche die russische Nationalpartei und der jungrussische Radikalismus erlangt hatten. Lieven war ein Jugendbekannter meiner Mutter, den ich bereits in St. Petersburg kennen gelernt hatte, und der mich stets mit gewinnender Freundlichkeit behandelte. Dessen ungeachtet war bei ihm weniger auszurichten als bei irgendeinem seiner Vorgänger oder Nachfolger. Ein dumpfes Gefühl davon, den neuen Faktoren des russischen Staats- und Gesellschaftslebens nicht gewachsen zu sein, lähmte ihm die Hände und machte ihn unfähig, im richtigen Augenblick das Richtige zu tun. Wenn er mich zu sich beschied, so geschah das vornehmlich, weil die Parteinahme meines Kollegen Bärens für das Berliner Fortschrittlertum dem alten Kreuzzeitungsleser und Freunde des ehemaligen Gesandten von Bismarck mißfiel — unsre Stellung zu den innerrussischen Parteikämpfen entzog sich dem Urteil des in der „alten Schule" emporgekommenen kaiserlichen Günstlings so vollständig, daß er niemals auf sie zu reden kam. Unvergeßlich ist mir ein Auftritt, den ich im Frühjahr 1864 mit dem guten alten Herrn hatte. Lieven hatte sich bestimmen lassen, die Vorbereitung zur Reform der baltischen Justiz in die Hände einer ständischen Kommission zu legen, dabei aber die Unvorsichtigkeit begangen, in die bezügliche, von der „Rigaschen Zeitung" veröffentlichte amtliche Publikation einen Hinweis darauf einfließen zu lassen, daß die in Rede stehende Reform unter allen Umständen von den Ständen der drei Provinzen hätte genehmigt werden müssen. Wegen dieses angeblich „verräterischen" Eingriffs in die „geheiligten Prärogativen der selbstherrschenden Zwischengewalt" wurde der ahnungslose Mann von der längst zur Großmacht gewordenen „Moskauschen Zeitung" Katkows förmlich überfallen und mit Anklagen der bittersten Art überschüttet. Im Begriff, meine Redaktion zu ungewohnt später Stunde zu schließen (es war Sonnabend nachmittag), las ich diesen soeben mit der Post eingetroffenen Artikel, der mir einen schweren Schrecken einflößte: wurden nicht sofort Abwehrmaßregeln ergriffen, die dem Erfolge der Katkowschen Auslassung die Spitze abbrachen, so war Lieven verloren, die gesamte Zukunft des ständischen Reformwerks in Frage gestellt. Ich hielt es für meine Pflicht, sogleich auf das Schloß zu eilen, um den Generalgouverneur und dessen Kanzleidirektor Herrn von Tideböhl von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Tideböhl war nicht mehr anwesend, unsern Baron aber traf ich im großen Empfangssaal an, als er eben den Degen umgürtete, um sich zu einer gleichgültigen Truppenübung zu begeben. Ich teilte den Inhalt des Katkowschen Artikels in Kürze mit, wies auf die Bedrohlichkeit derselben hin und überreichte Lieven das Blatt. „Mein lieber E.", unterbrach mich der immer noch mit seiner Degenkoppel beschäftigte biedere Herr, „Sie haben es gut gemeint — aber glauben Sie mir's — was dieser dumme Kerl

schreibt, ist mir völlig gleichgültig. Der Kaiser liest das Zeug ja gar nicht. Lassen Sie das Blatt hier, ich kann es ja gelegentlich ansehen, jetzt muß ich zur Parade." Katkow ein „dummer Kerl", die „Moskausche Zeitung" ein Blatt, „das der Kaiser kaum liest" — die Eröffnung eines Katkowschen Feldzuges gegen Lieven und die Provinzen bloßes „Zeug"! Mir sanken die Hände, und ich empfahl mich schweigend. Wenige Monate später war Lieven abberufen — der Kaiser selbst hatte ihm gesagt, daß er ihn, den geborenen Kurländer und Protestanten, gegen die Feindseligkeiten der nationalen Presse und des griechisch-orthodoxen Klerus nicht mehr zu schützen vermöge. — Den überlebenden Zeugen jener denkwürdigen Zeit wird des gestürzten Generalgouverneurs Rückkehr nach Riga im Gedächtnis geblieben sein. Lieven war für unsre Sache gefallen, und wir hatten die Empfindung, dem bei aller Schwäche und Unzureichenheit wohlwollenden Manne bei seiner Rückkehr aus St. Petersburg eine Anerkennung schuldig zu sein. Am Abende seiner Ankunft auf dem Riga—Dünaburger Bahnhofe strömte alles, was sich direkten Anteils an den Geschicken des Vaterlandes bewußt war, hin auf den Ankunftsperron: der Zivilgouverneur von Oettingen, die Repräsentanten der Ritterschaften, der Stadt Riga, der Gerichte, denen sich Hunderte andre notabler Personen (darunter sämtliche Beamte des Generalgouvernements, einschließlich derjenigen, die notorisch russische Spione waren) anschlossen. Als Lieven aus seinem Eisenbahnwagen stieg, entblößte die gesamte Versammlung schweigend das Haupt. Lieven, der einen Augenblick überrascht stehen geblieben war, konnte seine Bewegung nur mühsam bemeistern. Mit Tränen in den Augen reichte er jedem der Anwesenden die Hand, indem er ihn bei Namen nannte, dann trennte man sich mit beredtem Schweigen. „Mit blutendem Herzen" strich unser alter, Lieven durchaus ergebener Zensor Poorten den auf diesen Vorgang bezüglichen Artikel unsrer Zeitung: eine Appellation an den Generalgouverneur war dieses Mal nicht möglich.

Nicht minder bezeichnend als die Auftritte, die den Rücktritt Lievens begleiteten, waren die Umstände, unter denen sein Nachfolger Graf Schuwalow sein Amt antrat. Eben siebenunddreißig Jahre alt geworden und seit kurzem mit der liebenswürdigen und feingebildeten Witwe des Millionärs Grafen Orlow-Davydow vermählt, stand der schöne und hochbegabte älteste Sohn des kaiserlichen Oberhofmarschalls auf der Höhe des Lebens. Als gewandter und einsichtiger Administrator hatte Schuwalow sich bereits früher ausgewiesen. Was ihm an Bildung fehlte, wußte er durch natürliche Gaben und jenem esprit de conduite zu ersetzen, der das entscheidende Merkmal vornehmer Russen zu sein pflegt. Ein paar Unterredungen mit dem Landmarschall Fürsten Paul Lieven und dem Zivilgouverneur von Oettingen hatten ihn über die Natur seiner neuen Stellung so vollständig unterrichtet, daß er sie in der denkbar glücklichsten und geschicktesten Weise eröffnete. Tags nach seinem Eintreffen in Riga wurden die Vertreter der Stände und Korporationen Rigas und Livlands zusamt den Mitgliedern der Landesbehörden und Gerichte auf das Schloß beschieden, — russische Geistliche und Militärs aber angewiesen, sich erst einige Stunden später „zur Vorstellung" einzufinden. In der Eigen-

schaft des Sekretärs des livländischen Konsistoriums war auch ich zu diesem Empfang geladen worden. Als wir in corpore versammelt waren, trat Schuwalow ein, nahm aus den Händen des Kanzleidirektors die „Thronrede" entgegen und verlas sodann eine in deutscher Sprache abgefaßte Programmrede, die — gleich geschickt auf baltische Zuhörer und russische Leser berechnet, — zu allseitiger Teilnahme an der reformatorischen Arbeit einlud, die im Interesse des Reichs und zur Weiterentwicklung der bewährten Institutionen des Landes notwendig geworden sei. Dann folgte die Vorstellung der Anwesenden, denen der liebenswürdige Weltmann trotz seines mangelhaften Deutsch den günstigsten Eindruck zu machen wußte. Ob Schuwalow den nach unsrem Weggange erschienenen Russen das Gegenteil dessen gesagt hat, was er uns mitzuteilen für nötig hielt, weiß ich nicht, denn diese zweite Programmrede blieb der Öffentlichkeit vorenthalten. Da das den beiden „Empfängen" folgende Festmahl auf die sogenannten „Spitzen" beschränkt war, vermag ich von diesem nichts zu melden. — Abends aber fand eine Theatervorstellung statt, die dem Charakter des Tages in höchst merkwürdiger Weise entsprach. Es wurde der „Egmont" gegeben. Just beim Beginn der Hauptszene des 4. Akts und des entscheidenden Gesprächs zwischen Alba und Egmont betrat Schuwalow seine Loge. Anfangs zerstreut um sich blickend und mit der Umschau in dem neuen geschmackvollen Hause beschäftigt, wurde der mit unvergleichlichem politischen Flair begabte Mann von dem, was sich auf der Bühne begab, so vollständig gefesselt, daß er kein Auge von der Szene verwandte. Auf den ersten Blick schien er verstanden zu haben, daß es „de te fabula narratur" heißen könne. Albas Ausführungen darüber, „daß der König seinen Willen will", und daß „diese alten Rechte des Landes darum so angenehm sind, weil sie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige zum Schaden des Volks sich verbergen kann" — diese Ausführungen erinnerten so lebhaft an die Gesichtspunkte, nach denen die Katkow und Aksakow unsre Verfassung „als Ursache von tausend Übeln" verurteilten, daß die Analogie der Tragödie auf der Bühne und der Tragödie, die uns angedroht zu sein schien, denkenden Zuschauern nicht zweifelhaft sein konnte. Mit einem „mais c'est très-intéressant" wandte Schuwalow sich nach Beschluß des Akts an seinen Nachbar Oettingen — einen Mann, der nach Meinung seiner Landsleute alle gewinnenden Eigenschaften Egmonts und, wie seine Freunde wußten, mindestens einige der Qualitäten Oraniens besaß. — Mir gegenüber hatte an diesem Abende der Landrat, spätere Landmarschall, Heinrich v. Bock gesessen und genau den nämlichen Eindruck empfangen wie ich.

Andern Morgens stellte ich mich dem neuen Gebieter, dem ich als Beamter bereits präsentiert worden war, in der Eigenschaft als Zeitungsredakteur vor. — Was Schuwalow von uns wußte, mochte er der „Moskauer Zeitung" entnommen haben, mit der wir seit Jahr und Tag in Fehde lagen, und die uns häufig genug als „Verräter und Verächter" des russischen Namens denunziert hatte. Nach Beantwortung der unvermeidlichen Einleitungsfrage „Vous parlez donc français?" ging mein Interlocutor zu einem förmlichen Examen über die materiellen Verhältnisse, die Verbreitung und den Leserkreis

der „Rigaschen Zeitung“ über; jedes Wort ließ den scharfen, klaren Kopf erkennen, der wußte, worauf es ankam, und der das Hauptteil dessen erriet, was nicht direkt gesagt werden konnte. Das Wohlwollen, mit dem er mich beim Abschiede ermutigte, vorkommendenfalls an seine Instanz zu gehen, hatte ich neben den Empfehlungen Oettingens und Lievens wohl dem Umstande zu verdanken, daß der feine Spieler um die Notorietät wußte, deren unsre Zeitung sich „im Auslande“ erfreute, und daß ihm — wie allen vornehmen Russen damaliger Zeit — an günstiger Beurteilung durch die Presse Deutschlands gelegen war. Dank der ängstlichen Urteilslosigkeit unsres biedern Zensors kam ich allwöchentlich, zuweilen alltäglich in die Lage, von der mir erteilten Ermächtigung zu Appellationen an den höchsten Chef unsrer Zensur Gebrauch zu machen, und jedesmal hörte der Mann mit den klugen dunklen Augen und dem feingeschnittenen Munde mich geduldig an. Bot sich Gelegenheit dazu, so ließ er sich komplizierte Fragen des Rechts und der Geschichte Livlands explizieren; einmal hatte ich ihm einen förmlichen Vortrag über die sogenannte statthalterschaftliche Periode (die Zeit der Suspension unsrer Verfassung unter Katharina II.) zu halten. Auch bei Erörterung dieser verwickelten, ihm völlig fremden Materie bewies jede der von ihm eingeworfenen Zwischenfragen und Bemerkungen, daß er den Faden der Sache fest in Händen hielt. Noch interessanter waren freilich die Dispute, die er auf seinen Routs mit hervorragenden Mitgliedern der Ritterschaft, z. B. mit Arthur von Richter über die vorzunehmenden Reformen führte, und in denen er nur allzuhäufig Recht behielt, weil er (im Gegensatz zu vielen unsrer Landsleute) von sich rühmen konnte, „zu lebendiger Zeit“ von „unnützem Erinnern und vergeblichem Streit“ frei geblieben zu sein.

Schuwalows Rigasche Statthalterschaft war — zum Schaden des Landes und zu seinem eigenen Schaden — auf den kurzen Zeitraum von achtzehn Monaten beschränkt. Die liebenswürdige, von der Rolle einer baltischen Vizekönigin und Beschützerin „unsrer“ Landesrechte höchlichst erbaute Gräfin hatte nicht unrecht, als sie uns bei der Kunde von der plötzlichen Beförderung ihres Gemahls zum Chef der „dritten Abteilung“ mit Tränen in den Augen ihr „C'est le tombeau de notre bonheur“ zurief. Von Schuwalow (der damals [April 1866] in St. Petersburg weilte und unmittelbar nach dem Karakosowschen Attentat Dolgorukis Nachfolger wurde), konnte ich keinen Abschied nehmen, da er nicht mehr nach Riga zurückkehrte. Die Umstände, unter denen ich ihn zum letzten Male — etwa vierzehn Tage vor seiner Abberufung — gesprochen, waren merkwürdig genug, um mit einiger Ausführlichkeit erzählt zu werden.

Zu den unglücklichsten, weil rechtlosesten Menschen, die jemals von der russischen Sonne beschienen worden, gehörten die in Riga lebenden russischen Sektierer (Altgläubigen), deren Voreltern sich vor der Verfolgungswut des „rechtgläubigen“ Pfaffentums in diese damals schwedische Stadt geflüchtet und freundliche Aufnahme gefunden hatten. Länger als anderthalb Jahrhunderte waren diese harmlosen, zumeist fleißigen und betriebsamen Kinder eines altväterischen Köhlerglaubens in ihrer neuen, protestantischen Heimat unbehelligt geblieben, dann aber (etwa seit Beginn der dreißiger Jahre) Opfer des

Fanatismus geworden, mit dem sie von den neu eingesetzten „rechtgläubigen Bischöfen von Riga und Mitau" verfolgt wurden. Anfänglich hatte der Rigasche Rat die Altgläubigen zu schützen vermocht, seit den Tagen des ebenso brutalen wie bigotten Generalgouverneurs Golowin und seines Helfershelfers, des Bischofs Irinarch, war die Rechtlosigkeit dieser Unglücklichen dagegen anerkannter Regierungsgrundsatz. Die von den Sektierern begründete Schule wurde geschlossen. Von dem Besuch anderweiter, zumal „rechtgläubiger" Anstalten durch die Vorurteile ihrer Eltern ausgeschlossen, blieben die Kinder der ärmeren Altgläubigen (die Reichen sandten ihre Söhne in deutsche Schulen) fortan ohne jeden Unterricht, um dem Verbrechen und der Prostitution systematisch zugeführt zu werden. — Diesem drei Jahrzehnte andauernden schmählichen Zustande hatte Schuwalow ein Ende zu machen gewußt und nach endlosen Kämpfen mit dem russischen Erzbischof Platow die Konzessionierung einer konfessionslosen Volksschule für die Kinder der Altgläubigen allendlich durchgesetzt. Bedingung war dabei gewesen, daß der altgläubige Charakter dieser Anstalt ignoriert und daß dieselbe einfach als russische Volksschule in der Moskauschen Vorstadt bezeichnet wurde. — Dieses Verbot hatte ein Fanatiker der Sekte zu umgehen gewußt und sich dabei des Umstandes bedient, daß es in Riga keine russische, sondern nur deutsche Zeitungen gab, deren Eigentümer zumeist kein Russisch konnten. Auf solche Weise war in die vierte (bezahlte) Seite der „Rigaschen Zeitung" ein Inserat geschmuggelt worden, das die bevorstehende Eröffnung einer „Altgläubigen Schule" ankündigte. Der Eigentümer unsres Blattes war Holsteiner, der erste Buchhalter Sachse; da keiner von beiden ein Wort Russisch verstand, und da russische Inserate ihnen nur sehr selten vorkamen, hatten sie die Korrektur der verhängnisvollen, übrigens polizeilich genehmigten Ankündigung dem Inserenten überlassen, durch den das verpönte Wort „altgläubig" (staro-obrätschesski) in den Text gebracht worden war. Alsbald nach dem Erscheinen der betreffenden Nummer war der Polizeimeister Oberst Grün in höchster Aufregung auf die Expedition gestürmt, hatte von frecher Beleidigung der griechischen Kirche geredet und mit Schließung des Blattes gedroht, ohne dem bestürzten Verleger auch nur klar machen zu können, warum es ein Verbrechen sein könne, daß eine Altgläubigenschule bei ihrem Namen genannt worden.

In tödlicher Angst sendeten unser guter Herr Müller und sein spiritus rector, der erste Buchhalter, einen Boten nach mir aus, um mir den ebenso gefährlichen wie bedrohlichen Kasus vorzutragen und meinen Rat einzuholen. Worum es sich eigentlich handle, vermochten die beiden Herren schlechterdings nicht zu verstehen. Wie hätten sie als Westeuropäer auch erraten sollen, daß es russischer staatskirchlicher Grundsatz sei, die Existenz eines von der Staatskirche verschiedenen russischen Kirchentums zu leugnen und ihm das Recht zur Führung des Namens „altgläubig" abzusprechen. „Helfen Sie, fahren Sie zum Generalgouverneur" war alles, was die Herren Müller und Goebel hervorzubringen vermochten. Es war Ostersonnabend (1866), die Glocken der Stadt hatten bereits fünf Uhr geschlagen und das Fest eingeläutet. Die Aussicht, zu solcher Stunde Schuwalow sprechen und seine Intervention herbei-

führen zu können, war eine geringe. Nicht ohne Mühe gelang es mir, in den Salon vorzudringen, in dem der Graf seinen Tee einnahm: „Que voulez-vous donc — nous sommes à la veille des Pâques et la comtesse m'attend déjà à l'église“ fuhr er mich mit ungewohnter Barschheit an. Ich trug meine Angelegenheit vor und sah den Mann, der bei ungleich wichtigeren Dingen niemals eine Miene verzogen hatte, vor Ärger die Farbe wechseln. „C'est l'affaire des plus fâcheuses, qui pouvait m'arriver,“ gab er mir zur Antwort, — um nichtsdestoweniger nach seinem Wagen zu rufen und sich sofort zu dem ihm durchaus feindlich gesinnten Erzbischof zu begeben. — Was aus der Sache geworden ist, habe ich nie erfahren, da von ihr nicht wieder die Rede war, und Schuwalow schon wenige Tage später Riga verließ, um (wie erwähnt) nicht wieder zurückzukehren. Nur einmal habe ich von ihm wieder gehört. „J'espère que les sentiments des trois provinces seront toujours les mêmes pour moi,“ telegraphierte er mir als Antwort auf den Abschiedsartikel, in dem ich unser Bedauern darüber ausgesprochen hatte, daß uns der Mann so bald entzogen worden, der als Fremder gekommen und als Kenner geschieden war, just als wir hoffen durft, daß aus dem Kenner ein Gönner werden würde.

Schuwalows Nachfolger, den Grafen Baranow, habe ich nur einmal gesprochen und das in einer Veranlassung höchst wunderlicher Art. Eine in unsrer Zeitung vor Jahr und Tag veröffentlichte Korrespondenz aus St. Petersburg hatte die damals von Baranow geleitete „große russische Eisenbahngesellschaft“ in heftiger und wahrscheinlich ungerechter Weise angegriffen. Die Gesellschaft erhob gerichtliche Klage, und da ich den Verfasser — einen jüdischen Beamten des Finanzministeriums, dem die Sache das Amt hätte kosten können — nicht nennen durfte, mußte ich die Verantwortung auf mich nehmen und ein Urteil über mich ergehen lassen, das mich zu zweimonatlicher Festungshaft verurteilte. Die gesamte Angelegenheit war nichts weniger als tragisch verlaufen. Seit Jahr und Tag hatte kein anständiger Mensch auf der Rigaer Festung gesessen; Preßvergehen waren damals noch von dem vollen Reiz der Neuheit umgeben, und zum Überfluß wußte die ganze Stadt, daß der Zivilgouverneur von Oettingen eigne Mobiliarstücke hergegeben hatte, um die Zelle des Preßverbrechers erträglich ausstatten zu lassen. Es wurde Mode, auf die Zitadelle zu fahren und mich zu besuchen — ich durfte täglich Dutzende von Menschen empfangen und dabei einer Muße genießen, wie sie mir seit langer Zeit nicht mehr gegönnt gewesen war. — Das alles war längst vergessen, als mein einstiger Ankläger Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland wurde und ich mich ihm vorstellen mußte. Meine Befürchtung, dem Interesse unsrer Zeitung durch den verjährten Zwischenfall Schaden zugefügt zu sehen, wurde in höchst unerwarteter Weise beseitigt. „Vous serez furieux contre moi“ empfing mich der freundliche alte Herr, dessen liebenswürdige Erscheinung an diejenige Kaiser Wilhelms erinnerte: „Vous serez furieux, car c'est moi qui vous ai fait enfermer“. Ich murmelte eine unverständliche Entschuldigung von zweifelhaftem Sinn, Baranow aber bot mir die Hand, indem er sagte: „Vous avez rempli votre devoir et moi le mien. Soyons amis, Cinna.“

Und damit entließ der gutmütige Augustus den befangenen „Cinna", der ihm nie wieder begegnen sollte. Baranow wurde nach wenigen Monaten zum Generalgouverneur von Wilna ernannt und verließ Riga, bevor irgend jemand den liebenswürdigen Jugendfreund des Kaisers näher kennen gelernt hätte.

Die Bilder dieser Auftritte zogen an meinem Blick vorüber, als ich am 13. Mai 1867 an dem Reliefbildnis Walters von Plettenberg vorüber zum letzten Male auf das Schloß ging und die Treppe hinaufstieg, die zu der Wohnung des Generalgouverneurs führte. Es galt dem Nachfolger Baranows, Generaladjutanten Albedinsky, einen Abschiedsbesuch zu machen. Von Albedinsky hieß es, er habe als begünstigter Liebhaber der Großfürstin Marie, verwitweten Herzogin von Leuchtenberg, seine Karriere begonnen: das Zeug dazu mochte der wohlaussehende, schlanke stämmige Mann mit den großen dunklen Augen in höherem Maße besessen haben, als sein Rival Graf Stroganow, der die Braut schließlich heimführte oder heimführen mußte. Die Frau Generalin hatte eine nicht minder interessante Vergangenheit hinter sich. Sie war eine schöne und dabei gescheite Dame, die recht liebenswürdig, unter Umständen aber auch kühl und hochfahrend sein konnte. Beide Gatten sprachen das Deutsche so vortrefflich, als ob sie geborene Deutsche seien, und beide ließen durchblicken, daß sie die Popularität ihrer Vorgänger Suworow und Schuwalow für erwünscht und nützlich hielten. Als sie nach Riga zogen, bildete meine bevorstehende Übersiedlung nach Leipzig das Tagesgespräch (weil dergleichen zwischen Düna und Embach kaum vorgekommen war); so war ich den neuen Machthabern bekannt geworden, bevor sie mich jemals gesehen hatten. Bereits bei der ersten Vorstellung fragte Frau Albedinsky, „ob ich der Freund des berühmten Gustav Freytag sei" — in den Augen des Generalgouverneurs aber gewann ich durch diese „Berufung ins Ausland" ein Interesse, das mir sonst kaum gegönnt gewesen wäre. Während der sechs Monate, die ich unter seinem Regimente verbrachte, hatte ich ihn sehr häufig und zuweilen stundenlang gesprochen. Rücksichtlich seiner geistigen Beweglichkeit hinter Schuwalow zurückstehend, war Albedinsky immerhin ein Mann von Bildung und Verstand, der den Dingen auf den Grund zu gehen suchte und unermüdlich fragen und zuhören konnte. Mehr als irgendeiner der mir bekannt gewordenen Russen seines Ranges interessierte er sich für den geschichtlichen Zusammenhang der baltischen Dinge, rücksichtlich welcher er mir eine gewisse Kenntnis zuschrieb. Dabei war ihm ein Stich ins Sentimentale eigentümlich, der von Koketterie nicht ganz frei sein mochte, im letzten Grunde aber doch darauf zurückgeführt werden mußte, daß Albedinsky ein Mann von warmer, wenn auch nicht allzutiefer Empfindung war, und daß das feste Gefüge unsrer Einrichtungen ihm achtungsvolle Sympathie abgewann. „Wenn ich nicht ein Mann wäre, würde ich Sie umarmen", sagte er mir nach einer besonders erregten Unterhaltung über die Lage unsres Landes. Ein andres Mal hatte er mir den Vorschlag gemacht, in seine Kanzlei zu treten, und darauf kam er mit einigen freundlichen Worten zurück, als ich mich ihm empfahl. „Ich werde im August nach Deutschland gehen, vielleicht, daß wir einander dort begegnen" sagte er beim Abschiede.

(Weitere Artikel folgen.)

Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik.

Von
Konrad Burdach.

V.

Das deutsche Theater von der Manier des französischen Klassizismus zu erlösen und so den Boden zu bereiten, auf dem in Weimar der tragische Stil Goethes und Schillers heranreifte, konnte dem musikalischen Dichter Klopstock nicht gelingen. Der große Sieger, der das vollbrachte, Lessing, besaß nichts von jenen Kräften, welche die Kunst des Dichters der Musik und ihrer tiefen Seelenwirkung nähern. Auch seine Entwicklung fuhr auf der englischen Strömung. Aber dieser Bewunderer Shakespeares, in den ihn — wunderlich genug! — eigentlich Voltaire zuerst eingeführt hatte, dieser Kenner und Ausschöpfer des englischen und des älteren deutschen Schauspiels, dieser universelle meisternde Schüler des europäischen, antiken wie modernen Dramas steuerte sein Schiff nach dem Lande der Schönheit, die in dem Ideal der Form lebt, und suchte die Norm der Antike als den Einklang mit der ewigen Natur. Den Kanon des Corneille hat er gestürzt. Die Sprache des deutschen Dramas hat er, mit fortschreitendem Können Elias Schlegel, Cronegk, Brawe, Klopstock und Gerstenberg weit überlegen, aus papierner Konvenienz zum Leben geführt. Und dieses Leben hat in den drei reifsten seiner Dramen bis in unsre Tage, auch auf der modernen Bühne vorgehalten. Seine 'Sara' verbürgerlicht den alten tragischen Medeastoff des Euripides und Seneca im englischen Geschmack, zehrt von der empfindsamen Seelenzergliederung der Romane Richardsons, also von epischer, lyrisch zersetzter Kunst, schwelgt weitschweifig in einem sprachlichen Rührbrei und verrät in den rhetorischen Lyrismen noch etwas von der Abstammung aus Lillos 'Kaufmann von London'. Diese Bühnenbearbeitung einer bänkelsängerischen Ballade von eines braven jungen Handlungsgehilfen Verführung zu Buhlerei, Untreue und Mord ist nach Brandls glücklichem Hinweis herausgewachsen aus der oben (Februarheft S. 245) charakterisierten Bettleroper Gays: das Zwischenglied bildete ein früherer Versuch Lillos, 'Silvia', ein Singspiel, halb burlesk karikierend wie jene kecke Parodie der

heroischen Oper, halb ein moralisierendes Gegenstück. Aber Lessings dramatischer Stil überwindet diese Fühlung mit rhetorischer Lyrik und mit der musikalischen Sphäre rasch. An Seneca, Shakespeare, an den realistischen späteren englischen Bühnenwerken sich schulend, von Diderot gefördert formt sich der Verfasser des 'Laokoon', der Verehrer der klassischen Linie, der Verächter des Kolorits und der Landschaftsmalerei, der Ablehner Rembrandts jene bewunderungswürdige Sprache, die in der zwangloseſten Rede des alltäglichen Gesprächs gegründet, sich aufrichtet zum erschütternden Lakonismus der Leidenschaft. Die stählerne Männlichkeit dieses Stils, diese Sarkasmen und Antithesen der Bitterkeit und des Zorns, diese kurzen wie aus Stein gemeißelten Sätze, dieser gezähmte und verhaltene Sturm eines Temperaments, in dem durchaus der Geist, ein Geist der Klarheit und der Energie Herr war, ist von allen musikalischen Elementen frei.

Auch der 'Nathan', das Drama von dem Problem der Religion, vertauscht zwar die Prosa mit dem idealisierenden Blankvers, bleibt jedoch durchaus in der Mittagshelle des Vernünftigen. Lessing war es nach einem schönen Wort Erich Schmidts nur gegeben, 'durch seine Gedanken zu sehen'. Bis zu jenen dunklen Tiefen, wo das Menschliche mit dem Dämonischen oder mit dem Göttlichen sich berührt, fand seine Gestaltungskraft, fand seine dichterische Darstellung nicht den Weg. Eine Welt trennte seine Kunst von dem taumelnden Lallen des tragischen Dithyrambus, den Klopstocks Sprache erstrebte, von jener geheimnisvollen Zaubermacht, die aus dem Grenzbereich der Poesie und Musik das Wunder der tragischen Stimmung beschwört.

In Lessings 'Emilia' und 'Nathan' erscheint das deutsche Wortdrama in seiner absoluten Form. Hier hat sich die Isolierung der Poesie von der Musik vollendet. Allerdings schlägt im Vers des 'Nathan' der Puls einer natürlichen Deklamation, und das Neue an diesem dramatischen Bühnenstil soll nicht geleugnet, das künstlerische Verdienst und die vorbildliche Kraft darin nicht verkleinert werden. Aber die Rhythmik dieser Lessingschen Jamben hat die musikalische Natur völlig ins Geistige sublimiert. Sie entbehrt jeglichen melodischen Reizes. Sie hat die Seele des Musikalischen, das undefinierbare Etwas der Stimmung und des Kolorits abgestreift wie eine lästige Hülle. Sie ist die Bewegung eines Ausdrucks von Vorgängen des Innenlebens, die sich lediglich in der kühleren Sphäre sprachlicher Begriffe und Anschauungen abspielt. Lessing hat als schaffender Künstler auch den Rhythmus nur durch den Gedanken zu fassen und vernehmlich zu machen vermocht. Ihm war es auch nur gegeben, durch den Gedanken zu hören.

Als Erforscher und Gesetzgeber der Kunst, als dramatischer Experimentator und Theoretiker stand indessen auch Lessing mitten in jener europäischen Strömung, die aus den stagnierenden Kanälen des Klassizismus hinaustrieb in das offene Gewässer tiefen, ursprünglichen Lebens, wo die Schwesterkünste Musik, Poesie, mimischer Tanz sich wechselseitig bereichern oder zusammenfließen. Seine 'Theatralische Bibliothek', die weitgreifende Vorbereitung auf die künftige 'Dramaturgie', widmet 1755 ihr ganzes drittes

Stück einer Übersetzung der Abhandlung des Abts Dubos (s. Februarheft S. 249, 262) 'Von den theatralischen Vorstellungen der Alten'. Ein Stück von großer Bedeutung.

Es handelt sich um das Verhältnis der antiken Tragödie zur Musik. An den gelehrten Nachweis, daß in der antiken Tragödie die Musik bestimmend mitgewirkt habe, knüpft er mit nicht einwandfreier Interpretation der Quellen eine zunächst etwas befremdende Hypothese. Der antiken Tragödie gab ihr wahres Leben 'die Melopoeie, d. h. die Kunst', außer dem musikalischen oder eigentlichen Gesang 'auch jede Art von Rezitation und Deklamation in Noten zu setzen'. Nicht also in modernem Sinn wurde die alte Tragödie gesungen. Sie ward vielmehr rezitiert. Aber diese Rezitation war von stimmungweckender, rhythmisch und melodisch ausdrucksvoller Instrumentalmusik begleitet und durch Noten an eine vorgeschriebene Melodie gebunden. Auch der Tanz im antiken Drama, d. h. die mimische Bewegung der Chöre, war dadurch bestimmt und hatte nichts von den modernen Tänzen und Chören der Oper.

In dieser Auffassung steckt ein sehr fruchtbarer Kern. Sie protestiert gegen den Kanon des Corneille, gegen die Tragödie des rezipierten französischen Klassizismus, die, obgleich sie sich mit ihrer treuen Nachbildung der antiken Tragödie brüstet, auf begleitende Musik, auf monodischen und chorischen Gesang verzichtet hatte. Sie protestiert aber auch gegen die gleichzeitige große Oper, indem sie der Arien- und Ballettmusik eine ganz anders geartete gegenüberstellt, für die der Verfasser den rechten Namen sucht, deren Wesen er eigentlich erst ahnt. Er nennt diesen Gesang, der kein rechter Gesang sei, Rezitation oder Deklamation. Er stuft ihn nach den Gattungen des Dramas ab: in der Komödie weniger nachdrücklich, in der Tragödie 'von der Art, welche wir die singende' nennen, in den Cantica oder Monologen auf eine ganz besondere Art der musikalischen Kunst gemäß. Verständnis der alten Zeugnisse über die antiken Bühnendarstellungen sei nur zu erwerben, wenn man wisse, was auf unsern Theatern vorgeht. Er weist auf Racine, der einst der Darstellerin der Monime in seinem 'Mithridat' den Rat gab, drei Verse in tieferer Tonlage vorzutragen, als es der Sinn verlange, damit sie die folgenden (Seigneur, vous changez de visage!) zum Ausdruck plötzlichen Erschreckens eine Oktave höher sprechen könne. Er berichtet, Molière habe sich, ohne musikkundig zu sein, gewisse Noten ausgedacht zur Bezeichnung der Töne, die er in bestimmten Rollen habe halten müssen, um sie allezeit auf dieselbe Weise zu rezitieren. Er behauptet ähnliche Kunstgriffe bei andern modernen Schauspielern. Er erfragt von modernen Tonkünstlern eine Methode, um 'die auf unsern Theatern übliche Deklamation in Noten bringen zu können'. Er träumt eine in Noten geschriebene Deklamation der Tragödie als die festgelegten 'Töne und Abänderungen der Aussprache', wodurch 'auch mittelmäßigen Schauspielern eine erträgliche Aufführung möglich wäre, da sie kaum den zehnten Teil der Fehler machen würden, die sie gegenwärtig machen', und eine zustimmende Fußnote des Übersetzers Lessing findet die deutschen Worte sogar geeigneter für solche Versuche, weil sie, im Unterschied von den französischen, den griechischen und

römischen Versen hinsichtlich der metrischen Abmessung sehr gleich kommen können'.

Man sieht, hier ist die Lösung eines Problems gewagt, das später Diderot und Rousseau, Lessing und namentlich Goethe und Schiller lebhaft beschäftigt hat, das auch heute noch keineswegs zur Ruhe gekommen ist: die Stilisierung des tragischen Vortrags auf der Bühne. Im Zusammenhang damit legt Dubos großes Gewicht auf die Sitte des römischen Theaters, im Drama die von Flötenspiel begleiteten Cantica, d. h. die schwierigeren Monodien in wechselnden Rhythmen, an zwei Darsteller zu verteilen, einen Sänger für den poetisch-gesanglichen Teil und einen Schauspieler, der die mimischen Gebärden und Bewegungen ausführt. Aus demselben Gesichtspunkte interessiert ihn auch der Pantomimus so lebhaft, der dieser Sitte entsprang. Aus der Tragödie und Komödie nahm man einzelne Cantica heraus und ließ sie als Rhapsodien unter Musikbegleitung vortragen, zunächst in jener Teilung der Darstellung, dann mit Wegfall des Sängers bloß durch die stumme Aktion des mimischen Tänzers und die sprechende Musik der instrumentalen Begleitung. Dubos erinnert zum Verständnis an die pantomimischen Szenen der Chinesen und Perser, an die lebendige Gebärdensprache des Italieners, an die drastische Mimik des Scaramouche und Harlekin in der Commedia dell'arte im Pariser Théâtre italien, an die Intermezzi englischer Pantomimenbanden in der Pariser Komischen Oper, an den geglückten Versuch einer französischen Prinzessin, die Szene aus den Horaziern des Corneille, in der der junge Horazius seine Schwester umbringt, zur Begleitung von Instrumenten zu agieren, die einen von Mouret auf die Worte dieser Szene komponierten Gesang spielten; er empfiehlt zu gleicher Umformung einen der schönsten Auftritte aus dem 'Cid' des Corneille, eine Szene aus Molières 'Amphitryon' sowie Szenen aus Opern; er lobt als glückliche Nachahmung des stummen Spiels der Chöre der antiken Tragödie die pantomimischen Balletts in der von dem großen Lulli komponierten Operndichtung Quinaults; er gedenkt der von La Grille erfundenen, in Paris ungefähr 1674 aufgekommenen Marionettenoper, die vielen Beifall gefunden, und rühmt von Opern, die er selbst auf diese Art in Italien habe aufführen sehen, 'kein Mensch hielt sie für ein lächerliches Schauspiel'.

Aus solchen und verwandten Erwägungen und Experimenten erwuchsen, wie man bemerkt, durch Diderots Studien über die Pantomime und ihre Bedeutung für das Drama, durch Rousseaus Anregungen und Beispiel, durch Rousseaus deutsche Nachfolger die neuen Kunstgattungen des Melodramas oder Monodramas (des poetischen und musikalisch-pantomimischen Monologdramas) und des künstlerischen Pantomimus mit selbständiger musikalischer Begleitung, der ganz neuerdings wieder in den Singspielen des Münchener Marionettentheaters und in Schnitzlers und von Dohnanyis Opernpantomimen auflebt.

Die rückwärts gewandten Blicke des französischen Abts kehren stets zu der Kunst der Gegenwart zurück und messen sie am Altertum, an der Kunst fremder Völker, wie das etwa gleichzeitig auch Vico und später Herder tut. Dieses Verfahren macht Dubos, dessen Gedanken um das tiefste Problem der

ästhetischen Wirkung erst tastend kreisen, zu einem Sämanne der kommenden Entwicklung: der Reform der tragischen Poesie und der Reform der Oper.

Dubos erscheint hier als Gegner des illusionistischen Stils des Dramas. Er unterwirft sich nicht dem Gebot der 'Wahrscheinlichkeit', das den Klassizismus einschnürte und zum Beispiel die Zulassung lyrischer oder gar gesungener Szenen, die Nachbildung der antiken Chöre hinderte. Den ersten Meister der französischen Oper, den ältesten Vorläufer Glucks, Lulli, preist er, weil dieser 'Mann von Genie durch die Stärke seiner Vorstellungskraft darauf gefallen, daß das Schauspiel auch durch die stumme Aktion der Chöre pathetischer werden könne'. Mit Begeisterung vertieft er sich in das Wesen 'der rhythmischen Musik', in 'die Saltation' der alten Chöre: die seien von den landläufigen modernen Balletts ebenso grundverschieden gewesen wie von den 'unbeweglichen Chören der Oper, die größtenteils nicht einmal gehen können und durch ihre abgeschmackte Aktion die allerrührendsten Szenen lächerlich machen'. 'Die Chöre der Alten bestanden aus guten und wohlgeübten Schauspielern', die ihre Freude, ihre Betrübnis oder ihre andern Leidenschaften durch die dem darzustellenden Alter und Geschlecht angemessensten Bewegungen auszudrücken wußten'. Er wundert sich, daß die wirkungsvolle Nachahmung der Alten in einigen Stellen neuerer Opern, wo eine Hauptperson den Chor anredet und dieser wenige Worte erwidert, keine Nachahmer gefunden hat. Das klingt wie ein Appell an die kommenden Reformatoren der Oper: Rameau und Gluck. Und auch in Schillers 'Braut von Messina' ist dieser dramatische Effekt benutzt. Wenn er so eine Theorie der theatralischen Gebärden vag skizziert, wenn er die antike Orchestik auffaßt als 'die stumme Musik', als 'eine aneinander hängende Rede', als Gefühlsausdruck ohne Rede, wenn er verkündet: 'auf diese Weise tanzte David vor der Bundeslade', wenn er seinen nicht völlig klaren Begriff von der nicht wirklich gesangsmäßigen, sondern rezitatorischen Natur des Vortrags der antiken Tragödie erläutert durch das Schlagwort 'poetische Musik', so redet hier wieder der Lehrer der Kommenden: der Lehrer Lowths, Browns, Macphersons, der Lehrer Diderots und Rousseaus, Klopstocks, Hamanns, Herders, der Vorläufer der Komponisten, die das geahnte dramatische Rezitativ wirklich als 'poetische Musik' und als eine mimische Musik auf zwei verschiedenen Stufen der musikalischen Entwicklung schufen: Gluck und Wagner. Und wenn endlich Dubos immer wieder die Einheit des Dichters und Komponisten und orchestischen Regisseurs bei den Alten als einen künstlerischen Vorzug feiert, wenn er dem gegenüber immer wieder die Absonderung der einzelnen Arten künstlerischer Produktion und die getrennte, einseitige, raffinierte oder entartete Ausbildung der einzelnen Kunstgattungen herabsetzt, so hören wir auch da theoretische Bekenntnisse, die später oft genug wiederholt worden sind, bis Rousseau, E. T. A. Hoffmann, Lortzing, Richard und Siegfried Wagner und andre die Einheit des Kunstwerks durch die Einheit des schaffenden Künstlers herzustellen unternahmen.

Die Wirkung der 'Reflexionen' des Dubos auf Lessings ästhetische Theorie kann man nicht verkennen. Aber sie kreuzt sich mit einer verwandten Strömung, die von Italien kam.

Die Rolle italienischer Kritik und Kunst in dem mit dem achtzehnten Jahrhundert anhebenden europäischen Kampf wider den französischen Klassizismus ist noch viel zu wenig bekannt, weiteren Kreisen in Deutschland wohl gar etwas Überraschendes. Ohne das verwickelte Problem hier meinerseits aufzurollen, um das sich neuerdings nach Danzel besonders Heinrich von Stein, Walzel, Donati und Croce verdient gemacht haben, möchte ich nur sagen, wie ich das Verhältnis ansehe.

Es handelt sich bei diesem italienischen Vorstoß gegen den Klassizismus der goldenen Zeit Frankreichs um einen theoretischen Fortschritt und um eine weitreichende künstlerische Reaktion. Beide gehen Hand in Hand, und in beiden regt sich eine Kraft, die ich die Mobilmachung des italienischen Nationalgefühls nennen möchte. Muratori (s. Februarheft S. 240), der als Nachfolger von Leibniz und als Vorbild der ein Jahrhundert jüngeren Monumenta Germaniae Historica die Grundlage der vaterländischen Geschichte seines Volkes in einer großartigen, so noch nicht dagewesenen Sammlung der nationalen historischen Quellen errichtete, schuf in seiner Abhandlung 'Von der vollkommenen italienischen Poesie' Luft für eine neue, rein ästhetische Erkenntnis, die über den französischen Rationalismus hinauswuchs. Vicos Bedeutung habe ich bereits (s. Februarheft S. 240 f.) geschildert. Beide griffen zurück auf die ältere nationale Dichtung, geradeso wie in England gegen den französierenden Klassizismus der Restaurationszeit von der neuen Ära des erstarkenden Whiggismus Shakespeare und Milton ausgespielt wurden. Dante wird in Italien der Hebel, um die Korrektheit Boileaus zu entwurzeln, den nationalen Hochmut des Jesuiten Bouhours zu widerlegen. Daneben lebt der Kultus Petrarcas, Tassos, Ariosts wieder auf und macht Säfte flüssig, die den klassizistischen Stil zu erfrischen und umzugestalten taugen. Besonders rührt sich die nationale Gegenbewegung im Drama. Von Italien war einst das erste Beispiel der Renaissance der antiken Tragödie gegeben worden: zunächst im Sprechdrama, dann gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Neuschöpfung des rezitativisch-monodischen Musikdramas, dem ältesten Versuch der tragischen Oper. Die weitere Entwicklung hatte freilich von dem ursprünglich vorschwebenden Ideal weit abgeführt. Jetzt im achtzehnten Jahrhundert, wo eine Welle der englischen Tendenzen auf bürgerliche Freiheit und auf das Empirische, Natürliche, Gefühlsmäßige auch nach Italien hinüberschlug, erhob sich hier die leidenschaftliche nationale Eifersucht gegen die dominierende französische Dramatik. Der nach den einstigen glänzenden Leistungen von Monteverdi, Scarlatti im Virtuosentum des Bravourgesanges, im konventionellen Formalismus und szenischen Prunk entarteten italienischen Oper will durch sinnvollere, dem Bedürfnis des Dramas gemäßere Dichtungen strengerer Form Metastasio neues Leben einhauchen und so dem alten Ideal der tragischen Kunst wieder nähern, der nationalen französischen Oper Lullis und Rameaus aber entgegenstellen. Graf Algarotti, der Freund und Tischgenosse Friedrichs des Großen, entwickelte eingehend das Programm einer Reform der Oper: einer Ausgestaltung ihrer dramatisch-poetischen Aufgaben mit Chören und Tänzen. Beide lebten jahrelang in Deutschland, hatten Gelegenheit, deutsche

Musik und Dichtung kennen zu lernen. Es darf daher wohl angenommen werden, daß auch ihre Reformarbeit von der deutschen Kunstbewegung, die den Ausgleich zwischen Poesie und Musik suchte, nicht unberührt geblieben sind. Metastasios zahllose Libretti sind von den verschiedensten italienischen und deutschen Komponisten in Musik gesetzt worden. La clemenza di Tito, 1734 für Kaiser Karl VI. gedichtet, ist zuerst von Caldara, dann aber unter andern von Hasse 1737, von Gluck 1751, von Naumann 1769, von Mozart 1791 komponiert worden. Von Metastasios Wirkung auf Wieland und Goethe und seiner Beurteilung durch Herder werde ich noch später sprechen. Der Fortschritt, den seine Texte zum Dramatischen hin machten, war nur ein sehr relativer, machte aber auf die Zeitgenossen einen großen Eindruck.

Nicht minder erhob sich die italienische nationale Reaktion im Bereich des gesprochenen Dramas.

Maffeis gefeierte Tragödien kennt man heute in Deutschland wohl nur aus Lessings Abfertigung seiner 'Merope'. Aber man muß sich erinnern, daß Lessing in seiner 'Dramaturgie' ihn als Helfer herbeirief im Kampfe wider die Regeln des Corneille, daß er mit ihm weit glimpflicher verfuhr als mit seinem Nachahmer und Tadler Voltaire. Maffeis Stücke sind immerhin der leise Anfang einer Losreißung von der französischen Hegemonie. Einen freieren Flügelschlag spürt man bei Luigi Riccoboni. Schauspieler und Leiter einer italienischen Truppe, die von 1716—1729 in Paris spielte, Verfasser von Lustspielen in italienischer und französischer Sprache und in einer Mischung beider Sprachen, gab er 1727—1731 französisch eine umfassende 'Geschichte des italienischen Theaters' heraus und etwas später 'Historische und kritische Betrachtungen über die verschiedenen Theater Europas'. Den ersten Teil des größeren Werkes übersetzt wiederum Lessing (1754) in seiner 'Theatralischen Bibliothek'. Dieser halbfranzösische Italiener mit seiner Vereinigung historischer und praktischer Kenntnis der Bühne mehrerer Länder, der auf einen Ausgleich zwischen dem nationalen, stillosen und dem importierten französischen Geschmack im Drama abzielte, mußte Lessing als Bundesgenosse gelten in dem Kampfe um das nationale deutsche Theater. Riccoboni erzählt, wie er, als die italienischen Übersetzungen der Tragödien beider Corneilles und des Racine auf der italienischen Bühne nicht festen Fuß zu fassen imstande waren, auf Maffeis Rat mit den alten italienischen Tragödien, mit Stücken des Trissino, des Ruccelai, des Tasso einen Versuch gemacht habe. Er wurde so dem italienischen Theater ungefähr das, was Garrick durch seine Wiederbelebung Shakespeares dem englischen geworden ist. Diese früheren italienischen Nachbildungen der antiken Tragödie gefielen nach Riccobonis Behauptung so, daß er mehrere in Auszügen vorführt, die Lessing mit übersetzt.

Es sind die 'Sophonisbe' des Trissino und des Ruccelai 'Rosemonda', eine Dramatisierung der tragischen Ehe der Gepidischen Königstochter und des Langobardenkönigs Alboin. In beiden ist nach der antiken Sitte der Chor beibehalten: dort ein Chor von Numidischen Frauen, hier ein Chor von Gepidischen Mädchen. Im Einklang mit der 'Hekabe' des Euripides sei, wie Riccoboni hervorhebt, die Tragödie nur durch die Unterbrechung des Chors in Aufzüge geschieden, während sonst die Handlung fortgehe.

Die französische Renaissance-Dramatik des sechzehnten Jahrhunderts hatte gleichfalls in freierer oder engerer Anlehnung an das antike Muster den Chor eingeführt, anfangs auch noch bestimmt durch die geistlichen Mysterien, in denen musikalische Chöre hergebrachte Einlagen waren. Später schwankt die Behandlung des gesungenen Chors in der französischen Renaissancetragödie zwischen zwei Typen. Der eine — der mehr lyrische — hängt von Seneca ab. Der zweite Typus — der mehr dramatische — folgt dem Vorbild, das Trissino im Anschluß an die griechische Tragödie gegeben hatte, wenn er die Chöre vielfach auch am Dialog teilnehmen und in die Handlung eingreifen läßt. Die Bedürfnisse der Aufführung und naturalistische Tendenzen stellen dabei ihre, teilweise sich kreuzenden Forderungen. Der Chor, stets gegenwärtig, alle Vorgänge des Dramas miterlebend und mit seinen Lyrismen begleitend, dessen Wesen das Grundbuch der Renaissancepoetik, die Poetik des Julius Cäsar Scaliger definiert als 'Zwischenaktsteil' des Dramas, schien vor allem die Unveränderlichkeit des Schauplatzes und eine beschränkte Dauer der Handlung zu verlangen: die Einheiten des Ortes und der Zeit, die zuerst von der Generation Ronsards proklamiert wurden. Damals tauchte die illusionistische Lehre auf, die höchste künstlerische Wirkung werde nur erreicht, wenn die Dauer der dramatischen Handlung sich decke mit der Dauer der Aufführung. Aber man rückt auch schon dem Chor zu Leibe: Garnier, der einen 'Cäsar' gedichtet hat, worin Antonius mit dem blutigen Gewand des Ermordeten vor das Volk und den Soldatenchor tritt, fordert, man solle unbekümmert um die Alten den gesungenen Chor durch einen gesprochenen ersetzen. Zunächst freilich vermag der gesungene Chor sich noch zu halten. Die hervorragendsten Dramatiker der französischen Renaissance, Garnier und Montchrétien, steigern seine Wucht und Fülle. Montchrétiens L'Écossaise ou le désastre, die Vorläuferin von Schillers 'Maria Stuart', schließt nach der Hinrichtung der schottischen Königin mit einem Chor klagender Frauen. Besonders biblische Stoffe entlocken echte tragische Accente. Des Desmasures Davidtrilogie (1566) mit calvinistischen, von Musiknoten begleiteten Liedern (Cantiques) und Halbchören lehrt, daß lange vor Klopstock die Bahn seines 'David' und seiner Hermann-Trilogie beschritten ward.

Alle jene französischen Renaissancedramen standen der lebendigen Theaterpraxis fern. Nur das Liebhabertheater, Aufführungen von Studenten und Gelehrten in den Kollegienhäusern, von Mitgliedern der Hofgesellschaft verschafften ihnen dann und wann die Stimme künstlerischer Wirkung. Vielfach aber oder gar meist blieben sie stumme Buchdramatik. Als dann 1599 der erste große wirkliche Bühnendichter Frankreichs Alexandre Hardy für die königliche Schauspielertruppe seine dramatische Massenproduktion begann, gestaltete er die Tragödie nach den praktischen Bedürfnissen des Theaters um: er schränkt das lyrische Element ein, er wirft den Chor und mit ihm die Zeiteinheit der vierundzwanzig Stunden wie des Ortes über Bord, er dichtet 'Tragikomödien', d. h. romantische Dramen mit Stoffen aus dem spätantiken Roman Heliodors und aus spanischen Novellen, er dichtet Komödien in der Form erotischer Pastoralen nach dem Vorbild Tassos und Guarinis.

So fand Corneille die französische Bühne. Er drängte die Tragikomödie mit ihrer freieren Form, ihrer Romantik, zurück. Die Regel der drei Einheiten triumphierte. Aber die Chöre, die stehengebliebene Wurzel der hellenischen Tragödie nach Vischers schönem Ausdruck, blieben draußen. Fortan gibt eine feste Akteinteilung mit Pausen der Handlung die Grundlage für den Fortschritt der dekorativen Bühnenausstattung. Und der tragische Stil wird nun allein in der Repräsentation, in der Schönheit, Fülle, Würde, im Pathos der dargestellten Handlung und der poetischen Diktion gesucht.

Als Lessing seinen grausamen Krieg gegen diesen heroischen Stil des Corneille begann, waren doch auch in Frankreich schon längst theoretische Kritik und künstlerische Arbeit am Werk, ihn zu zersetzen. Racine wandelte die Tragödie des Stolzes und der Ehre in die Tragödie des Herzens. Und er findet auch den Weg zurück zu der alten Quelle tragischer Inspiration: zu den biblischen Stoffen des Alten Testaments. Von dort, wo die unversieglichen Ströme echter Lyrik fließen, aus dem Stil der Psalmen und der Propheten und aus der religiösen Empfindung des hebräischen Jehovadienstes schöpft er neue Kräfte, den Stil seiner Tragödie zu beseelen und ihn einzutauchen in die tiefe Flut idealer Erhabenheit. Seine beiden biblischen Dramen 'Esther' und 'Athalie' riefen in den Chören jüdischer Mädchen, die von Moreau komponiert, Sologesang mit mehrstimmigem Gesang wechseln ließen und sich mit der dramatischen Handlung glücklich verflechten, die Ahnung einer Vertiefung, einer Idealisierung des tragischen Stils durch die Musik hervor, die dem Drange der Zeit entsprach, die auch in der fast gleichzeitigen Schöpfung einer dramatischen, rezitativisch-deklamierenden Oper durch Lulli und Quinault erstrebt ward, die aber erst in der Zukunft zwei deutsche Meister, Gluck und Wagner, im Musikdrama erreichen sollten, während für die klassisch-romantische Tragödie Goethes 'Helena', 'Pandora', 'Epimenides' und Schillers 'Braut von Messina' sie als kühne dramaturgische Forderung vor Augen stellten.

Zunächst zwar blieb Racines Zurückgreifen auf die Form der Renaissancetragödie ohne Folge. Man dichtet weiter regelrechte Verstragödien in dem heroisch-galanten Stil des klassizistischen Sprechdramas. Voltaire legte in seinem 'Oedipe', seiner Jugendtragödie, einem Chor von Thebanern ein einziges Alexandriner-Paar in den Mund, eigentlich nur eine verzweiflungsvolle Interjektion an den Tod, und erregte durch die ungeschulten Sprecher bei der ersten Aufführung (1718) das Gelächter des Parterre. Gewitzigt führte er dann im 'Brutus', wie sein Vorwort bekennt, nur einen stummen Senat ein.

Aber das Problem des Chordramas blieb doch in den Gedanken der Ästhetiker und der Dichter lebendig. Des Dubos Betrachtungen habe ich vorgeführt. Nicht weniger bekannt wurde in Deutschland eine prinzipielle Erörterung der Frage von Abbé Vatry, die in den teilweise von Gottsched übersetzten literarischen Memoiren der Pariser Académie des Inscriptions et des Belles Lettres 1733 erschien und z. B. von Elias Schlegel benutzt wurde. Aus dem Gedankengang dieser Abhandlung kehren entscheidende Teile wieder in Schillers Vorrede zu seiner Braut von Messina: ob und welche Zwischenglieder der Vermittlung dabei im Spiele waren, bleibe hier dahingestellt.

Der französische Abbé verwirft gleich seinem Kollegen Dubos keineswegs die Oper als ein künstlerisches Unwesen, als ein bizarres Mischprodukt, wie viele Klassizisten aus einem platten Illusionismus heraus es getan hatten, am nachdrücklichsten bekanntlich St. Evremond, auf den sich dann Gottsched berief. Er erweist, gestützt auf die italienischen Ästhetiker Robortello, Castelvetro und Gravina im Gegensatz zu Dubos, daß die antike Tragödie wirklich gesungen, nicht rezitiert wurde, und vergleicht mit Recht den Vortrag ihrer dialogischen Stücke mit dem Rezitativ der modernen Oper. Ihre Chöre aber setzt er nicht etwa den Chören, sondern den Airs, den Tanzmelodien, der Oper gleich. Nachdrücklich schärft er ein, daß die antiken Chöre stets begleitet waren von einer Art Tanz, der mimisch-dramatischen Charakter hatte. Mit richtigem Blick in die ästhetische Grundfrage bekämpft er das ganze Prinzip der Naturnachahmung, das von Aristoteles her durch Scaliger bis auf Batteux so mißverstanden tradiert worden war. Ebenso verwirft er die Lehre von der Wahrscheinlichkeit, gegen die der Gebrauch gesungener Worte verstoße. Die Tragödie ist keineswegs Nachahmung der Natur. Sie ist vor allen Dingen 'ein Poem'. Und zwar un poème destiné à devenir spectacle.

Naturtreue verbürgt durchaus nicht die ästhetische Wirkung. Eine Statue von Marmor und Bronze entzückt, eine Wachsfigur stößt ab. Die Tragödie ahmt nicht bloß nach durch Dialoge. Sie ahmt auch nach durch *Töne* und *Gesten*, durch *Musik* und *Tänze*. Will man den Gesang als naturwidrig verbannen, so muß man auch die Verse ausschließen. Batry hält allerdings an den Einheiten fest (wie ja auch Schiller in der 'Braut'), und wie er die Bedeutung des Chors für sie darlegt, das ist nicht frei von rationalistischer Spitzfindigkeit; doch darin wird man ihm gern zustimmen, daß der Chor an den Aktschlüssen durch Ausfüllung der Pausen die Einheit der Handlung und so auch den ästhetischen Eindruck steigere. Auch kann man zugeben, daß der Chor als Zeuge der dramatischen Vorgänge und als Berater der handelnden Personen dem technischen Bedürfnis, die Motive und den Verlauf dem Zuschauer verständlich zu machen, besser genüge als die konventionellen Figuren der Vertrauten in den französischen klassizistischen Dramen. Am meisten Gewicht legt Batry auf die Wirkung der Chöre, die er die 'Vermehrung des Erhabenen' nennt. Sie steigern die pathetische Wucht. Sie füllen die Pausen der Handlung durch neue Eindrücke, an denen Musik und Tanz teilhaben. Sie potenzieren den unmittelbaren Eindruck der Schicksale und Taten der handelnden Personen des Dramas durch den *indirekten Eindruck*, den der miterlebende Chor davon empfängt und in künstlerischer Stilisierung, mit Begleitung von Musik und mimischen Gebärden ausspricht. Sie bieten gleichsam den Zuschauern andre Zuschauer (en offrant aux spectateurs d'autres spectateurs). Es ist das, was Schiller in seiner Vorrede als das 'natürliche Theater' bezeichnet, d. h. als das Sprechen der dramatischen anwesenden Personen vor dem als Zuschauer anwesenden Chor, dem er dann das wirkliche Theater als Kunsttheater gegenüberstellt. Auch große Maler, meint Batry feinsinnig, begnügen sich nicht, auf Gemälden schreckliche Dinge in ihrer einfachen Erscheinung darzustellen, sondern zeigen das Entsetzen zunächst wie in einem

Spiegel auf den Gesichtern der sie als Zeugen und Zuschauer Miterlebenden. Ebenso müsse es ein guter Dichter machen: 'Iphigenie auf dem Theater soll umgeben sein von Personen, die ihr Unglück mitempfinden.' Und nun folgt als Schlußwort eine Charakteristik und ein Urteil von schlagender Prägnanz: 'Aus einem einzigen und in sich vollkommenen Schauspiel (der alten Tragödie) haben wir zwei gemacht, die beide unvollkommen sind': die klassizistische Tragödie und die heroische Oper. Es lag darin, obwohl unausgesprochen, die zwingende Forderung an die Zukunft, diese beiden unvollkommenen Formen des Dramas durch wechselseitige Befruchtung zu vollkommenen Erscheinungen umzugestalten oder sie wieder zu einem vollkommenen Ganzen zu vereinen.

Lessing der Dichter konnte solche Forderungen nicht fruchtbar machen. Der Dramaturg Lessing aber wußte oder ahnte, welches Ideal des tragischen Stils hier der Zukunft vorgezeichnet war. Zur Eröffnung des Hamburgischen Nationaltheaters wurde des Freiherrn von Cronegk Trauerspiel 'Olinth und Sophronia', die Dramatisierung einer Episode des Tasso, aufgeführt. Darin hatte der Dichter die vollendeten ersten vier Akte mit gereimten strophischen Chören geschlossen. Die Behandlung ist rein musikalisch: Halbchöre wechseln mit Tuttisätzen, als Soli lösen sich ab Rezitative in freien gereimten Versen und Arioseu in gleichmäßigen Liedversen. Das Vorbild, vermute ich, war das lyrische Drama Italiens, das Cronegk in Venedig kennen gelernt haben mochte. Bei der Hamburger Aufführung des von fremder Hand zu Ende geführten Werks wurden die Gesänge fortgelassen. Aber sie wurden ersetzt durch 'Symphonien', d. h. durch instrumentale Nachspiele, von Hertel, der auch für Weißes Richard III. die Musik lieferte. Bei diesem Anlaß hat Lessing nach Ausweis der Studienblätter seines theatralischen Nachlasses die Frage der Wiedereinführung des Chors ernsthaft erwogen. Er knüpft dabei weder an die 'Athalie' Racines noch an die französische Renaissancetragödie Garniers, von dem er wußte, an, noch an die Vor-Gottschedische deutsche Buchdramatik eines Opitz, Gryphius, Lohenstein, noch an die auf Deutschland und England wirkenden Dramen des Holländers Vondel und seiner Genossen. Uns muß das auffallen: hatte doch noch Elias Schlegel sich ganz ernsthaft mit der dramatischen Kunst des Gryphius in einer langen Abhandlung auseinandergesetzt. Aber all das lag für Lessing, den Bühnenpraktiker, der als ein Eroberer wie der große Fritz kühn der Zukunft den Weg frei machen wollte, weit hinter ihm in einer Wolke überwundener tiefer Regionen. Er geht vielmehr auch hier wieder von den Engländern aus, und zwar von den lebenden. Gerade damals schien bei ihnen der Chor im Drama aufs neue ein künstlerisches Dasein zu gewinnen. Seine tragische Bedeutung erörterten Richard Hurd in seinem Kommentar zur Ars poetica des Horaz (seit 1749) und Henry Home in seinen vielgelesenen, auch mehrfach in deutscher Übersetzung erschienenen Elements of Criticism (1762). Gleichzeitig versuchte sich in neuen Chordramen Mason. Seine 'Elfriede' (1752) ergriff den später von Bertuch, Klinger, Schiller, Paul Heyse behandelten Stoff der tragischen Liebe des Brautwerbers zu der Eva-Natur eines schönen Weibes, rechtfertigte

die neue Manier der eingeführten Jungfrauenchöre in vorgesetzten Briefen, wurde bald ins Deutsche übersetzt und dürfte wohl auch Schiller bekannt gewesen sein. Es ist immerhin bemerkenswert, daß auch Opernkomponisten wie Paësiello und andre denselben Stoff gewählt haben. Masons Chortragödien brachten die ästhetische Debatte über die Möglichkeit, auf der modernen Bühne das Sprechdrama mit Gesang zu verbinden, in Fluß. Englische wie französische Journale besprachen die Frage. Eine französische Kritik des Cronegkschen Dramas bedauerte, daß diese durch die 'Athalie' angeregte, an Schönheiten reiche 'christliche Tragödie' 'wegen der Beschaffenheit der deutschen Musik' nicht ausgeführt worden sei. Lessing entgegnet: 'Wie abgeschmackt ist das! Wenn man noch gesagt hätte, die deutsche Poesie wäre zur Musik ungeschickt.' Wir werden heute sagen: im Jahre 1757, als von Cronegk starb, hatte weder die deutsche Poesie noch die deutsche Musik die Kraft für das vorschwebende Ziel. Lessing notiert sich zwar den Gebrauch des Chors bei Elisabethinischen Tragikern und die Verteidigung des Chors bei Hurd, der sich auf den Abt Vatry und auf die 'der neueren Poesie Ehre machenden' Stücke Masons beruft, aber einer englischen Journalkritik über Masons zweites Chordrama zustimmend, erklärt er sich 'gegen die eingebildeten Vorteile des Chors', ironisiert namentlich die behauptete 'häufigere Gelegenheit zu poetischen Schönheiten' und beleuchtet so hell die Gefahr des eingeschlagenen Wegs. Den Standpunkt Lessings vertritt dann in eingehender Polemik gegen Vatry und Hurd des letzteren Übersetzer Eschenburg, freilich ohne dem Problem ins Herz zu sehen.

Es handelte sich denn doch um Tieferes und Schwereres als ein bloßes Zusammenleimen der Oper und der Tragödie. Poesie und Musik suchten sich nicht wie ein Geschwisterpaar, das nach langer Trennung wieder beisammen sein möchte, sondern wie Bruder und Schwester, die in der Kindheit als gleiche Kameraden eins waren, dann durch das Leben auseinandergerissen sich jedes für sich in dem eigenen Charakter seines Geschlechts entwickelten und nun überwältigt von dem Gefühl, daß auf dieser langen Bahn der Isolierung ein Teil ihrer Seele verkümmerte, sich wieder nahe kommen wollen, um sich zu verjüngen, sei es durch Berührung und Austausch, sei es durch Vereinigung ihrer gereiften, selbständigen Kräfte. Lessing wußte, daß die Poesie erst ihre ursprüngliche Natur wieder finden und zugleich voller Ausdruck eines erhöhten menschlichen Lebens werden müsse, um die Gipfel der Kunst zu erklimmen. Das verriet uns sein Urteil über Klopstocks neue tragische Lyrik, die freien dithyrambischen Verse, die er für das Drama und die musikalische Komposition empfahl (s. Februarheft S. 255). Und es überzeugen uns davon noch fester die denkwürdigen Sätze, die er im Sommer des Jahres 1766 hier in Berlin niederschrieb für den nicht ausgeführten zweiten Teil seines 'Laokoon'.

Ihm ist 'die Verbindung der Poesie und der Musik' von der Art, 'daß die Natur selbst sie nicht sowohl zur Verbindung als vielmehr zu einer und eben derselben Kunst bestimmt zu haben scheinet.' Er weiß, daß 'es eine Zeit gegeben, wo sie beide zusammen nur eine Kunst ausmachten.' Er will ihre Trennung nicht unnatürlich nennen, noch weniger die Ausübung der einen

ohne die andre tadeln. Aber er bedauert, daß ‘man an die Verbindung fast gar nicht mehr denkt oder wenn man ja noch daran denkt, man die eine Kunst nur zu einer Hilfskunst der andern macht und von einer gemeinschaftlichen Wirkung, welche beide zu gleichen Teilen hervorbringen, gar nichts mehr weiß’. Er tadelt ferner, daß die Oper eigentlich eine gemischte Verbindung beider hat, insofern die Arie die Poesie als helfende Kunst, das Rezitativ dagegen die Musik als helfende Kunst benutzt. Er nimmt, was für ihn so höchst charakteristisch ist, Partei gegen die italienische Reform des ‘lyrischen Dramas’ in den Opern Metastasios wegen ihrer unnötigen Personenhäufung und der Unsitte, jede Szene mit einer Arie zu schließen, damit der Sänger seinen Abgang habe und ‘für seine Kadenze geklatscht’ werde, meint, daß hingegen in den besten französischen Opern, in Lullis ‘Atys’ und ‘Armida’ die Ansprüche des Dramas besser gewahrt seien. Er stellt sich also, ohne es zu wissen, auf die Seite Glucks und bezeichnet die Richtung, in der sich wirklich das musikalische Drama entwickelt hat.

Wagner hat diese Hoffnungen Lessings in seinem Musikdrama erfüllt. Und es ist, als ob auch die technische Lösung, die er brachte, Anregungen Lessings entspringen. Im 26. Stück der Hamburgischen Dramaturgie äußert Lessing in der Besprechung der von Agricola zu Voltaires Tragödie Semiramis komponierten instrumentalen Vor-, Zwischen- und Nachspiele, daß ‘das Orchester bei unseren Schauspielen gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt’. Er stützt sich dabei auf die Darlegung des verdienstvollen Hamburger Musikers Scheibe, der schon 1738 zu Tragödien Corneilles und Racines solche Symphonien komponiert hat. Ebenso hatte Henry Home als Ersatz für den aufgegebenen Chor, der den Eindruck des beendeten Aktes festgehalten und für die kommenden Eindrücke empfänglich gestimmt habe, eine Zwischenaktsmusik vorgeschlagen, die die erweckten Leidenschaften ausklingen lasse und zu den neuen Empfindungen überleite. Dem entspricht in gewisser Hinsicht auch Wagners Auffassung von der dramatischen Mitwirkung des Orchesters und die bedeutsame, interpretierende, beleuchtende Rolle, die er ihm als einem organischen Glied des ganzen Musikdramas zuweist. Lessing verlangt ferner an derselben Stelle von der Instrumentalmusik nur immer diejenigen Folgen von Tönen, die eine Empfindung am deutlichsten ausdrücken, und wünscht ‘diese öfterer zu hören’, um ‘durch die Bemerkung dessen, was sie beständig gemein haben, hinter das Geheimnis des Ausdrucks zu kommen’: hier haben wir bereits die künstlerische Begründung des Leitmotivs.

Erstaunlicher als dieses künftiger Entwicklung vorgreifende Verlangen scheint mir jedoch eine andre Vorausahnung. Er erkennt an, daß es in Deutschland bereits Tonkünstler gebe, die ‘im Ausdruck der Leidenschaften, auf den alles dabei ankommt, bis zur Verwunderung glücklich sind, aber er vermißt den Philosophen, der ihnen die Wege abgelernt und allgemeine Grundsätze aus ihren Beispielen abgeleitet hatte’ und glaubt, daß ‘ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünstler in dergleichen dramatischen Symphonien geschehen könnte’. Mit andern Worten: er sieht voraus, daß die Entwicklung der Orchestermusik, wie sie die neue Art der Symphonie durch

Mozart und Beethoven gebracht hat, erst die Grundlage für eine tiefere Musikästhetik, für eine volle Erkenntnis der Kräfte des musikalischen Dramas sein kann. In der Tat wäre ja Webers und vor allem Wagners Reform der Oper unmöglich gewesen ohne die mächtige Steigerung des musikalischen Ausdrucksvermögens in der Symphonie.

Lessing hat mit seiner ausführlichen Untersuchung über die Zwischenakts- und Vorspiel-'Symphonie' des Dramas wohl manchen modernen Leser der 'Dramaturgie' ein wenig gelangweilt. Wozu das alles? Wir kommen ja heute ohne Einleitungs- und Zwischenaktsmusik bei der Tragödie aus und sind froh, daß wir sie los geworden sind. Daß dieser Verlust einen ästhetischen Verlust auch heute bedeutet, möchte ich nur nebenbei aussprechen. Aber Lessings eingehende Behandlung der sogenannten 'Symphonien' des Dramas ist mit nichten das Steckenpferd seiner Laune. Er greift hier in der Tat nach der Lebensader der damaligen deutschen Musik. Hier erfrischte sich ihr Blut für die neuen Aufgaben der Zukunft.

Allerdings, Lessing selbst hat den musikalischen Fortschritt, der hier in Frage kam und dessen prinzipielle Seite er mit unübertrefflicher Klarheit formuliert hat, als solchen noch nicht bezeichnet. Der Komponist der Musik zur 'Semiramis' hatte den Zwischenaktsstücken durchgängig nur einen einzigen Satz gegeben, der sich auf den eben beendeten Akt bezieht. Lessing billigt das und zieht daraus den Schluß, Agricola halte zwei Sätze, von denen der zweite dann auf den folgenden Akt vorausweisen würde, hier für nicht angemessen. Lessing meint, zwei Gründe sprächen wirklich gegen eine solche Verbindung eines Nachspielsatzes und eines Vorspielsatzes zu einer Zwischenaktssymphonie. Der eine ist ein poetischer: man darf nicht im Verlauf des Dramas zu deutlich im voraus dem Zuschauer den Weg zum Ziel zeigen, also auch durch ein Vorspiel nicht zu viel vom bevorstehenden Akt verraten. Der andre Grund ist ein musikalischer, 'der sich aus den Schranken der Musik ergibt': wären die Leidenschaften der zwei aufeinanderfolgenden Akte einander ganz entgegen, dann müßten auch die beiden Sätze ganz widersprechend sein; in zwei besonderen voneinander gänzlich abgesetzten Stücken muß indessen der Sprung, z. B. aus dem Ruhigen in das Stürmische, aus dem Zärtlichen in das Grausame notwendig sehr merklich sein und etwas Beleidigendes haben; in einem einzigen Musikstücke von der erforderlichen Länge läßt sich ein solcher Übergang eher herbeiführen; 'die Motivierung der plötzlichen Übergänge' ist 'einer der größten Vorteile, den die Musik aus der Vereinigung mit der Poesie ziehet, ja vielleicht der allergrößte'; auch in mehrsätzigen Symphonien drückt wohl jeder Satz etwas andres aus, aber nicht etwas verschiedenes; 'in einer Symphonie muß nur eine Leidenschaft herrschen, und jeder besondere Satz muß eben dieselbe Leidenschaft, bloß mit verschiednen Abänderungen, nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit oder nach den mancherlei Vermischungen mit andern verwandten Leidenschaften ertönen lassen'.

Zweierlei also steht hier in Frage: Kann und darf in einem Musiksatz der Ausdruck umschlagen? Dürfen in einer als künstlerischen Einheit gedachten

Symphonie die einzelnen Sätze ohne innere, ohne inhaltliche Verwandtschaft sein? Die erste Frage bejaht Lessing, die zweite verneint er. Diese beiden Antworten entsprechen in der Tat der Richtung, die der epochemachende Umschwung der deutschen Instrumentalmusik im Zeitalter Lessings genommen hat. Zu derselben Zeit, da Klopstock die neue deutsche poetische Sprache, die musikalische Sprache der Poesie entdeckte, von der ich früher redete (s. Februarheft S. 255 ff), schuf ein nicht minder großes Genie, der Böhme Johann Stamitz in Mannheim, der deutschen und damit der europäischen Orchestermusik eine neue Form und einen neuen Stil. Er fixierte die Orchestersymphonie in der dann feststehenden Form und Reihenfolge von vier Sätzen (Allegro, Andante, Menuett, Presto) mit voll ausgebildeter Sonatenform des ersten Satzes, und er schuf den lebendigeren Stil, indem er innerhalb desselben Satzes, ja innerhalb eines Themas das unerhörte Beispiel rascher Kontrastwirkung, plötzlichen Umschlages des Ausdrucks vor die staunenden Zeitgenossen hinstellte und durch seine künstlerische Durchführung gegen alle Anfechtungen für alle Zukunft der Instrumentalmusik sicherte. Jene 'Schranken der Musik', von denen Lessing noch spricht, hatte Stamitz als erster tatsächlich niedergerissen, und zwar schon mehr als zehn Jahre vor der Dramaturgie. Denn er starb bereits 1757. Diese Steigerung der Fähigkeit, in der wortlosen, sogenannten, absoluten Musik rasch von einem Empfindungsausdruck zu einem andern, davon verschiedenen überzugehen, bedeutet, das hat Lessing richtig erkannt, ein Hinüberschreiten der Musik in die Sphäre der Poesie, deren eigenstes Vermögen 'die Motivierung plötzlicher Übergänge' bildet. Nur weil Stamitz die Instrumentalmusik der Poesie genähert, sie poetischer, sprechender gemacht, ihr durch seine Thematik und seine neue Orchestrierung das Singende der menschlichen Stimme gab, erreichte er den ungeheuren Fortschritt, den die Welt anstaunte und auf dem Jomelli, Haydn, Mozart weiter bauten. Ob Lessing diesen Fortschritt bereits begriffen hatte, ist zweifelhaft. Vielleicht spricht aus seinen Bemerkungen sogar eher die Opposition norddeutscher musikalischer Autoritäten, die Stamitzens Neuerung als 'Kunstentartung'(!) bekämpften. Auf der andern Seite hat Lessing, wenn auch etwas unglücklich im Ausdruck, doch sicher richtig das ästhetische Gesetz des organischen Zusammenhangs der Symphoniesätze ausgesprochen. Die Entwicklung der deutschen Symphonie hat dieses alte Gesetz immer schärfer herausgearbeitet. Beethovens Symphonien (z. B. sehr deutlich, wie kürzlich Chop trefflich nachwies, die c-moll) zeigen zwischen den Themen der einzelnen Sätze entschiedenste innere Verwandtschaft. Die moderne Motivtechnik, wie sie in Richard Wagners Musikdramen, in Liszts und andrer symphonischen Kompositionen dann meisterlich fortgebildet wurde, basiert auf diesem Streben, die miteinander verbundenen Themen nicht äußerlich nebeneinander zu stellen, sondern innerlich auseinander hervorwachsen zu lassen. Die Symphonie wird so immer mehr ein Organismus mit poetischer Gliederung und Entwicklung.

Vielfach im Einklang mit Lessing steht Gerstenbergs (s. Februarheft S. 257) merkwürdiger Feldzug gegen die schlechte Einrichtung des 'italienischen Singgedichts' (Fortsetzung der Schleswigschen Literaturbriefe, 1770), d. h. gegen

die unkünstlerische Verbindung des Secco-Rezitativs mit der Arie. Gleich Rousseau und Gluck empfiehlt er 'das obligate (freiere, instrumental reich begleitete) Rezitativ'. Er setzt die Oratoriumssänge 'des männlichen erhabenen deutschen Händel samt seinem unmelodischen Eigensinn über alles Geklingel der neueren Italiener', findet freilich den Fortschritt der Instrumentalmusik bedenklich ('die Darmsaiten haben singen gelernt: das ist schon recht, aber der Sänger hat es verlernt, und das ist nicht recht'), gesteht aber eine besondere Gattung rezitativischer Opern zu und appelliert an die Zukunft: 'Welch ein Werk könnte die Oper sein, wenn man noch itzt die eigentümliche Welt der Oper (... die Welt einer edlen und der Gottheit würdigen Imagination) so zu nutzen versuchte, als schon das bloße Ideal derselben die brüderlichen Genien der Dichtkunst und der Tonkunst dazu einladet'.

Die Bedeutung und die Anwendung des Chors im gesprochenen Drama hat theoretisch am nachdrücklichsten der in Berlin lebende Schweizer Sulzer vertreten. Seine Stimme kommt aus einem Lager, wo noch die ästhetischen Lehren Bodmers, Breitingers, Baumgartens, doch auch das Beispiel Klopstocks und Ideen italienischer Ästhetiker und Opernreformer walten. Auf Algarottis Schrift über die Oper (s. oben S. 405) beruft Sulzer sich selbst, Hurd und Home haben sicher auf ihn gewirkt. 'Die Neueren,' so klagt der Artikel 'Chor' seines ästhetischen Lexikons, 'haben die Chöre im Trauerspiel abgeschafft, sowie sie überhaupt viel in der Pracht desselben hinter den Alten zurückbleiben. Indessen ist gewiß, daß sie mit großem Vorteil könnten beibehalten werden, zumal da man ietzo von dem Zwang frei wäre, ihn beständig auf der Bühne zu behalten.' Er beruft sich für die Möglichkeit der Wiedereinführung im Trauerspiel auf Racines 'Athalie' und auf das Beispiel einiger Engländer, wobei er weniger an die Elisabethiner als an Milton, Dryden denken wird und an den Zeitgenossen Mason. Er begründet dann sehr gut die außerordentliche, mit nichts anderm zu vergleichende Wucht des künstlerischen Eindrucks, der vom Chorgesang ausgeht. Vielleicht wirkte dabei auf ihn Shaftesburys 'Brief über den Enthusiasmus', der in jeder Leidenschaft einer Menge die sich steigernde Kraft eines Panischen Schreckens erkannte.

'Es ist eine sehr bekannte Sache, daß jede Empfindung, die wir an vielen Menschen zugleich sehen, unwiderstehlich auf uns wirkt. Wer einen oder zwei Menschen in irgendeiner Leidenschaft sieht, kann noch mit einiger Ruhe ihnen zusehen; wenn aber eine ganze Menge durch dieselbe Leidenschaft in Bewegung gesetzt ist, so wird man mit unwiderstehlicher Gewalt zur Freude, Furcht oder Schrecken hingerissen.' Sulzer bezeichnet damit eine psychologische Beobachtung, für die von der jetzigen Forschung der Ausdruck 'Massensuggestion' geprägt ist, und wendet sie feinsinnig auf das Ästhetische an. Er übt an der konventionellen Oper seiner Zeit schärfste Kritik. Mit Anlehnung an die Gedanken Glucks in seiner Vorrede zu seiner Oper Alceste macht er selbst Vorschläge zu einer Reform der Oper und entwirft das Programm eines auf das Nationalinteresse eines ganzen Volkes gegründeten Schauspiels, 'in dem die einzelnen Kräfte der verschiedenen schönen Künste genau vereinigt sind': man glaubt, er hätte das Gesamtkunstwerk Wagners mit seinem der natio-

nalen Sage entlehnten Stoff vor sich gesehen. Seine Worte sind aber 1771 geschrieben! Und Sulzer meinte, 'von der neuen Art des Dramas', die ihm vorschwebte, könnte man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man Klopstocks Bardiete mit Überlegung betrachtet.

VI.

Am 2. Dezember 1769 schrieb ein junger Deutscher in Paris über das Pariser Theater:

Ich habe in allen schönen Künsten Menschheit gesucht und sie nicht immer gefunden . . . Was ist im Tanze Menschliches? Menschliches in der Musik? — Es wird die Zeit kommen, da unsere Musik erscheinen wird . . . künstlich im Kleinen und nichts im Großen —: keine Simplizität, kein menschlicher Ausdruck, kein Eindruck . . . O was für nützlichere Sache, als dem Theater mehr Illusion zu verschaffen! — Wer das tut, der arbeitet für die Menschheit. — Wird eine Zeit kommen, da man Klöster und Kanzeln zerstören wird und das Theater säubern und zu aller Illusion bringen? — — O eine neu zu schaffende Deutsche Oper! Auf menschlichem Grund und Boden, mit menschlicher Musik und Deklamation und Verzierung, aber mit Empfindung, Empfindung; o großer Zweck! großes Werk! — Sprechen wo man spricht, singen wo man singt! Oder nein! Statt sprechen, ganze Auftritte nur durch Pantomime und dann singen wo man empfindet — — das ist eine Oper! Der Plan muß einfach sein: keine Verkleidung — keine Verwicklung . . . Der Plan muß Empfindung sein: nur diese spricht durch Stimme, nur sie singt durch Lieder! Nichts also als menschliche Szene. Die Dekoration muß menschlich sein . . . Die Tänze Empfindung sein, nicht bloß Füßespielen und Händeausstrecken oder den Nacken beugen, sondern mit dem ganzen Körper sprechen . . . Die Empfindung muß den Tanz gezeichnet und die Musik dazu gesetzt und die Gebärden gebildet haben. Oper ist Bild fürs Auge: Ton fürs Gehör; ei fürs Gefühl? Unmittelbar fürs Gefühl? Wo sind die Töne des Gesanges, die unmittelbar erschüttern und die Gebärden der Deklamation, die stumm die größte Wirkung tun müssen — und siehe! Das lebte bei den Alten! — — Das ganze Operntheater ist Gemälde! O da sollte alles genützt werden: Pyramiden, Gräber, ihr solltet nicht bloß fürs Auge dasein.

Die Worte stehen im Reisetagebuch des jungen Herder. Wenige Wochen später verließ dieser faustische Kritiker einer alternden Kultur die Stadt des tragischen Pompes und der 'Repräsentation' und erlebte in schlimmer Januarnacht eine grausige Seefahrt von Antwerpen nach Amsterdam. Die Erinnerung daran klang in seinem Aufsatz über 'Ossian und die Lieder alter Völker' also nach:

Das Gefühl der Nacht ist noch in mir, da ich auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Flut mehr bewegte, mit Meer bespült und mit Mitternachtswind umschauert, Fingal las und Morgen hoffte.

Die Auffrischung dieses Eindrucks gab den stimmenden Akkord für zwei Peruanische Lieder, einen Lappländischen Gesang und die grandiose Edward-Ballade. An den sinnlichen Rhythmus der Sprache in den früher von Lessing mitgeteilten Litauischen 'Liederchen' erinnernd, überträgt er sie nach Worten, Klang und Rhythmus möglichst treu. Aus den vergilbten löschpapiernen Blättern, auf denen diese vier Lieder stehn, tönt dem, der sie mit empfänglichem Herzen liest, auch heute noch wie im Jahre 1773 eine

seelenvolle Melodie entgegen: die in schmelzender Zartheit und tragischer Leidenschaft, im Lyrischen wie im Dramatischen gleich natürliche Musik jener Gebilde, die wir auch heute noch nicht besser als mit dem problematischen Namen 'Volkslied' zu bezeichnen wissen. Es ist die Musik einfältigen Lebens, gefühlter Wahrheit, das Beben einer Empfindung und einer Sprache, die persönlicher, irdischer, leibhafter sind als der Ausdruck in Klopstocks hochfliegender oder zärtlicher Lyrik.

Herders Hoffen auf 'den Morgen' trog nicht. Er selber half ihn heraufführen, dessen Frühlicht ihn, seine Person und sein Schaffen, umwittert wie keinen sonst in der Welt. Den Genius der Zukunft hatte sein prachtvoller Dithyrambus angerufen auf der langen Meerfahrt, die ihn von den baltischen Gestaden nach dem Westen trug. Und dieser Genius reichte ihm, worum er gebeten: den 'Sonnenspiegel, in des dunklen Meeres verhüllte Schätze zu sehen', lehrte ihn, 'das Auge der neuen Schöpfung' zu finden, entwirrte vor ihm des 'Glücks unerschöpflichen Knäuel, den sonst die leitende Zeit nur abwebt'.

Im Juni 1839 wagte ein andrer junger Deutscher, ein deutscher Künstler, die Reise von Riga nach Paris: der sah das französische Theater, sah die französische Oper mit denselben Augen, mit der gleichen Sehnsucht nach einer deutschen Oper der Zukunft. Auch ihn umbrauste auf stürmischer Fahrt im schauerlichen Unwetter des nordischen Meeres eine neue Musik, ein neuer Geist der tragischen Kunst, und es erschien ihm in voller Klarheit und Lebensfülle jenes Bild der neuen deutschen Oper, des echten Bündnisses zwischen Drama und Musik, wie es Herders Reisejournal im Sonnenspiegel der Zukunft erschaut hatte. Der 'Fliegende Holländer' Richard Wagners bringt den Ahnungen jener von Ossians Klängen durchzitterten Sturmnacht an der holländischen Küste die Erfüllung mit der Macht moderner Kunst. Was Herder damals in hellseherischem Drang, mit unerhörter intuitiver Kraft der Phantasie voraus empfand, was er dann in ungezählten Aufsätzen und Schriften, in immer lebendiger gestalteten Übersetzungen, Nachdichtungen und eigenen Gesängen zu verkörpern sich müht, das hat zwei Menschenalter nach ihm ein armer deutscher Musiker in Paris, an der Stätte, da Gluck triumphierte, in einem unvergänglichen, harmonischen Kunstwerk verwirklicht.

Herder hat noch einmal, am Ende seines Lebens, genau in der Zeit, da Schiller seinen tragischen Stil durch den gesungenen Chor zur höchsten Wirkung zu steigern versuchte, im vierten Stück seiner 'Adrastea', die das kommende Jahrhundert durch einen universalhistorischen Rückblick auf das verflossene einläutet, sein innerstes Verhältnis zur Musik bekannt und die künftige Entwicklung im Sonnenspiegel seines Genius aufgefangen.

In zarten sowohl als feurigen Empfindungen hängt alles an der Gebärde . . . O sprich nicht, sagen wir; gib mir deinen Blick, deinen Wink; die Seele selbst ist ja unaussprechlich! Im seelenvollsten Ausdruck des Schauspiels hängen wir an einer Gebärde und überhören gern das Wort . . . Wenn aber die Empfindung Worte verschmäht, wird sie in der Natur nicht eine andre Freundin haben, die sie begleite? Es ist die Musik; Töne unterstützen die Gebärde *natürlich* . . . Die Töne sind eben das, was einem andern Sinn die Gebärden sind, Ausdruck der beweglichen Natur,

eine unmittelbare Herzenssprache . . . Bei allen Völkern der Erde gesellten sich also Töne und Gebärden. Die Tänze der sogenannten Wilden sind mimisch.

Das sind durchaus dieselben Anschauungen, die Herder seit seiner Frühzeit, als Schüler Rousseaus, Hamanns und Klopstocks, getragen von der oben (Februarheft S. 240 ff.) dargelegten europäischen Bewegung und geführt von den englischen oder nach England gravitierenden Gegnern des französischen Klassizismus über den Ursprung der Poesie, ja der Sprache, aus der lebendigen Einheit von Ton und Gebärde enthusiastisch und universalen Wissens voll verkündet hatte. Mit einem Sprunge aber verläßt er nun die Urzeit und fährt fort: 'Musik mit Sprache in Verbindung gebracht, und dann von Gebärden unterstützt, öffnet ein neues Feld der Dichtkunst. Kann der Tanz dahin eingeführt werden; wohl! Dann aber wirke er durch sich, oder eingeführt von singenden Chören.' Alsbald fällt ein tiefes Wort über die italienische Sprache, das ebenso Rousseau gesagt haben könnte: 'Lange vorher, ehe Opern da waren, war in ihr der Geist der Oper. Dante, Petrarca, Arioste, Tasso, Guarini sangen, indem sie schrieben; wer sie liest, singt mit selbsterfundener Melodie . . . Aus dem Madrigal, dem Liede, der Stanze entstand die italienische Oper.' Historisch ist das natürlich ungenau: nicht aus dem polyphonen, kontrapunktischen Madrigal ging die Oper hervor, sondern aus der rezitativischen Monodie. Aber dem Sinne nach ist es Wahrheit. Dem großen Textdichter der ältesten französischen Oper Lullis, Quinault, bezeugt er seine Verehrung: 'In Rezitativ und Chören hat er das französische Sentiment zur Musik gleichsam organisiert.' Auch Metastasio rühmt er als Diener der Engelssprache, der Sprecherin für alle reinen Menschenempfindungen, der Musik.' Man vermißt hier die Namen Gluck und Händel, die Herder so lebhaft bewunderte, und denen er sonst eine grundlegende Bedeutung für die Fortbildung einer Musik des seelischen Ausdrucks zuschreibt. Und nun nach einem Ausfall auf die gegenwärtige Oper mit ihrer 'Vernachlässigung des Inhalts und der Fabel', in den er — hier schroff von Goethe und Schiller sich unterscheidend — selbst Mozarts Cosi fan tutte, Figaro (!), Don Juan mit einschließt, wird er zum Seher:

Der Fortgang des Jahrhunderts wird uns auf einen Mann führen, der diesen Trödelkram wertloser Töne verachtend die Notwendigkeit einer innigen Verknüpfung rein menschlicher Empfindung und der Fabel selbst mit seinen Tönen einsah. Von jener Herrscherhöhe, auf welcher sich der gemeine Musikus brüstet, daß die Poesie seiner Kunst diene, stieg er hinab und ließ . . . den Worten der Empfindung, der Handlung selbst seine Töne nur dienen. Er hat Nacheifrer, und vielleicht eifert ihm bald jemand vor, daß er nämlich die ganze Bude des zerschnittenen und zerfetzten Opern-Klingklangs umwerfe und ein Odeum aufrichte, ein zusammenhängendes lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Aktion, Dekoration Eins sind.

Es ist lange her, daß mich Lessings Zukunftshoffnung auf eine einstige Neuordnung des Zusammenwirkens von Drama und Musik, daß mich Schillers und Goethes Erwartung, aus der Oper werde dem Drama das Heil erblühen, daß mich die Vorhersagungen des jungen und des alten Herder in Erstaunen setzten, wie sie noch heute jeden überraschen müssen, der sie zum ersten Male

liest. Damals, in meinem letzten Schuljahre, in meinen ersten Studiensemestern, empfing ich daraus Stärkung für die mancherlei Anfechtungen, die mir meine frühzeitige Hingabe an die Kunst des als Schwindler oder Dekadent verfehmten Richard Wagner eintrug[1]). Ich zweifle heute nicht daran, daß der jugendliche Richard Wagner die flammende Weissagung der 'Adrastea' gelesen und daß sie sich tief in seine kühne Seele gesenkt hat als Sporn. Herder wirkte über seinen Tod hinaus durch die entzündende, vorwärts treibende Kraft seiner Lehre und Persönlichkeit, die dem Lauschenden ungeahnte Gefilde künstlerischer Verheißung vor die Augen zauberte und ihn fortriß auf die steilste Bahn. Im Leben hat dieser unvergleichliche Erwecker und Zielfinder das tragische Glück genossen, die Flamme dem Titanen reichen zu dürfen, dem sie die innere Glut entfachte, vor der alle Feuer verblichen, auch die des Prometheus Herder.

Was Poesie sei, woher sie stamme, wie sie ihre Kraft lebendig betätige — das hat Goethe von Herder in Straßburg und in den ersten Jahren ihres Weimarischen Zusammenseins gelernt. Wie tief der große Gegner des Rationalismus auf ihn gewirkt hat oder auch wie nah die innere Verwandtschaft ihrer Seelen gewesen ist, deren Gemeinsames der ostpreußische Schatzgräber ans Licht trieb, wird erst allmählich begriffen werden. Kaum etwas aber hat Goethes Entwicklung so im Lebensmittelpunkt erfaßt wie der in tausend Lichtern funkelnde Einblick in die musikalische Natur der Poesie, in die gemeinsame Wurzel von Poesie, Tonkunst, Gebärde, Tanz.

Zwischen dem Pariser Reisejournal von 1769 und der 'Adrastea' von 1801 kreist der wichtigste Teil von Herders künstlerischem Können und Denken um dieses Zentrum: wodurch entstand und entsteht Poesie? Was bindet sie an die übrigen Künste der 'Energie', an die Musik, an die mimischen Künste des Tanzes einerseits, was an die ferner stehenden 'Werk'-Künste der Malerei und Bildnerei anderseits?

An einen seiner Freunde schreibt einmal der junge Herder, er lebe gegenwärtig 'auf dem Rain zwischen Poesie und Musik'. Er hat in gewissem Sinne immer dort gelebt. Poesie und Musik hatten an dem Eigensten und Besten seiner Natur gleichen Teil. Auch jenes Pariser Reisejournal bezeugt das. Und es ist eine besonders köstliche Quelle, weil hier die drängende Fülle dieses unerschöpflich reichen, aber auch unersättlich nach neuer Erkenntnis, neuen Eindrücken, neuer Bildung verlangenden Geistes zwang- und planlos ausgeschüttet wird: Träume, Projekte, historische, politische und philosophische Materialien, blitzende Einfälle, geniale Ahnungen und Anregungen, Phantasie-

[1]) Seitdem hat die mächtig anwachsende Wagner-Literatur, über die mir die volle Übersicht fehlt, mit verdienstvollem Eifer diese und manche andre verwandte Zeugnisse des 18. Jahrhunderts wie der romantischen Periode gesammelt und in ihrer Bedeutung für die Reform Wagners gewürdigt. Zu nennen wären Aufsätze und Schriften von Hans v. Wolzogen, F. Kögel, Grunsky, Chamberlain, Batka, Golther, Max Koch, Prüfer, E. Schmitz und andren. Für Herder auch die reichen Nachweise der grundlegenden Biographie Rudolf Hayms, in dessen Haus den Genien Händel und Robert Franz so künstlerisch gehuldigt ward, ferner eine von Kretzschmar angeregte Monographie Hans Günthers.

volles und Phantastisches, Tiefsinn, Kindliches — alles bunt durcheinander. So haben wir uns das Wetterleuchten des Herderschen Geistes in den Straßburger Gesprächen vorzustellen! So redete der an die Krankenstube gebannte wunde 'Satyros', der Verfasser der in wunderlichem Versteckspiel abgeleugneten 'Kritischen Wälder', der von göttlichem Feuer trunkene 'Fragmentist', der Kritiker und Fortbildner Klopstocks, Lessings, Winckelmanns, der kongeniale Interpret Shakespeares, der Schüler und Vertiefer des englisch-italienischen Antiklassizismus. Mit solchen glühenden Pfeilen und Peitschenhieben, mit solchen Hymnen und Beschwörungen spornte und zügelte, lockte und leitete, belehrte und bildete dieser friedlose Friedenssucher, dieser sensualistische Idealist, der Vermittler von Leibniz und Locke, der Schüler von Shaftesbury und Harris, der Apostel des neuen ästhetischen Begriffs der Energie und des Tastgefühls, der 'Einfühlung und des Mitempfindens', der Bahnbrecher der genetisch-komparativen Naturbetrachtung, der Urheber der überwältigenden Idee einer 'Universalgeschichte der Bildung der Welt'.

Herder hat Goethe gelehrt, begeistert, entzündet, so zu dichten, daß auch von ihm das spätere Adrasteawort über Dante, Petrarca, Ariost, Tasso gelte: 'Sie sangen, indem sie schrieben.' Aber es war eine neue Art des Singens, die er in seinem Innern erweckte. Goethes Lyrik war niemals so rein literarisch, wie im Grunde es doch die Lyrik der Gegenwart ist. Seine Leipziger Lieder, die Breitkopf komponierte, waren wirklich für den Gesang gedichtet. Lockere, graziöse Weisen, den Couplets der Leipziger Singspiele verwandt und einstimmend in den liebenswürdig monotonen Chorus der Anakreontik, die ihrerseits an die ältere Tradition des deutschen Gesellschaftsliedes anknüpfte. Günther, Hagedorn, Gleim, Uz, der junge Lessing stechen aus dieser Reihe von Dichtern sangbarer Lieder leichter Empfindung, heiterer Lebensfreude und etwas blasierter Lebensverachtung hervor. In Max Friedländers umfassender Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert übersieht man leicht, wie massenhaft diese uns im ganzen so altväterisch anmutenden Produkte eines spielseligen Verstandes und Witzes komponiert worden sind. Sie müssen also die Musiker angezogen, und die diesen Versgespinsten untergelegten Töne müssen doch ihr Publikum gefunden haben.

Aus dieser Welt des anmutig zopfigen Tändelns rief Herder Goethes Kraft zu einer Lyrik, die zunächst nur sein inneres Ohr hörte, die er ahnte und ersehnte. Zu einer Lyrik, die Klopstock zu schaffen sich mühte, die in den Rhythmen Ossians, in den alten Balladen und Liedern moderner und primitiver Völker von ihm gehört ward, die er in Homer, in Shakespeare, in Pindar, in den tragischen Chören der Griechen, in den Psalmen und Reigen des jüdischen Altertums halb fühlte, halb träumte. Ein Ideal der Lyrik, ein Seelenbedürfnis schuf diese neue Lyrik und ihre Sprache, schuf auch den neuen tragischen Stil, und langsam, auf Umwegen, in allmählichem Austausch, auch eine neue Tonsprache: das deutsche Lied.

Das Volkslied lehrte es, und Herder, Gerstenberg, Bürger entdeckten es an englischen Balladen, an den Liedern aller Völker: Lied und Weise sind noch heute im lyrischen Kunstwerk von Rechts wegen eine Einheit. Aus dieser

Erkenntnis und der Sehnsucht, sie künstlerisch zu verwerten, erwuchs das volkstümliche, gesellige Lied. Dichter und Komponisten haben hier wechselseitig sich beeinflußt. Ohne die musikalischen Bestrebungen von Männern wie Johann Abraham Peter Schulz und Reichard hätten Arnim und Brentano nicht die Lieder ihres 'Wunderhorns' gesammelt und im Volkston zurechtgedichtet, hätte weder Brentano noch Eichendorff, noch Heine — und wie sie alle heißen — ihre sangbaren musikalischen Lieder gesungen. Und wieder ohne diese beiden gäbe es nicht das moderne deutsche Lied von Schubert, Löwe, Schumann, Franz, Brahms, Wolf: das eigentliche Originalprodukt des 19. Jahrhunderts und dem 18. Jahrhundert, der Musik Glucks, Haydns, Mozarts, noch unerreichbar.

Als Herder in Straßburg mit Goethe zusammentraf, lag sein Aufenthalt in Nantes und Paris erst ein knappes Jahr hinter ihm. Nicht das Land des Klassizismus, nicht die Stadt der Enzyklopädisten war ursprünglich sein Ziel gewesen. Vielmehr hatte er Klopstock und Gerstenberg in Kopenhagen, vielleicht auch Lessing in Hamburg aufsuchen wollen: die Führer des nordisch-englischen Geschmacks. 'Klopstock, wie sehr dachte ich ihn zu nützen, um ihn lesen, ihn deklamieren zu hören! Und also auch nur von seinen Silbenmaßen rechten Begriff zu erhalten!' Aber das Schicksal hatte ihn 'wie im Wurf des Bretts' bald dorthin verschlagen, wo die alte und die neue Zeit, Rationalismus und Sensualismus, Klassizismus und experimentierender Natürlichkeitskultus sozusagen in eigener Person ihren Gegensatz ausfochten und der Vulkan allmählich für die große Eruption reif wurde. Herder hatte in Königsberg und Riga die Heilmittel und Gifte der Enzyklopädisten genugsam studiert und geprüft. Rousseaus Musiklexikon gab seiner musikalischen Theorie die Richtung. Von den poetischen und philosophisch-pädagogischen Schriften des Bürgers von Genf anfangs widerstandslos hingerissen, hatte er sich langsam gegenüber seinen Paradoxien den Standpunkt der Kritik erkämpft. Diderots dramaturgische und musikalische Studien waren ihm vertraut und Quelle der Anregung. Seine Lobrede auf Richardson hat er mit höchster Auszeichnung geehrt. Jetzt, in der französischen Atmosphäre in Nantes, monatelang unter Menschen und Büchern einer vollendeten Zivilisation, einer formal aufs höchste ausgebildeten künstlerischen Sprache und Kultur, dann während der Pariser Wochen im Verkehr mit Diderot und d'Alembert, entfaltet seine Natur nach dem ihr angeborenen Trieb der Abstoßung mehr den Gegensatz als die Übereinstimmung. Die Sehnsucht nach der deutschen Kultur übermannt ihn mitten in dieser glänzenden Welt, die ihm als Ruine erscheint. 'Das Deutschtum emergiert'.

Dennoch verband ihn mit Rousseau, Diderot, d'Alembert so vielerlei. Und mag es auch schwer, ja unmöglich sein, abzumessen, wie viel von dem gemeinsamen geistigen Besitz Herder aus eigener Anlage und andern Quellen zugeflossen war, sicherlich dankte er ihnen für das große Problem, das ihn am tiefsten bewegte, bedeutungsvolle Impulse. Im einzelnen das klarzustellen, lohnte wohl der Mühe. Ich kann nur im weiteren Verlauf dieser Betrachtungen das Entscheidende andeuten.

Die erste dramatische Frucht des Straßburger Verkehrs zwischen Herder und Goethe war die 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen'. Dem Ideal der Tragödie, wie es Herder vorschwebte, entsprach es nicht. 'Shakespeare hat euch verdorben.' Goethe versuchte durch Umschmelzung den Mängeln abzuhelfen. Aber auch sein 'Götz' blieb ein Drama Shakespearisierenden Stils: stürmisch markige Prosa, charakteristischer Dialog, Liedeinlagen. Dasjenige lyrische Element, das Herder von jeher als Kern des Dramas angesehen, das er in der althellenischen Tragödie, in den dramatischen Pantomimen, Tänzen und Chören auf den primitiven Kulturstufen aller Völker wiederfand, das er auch in der geistlichen Kantate und im kirchlichen Oratorium als einem religiösen Drama ohne Bühne entdeckte, fehlte hier. Aber Goethe, dessen Lyrik damals unter dem Einfluß der Lehren Herders nicht mehr wie in Leipzig bloß die äußere Verbindung mit der Musik sucht, sondern ihre poetische Natur mit musikalischem Klang und Rhythmus durchdringt, sie gleichsam musikalisch erneuert, gibt seines Meisters tiefsinnigen Träumen von der ursprünglichen Einheit der Poesie und der Musik künstlerisches Leben. Ich denke hier zunächst an seine Lieder, die jedermann kennt. Es sind gereimte, einfache Strophen, wie man sie längst zu dichten gewohnt war. Aber sie haben einen melodischen Wohllaut, einen musikalischen Tonfall der Sprache, eine Stimmung, die sie aus der Sphäre des redenden Wortes hineinträgt in die Sphäre des Unaussprechlichen, wo das Reich der Musik beginnt. Ich denke ferner an das unsterbliche Wunder: 'Werthers Leiden'. Auch dieser Briefroman ist natürlich Lyrik: eine Kette lyrischer Monologe. Und zwar ist es tragische Lyrik, denn sie kündet Bekenntnisse eines langsam vom Schicksal und seinem Ich Verzehrten. Allerdings Lyrik in Prosa, aber in einem Rhythmus, der sich ins Musikalische erhebt.

Es gibt eine geheimnisvolle Zeugung im Reiche des Künstlerischen. Wer das letzte Wort über dieses Romans unfaßbare Schönheit finden will, muß ihn als Kind ansehen von Klopstocks und Rousseaus poetisch-musikalischer Rhythmik der Seele. Man kennt die Beziehungen zur 'Neuen Heloise', die Erich Schmidts köstliches Jugendbuch mit der unwiderstehlichen Frische des ersten Wurfs vor einem Menschenalter uns in das Herz schrieb. Man kennt die ergreifende Szene in Goethes Roman: draußen das abziehende Gewitter und der große Rhythmus der verjüngt wieder aufatmenden Natur, Lotte und Werther am Fenster, all ihr schlürfendes Gefühl sich lösend in dem Namen: 'Klopstock'! Man kennt die erschütternde Klavierszene am Schluß: Lotte spielt ihr Leiblied, eine simple Melodie, womit sie Werther früher so oft seiner Melancholie entrissen hatte, aber nun nach dem fürchterlichen Anwachsen seiner Leidenschaft peinigt sie ihn zum Ersticken und entfesselt den heftigsten Ausbruch seiner Verzweiflung. Beide Szenen haben für das Verständnis des Ursprungs dieser unerhörten Kunst, die den Leser im Innersten aufwühlt, die Kraft symbolischer Schlüssel: sie öffnen uns den Eingang zu dem neuen Erleben jener Musik, die in den Tönen webt und in der Natur, zu dem Mysterium der Konzeption dieses ganz persönlichen und zugleich ganz ewigen Kunstwerks. Eines Kunstwerks von innerlich musikalischer Natur.

Diese musikalische Natur erreicht den Höhepunkt in der die Katastrophe wundervoll vorbereitenden Übersetzung Ossians: 'Stern der dämmernden Nacht'. Im Ton fällt sie aus der Lyrik der Werther-Briefe kaum heraus. Sie bringt nur vollere, dunklere Klänge. Ist sie nun Prosa oder ist sie Poesie? Geschrieben hat sie Goethe in Prosa, ebenso ihre ältere unvollkommnere Fassung der Straßburger Zeit, in der sein 'Geniestil' noch nicht gereift war. Aber es ist so gut rhythmische Poesie wie ihr Vorbild, jene Ossian-Übersetzungen, die Herder noch in Riga gemacht hatte, und mit denen er Klopstocks oben (Februarheft S. 254 ff.) besprochenen 'musikalischen Verse', die sogenannten Dithyramben, nachformte. Und die Grenze zwischen Goethes als Verse geschriebenen Gedichten, den selbständigen wie den Teilen von Dramen, und den als Prosa geschriebenen Dramen oder Szenen von Dramen ist mit Sicherheit nicht zu ziehen. Diese Tatsache kennzeichnet geradezu seinen Geniestil.

Erst in der Geniezeit hat die latente Musik der poetischen Sprache Klopstocks, die Sprache seiner Oden und vor allem seiner reimlosen, freien Rhythmen den tragischen Stil voll befruchtet. Erst damals wirkt die Form der Bardenchöre seiner Bardiete fortzeugend nach im lyrischen Drama. Den Impuls dazu hatte Herder gegeben, der stürmende Entdecker und Prophet. Er klärte, vertiefte und erweiterte die mangelhafte Theorie Klopstocks. Er fand einen neuen, lebendigen Begriff der Sprache: Nicht mehr willkürliche Zeichen! nicht mehr konventionelle Form des Ausdrucks! Zwischen Sprache und Gedanke, Sprache und Empfinden waltet ein notwendiger, natürlicher, menschlich vielgestaltiger, von der Persönlichkeit bestimmter, von dem originalen Genie neu zu schaffender innerlicher Zusammenhang!

Das originale Genie, das alles dies mit spielender Urkraft durch die Tat bewies und einer Schar jauchzender Nachahmer wegweisend voranschritt war Goethe. Er hat den Glauben Klopstocks, die Lehre des prachtvollen Shaftesbury, die uralte Ahnung und Weisheit, der Poet sei der Schöpfer einer neuen Welt, der wahren und schönen, der ewigen, erst im vollen Sinne erfüllt. Und er war auch der vorbildliche Sänger dieser freien Rhythmen.

Die neue Sprache, die neue Form der Poesie, ungebunden vom äußerlichen Schema der Metrik und des Periodenbaues, des Reims und der Strophe, ganz nur Ausdruck der bewegten Seele, ganz nur Rhythmus der 'Energie' des lebendigen Menschen, jedem Wechsel der Stimmungen sich anpassend, die musikalische Natur der Poesie, ihre Beziehung zu mimischer Gebärde und zu dem natürlichen Schreiten enthüllend — all das war und gab der Klopstockische Vers, den Lessing, Hamann, Herder empfohlen hatten. In ihm erblickt nun die jüngere Generation eine Erneuerung primitivster Gesangspoesie und Mimik nach Analogie der antiken Dionysischen Dithyramben oder der Pindarischen Chorstrophik, der alttestamentlichen 'Chöre und Tänze', des Ossianischen und altgermanischen Urgesanges. Darum beherrscht er den lyrisch-dramatischen Stil des Sturmes und Dranges.

Dieser Genievers ist, um früher (Februarheft S. 252) Gesagtes zu wiederholen, eine genialische Poetisierung des Maßes der Rezitative und Chöre der Madrigale und Kantaten.

Goethe gibt dieser Form, aus seinem durch Herder bestimmten Ideal Homerischer und Pindarischer Poesie und aus der Fülle seiner eigenen Persönlichkeit, seiner reinen Menschlichkeit hinreißendes Leben, Farbe und Glanz höchster Schönheit: eine Idealität, die im Realen wurzelt. Mit Vorliebe gestaltet er diese Verse dramatisch. Manchmal wird es ein Monolog mit gegenwärtiger, sich auch gleich einer Wandeldekoration ändernder Szene: in den drei Klopstockisierenden Hymnen ('Felsweihegesang an Psyche', 'Pilgers Morgenlied an Lila', 'Elysium. An Uranien'), in 'Wanderers Sturmlied', 'Harzreise im Winter'. Manchmal ist es ein Dialog ('Wanderer'). Manchmal wird es ein volles Drama. Jedermann kennt die Bruchstücke des 'Mahomet' und des 'Prometheus'. Da haben wir die Elemente des von Klopstock geschaffenen tragischen Stils beisammen: den Monolog als Arie in reimloser Odenstrophe (Mahomet: 'Teilen kann ich euch nicht'), den Goethe später in 'Dichtung und Wahrheit' als Hymne bezeichnete und dem Musiker zum Zweck einer Kantate empfahl; den Monolog als Rezitativ in unstrophischen freien Rhythmen (Prometheus: 'Bedecke deinen Himmel, Zeus'); den Dialog in rhythmischer Prosa (Mahomet) oder in Verszeilen (Prometheus), den Zwiegesang (Alis und der Fatema im Mahomet: 'Seht den Felsenquell'). Es fehlt den erhaltenen Fragmenten der Chor. Aber sicherlich hat Goethe auch ihn einführen wollen. Daß es sich um 'Gesänge' in dem Sinne einer Mitwirkung vokaler und instrumentaler Musik handelt, steht außer Zweifel. Den musikalischen Charakter der Form bezeugt auch das Concerto drammatico für 'die Gemeinde der Darmstädter Heiligen', aus der Zeit des höchsten Klopstock-Kults: es ist die poetische Unterlage einer scherzhaft supponierten Instrumentalmusik von mehreren Sätzen verschiedenen Charakters, wie sie Klopstock zu dichten liebte, und es verwendet die 'Verse fürs Ohr', die freien Rhythmen. Wirklichen Chorgesang bietet der 'Gesang der Geister über den Wassern' (1779), dessen älteste erhaltene Niederschrift aber auch als Duett bezeichnet ist. Und sicher für die musikalische Komposition bestimmte Chöre enthält ein etwa gleichzeitiges Gedicht derselben Form: Proserpina, ein Monodram. Nach Erich Schmidts überzeugendem Nachweis ist es 1776 gedichtet, um von Gluck in Musik gesetzt zu werden als Totenfeier für seine früh verstorbene anmutige, als Sängerin hochbegabte und viel gefeierte Nichte Marianne. Gluck hatte zuerst Klopstock und Wieland um einen poetischen Nachruf als Unterlage für seine Musik gebeten. Goethe trat als Ersatzmann ein, wurde aber mit seiner Nänie auch nicht fertig. Dies Zusammentreffen des Dichters und des Komponisten der Taurischen Iphigenie in gemeinsamer, wenn auch nur geplanter Arbeit ist ein wunderbares Spiel des Zufalls, und doch auch mehr. Denn die Bahnen Glucks und Goethes mußten sich berühren: beide führten auf das Ziel eines idealen Dramas. Goethe hat die ergreifende Totenklage, eine seiner tiefsten und schönsten Dichtungen aus der ebbenden Geniezeit, in Wielands 'Teutschem Merkur' (Februar 1778) veröffentlicht. Die älteste Gestalt ist gedruckt als rhythmische Prosa, auch die Parzenchöre. Aber als er mit jener frevelhaften Gleichgültigkeit gegen frühere poetische Geschöpfe, die ihn an den Wendepunkten seiner Kunst öfter befiel, diese liebliche Blüte seines

Pfads zum tragischen Stil erstickte, indem er sie parodistisch in eine komische Oper ('Triumph der Empfindsamkeit') einschachtelte, da schrieb er sie um als Verszeilen in freien Rhythmen. Verändert war dadurch am Klang der Worte nichts. Sie waren, entsprechend der Auffassung Lessings, Hamanns, Herders, nur in Perioden der natürlichen Deklamation aufgelöst. Deutlicher gesagt: Goethe folgte hier dem Wink Lessings, der diese nach Art von Versen geschriebenen Zeilen als wirkliche Abteilung der Deklamationsabschnitte, als äußerliche Markierung der Pausen für den Vortrag des Schauspielers betrachtet wissen wollte. Im Grunde war auch das Verhältnis zwischen der Urfassung des 'Elpenor' und der 'Iphigenie' und deren zweiter Redaktion in freien jambischen Verszeilen das nämliche. Auch die beiden Fassungen der Ossianübersetzung kann man davon nicht abrücken. Sie stellen vielmehr den ersten Versuch, die Quelle der ganzen Stilform bei Goethe dar. Allerdings bestehn zwischen den eben angeführten Gedichten metrisch-rhythmische Unterschiede. Aber alle verbindet anderseits untereinander ein durchgehender Stilcharakter. Überall dasselbe Schweben zwischen Prosa und Vers, eine eminent musikalische Rhythmik. Nur der Vortrag entscheidet vielfach, ob sie als Prosa oder als Verse gelten sollen. Aber freilich eine Umwandlung ist unverkennbar, und Unterschiede feinerer Art bestehen gewiß. Jeder der Dichter, die in diesen Versen des freien Rhythmus sich auszeichneten (Herder, Goethe, Lenz, Maler Müller, Hölderlin, Heine), hat ihnen ein besonderes Gepräge gegeben. Und in Goethes freien Rhythmen läßt sich ein Weg der Entwicklung bemerken, der von der stürmischen Unruhe und Sprunghaftigkeit zu einer Abstillung, Ausgleichung, vom leidenschaftlichen Rezitativ zur Kantilene, vom Deklamatorischen zum Singenden leitet.

Für die in Versen geschriebene 'Proserpina' Goethes vermögen wir das Verhältnis und die Art des Zusammenwirkens von Poesie und Vers, wie es der Dichter sich dachte, noch festzustellen. Aus der kürzlich von Istel aufgefundenen Partitur ihrer ersten Komposition, die Siegmund von Seckendorf übernommen hatte, kennen wir die von Goethe gewünschte, mindestens gebilligte Beteiligung der Musik. Sie stuft sich vierfach ab: es kommen unbegleitete Rezitation, begleitete Rezitation, begleiteter Gesang und reine Instrumentalmusik als Vor-, Zwischen- und Nachspiele vor. Ähnlich verfuhr später unter Goethes lebhafter Teilnahme Karl Eberwein in seiner Komposition des Gedichts. Es dient das zum unmittelbaren Verständnis der dramaturgischen Ansichten, die Goethe und Schiller später über die Aufführung der Chöre zur 'Braut von Messina' hegten.

Von der Straßburger Ossianübersetzung des Jahres 1771 bis zur 'Proserpina' des Jahres 1776 ist es anscheinend ein weiter Weg. Ossians Nebelharfe dort, hier die musikalische Plastik eines zu Gluck und zu Winckelmann aufblickenden Stils. Aber der fortlaufende Zusammenhang dieser Entwicklung läßt sich nicht leugnen. Aus den Macphersonschen Nachdichtungen des mit sentimentalischer Phantasie verklärten Ossian, den sie doch auch immer schon im Hinblick auf Shaftesbury, dem die ersten Dichter als Musiker, Homer als Sänger galten, auf den Homer Blackwells, die Psalmenchöre

Lowths empfanden, quoll ein Strom gesangsmäßiger, aber auch leidenschaftlich vibrierender Lyrik auf, der nicht in England und Deutschland bloß der tragischen Stimmung einen neuen, lebendigen und künstlerisch wirksamen Ton schuf. Man denke doch nur: im Sonnenland, das Winckelmann und Goethe mit der Seele suchten, um nordischen Dünsten und Unformen zu entgehen, schöpft seit 1775 das junge Drama des Risorgimento die Vertiefung und Stimmung seines Gefühls aus Ossian. Alfieri, der Goethe durch seinen Oreste, Schiller durch seinen Filippo II und seine Maria Stuarda nahe steht, bekannte, seinen tragischen Vers, für den die Reimlosigkeit und die Klangfülle charakteristisch ist, Vergil und Cesarottis Ossian-Übersetzung zu verdanken. Goethes Iphigenien-Stil haben freilich verwandte Kräfte zur Reife gebracht. Von ihnen werde ich noch reden.

Herder hatte wiederholt selbst versucht, die Ahnungen und Erkenntnisse des inneren Zusammenhangs von Poesie und Musik für künstlerische Schöpfungen zu verwerten. Die frühesten musikalischen Eindrücke, die er empfangen, waren die geistlichen Gesangs. Gleich Rousseau, gleich Klopstock erblickt er in der Choralmusik die ursprüngliche, reinste Musik, in der Instrumentalmusik eine künstlichere Form. Aber Rousseaus Komponieren und Idee der Musik wurde bestimmt durch unvergeßliche Jugenderinnerungen andrer Art, durch leichte anmutige Chansons, die seine Tante dem Kinde sang, oder die rührenden Melodien, die er im Waadtland von den hanfbrechenden Bauern und den Winzerinnen gehört hatte. Später ergriffen ihn die naturwüchsigen Barcarolen der Venetianischen Gondoliere, die Schiffergesänge aus Tasso und Ariost, die ja auch auf Goethe so wirkten, und regten ihn an zu seinen Liedern im Devin du village. Dagegen die Polyphonie des protestantischen Kirchengesangs und eigene Jugendversuche im Komponieren von Kantaten standen für die Entfaltung seines musikalischen und poetischen Schaffens mehr im Hintergrund. Herder umgekehrt hat sehr früh vom religiösen Chorgesang die dauernde Richtung für seine musikalische Entwicklung erhalten. Auch er liebt und sammelt die Melodien von Balladen und Liedern des Volkes, auch er übersetzt solche Lieder und dichtet ihnen nach, gibt durch sein Beispiel den Anstoß für die neue Wendung der deutschen Kunstlyrik, ja er wird gewissermaßen der Vater des modernen deutschen volksmäßigen Liedes. Aber seiner eigenen dichterischen Produktion für die Musik stellt er höhere Aufgaben. In Riga schon will er nach dem Vorbild der religiösen Dichtkunst und Musik des griechischen und römischen Altertums die deutsche Poesie und Musik erheben durch religiösen Inhalt. Die Kantate setzt er unter den übrigen Dichtarten gleich nach dem Heldengedicht und dem Drama. So dichtet er denn eine 'Pfingstkantate', der im Laufe seines späteren Lebens noch mancher andre poetische Kantatentext folgt. Überall sind darin neben den Rezitativen und Arien Choräle und Chöre, in mehr oder minder freien, gereimten, teilweise auch reimlosen Versen die Träger des lyrischen Ausdrucks. Zu den Kantaten gesellt er Oratoriendichtungen, die dramatischen Charakter annehmen und für

die ihm Händel das Vorbild ist: 'Die Kindheit Jesu', 'Lazarus'. Er hat bekanntlich 1780 die erste Weimarer Aufführung des 'Messias' — bald nach der ersten deutschen in Hamburg (1775) — durchgesetzt und dafür den Text deutsch bearbeitet. Bei diesen Bestrebungen schwebt ihm offenbar eine Art Erneuerung der älteren deutschen geistlichen Schauspiele vor, gewissermaßen ein deutsches Seitenstück zu der nationalen althellenischen Kultuspoesie und Kultusmusik. Die Texte der Bückeburger Zeit wurden in der Komposition des dortigen Konzertmeisters Johann Christoph Friedrich Bach, des dritten Sohnes von Johann Sebastian Bach, die späteren in der Komposition des Weimarer Kapellmeisters Wolf aufgeführt.

Auch diese Bemühungen waren Herder nur Vorstufen zu dem Höchsten: einer Neugestaltung des deutschen Dramas mit Hilfe der Musik. Und hier greift er zu Klopstocks 'musikalischen Versen', dem umgeformten Rezitativ- und Chormaß der Madrigale und Kantaten, jenen freien Rhythmen, die er für die Übersetzung Ossians empfohlen und angewendet, die er selbst für geeignet erklärt hatte, Shakespeare darin zu verdeutschen. Er hatte diese Verse den alttestamentlichen Chören verglichen. Er hatte aber, was uns hier das wichtigste ist, sie auch bei einer Würdigung der von den Literaturbriefen kritisierten Steinbrüchelschen Übersetzung des Sophokles und Euripides als dasjenige Maß bezeichnet, durch das sich in einer deutschen Nachbildung antiker tragischer Chöre 'noch eins und das andre von dem Kolorit, dem Schwung, dem Theatralischen Tritt, der Musikalischen Harmonie ihrer Originalsprache retten ließe' (Fragmente, 2. Sammlung, IV A). Es bleibt zu untersuchen, ob dabei auch das Beispiel, das die freien Maße in den Chören des europäischen Renaissancedramas des 16. und 17. Jahrhunderts gaben, für Herder bestimmend gewesen ist.

Er selber wagt zu leisten, was er empfahl. Er selber wagt es, in Klopstocks freien Rhythmen im Wetteifer mit Shakespeare und den Chören des antiken Dramas einen tragischen Stil zu schaffen.

Er dichtet (Mai 1772) in freier Anlehnung an den 'Julius Cäsar' Shakespeares einen 'Brutus' und fordert keinen Geringeren als Gluck auf, sein Werk zu komponieren. Den 'Shakespeare der Musik' nannte man Gluck im Kreise seiner Bewunderer. Er sollte nun wirklich an einem Stoff Shakespeares den Seelenausdruck seiner Kunst erproben. Wunderbar war gleich der das Drama eröffnende erste Monolog des Cassius in der fürchterlichen Gewitternacht in freien Rhythmen. Welche seiner Zeit weit voraneilende Aufgabe stellt er dem musikalischen Rezitativ! Dem zweiten Akt geht ein Orchestervorspiel voran, das 'Cäsars Tod fern ankündiget.' Herder hat diesen Text zweimal umgearbeitet: die dritte Gestalt komponierte dann der Bückeburger Konzertmeister Johann Christoph Friedrich Bach.

Er wagt es endlich, auch die Stoffe der griechischen Tragödie selbst auf diesem Wege neu zu gestalten und wetteifert in seinem 'Philoktetes, Szenen mit Gesang' (1774) mit Sophokles, im 'entfesselten Prometheus' mit Aischylos, in 'Admetus Haus', einem 'Drama mit Gesängen', mit Euripides und mit der Alceste Wielands. Die letzten drei Dichtungen sowie ein Melodram 'Ariadne-

Libera' nach dem Vorbild von Gerstenberg und Brandes reichen unmittelbar heran an die Entstehungszeit der 'Braut von Messina' und dienen dazu, Schillers gleichzeitigen Versuch zu beleuchten. Verweilen muß ich noch einen Augenblick bei dem Komponisten der in Bückeburg entstandenen Kantaten und Dramen: Johann Christoph Friedrich Bach.

Sein Bruder, Johann Christian Bach, war einer der frühesten Nachfolger von Stamitz, dem großen Bahnbrecher der modernen Instrumentalmusik (s. oben S. 414). Es hätte den größten Reiz und wäre für die Geschichte des inneren Lebens der künstlerischen Form von hohem Wert, Johann Christophs Kompositionen der Kantaten und Dramen Herders daraufhin näher zu untersuchen, ob auch in ihnen der neue musikalische Stil, die Kontrastierung und der Wechsel des Ausdrucks in der Themenbildung und Themenfortführung sich mit dem neuen tragischen Stil der freien rhythmischen Verse Herders eint zu einer künstlerischen Wirkung. Herder wollte der Musik hier nur Netz und Fachwerk liefern, wie er seiner Braut schrieb, scheint also der Musik die entscheidende Rolle überlassen zu haben. Das Herdersche Philoktetdrama mit der Musik von Bach verdiente schon eingehende Betrachtung: ist es doch ein bedeutsamer Vorläufer dessen, was Schiller in seiner 'Braut' sich zum Ziel setzte.

Gleichzeitig etwa mit Herder war als Neugestalter des tragischen Stils auch Wieland in Weimar auf den Plan getreten. Die Hebung des 'lyrischen Theaters' liegt ihm am Herzen. Das vulgäre deutsche Singspiel von Weiße und Hiller möchte er veredeln und so der Opera seria der Italiener in kleinerem Rahmen ein Seitenstück schaffen, für das Metastasio, der dramatische Reformator der italienischen Oper, der Poet der Liebesempfindung, der zarten weichen Formen Muster sein soll. Auch Wieland knüpft wie Herder an die Kantate an. Seines Freundes Johann Georg Jacobi Kantatentexte veranlassen ihn, dieser Gattung das Wort zu reden und daraus Gewinn für das Drama zu erwarten. Wirklich hat Jacobi weltliche kantatenartige Singspiele 'Elysium' und 'Apollo unter den Hirten' verfaßt, die von der Seylerschen Schauspieltruppe, nachdem deren durch Lessing unsterblich gewordenes Hamburger Nationaltheater gescheitert war, in Hannover 1770 aufgeführt wurden. Die Musik hatte ihr Kapellmeister Schweizer geliefert, der früher in Italien seine musikalische Bildung ergänzt und sich mit der reformierten italienischen Oper vertraut gemacht hatte. Diese Truppe rief die kunstsinnige, von musikalischen Interessen und musikalischer Begabung erfüllte junge Herzogin-Regentin Anna Amalia, die Mutter Karl Augusts, im folgenden Jahr nach Weimar, und ihrem Wunsch ward es nun leicht, Wieland zur Ausführung längst gehegter Pläne zu bewegen. Wetteifernd mit Gluck, dessen Alceste er als 'göttlich' preist, behandelt er selbst denselben Stoff, den für jenen der italienische Dichter Calsabigi bearbeitet hatte, als deutsches Singspiel, mit bescheideneren Mitteln. Dabei hat, wie ich glaube, auch Rousseaus geistreich-leidenschaftliches Monodrama 'Pygmalion' eingewirkt, das er gewiß längst durch Vermittlung der gemeinsamen Freundin Julie von Bondeli oder der Frau von La Roche kannte,

und das in einem eigenen lyrischen Drama nachzuahmen er schon früher beabsichtigte. Schon am 13. Mai 1772 führte die unter Eckhofs Leitung stehende Seylersche Truppe dies Werk des großen Weltverbesserers auf mit der Komposition Schweizers, die leider verloren ging. Der Name des berühmten Dichterphilosophen und Dichterkomponisten und seine Schöpfung bedeutete ein dramatisches Programm von zündender Kraft. Eine ergreifende, in die Glut einer sinnlich-geistigen Liebe getauchte Huldigung vor der lebendigen Schönheit wahrer Kunst, vor dem die junge Generation begeisternden Gedanken der Schöpfermacht des Künstlers, und zugleich ein epochemachendes Beispiel eines dramatischen Stils, der den höchsten musikalischen Ausdruck der wortlosen Gebärde überläßt und der pantomimischen Darstellung durch die Musik Sprache verleiht. Die psychologisch und ästhetisch gleich fruchtbare Erkenntnis von dem Verstummen der tiefsten Erregung und von der Unaussprechlichkeit des vollen Gefühls, die Klopstock, Diderot, Rousseau, Herder nachdrücklich und geistreich verkündet hatten, gewann hier Macht über den tragischen Stil des lyrischen Dramas. Schon im Herbst 1772 folgte dem 'Pygmalion' die Aufführung des ersten kleinen Singspiels von Wieland ('Aurora') zum Geburtstag der Herzogin, und im Mai des nächsten Jahres (1773) erschien die 'Alceste' auf der Bühne, beide wieder in Schweizers Komposition.

So trat denn die antike Tragödie in ihrer dem modernen Empfinden am nächsten verwandten Erscheinung, in der Kunst des Seelendurchgrüblers Euripides auf das deutsche Theater zum erstenmal aus der Werkstatt eines wahren deutschen Dichters, der von Bodmer, Klopstock, Rousseau den Weg zu Lukian und Ariost zu finden wußte. Und der neue Stil, der hier zum erstenmal die weihevollen Töne der hellenischen Tragödie in modernen deutschen Formen erklingen läßt, vermeidet die Rhetorik und das Gedankenhafte des Lessingschen Dramas durch das Medium der Musik. Einer Musik, die ausdrucksvoller, lebendiger, mit einem Worte poetischer sein sollte als die sonst auf dem deutschen Theater gehörte, weil ihr ein Ideal durch Metastasio und Calsabigi, durch Rousseau und Gluck vorgezeichnet war. Es ist kein Zufall, daß die Schauspieltruppe, deren Darstellungen Lessing rezensiert hatte, dieses neue deutsche Singspiel in Weimar dargestellt hat. Die große Wendung unsrer Dramatik offenbart sich darin: der Schritt von dem Stil Lessings zum Stil der Iphigenie Goethes.

Goethe hat bekanntlich Wielands Nachdichtung des Euripides in einer frechen Farce verspottet. Jedermann spottet ihm nun nach: über ein Werk, das die wenigsten kennen. Es ist in Wirklichkeit eine Dichtung, der in der Geschichte des deutschen dramatischen Stils eine Ehrenstelle gebührt. Auf lyrischer Grundlage, in reimlosen, unregelmäßig behandelten Versen — teils Blankversen, teils einem Mittelding zwischen den Vers irréguliers der Franzosen und den freien Rhythmen Klopstocks — für die Rezitative der Monologe und des Dialogs und in rein lyrischen, gereimten oder auch strophisch gerundeten Versen für die ein- und mehrstimmigen Gesänge wird hier die ideale Form des antiken Dramas modern nachgebildet. Nur im letzten Aufzug, dem Totenopfer, tritt auch der Chor singend hervor mit wenigen betenden, dankenden Worten. Selten nur stören Plattheiten oder Klingklang

des alten Opernstils. Man höre Alceste, nachdem sie, bereit zu sterben, sich den Gottheiten der Unterwelt zum Ersatz für den Gatten dargeboten:

Sie haben's vernommen!
Sie kommen, sie kommen!
Ich höre das Schweben
Der schwarzen Gefieder.
Sie steigen hernieder!
Sie holen das Opfer
Zum Todesaltar!

Sind das nicht Goethische Klänge? Nähere Betrachtung lehrt in der Tat, was zuerst Herman Grimm aussprach, später Bernhard Seuffert nachwies: von Wielands 'Alceste' und von seiner im Stil eng verwandten 'Wahl des Herkules', die von ihrem Dichter 'dramatische Kantate' oder auch 'lyrisches Drama' genannt wird, leiten feste Fäden zu Goethes späterem Geniestil und dem Stil der reifenden 'Iphigenie'. Namentlich die reimlosen Stücke, die Rezitative Wielands, zeigen eine unleugbare Ähnlichkeit, und aus der 'Wahl des Herkules' sind in Goethes 'Faust' fraglos poetische Bilder und Wendungen, wichtige Elemente der poetischen Diktion geflossen. Aus beiden Singspielen hat er aber die eigentümliche Mischung pathetisch rezitativischen und lyrisch singenden Stils, jenes Opernhafte entlehnt, das für die metrische, stilistische und innere Form seines 'Faust', für einzelne seiner Singspiele und später für die romantisch antikisierenden Dramen (Helena, Pandora, Palaeophron, Epimenides) so charakteristisch sind. Und mehr noch, Kettner hat mit feinem Gefühl auch die Brücke aufgedeckt, die von den beiden Wielandschen Singspielen zu dem Drama Schillers führen, das meine ganze Betrachtung in seinen geschichtlichen Voraussetzungen und seiner künstlerischen Konzeption erklären möchte.

Auch Wielands theoretische Begründung und Rechtfertigung seiner beiden Singspiele ist sehr ernsthaft zu würdigen, mochte Goethes 'spaßenmäßiger' Übermut seinen Standpunkt auch anfangs verachten. Wieland will der Tragödie der Alten, insbesondere dem Euripides, näher kommen als irgendeine andre moderne Gattung. Er weiß, daß das Singspiel ohne den Prunk der großen Opera seria, die er als Mißgeburt verwirft, ohne viel mehr Aufwand als unsre gewöhnlichen Tragödien durch die bloße Vereinigung der Künste der Poesie, Musik und Aktion zum ergötzendsten und herzrührendsten aller Schauspiele gemacht werden könne. Die mächtige Rührung des Herzens, nicht die Bezauberung der Sinne, wie sie die Oper gibt, ist sein Ziel. Politische Stoffe sind davon ausgeschlossen, möglichste Einfalt im Plan erforderlich, und da Musik und Gesang eine Art idealischer Sprache ausmachen, erwarten wir in dem Singspiel den Begriff des Wunderbaren, den Ausdruck einer Götterspräche. So empfiehlt er mythologische, heroische Gegenstände, romantische Ritterfagen.

Er ist überzeugt, daß 'die Schwestern Musik und Poesie nur in der Vereinigung allmächtig sind, aber auch in der Vereinigung die erste (die Musik) der andern (der Poesie) untergeordnet sein muß, und daß alles verloren ist, sobald sie, anstatt zu gehorchen, herrschen will'. Und mit einem Preislied auf Glucks Wagnis und Erfolg verknüpft er die Hoffnung auf 'eine Reihe von Glucken', 'um diese Oberherrschaft der wunderbaren Natur über

die Musik, diesen einfachen Gesang, diese schöne Zusammenstimmung aller Teile zur großen Einheit des Ganzen' dauernd auf dem Theater durchzusetzen. An diesen Glucken hat es dann ja nicht gefehlt!

Aber als Goethe sein für Glucks Musik der dramatischen Größe und Wahrheit bestimmtes tragisches Proserpina-Monodrama mit den feierlich-milden Chören der Parzen im 'Triumph der Empfindsamkeit' durch Operettenmusik, Dekorations- und Balletteffekte geistreich ironisierte, war er aus dem Parodisten des 'Alceste'-Dichters ein Parodist seines eigenen genialen Stils geworden und vor allem ein Parodist des tragischen Verses der Geniezeit: der freien Rhythmen. Der Dichter der deutschen 'Iphigenie' und des 'Elpenor', der 'Nausikaa', des 'Tasso' hatte dem naturalistischen tragischen Stil der Geniezeit abgesagt. Und er fuhr auch nicht auf den Bahnen seines großen musikalischen Rivalen, der die Pariser Oper dem idealen Ernst deutschen Künstlertums unterwarf. Eher mag man mit Rich. M. Meyer und Niejahr (Euphorion 2, 610) in Technik und Stil seines zu antiken Stoffen zurückkehrenden Dramas, das die drei Einheiten wahrt und in sentenzenreicher Sprache auf abtönende Charakteristik verzichtet, eine Wiederannäherung an das klassizistische, lyrisierende Drama des Racine erkennen oder auch als bedeutsam für die Neuorientierung des Stils in Anschlag bringen, daß sein Singspiel 'Lila' (1776) auf die ältere freiere Form des französischen Dramas, die Tragikomödie des siebzehnten Jahrhunderts, zurückgriff.

Die entscheidende Richtung indessen gab meiner Ansicht nach Italien: die hier heimische lebendige Tradition menschlich natürlicher Kunst, die auch den Künstler Rousseau in Banden schlug und für die Opera buffa begeisterte, die Kunst der Improvisatoren und Volkssänger, der Stegreifbühne, der Maskenspiele aus der goldenen Zeit der Medizäer, der Oper Metastasios und des Gluck-Antipoden Piccini, die Kunst Ariosts, Tassos, Gozzis. Ein Hauch jener oben (S. 405 f.) geschilderten Restauration vorklassizistischer nationalitalienischer Kunst beflügelte auch das Schaffen des Dichters der 'Iphigenie' und des 'Tasso'.

Den naturalistischen Illusionismus des Theaters verwarf Goethe schon in den ersten weimarischen Jahren. Die heutigen Gegner und Verteidiger der 'Illusionsbühne' mögen nur einmal lesen, wie köstlich 'der Triumph der Empfindsamkeit', die bayrischen Königsschlösser vorahnend, über die Imitationen der Natur in den 'Zimmern und Kabinetten' der Fürsten und über den täuschenden 'Effekt' der Theaterdekorationen spottet. Italiens Kunst, Italiens Theater bot ihm, lange bevor seine Augen das Verheißungsland seiner Kindheit sahen, was seine Künstlerseele suchte. In der wühlte das große Problem des Jahrhunderts: Wie schafft die Kunst, wie schafft die Poesie, vor allem das Drama, künstlerisches Leben? Die Lösung barg sich in der zweiten Frage: Wie entsteht der künstlerische Stil? Rousseau gab eine Antwort durch das Bild des Pygmalion. Goethe hingegen fand mit dem Platonismus Shaftesburys, dessen wegweisende Rolle neuerdings vielfach, am eindringendsten von Dilthey und zuletzt in der höchst lesenswerten Einleitung Walzels zum 36. Bande der Cottaschen Jubiläumsausgabe Goethes dargelegt worden ist, die Antwort in dem Bilde des Prometheus. Das wies

ihn auf das selbstherrliche Recht des poetischen Schaffens, in die Sphäre des freien Spiels der Phantasie.

Dahin riefen ihn auch zwei gefährliche Mächte: die Bühnenpraxis und das Bedürfnis des Hofes, dem die Kunst nur als Schmuck des Lebens gilt. Dahin zogen ihn aber doch auch mit hinreißender Kraft der enthusiastische, normative Idealismus Winckelmanns, Beispiel und persönlicher Einfluß des dem Metastasio und Ariost nachstrebenden 'Alceste'- und 'Oberon'-Dichters. Wieland führte seinem Drama nun auch als Ersatz für Prosa und freie Rhythmen den neuen, lyrischer gestimmten Vers zu, den Goethe dann nach dem entscheidenden Vorbild von Heinses 'Laidion' sich formte: den jambischen Fünffüßler, aber nicht den englischen Vers des 'Nathan', sondern den Vers der Stanzen Ariosts.

Aus diesen Anregungen floß die neue Stilisierung seines leichteren Dramas: eine neue, lässige, spielende Art, die nur auf 'das Gefällige und Offene' ausgeht. Dabei gewinnt in einer geradezu erstaunlichen Weise die Musik Macht über seine dramatische Produktion. Nach dem 'Tasso', den er 1780 begann, ist ja überhaupt kein größeres Sprechdrama höheren Stils mehr von Goethe neu begonnen und wirklich vollendet worden. Schweizerische oder auch heimische Szenerie, Volkslied, Sage, Märchen gaben für 'Jery und Bätely' und 'die Fischerin' den Ton, die Tradition des italienischen Intermezzo mit den typischen Figuren des Scapin, der Scapine, des Doktors für die erste wirkliche Opera buffa Goethes, 'Scherz, List und Rache', worin zum erstenmal der französisch-deutsche Singspieltypus (Prosadialog mit versifizierten Gesangseinlagen) ersetzt wird durch den durchkomponierten italienischen Typus in Versen; ein Lustspiel des phantastischen Turandot-Dichters Gozzi lieferte das Motiv für 'die ungleichen Hausgenossen'. Auch die Prosasingspiele des französisch-deutschen Typus der Geniezeit ('Erwin und Elmire', 'Claudine') müssen jetzt — sehr zu ihrem Nachteil — das neue Gewand des idealisierenden Stils anziehen.

Nach der italienischen Reise setzte Goethe als Leiter des Weimarischen Theaters diese Sorge für das Singspiel fort. Der Schöpfer des 'Götz', des 'Werther', der 'Stella', des 'Prometheus', der 'Claudine', des 'Egmont' läßt sich dazu herab, die deutschen Libretti französischer und italienischer Opern zu verbessern und durch eigene, reizvolle Liedeinlagen zu verschönen.

Und wie engt Goethe die Rolle des Dichters dabei ein! In seinen Singspielen soll 'der Komponist gleichsam als ein himmlisches Wesen über der irdischen Natur des Dichters bleiben', auf die Poesie soll die Musik wirken 'wie das Waldwasser auf die Felsabstürze' und so 'die Kaskade erst lebendig machen'; den Poeten will er 'wie einen Sohn oder Zögling in den Dienst des Komponisten stellen', und dem unsäglich mittelmäßigen Musiker Kayser gegenüber, der sein Komponist ist, rühmt er sich in seltsamster Bescheidenheit, 'in Italien etwas gelernt zu haben, die Poesie der Musik zu subordinieren'. In alledem welche Erniedrigung! Wie teuer ist der ersehnte Fortschritt zum idealistischen Stil erkauft!

Dennoch lebt sichtbar in allen diesen leichtgewogenen Experimenten ein starker künstlerischer Trieb, der zur Höhe führen mußte, der die Rückkehr zu

gereifter, selbständiger Produktion großen Zugs und für das Weimarische Theater einen erhöhten Bühnenstil verhieß.

Der Parodist der 'Proserpina' und ihrer freien Rhythmen, der Jünger des Metastasio und der Opera buffa suchte den mühevoll nachgebildeten italienischen Singspieltypus aus innerem Drange doch wieder zu einem edleren, reineren dramatischen Ideal zu erheben: er gibt im Rezitativ mit Bewußtsein streckenweise den Reim auf und kehrt so zu den freien Rhythmen zurück; ja, als sein im Konventionellen festklebender, von ihm wunderlich überschätzter Komponist Kayser die Ungleichmäßigkeit der Rhythmen lästig fand, beruft er sich auf Glucks Kompositionen der Klopstockschen Gedichte (s. Februarheft S. 260 f.), die 'er in einen musikalischen Rhythmus gezaubert' habe.

Von diesen spielenden Stücken erhebt er den Blick zu dem Plan einer großen, ernsten Oper und will (1790) für Reichardt einen Stoff aus Ossian dichten, also den Spuren der 'Minona' Gerstenbergs folgen. Und das großartige deutsche Singspiel Mozarts, 'Die Zauberflöte', regt ihn an zu einer Fortsetzung ('Der Zauberflöte zweiter Teil').

Der letzte Herausgeber und treffliche Erläuterer der Goethischen Singspiele, Otto Pniower, nennt (Cottasche Jubiläumsausgabe, Band 8) mit feinem Takt diesen Versuch, an die Seite Mozarts zu treten, 'eine Vorübung, eine Studie für die Wiederaufnahme seines Lebenswerkes, des Faust'. Es war die Brücke aus der Idealwelt des italienisierenden und romanisch antikisierenden Stils zu der phantastischen Romantik des deutschen Weltdramas. Dieses Urteil indessen muß, meine ich, ausgedehnt werden auf Goethes gesamte Singspielproduktion und Singspieldramaturgie. Sie, als Ganzes, bedeutet in der Tat, richtig verstanden, einen entscheidenden Vorbereitungsakt in dem künstlerischen Entwicklungsgang Goethes wie in dem Werden des deutschen dramatischen Stils. Das Ende dieser Bewegung zeigt sich uns in dem musikalischen Drama 'Die Danaiden', das Goethe gleichzeitig mit dem zweiten Teil der 'Zauberflöte' (1795, 1798) plante (an Zelter 29. Mai 1801), 'worin nach Art der älteren griechischen Tragödie der Chor als Hauptgegenstand erscheinen sollte', und in dem 'Trauerspiel im altgriechischen Geschmack' von der 'Befreiung des Prometheus', das Schiller in einem Brief an Körner erwähnt (10. April 1795) und von dem er zwei Jahre später einen an Wilhelm von Humboldt übergebenen Chor für die 'Horen' haben wollte. Dieses Chorlied nun der Nereiden hat sich neben einem Trimeterpaar aus der Rede des Prometheus an die aufgehende Sonne erhalten und es ist gedichtet — in prachtvollen freien Rhythmen, in jenen Maßen also, die das Prometheusdrama der Geniezeit angewandt hatte. Den oben (S. 427) erwähnten Rat Herders für die deutsche Nachdichtung antiker Chöre hat Goethe also befolgt und kunstvollere antike Metren in strophischer Gestaltung verschmäht.

Damit treten wir unmittelbar an den Standpunkt heran, auf dem Schiller seine 'Braut von Messina' zu schaffen sich erkühnte, und von dem der Blick aufsteigt zur 'Helena' und zur 'Pandora' Goethes.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Broneli.

Von

J. Reinhart.

Als der Schnee auf den alten Tannen hinter dem Dorf lag, war Broneli in seinem Häuslein wieder so einsam wie im Grab. Und auf dem schmalen Fußweg, der durch die Matten hinauf sich zieht, sah man keinen Tritt mehr.

Am Waldsaum kauert das Hüsli, scheu und verschämt wie ein verschnupftes Menschlein. Fußhoch liegt der Schnee auf dem Strohdach, und die rauchtrüben Eiszapfen reichen nah bis zum Boden; zwei Fenster schauen ins Schneeland hinaus wie schwache Blinzeläuglein unter tiefem Schirmdach herfür.

Still ist's da oben; das Geißlein ruft einmal vor Langezeit[1]) aus seinem Schopf herüber, oder ein Vogel oder Hühnlein pickt auf dem ausgetretenen Holztritt.

Einmal geht langsam die schwarze Tür von innen auf, und Broneli tritt aus dem dämmerigen Raum der Küche; vornübergebeugt, trippelt es heraus an seinem Stock, und das irdene Schüsselchen zittert ein wenig in der dürren Hand.

Die schwachen Augen blinzeln vor dem frisch gefallenen Schnee, und wie es mit zittriger Stimme seinem Hühnlein ruft, hebt es die Hand mit dem Stock über die Stirn. Einen Augenblick steht es vor der Tür und schaut, wie vor einem großen Bild staunend, in die starre Winterstille hinaus, knüpft dann das rote Kopftuch fester unter dem spitzen Kinn, streicht eine dünne Strähne weißer Haare fast hastig zurück, und wenn jetzt aus dem Schuppen nebenan das Geißlein ruft, liegt wieder das müde Lächeln auf dem aschgrauen Faltengesicht. Als es hastig mit einer Handvoll Futter nach dem Stall humpelt, tönt ein liebkosendes Trösten aus Bronelis Wort. Wie zu einem Menschen hat es in seinem Alleinsein zum vertrauten Stalltier reden gelernt. Und es muß immer ein Weilchen bei ihm stehen und zu ihm reden.

„Ja," sagt's, „gelt, hast auch lange Zeit, bist vergessen und allein, wie's Broneli, du! Kommt nie ein Mensch zu uns! Wär wohl ein Wunder, wenn einer käm!"

Und streichelt mit magerer Hand das Tier, das aus großen Augen zu ihm aufschaut, als ob es das Wort vom Einzigsein auch verstehen könne. Dann geht die Stalltür wieder zu, noch einen Blick wirft Broneli hinauf

[1]) Langeweile.

nach dem Wald; schaudernd wendet es sich zur Tür und humpelt an seinem Stock ins Stüblein.

Am Fenster ist sein Platz, den Tag hindurch; da nimmt es das Strickzeug wieder auf, zählt und hält es mühsam gegen die kleinen Scheiben. Ist halt ein Elend! Und es seufzt, seufzt wie die Schwarzwälderin an der Wand. Langsam, als koste jeder Schlag ihr Mühe, gibt sie die Stunde an, müde zittert die Melodie an ihr Ohr: „Nümm lang!" Das will ihm nicht mehr aus dem Kopf, während die Dämmerung ins Stübchen schleicht.

„Ja, hast recht du an der Wand! Nümm lang!"

Und es denkt, wie vor Monaten die Arbeit noch durch die Hand geglitten, und jetzt! So will's und will's nicht mehr, schwer die Nadel und wie ein ewiger Nebel vor den Augen. Und am heilig Frauentag ging's noch leicht fast durch den Feldweg zur Predigt und zum Hochamt. Es hört des Pfarrers Wort noch immer.

Jetzt läßt Broneli das Strickzeug fallen in den Schoß, und sein Blick geht hinaus, übers Schneefeld weg, wie wenn er dort draußen hinterm Wald und Dörflein etwas Schönes erreichen könnte. Und derweil ist's still im Stübchen. Nur an der Wand die Uhr seufzt immer fort. Und etwa das verlorene Summen einer Fliege irrt aus der dunklen Ecke.

Broneli hat die Hände im Schoß gefaltet, wie wenn es betet; aber es ist kein Gebet, der Rosenkranz hängt neben der Tür am Weihbrunnenkrüglein.

Es denkt zurück, das war jetzt noch jeden Dämmerabend so, wenn die Lichter im Dörflein angingen, eins nach dem andern. Das ist jetzt noch Bronelis schönste Zeit. Da verweilt es eine Stunde fast, wie ein Kind an seinem Kinderbuch, und wenn Bild um Bild vor dem Auge sich malt, da wird ihm die Zeit wieder kurz, wie vor manchem Jahr, und wie das Winterfeld, wenn ein Sonnenblick darüber geht, erhellt sich seine Stirn. Es ist in einer andern Welt, die liegt fünfzig Jahre hinter ihm. Jung ist es wieder, ein Maitli, unscheinbar, es ist wohl wahr, eins, das niemand ansieht, das niemand gern hat als sein Müetti. Und noch jemand!

Dort unten, wo der morsche Holunder steht, wohnte die Wäscherin mit dem Büblein; der Friedli, das war Bronelis Kamerad, sein einziger, das ganze Leben lang. Im Sommer beinelten[1]) sie selbander ins Holz in die Beeren, suchten Haselnüsse und rote Hagebutten. Und im Winter hatte er ihm den Weg gebahnt im Schnee zum Dorf hinab. Aber am schönsten war es im Sommer, wenn sie die Beerenkrätchen[2]) an die Schnur banden, und auf dem Heimweg, wenn goldene Streifen zwischen den Stämmen lagen. Der Friedli sang bis hinter Bronelis Haus, dann hielt er an, sagte gute Nacht, und es stand noch ein Weilchen und sah ihm nach, es wußte selber nicht, warum es stehen blieb, bis die Mutter auf der Schwelle erschien.

Fünf, sechs Jahre dauerte die Herrlichkeit; dann ging er in die Stadt zur Schule; die Herrschaft, der die Mutter wusch, bezahlte für ihn, daß er geistlich konnte werden.

---

[1]) gingen. [2]) Krätchen-Körblein.

Broneli durfte selten mehr mit ihm reden; aber es war fast froh; es war ein dummes Maitli, und alles sagte, wie gescheit er sei. Wo hätt es da die Worte suchen müssen?

Im Herbst noch einmal durfte es mit Friedli reden. Die Glocken läuteten auf den Matten, blaue Räuchlein stiegen den Hügeln nach, und die Bäume warfen lange Schatten, da wäre Broneli auch gern noch einmal mit den Kühen und Geißen gegangen, wenn es jauchzen hörte auf den Weidmatten. Aber das schickte sich nun nicht mehr für Broneli, es mußte nähen auf Tod und Leben; dort unten, wo der Wäscherin Matte an ihren Garten stieß, da weidete einer seiner Mutter Kuh, in der Hand ein Buch, worin er eifrig studierte, und das war Friedli, der geistliche Student, der daheim in der Vakanz war. Broneli hätte gern wieder einmal ein Wörtlein von ihm gehört und ihm von nahem ins Gesicht gesehen, aber erst als die Mutter in die Küche ging, durfte es einen verstohlenen Blick tun. Wie er groß geworden in dem Jahr und hübsch!

„Aber nein, was denkst! Was will der reden mit dir! Er will ja geistlich werden!"

Auf einmal, wie Broneli aufblickt, steht Friedlis Kuh am Gartenhang und frißt zwischen den hölzernen Latten das Kraut ab; Broneli erschrickt fast, weiß nicht, ob es rufen will, steht auf; da fährt das Tier zusammen, nimmt einen Sprung und ist fort. Broneli wirft das Nähzeug hin, eilt dem Tier nach, dem Waldrand zu. So andächtig ist der Student gewesen bei seinem Buch, daß er sein Kühli laufen ließ. Aber wohl, jetzt wirft er sein Buch beiseite und läuft dem Mädchen zu Hilfe, das ist einmal flink, rot wird sein Gesicht wie das letzte Röslein, als es dem Knaben das Tier an der Halfter bringt.

„Da, nimm!" will es sagen, und auf und fort wie ein scheues Hühnlein. Aber wie es ihm die Halfter reicht, streifen sich ihre Hände, und ihre Augen begegnen einander. Broneli fährt scheu zurück, und davon ist's. Im Fliehen sieht es noch die schwarzen Augen und hört seine Stimme: „Du, i dank dir, Broneli!" — —

Seither konnte es nie mehr mit ihm reden. Friedlis Mutter zog in die Stadt zu einer Herrschaft, und als er geistlich war und fortkam auf eine fremde Pfrund, nahm er sie mit und behielt sie, bis sie starb.

Und Broneli blieb daheim, und niemand kam die langen Jahre und fragte, wie es lebe. Seine Mutter trugen sie ihm auch hinab, und fast so still wie auf dem Kirchhof die Mutter hatte es Broneli in seinem Häuslein.

Aber den Friedli und sein letztes Wort konnte es nie vergessen, und wenn es die ungezählten Sonntage vor dem Häuschen saß, nahm es die Erinnerung hervor wie ein wohlverwahrtes Bilderbuch und lebte wohl daran. Es mußte lächeln, daß es närrisch sei, daran zu denken, aber für ein Stündlein schien ihm die Sonne heller und die Rosen am alten Stock im Garten blühten röter, und wenn im Winter die Ampel auf dem Ofen schwelte und die Wanduhr tickte, schloß es die Augen und ließ das Stücklein Sonnenland

aufleben aus jener Zeit, und ein traurig Lächeln ging über sein Gesicht, wenn ihm das Geißlein rief und es weckte aus dem Traum: „Du, i dank dir, Broneli!“

So ging manches Jahr vorüber, und Broneli blieb allein, und die Jahre gruben ihm Zeichen ins Gesicht, und jeder Winter wob ein paar weiße Fäden in das Haar. In Einsamkeit ward es ein altes, weißes Broneli und war vergessen wie ein unscheinbares Pflänzlein.

Einmal wohl im Monat, wenn der Korb mit Nähzeug sich gefüllt, band Broneli das rote Kopftuch um, schloß das Häuslein ab und legte den Schlüssel hinter den Goldlack am Küchenfenster. Dann sah man's mit geschürztem Jüpplein[1]) der Stadt zustreben. Im Laden am Marktplatz stand der Herr und zählte ihm sein Löhnlein auf den Tisch, und während das Maitli mühsam seine Batzen zusammenstrich, lächelte er etwas und sprach ein paar Worte vom Wetter und vom Jahr, und wenn es freundlich und lächelnd Adieu gesagt, trat es in Borers Laden, kaufte seinen Vierling Kaffee und sein halbes Pfündlein Zucker, und dann zog Broneli wieder zur Stadt hinaus. Manchmal auch reichte es zu einem weißen Semmelwecken.

Auf dem Werkhof hinter der Stadt, wo die Bank unter den Kastanien noch heute beim Brunnen steht, saß es fast jedesmal nieder, bevor es an den großen Rain vor seinem Dörflein kam. Während es sein Wecklein aß und von Zeit zu Zeit Brosamen und Krümchen aus der Schürze tunkte, zählte es nochmals sein mageres Geld, wischte die Schürze glatt und nahm den Heimweg wieder auf.

Der Sonntag war immer ein großer Tag für Broneli. Wenn vom Dorf das erste Glockenzeichen kam, nahm es den geblümten Schal aus dem Kasten, setzte das Häubchen mit den blauen Verbenen auf, und mit dem großgedruckten Gebetbuch ging es sittsam durch die Matten, dem Dorf, der Kirche zu. Dort sah man's jahraus jahrein in der gleichen Bank vor dem Muttergottesaltar; es hörte dem Pfarrer zu, nahm auch einmal im Sommer ein Nücklein[2]), las seine Messe auf den vergilbten Blättern, betete noch ein Vaterunser für die Mutter und die armen Seelen, und wenn es das Weihwasser empfangen, ging es auf den Friedhof, tränkte das Geraniumstöcklein auf dem Grab und goß Weihwasser in die Schale. Wenn's im Dorf Mittag läutete, kroch Broneli den Feldrain hinan, und während es den Sonntagsstaat im Schrank versorgte, dachte es an sein Festtagsmahl. Und wenn es sein Süpplein gegessen und seine Tierlein zufrieden gestellt, setzte es sich auf die Bank unter dem Hausdach, mit dem „Kempis“ in der Hand. Etwa fielen ihm die Augen zu, etwa hielt es die Hand an die Stirn und träumte etwas ins Dorf hinab, und dann war wieder die Zeit der Erinnerung.

„An ihn denken ist Sünd!“ meinte es früher, schaute rasch ins Büchlein und las. Aber als die Zeit der Silberfäden kam, da wußte es, daß ihm der Herrgott nicht mehr zürnte, wenn es an den Friedli dachte, der geistlich war.

[1]) Jupon. [2]) Schläfchen.

Und doch sah es ihn noch einmal und noch manchmal und erlebte dabei noch Sonnenschein an seinem späten Abend.

Nach manchem Jahr, am letzten Frauentag, als schon die Augen den trüben Schleier hatten, saß es an einem Sonntag in seiner Kirchenbank. Einmal und wieder einmal hob es den Kopf; dort vorn im Chor saß ein Herr im weißen Haar, ein Geistlicher wohl aus der Stadt, dachte Broneli. Aber als es seiner Mutter das Weihwasser gab, vernahm es, wer es war. Der Friedli, der war müd geworden auf seiner Pfrund im fremden Dorf und heimgekehrt ins Pfarrhaus, wo sie ihm ein heiter Stüblein aufgetan hatten, darin er ruhen konnte von seiner Hirtenmüh. Eine Messe lesen in der Früh und die Kranken besuchen und trösten, so wollte er seinen Abend im Heimatdörflein verbringen. Am Nachmittag mußte Broneli einmal bitter lächeln, daß es so schwach im Kopf und alt geworden, weil es nicht mehr andächtig lesen konnte. Wohl schüttelte es den Kopf; aber das Bild von Friedli war die ganze Woche vor seinen Augen.

Am Samstag macht es so armmütig wie sonst seinen Weg aus der Stadt und will dem Dörflein zu. Was kommt dort um die Biegung der Straße, gebückt am Stock, wie wenn er etwas suchte, und weiße Locken ringeln sich unterm Hut hervor?

Broneli geht am Straßenrand. Beim ersten Blick fährt's ihm durch den Kopf: der Friedli, das ist sein Schritt, wie einst, nur mühsamer jetzt.

„Tag Herr!" macht's und will vorbei. Jetzt aber steht er still, zieht den Hut, und die kleinen, munteren Augen schauen aus roten Bäcklein freundlich hervor, die Hand reicht er ihm, das schaut langsam auf wie ein Kind, das sich gefürchtet.

Aber der redet, und die Freude lacht aus den Augen und den Worten: „Gottwilche![1]) So! Gottwilche Broneli, immer gsund und zweg?"

Beim ersten Blick und Wiedererkennen waren ihm die Wangen rot geworden, aber seine Worte gehen ihm ans Herz, und wie ein vertrocknet Pflänzlein im Abendregen hebt sich sein Mut und findet Worte, und als ob es gestern und immer mit ihm geredet, berichtet es ihm einfältig, wie es ging und geht, und es ist dem Weiblein wie Erquickung, denn es hatte längst verlernt, daß man es nach seiner langen Zeit gefragt. Der Herr, der Friedli, vergaß es nicht, zu fragen, und als er ging, blieb es ihm in den Ohren, was er zuletzt gesagt:

„Hend kurze Zyt! Will zunech cho![2]) So lebet wohl denn, Broneli!" Und setzte den Hut auf, gab ihm wieder die Hand und ging der Stadt zu. Broneli blieb noch eine Weile stehen wie versonnen, sah ihm nach, bis er hinter dem Grünhang verschwunden, und als es weiter ging, schritt es so leicht, fast als hätt es schöne Musik gehört oder ein Gläschen süßen Wein getrunken. Kürzer als sonst schien ihm der Weg, und als es daheim ins Stübchen trat, da war ihm manches anders geworden, seit es fortgegangen. Dort in der Ecke das Spinngeweb hatte es gestern und lange nicht gesehen,

[1]) Gottwillkommen. [2]) Will euch besuchen.

und kaum, daß es sein Kopftuch abgenommen, ging es mit dem Besen an die Arbeit, und es war, als ob auf einmal ihm die Augen heller geworden. Die Tage drauf, wenn es am Fenster saß, blieb die Nadel einmal stille stehen, und Bronelis Augen wanderten den Weg hinunter, als ob sie jemandem entgegengehen könnten; aber es schüttelte den Kopf und konnte es nicht glauben.

Drüber zog der Winter ins Land, mit seiner kalten Hand streute er Flocken; kaum, daß da und dort auf den Matten ein dürrer Halm noch über die Decke ragte.

An einem Nachmittag, als vor dem Fenster der Schnee in der Sonne wie von tausend Sternen glitzerte, fiel Bronelis Auge wie von ungefähr durchs Fenster. Wer kommt da? Und diesmal ist es nicht umsonst, daß es geschaut. Im schwarzen, langen Rock steigt er daher, der Friedli. Es geht wohl mühsam mit dem Atem durch den tiefen Schnee, und einmal bleibt er stehen und lockert das schwarze Halstuch.

Als ob es zwanzig Jahre jünger geworden, läuft Broneli nach der Tür, im Gehen kehrt es zurück und bindet die Sonntagsschürze um. Da hört es draußen schon den Schritt, den Schnee schlägt er vom Schuh; jetzt, eh er anklopft, öffnet es die Tür.

„Gotwillkomm, Herr, g'lobt sei Jesus Christ!"

„In Ewigkeit," macht der Herr Pfarrer. Aber wie er, das rote Nastuch in der Hand, den Schweiß von der Stirn wischt und hinter seinem geröteten Gesicht und frischen Wangen die Freundlichkeit lacht, da wird dem alten Weiblein, das fast bang und zag gestanden, wieder wohl wie damals auf dem Weg vor der Stadt. Das Glück, daß der Herr nun doch zu ihm gekommen, rötet ihm die dürren Wangen und glänzt aus seinen Augen, und als er redet vom weiten Weg und wie es früher leicht gegangen, findet Broneli Mut und blickt ihn heiter an und gibt Bescheid.

Einen Stuhl bietet es ihm, aber wie der ächzt, kommt ihm wieder seine Armseligkeit in den Sinn und erdrückt ihm seine kurze Freudigkeit. So armselig wie nie kommt ihm jetzt alles vor; der Tisch, zwei alte Bretter, aufgesprungen und die Scheiben am Fenster mit Papier verklebt. Es möchte sich schämen und hustet:

„Eh, Herr — es ist halt — alles gar so leid — aber —"

Jetzt sieht er auf, berührt ihm leis die Hand:

„Nit, nit! weiß wohl, wie's ist; daheim kein Stuhl am Tisch einst, rauh die Bank, und Scheiben, wo man lesen kann, und doch — und doch — die schönste Zeit und nähm sie wieder, nähm sie wieder!" Da schaut es auf, und es begegnen die Augen einander, und Broneli wird es warm und wohl wie damals, als sie mit vollem Krätlein am Waldsaum saßen. Und wie er ihm das Strickzeug, das zu Boden gefallen, in die Hand legt, da wird es ruhig, richtet die Nadeln wieder ein, nimmt die Wolle über den zittrigen Finger und langsam geht es, Stich um Stich. Mit gesenktem Kopf hört Broneli zu, wie er erzählt, und wenn spärlich, wie trocken Erdgebröckel in ein fließend Quellbächlein Bronelis Worte in die Rede des Herrn fallen, so leben beide wohl daran. Er redet von den Zeiten, da sie jung gewesen,

als er noch bei seiner Mutter war. Er rühmt sein Müetti und auch Broneli seins; zwei solche hätt er nie gesehen in seinem Leben. Einmal, als wie von ungefähr sein Aug durchs Fenster geht, leuchtet es auf, wie wenn ein Sonnenblick ins klare Wasser fällt, und er deutet mit dem Finger nach dem alten Birnbaum, der jetzt morsch und hohl im Garten steht, und Broneli lächelt verschämt, als er erzählt, wie er einst ein kleines Maitli in die Höhe gehoben, daß es das Nest der Finken sehen konnte, das in einer Astgabel des Baumes war. Wie er geendet, schaut er dem Weiblein ins Gesicht, das sitzt unbeweglich, wie ein Vöglein an der warmen Sonne.

Nach einer Weile, die sie beide schweigend, wie in Betrachtung eines stillen Feuerleins zubrachten, glüht es wieder auf im Gesicht des Greises. Und rasch, als ob er nicht vergessen möchte, was in seiner Erinnerung aufgegangen, hebt er an: „Einst in der Beerenzeit, ist manches Jahr!“ — Und er erzählt, wie sie die Krätlein umgebunden und in die Beeren gegangen. Einmal gibt ihm Broneli einen Blick. Der Herr versteht es, was ihm in den Augen geschrieben ist. „Du, i dank dir, Broneli, daß dran denkst.“ Ein Sommertag steigt vor ihnen auf. Schon als sie unter den Tannen schritten, waren die Schatten der Stämme schwach und verschwommen, weil der Himmel sich verfinsterte. Aber sie achteten wenig darauf, redeten nur ab und zu ein Wort, da es dem einen wohl tat, des andern Stimme zu hören in der großen Stille des Sommertags. Über emsigem Pflücken war das Gewitter näher gekommen, erst als es über ihnen stand, schauten sie mit großen Augen auf und zum Himmel.

„Ein Blitz und Krach!“ fährt der Pfarrherr fort — „wir beide in einem Atem durch den Wald. Dunkel fast wie in der Nacht und grell und taghell, wenn der Blitz aufleuchtete. Es regnete, was vom Himmel herunter mochte. Ich voraus, und du — Ihr hintendrein: ‚Wart mir, du!‘ Und wie der Regen durchs Gezweig der Tannen gießt, und ich in Hemdärmeln ohne Hut, nimmst du, nimmst du das Röcklein über den Kopf und rufst mir, und unter gleichem Schirm und Dach, so sind wir heimgekommen.“

Still blieb Broneli, die Nadeln ruhten mit der Hand im Schoß und die Augen schauten gradaus, als ob sie immer noch zwei Kinder auf dem Heimweg sähen. Bis die Uhr die Stille brach mit ihrem Schlag, da fuhr der Herr mit einem Seufzer empor, stand auf und griff zum Hut. Als er Broneli die Hand herüber reichte, hielt es sie ein wenig länger in der seinen, als ob es ihn bitten möchte: „Bleib noch, du!“ Nicht, als ob er es verstanden, aber ein wenig weicher redete er im Fortgehen und wünschte gute Nacht und kurze Zeit. Das Wort von der kurzen Zeit brachte Broneli erst wieder zum Erwachen. Jetzt war es wieder allein, vielleicht für immer, und als er schon den Rain hinabschritt, rief es ihm fast stotternd nach: „Gott dank dir, Herr — und —“

Er hielt an, wandte den Kopf, winkte, und rief: „Wenn's Gottswill ist, es anders mal!“ Und leichter und rascher, als ob ihm die letzten Worte selber eine Erquickung wären, schritt er dorfwärts davon.

Broneli stand lang noch an der Tür, ihm graute fast vor der armseligen Stubeneinsamkeit. Da ging überm Wald der Abendstern auf, und

wie er klar und ruhig am Himmel stand, kam ihm des Pfarrers Wort in den Sinn und leuchtete wie der Stern in der grauen Winterdämmerung: „Wenn's Gottswill ist!" hat er gesagt und vergißt es nicht. Und die Nacht darauf und die Tage, die folgten, wenn die lange Zeit aus allen Ecken der Stube gähnte und von der Wanduhr seufzte, da ging das Wort vom Wiederkommen auf und machte Bronelis Stüblein heiter.

Und der Herr Pfarrer kam wieder zum Broneli, am Freitag schon, die Woche darauf, und erzählte wieder aus der Jugend, aus der Fremde, was er erlebt und gelesen. Und Broneli hörte zu, und ein stilles Leuchten war in seinen Augen. Aber einmal kam es wie ein Schatten über sein Gesicht. Es sann und sann, wie es ihm ein Dankeszeichen täte, dafür, daß er ihm diese Freude machte, und als der Herr von ungefähr hinüber blickte, hielt er inne. Als ob er Bronelis Gedanken aus seinem Gesicht gelesen, räusperte er sich, und indem er leis den Kopf hinüber neigte und aus hellen Äuglein lächelte, winkte er wie ermunternd mit der Hand:

„Und jetzt, wo ni plaudere vo mir und nur vo mir, so wär's mir lieb, und freue täts mi — was Ihr erlebt i dene viele Johre!" Und wie er lächelte, wußte er, daß er Broneli aus dem Herzen redete. Broneli meinte, es müßte ihm wohl tun für alle Tage und Nächte, wenn es einem Menschen offenbaren könnte, was sich in seinem verdorrten Herzen angehäuft an unausgesprochenen Gram- und Einsamkeitsgedanken. Wohl schüttelte es langsam den Kopf, daß die paar weißen Löcklein zitterten, aber dann war's doch im Erzählen, eh es nur sich besinnen konnte. Und es erzählte, wie einst die Mutter von dieser Welt mußte, wie sie in jenem kalten Winter unten an der Halde übel gefallen, daß sie liegen blieb, bis es sie gefunden in der Nacht und heimgetragen, daß sie fast wie ein Kind, ohne mehr zu Sinn und Verstand zu kommen vorher, wochen- und monatelang am Ofen gekauert, nicht tot und nicht lebendig, nicht krank und nicht gesund, bis im andern Herbst der Heiland sie erlöst von ihrer Kindesstatt.

Das alles hatte Broneli erzählt, zögernd, wie wenn es ungern an die Erinnerung rührte, und der Herr saß da, die Hände gekreuzt und schaute vor sich hin und schüttelte den Kopf.

Als Broneli erzählt, schaute er es an, und die Falten auf seiner Stirn schienen tiefer geworden: „Ihr," sagte er weich, und das Mitleid zitterte durch seine Rede: „Ihr habt auch viel gehabt!" Als Broneli fühlte, wie er teilnehmend ihm zuhörte, meinte es, es müßte weiter reden, und es müßte ihm leichter werden, wie wenn es eine lang getragene Last einem andern zum mittragen in die Hände legen könnte.

Wohl setzte es an; aber da legte sich wie eine endlose, öde Strecke die lange Zeit seines einsamen Lebens ihm vor die Augen. Es sah ein Weiblein am Ofen sitzen, aufhorchend sich erheben, als ob es draußen Schritte oder die Türe knarren hörte, da war's die Uhr, die dort gerasselt; es sah einen schönen Sonntag, ein Weiblein auf der Bank, mit halb geschlossenen Augen, das Büchlein in der Hand, und drunten gingen und wanderten die Menschen, und vom Waldrand tönten Lieder vom Glück der Liebe. Und wie ihm das so

deutlich vor den Augen stand, als wär's heut oder gestern, wollte ihm die Traurigkeit den Hals zuschnüren. Es kämpfte und wollte lächeln, aber es meinte, der verhaltene Schmerz müßte ihm das Herz abbrechen, und es konnte wohl tapfer sich wehren, es brachen die Tränen wie ein Bächlein, das lang den Weg gesucht, hervor, es schluchzte voll Herzweh und weinte, wie es nie geweint, seit es einzig gewesen. „So allein und immer so allein!"

Der Herr saß einen Augenblick ratlos da, er hatte vielen geraten im Leben aus allen Herzensnöten, aber das war jetzt eine schwere Kunst. Er stand auf, lief einmal durch das Stüblein, räusperte sich, ging sacht zum Tisch, legte die Hand ihm auf die Schulter, und als es immer noch weinte, redete er zu ihm, stotternd fast, er tröstete Broneli; es wären hundert und tausend im Leben, sie hätten kein Brot und müßten Hunger leiden und frieren; da hob's den Kopf; mit großen Augen voll Tränen schaute es ihn an, und es stand darin fast wie ein Erstaunen, daß er keinen andern Trost gefunden, und unter Tränen brachte es hervor, in halben Sätzen, erstickt durch neu ausbrechenden Schmerz: „Hungerleiden und Durst! Und frieren! Gern hätt ich's gelitten! Aber keine Seel auf der Welt! Kein guts Wörtli! Weiß nichts von dem!"

Da wollte er mit Worten aus der Bibel helfen, mit Trost und Hoffnung für das andre Leben; aber er richtete wenig aus.

Als der Pfarrherr das Weiblein vor sich sah, den geringen Leib gebeugt, den grauen Kopf in den Händen, zitternd wie ein dürres Pflänzlein im Wind, wischte er rasch mit dem Ärmel etwas aus den Augen und beugte sich zu ihm hinab: „Broneli," sagte er, und jedes Wort war wie das Streicheln einer Hand: „Los, Broneli!" Langsam, wie wenn es nicht glauben könnte, daß er einen Trost wüßte für sein Elend, hob es den Kopf. „Ihr müßt nicht mehr einzig sein, Broneli!" Es schaute ihn an, wie wenn es aus seinen Augen die Versicherung lesen möchte für das, was er gesagt.

Lang war es still, dann sagte es in gebrochenen Worten: „Dank, Herr, es wär mir wohl ein großes Glück!"

Dann wischte es die Wangen und roten Augen aus, und als er Hut und Tür ergriff, lag die ruhige Gewißheit, daß er wiederkommen werde, wie der Abglanz eines stillen Feuerleins auf Bronelis Gesicht.

Die Freude, die es in diesen Tagen beseelte, war Bronelis Arbeit wohl nicht förderlich, manchmal blieb die Nadel stehen; Broneli lächelte vor sich hin, es wollte, wenn er wieder kam, mit einem Zeichen ihm bedeuten, wie es plangete auf ihn. Ein Kind, das jeden Tag von einem abgelegenen Hof hier vorbei zur Schule ging, hatte ihm aus dem Dorf ein weißes Weckenbrot gebracht. Und als er kam und in der Stube am Fenster saß, räusperte sich Broneli und hustete, wie ein Kind, das etwas auf dem Herzen hat, und dann trug es die geblümten Tassen, hastig fast vor Freude, aus dem Kasten, kam mit dem Kännlein und schenkte mit mühsam verhaltenem Zittern seiner Hand den Kaffee ein. Sich selber hätt es fast vergessen, und als sie einander gegenüber saßen, durfte es fast nicht zugreifen und nippte am Täßchen, scheu wie ein Vogel. Erst als der Pfarrer Bronelis Kaffee rühmte, bekam es ein wenig Mut, und bei dem Lob war ihm selber der Kaffee noch nie so süß gewesen.

Lang blieb er diesmal; aber als er, den Hut in der Hand, auf der Schwelle stand, sagte er's Broneli lächelnd und leis ins Ohr: „Mit dem Chacheli[1]) laßt es bleiben, gelt! daß keine Zeit verloren geht, — die schöne Zeit!"

„Die schöne Zeit!" Das Wort tönte ihm lang in den Ohren. Was Broneli nie geahnt: diese grauen Wintertage bekamen warme Sonne, und ob der Schnee draußen lag und trüb die Dämmerung am Morgen wich, es war ihm alles heiter. Das armselige Stübchen und der dunkle Raum der Küche wurden ihm lieb und traulich.

Wie eine Melodie tönte die Erinnerung an Wort und Wesen des Freundes durch sein Leben in Wachen und Träumen, und es war glücklich durch die Erinnerung und die Erwartung.

Der längste Tag der Woche war der Donnerstag, aber am schönsten war das Erwachen am Freitag mit dem Gedanken: Heut kommt er, heut!

Er kam bei jedem Wetter, wie eine Uhr. Dann schritt er um den Schlehenhag, unten bei der Halde. Mitte Wegs am Rain steckte er den Stock in den Schnee, stützte sich darauf und schöpfte tiefen Atem. Da stand Broneli auf, mit einem Blick in den Spiegel strich es die kurzen Haare zurück und fuhr glättend mit der Hand über die Schürze, nicht aus Hoffart, aber weil das Herz ihm etwas schneller schlug. Dann brachte er Sonnenschein und Wärme ins Stübchen, und was er erzählte von Menschen und Ländern, war zu hören wie aus einem erbaulichen Buche, und Broneli hätte zugehört bis in die Nacht. Aber er kam ja wieder.

So schien Broneli an seinem späten Abend noch die Sonne, und es dachte nicht daran, wann sie untergehe.

Einmal aber mußte Broneli wohl lange warten.

Es war der Tag, an dem des Winters Sterbeglocken durch die Wälder klangen. Es rauschte in den hohen Tannen, und von den Ästen tropfte das Schneewasser; in den Dachrinnen gurgelte es, und von den Hausdächern rieselten hundert Brünnlein, in den Kaminen und Estrichboden verfing sich der Föhnwind und suchte heulend und winselnd seinen Ausgang.

Broneli saß am Fenster und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf; es wußte, daß das Wetter dem Winter und den alten Leuten weh tat. Es glaubte nicht, daß er heute kommen werde, und doch hatte er noch nie gefehlt. Aber heute hielt ihn das kranke Wetter sicher ab, und auch die Wanduhr seufzte in einem fort: „Nit cho! Nit cho!"

Aber er kam doch. Jetzt, an der Halde steht er still, schaut hinauf, wie wenn er den Weg bemessen wollte, dann ruht er aus — aber eh er den halben Stutz gemacht — und länger als sonst.

Und als er eintritt, sucht er seinen Stuhl und tut einen tiefen Atemzug, eh er grüßen kann, aber schon lächelt er und spaßt: „Der Luft[2]), der Luft! ja, der ist stärker bald als unserein! Aber nein denn, diesmal nicht, wenn's Gottswill ist!" Einmal erschrickt Broneli, das Gesicht zeigt Falten und Furchen, die es vor acht Tagen nicht gesehen, und wenn er lacht, ist's, als

[1]) Mit der Tasse. [2]) Starker Wind.

ob er einen Schmerz oder Gram verbergen müßte. Nach der Uhr schaut er ein- oder zweimal, und Broneli denkt mit Schmerzen: „Er hat lange Zeit und sagt doch, wie schön es sei!" Als er fort ist, fühlt Broneli die Wärme seiner Hand noch in der seinen; am Rain wendet er sich rasch noch um, aber hastig trippelt er hinab.

Eine Woche ging vorbei, und wieder eine Woche lebte Broneli an seinem Glück, und doch war's diesmal wie ein Stücklein Geld, das man irgendwie nicht ganz auf rechtem Weg verdient. Mehr als einmal meinte Broneli, eine Stimme flüstere irgendwo: „Du, das letzte Mal, er hätt nicht kommen sollen!" Obwohl es mehr betete als sonst, stand es wie eine schwarze Wolke über seinem Wachen und Träumen, und es wußte doch nicht, daß es dem Herrgott etwas zuleid getan hätte.

Bis am Freitag, als Broneli unruhig am Fenster stand; die zittrigen Finger tasteten herum, an den Scheiben, auf dem Sims, am Strickzeug, wie angstvoll irrende Schäflein; es war auch ein Tag, der fast das Herz mit Bangnis füllen konnte. Grau als wie ein fremder Mann mit großen, schwarzen Augenhöhlen, der Himmel finster, daß der dünne, schmutzige Schnee auf den Matten dunkel erschien. Die Bäume standen mit feuchten, hängenden Ästen, wie traurige Menschen. Kein Zweiglein rührte sich, wie aus Bangigkeit vor etwas dunklem, das hinter den Bäumen oder Hausecken lauerte. Krähen flogen wild und krächzend mit zackigem Flug um die Bäume und das Dach, und Broneli fuhr zusammen. Es wußte nicht, was ihm fehlte und lächelte. Er konnte ja noch gar nicht da sein. Aber als es vier Uhr schlägt, da wird's da drinnen unruhig, und es pocht ein wenig lauter. Es ist heute so schreckhaft; wenn nur die Katze vom Bänklein springt, so fährt Broneli zusammen. Das Pendel an der Uhr läuft schwer, wie ein kranker Mann geht es seinen Gang.

Broneli will ein wenig stricken; aber die Finger zittern, und tief holt es den Atem, im Stüblein wird's eng, es muß vor die Tür, sonst müßt es ersticken. Hinter dem Haus stehen die Tannen schwärzer als sonst, als ob sie näher aus dem Wald gekommen. Broneli hat eine Angst, es meint, es müsse rufen, nach dem Dorf hinab: „Wo seid Ihr, Herr?"

Wenn es wüßte, daß er krank wär, es ging jetzt in der Dämmerung hinab; aber er hätt ihm doch Bericht gesandt: „Ich kann heut nicht zu dir ins Häuslein kommen, ich bin krank, komm du zu mir."

Als es schon dämmert, kommt unten auf dem Gäßlein ein Mensch, aber der Nebel vor den Augen und die Dämmerung lassen ihn nicht erkennen. Denn wie er näher kommt, ist's ein Schulkind, das aus dem Dorf nach den Höfen will, im schwarzen Kleid. Scheu und mit schwachem Gruß will es vorbei. „Du Liseli, woher kommst jetzt?" Bronelis Stimme zittert vor Angst. Das Kind erstaunt, fragt mit großen Augen: „Ja, wisset Ihr noch nichts?" Broneli kommt hastig näher. „Wegen ihm, dem alten Herrn? — In der Kirche liegt seine Lych!" Broneli fährt zusammen; sein Stock zittert, dann steht es da und schaut gradaus, als ob es zu Stein geworden wär. Aber das Kind gewahrt es nicht im eifrigen Erzählen: „Ja, schön, schön ist er. Im

Chor, grad hinterm Altar. Wir sind ihm goge bätte[1]). Schön ist er, als wie im Schlaf — und —" —

Da schaut das Kind von ungefähr zu Broneli auf; das steht verloren da, das Kind hat Angst vor seinem Blick, bricht seine Worte ab und kehrt ihm schaudernd den Rücken. „Tot," das konnte Broneli lang nicht fassen; daß der Mensch, der ihm das Glück gebracht hat, tot sein soll. Langsam, mit schwankendem Schritt geht es zur Tür. Aber wie es den Fuß über die Schwelle setzt, stößt es einen Schrei aus: „Tot — und deinetwegen!"

Und alles, was es dunkel geahnt und gesehen, war ihm klar: „Krank war er, als er kam, und deinethalben zwang er sich und hat den Tod geholt." Es stand an der Schwelle und sank nieder; die Füße wollten es nicht mehr tragen. Jetzt wollte es auch nicht mehr leben. Lange kauerte es, den Kopf auf den Armen, klein und armselig fast wie ein Kind. Aber mit einem Mal kam das Leben wieder in den geringen Leib.

„Sterben!" rief es, „nein, jetzt nicht sterben, es wär nicht schön. Er ist zu dir gekommen. Jetzt will ich zu ihm gehen, wie er zu mir, es wär nit schön, jetzt sterben!"

Und den Stock braucht es nun nicht mehr, fast eilig, als hätt es viel zu versäumen, hastet Broneli in die Stube, bindet das schwarze Tüchlein um den Kopf, hebt den Rosenkranz von der Wand, und wie es auf die Schwelle tritt, ist sein Gesicht bleich wie der Schnee. Als es den Schritt schon in den Weg getan, hört es den Ruf des Geißleins: „Einen Arm voll Futter; es möcht dir lang sein, bis Broneli wieder kommt!"

Dann stapft es an seinem Stock tapfer in den dämmernden Abend hinein, so tapfer wie seit vielen Jahren nie. —

Vom Waldrand streicht die Nacht; ein frischer Schnee ist gefallen, liegt grau und schwer auf den Matten, und Baum und Haus im Dorf sind schwarz, ein verlorenes Lichtlein flackert da und dort, und kein Ton dringt an Bronelis Ohr, es ist, als ob das ganze Dorf in Schlaf und Schweigen läge. Der Kirchturm ragt über alles hoch hinaus, und die zwei runden Fenster schauen herab als große Augen, wie erstaunt, daß Broneli noch unterwegs. Und Broneli hastet und steckelt feldein; so mühsam sonst das Gehen war, jetzt spürt es keine Schmerzen; es denkt nur eins: „Wenn ich doch zu ihm und ihn sehen könnte!" Wenn die Kirchentür geschlossen wär und er die ganze Nacht allein, und es müßte wieder heim, das könnt es nicht, es müßte rufen: Tut mir auf, ich muß ihn sehen, muß bei ihm wachen, er kam auch zu mir!"

Es ist ein weiter Weg, als ob die Häuser und die Kirche, die doch zum Greifen nah, vor ihm fliehen würden. Aber jeder Schritt erinnert Broneli daran, daß er ihn manchesmal und mühsam getan und jeden Schritt um seinetwillen. Endlich so geht's keuchend die Kirchhoftreppe hinan, aber es will nicht rasten, bis es oben ist.

Und die Kirchentür ist offen. — Ein Schauder geht Broneli von der Hand bis ins Herz, als es den eisernen Griff erfaßt und die Türe girrt, daß

[1]) ihm beten gegangen.

es durch die leere Kirche bringt wie ein langer Seufzer. Jetzt steht es in der Kirche; dunkel ist's, man unterscheidet kaum die vordern Reihen der Bänke, in den Fenstern stehen die Bilder der Heiligen in dunklen Gestalten, und vorn unter dem heiligen Licht brennen die Kerzen und beleuchten sein Gesicht. So still ist's, Broneli meint, es müsse sein Herz pochen hören in dem weiten Kirchenraum.

Der Atem geht schwer, an einem Pfosten muß es sich stützen, und es betet: „Lieber Heiland, gib du mir Kraft!"

Als es Amen gesagt, war ein wenig Mut in seinem Herzen, und es ging hinein und schrak nicht zusammen, wenn sein Stock auf dem Boden niedersetzte. Da stand es im Chor und schaute ihm ins Gesicht. Er lag wie im Schlaf, bleich die Wangen und weiß die hohe Stirn; wie aus Wachs gebildet liegen die Hände gefaltet auf der Brust. Aber doch sind es nicht die gleichen Züge. Er hat wohl viel gelitten in diesen Tagen, hager sind Stirn und Kinn geworden, um den schmalen Mund liegt ein bitterer Zug, wie wenn einer im Gram und Bitternis aus dem Leben gegangen.

Ein Erbarmen kam über Broneli, wie es neben dem Toten stand. Und wie es ihn ansah und kein Aug von ihm wandte und die Tränen ihm über die Wangen liefen, war es ihm, es müßte sinnen, was es für seinen Freund noch tun könnte. Und dann leuchtet's in seinen Augen wie ein aufflackerndes Flämmlein und breitet sich wie heller Schein über das Gesicht: „Bei ihm will ich bleiben in der Nacht, daß er nicht einzig ist."

Wärmer ist ihm dabei geworden, wie wenn es einem Hungernden ein Stück Brot gereicht. Es kniet nieder und betet, ein Vaterunser nach dem andern, zuversichtlich und emsig und denkt bei jeder Bitte, „es ist für ihn, es ist für ihn!"

Es betet lang. Einmal fährt es zusammen, ratlos und hilflos suchen seine Augen ein Versteck, wie ein aufgescheuchter Vogel. Auf der Kirchentreppe dröhnen schwere Tritte und Schlüssel klirren. Der Küster will Betzeit läuten und die Kirche schließen. Wie ein Wetterschein huscht Broneli über den Boden, duckt sich; in der Dunkelheit wartet es, während der Siegrist durch die Kirche schreitet, fast hastig, als ob ihn schauderte, dem Toten das Weihwasser reicht, und flüchtig sich bekreuzend nach dem Glockenhause geht. Und als die Glocken im Turm verklungen und der Küster die schwere Tür schließt und das Knarren der Schlüssel im hohlen Raum des Schiffes widerhallt, kommt es wie eine Freude über das Weiblein, das mit angehaltenem Atem in einem Kirchenstuhl gekauert. „Jetzt darf ich bei ihm bleiben und wachen die ganze Nacht!"

Und mit schnellen Schritten, als ob es eine versäumte Zeit einzuholen gälte, ist es wieder bei seinem Toten, und an den fernen Morgen denkt es nicht, und wie alles ein Ende nehmen kann. Wie die Glocken ganz still sind, kniet es näher und blickt mit gefalteten Händen in sein Angesicht. Was im Leben niemals ihm vergönnt gewesen, das kann ihm niemand wehren; jetzt will es lesen und suchen in seinen Zügen, was noch von einst darin geblieben.

An der Schläfe auf der wachsbleichen Haut erkennt es wieder die Narbe: ein Tag im Wald, als Friedli von der Tanne fiel, steigt in seiner Erinnerung

auf. Das Grüblein in der Wange ist auch noch da. Als es kniend den Kopf über das Gesicht des Toten beugt, fährt es zusammen, wie ein Stich geht ihm der Gedanke durch die Seele: „Es ist nicht recht, es ist nicht heilig, was du denkst."

Hastig stand es auf, ging zur Fußseite, kniete und betete in einem fort, und wenn seine Gedanken abseits wollten, betete es emsiger und lauter. Wie es auch die Lider senkte, nach einer Weile hoben sich die Augen wie verirrte Schäflein, die ihren Hirten suchen, nach dem Licht, bis sie das Gesicht des Toten fanden. Eine Weile betrachtete es die geliebten Züge, dann duckten die Äuglein zu Boden, wie auf einer Sünde ertappt. Oder sie schauten umher. Was gab es da alles zu sehen: die schönen Blumen, weiß und rot, es war im Schein der Kerzen, wie wenn sie alle ihr Haupt dem toten Herrn zuneigten. Die goldenen Kerzenständer, mit schwarzem Sammet eingefaßt, sein weißes Kleid, und fast so weiß auch seine Hände.

Fester drückt Broneli die Kugeln seines Rosenkranzes und betet; aber denken, wie gut er gewesen, das ist doch keine Sünde!

Was war das für ein kurzes Glück gewesen, und viele, viele Menschen leben so jahraus jahrein, und so viel Liebe ist um sie im Überfluß! Nur es allein; sein Leben wie ein trüber Tag, am Abend noch ein Sonnenblick. Und am Morgen, da war's auch schön gewesen. O, wenn er nicht geistlich worden wär! — „Aber das ist ja Sünde!" Weh und angst wird Broneli. „Der für uns ist mit Dornen gekrönt worden, bitt für uns!" betet es inbrünstig.

Einmal fällt der Blick auf die weiße Hand, und es leuchtet in den Augen: Ein schöner Tag im Beerensommer! Bronelis Körblein kollert hügelab ins Dorngestrüpp, es weint. Friedli holt es ihm. Ein Dorn ritzt ihm den Finger blutig. Lächelnd läßt er einen hervorquellenden Tropfen Bluts im Sonnenlichte funkeln, ein Schmetterling flattert heran, setzt sich hin auf den ausgestreckten Finger, reglos hält er ihn hin und blinzelt mit schelmischen Äuglein zu Broneli hinüber. O, er hat mich lieb gehabt!

Aber das zu denken in der Kirche! Es fährt auf, als ob es den Toten fliehen müßt. In der ersten Bank, wo es dunkel ist, will Broneli weiter beten, will nicht mehr zu ihm hingehen, will nicht mehr denken und sinnen, nur immer beten! Die ganze Nacht! Dann bleibt es still da drinnen bis am Morgen! Plötzlich steht der Gedanke an den Morgen wie ein schwarzer Berg vor ihm, es steht auf von der Bank und atmet rasch: „Am Morgen, wenn sie dich finden ganz allein bei ihm!"

Die Angst vor dem Morgen treibt Broneli hinaus, über den Boden hastet es wie ein gespenstischer Schatten und greift mit beiden Händen nach der Tür. Aber wie es den kalten Griff in der Hand spürt, läßt es los. Daß die Angst vor den Leuten es hinaustreiben könnte, weckt ein bitteres Lächeln auf seinem Gesicht: „Nein, da bleiben die ganze Nacht! Er blieb auch bei mir und hat sich nicht geschämt. Bei ihm bleiben bis am Morgen. Hundert Nächte mußt du wachen, bis du ihm zurückbezahlt, was er an dir getan! — Jetzt aber fort mit der Angst, in die Bank will ich knien. Und ansehen darfst du ihn und wachen und beten!"

Seine Seele ist jetzt schon im Himmel, und er sieht durch die finstere Nacht herab ins Kirchlein, wo die Kerzen brennen; aber er ist traurig, daß niemand am Totenbett kniet und wacht; jetzt gewahrt er in der Bank im Dunkeln ein Menschenkind. Er hält die Hand über die Augen, wie wenn er genauer hinsehen möcht, und heiter wird sein Gesicht, er wendet sich zum Herrgott, der lächelnd vorübergeht.

„Verzeiht! Aber was ich hätt fragen mögen! Da unten im Kirchli, ist das nicht Broneli im Waldhüsli? Gar mühsam geht es sonst, aber doch — ich mein, es müßt es sein, das Broneli!"

Der Herrgott schaut hin und nickt mit dem Kopf. „Ja, ja, es ist's, das Broneli," sagt er gütig, und der Friedli im Himmel lächelt, und es freut ihn, daß er sich nicht getäuscht.

Während es so denkt und schöne Bilder an seiner Seele vorüberziehen, wandern seine Augen nach dem Chor. Drei Kerzen leuchten auf sein Gesicht. Im Schein der unruhigen Lichter beleben sich seine Züge. Jung ist er wieder; es sieht ihn vor sich stehen, er winkt mit der Hand, und ihm ist, es höre seine Stimme: „Broneli, chumm doch mit!"

„I chumme jo, i chumme!"

Wie es so denkt, meint es, beim Aufflackern einer Kerze, die Falten auf der Stirne vertiefen sich, die schwarzen Augen werden größer, wenn ein kalter Luftzug das Licht der Kerzen fast erlöschen läßt, als ob ein tiefer Schmerz ihn peinigt. Jetzt öffnen sich die Augen und schauen ihm traurig ins Gesicht, als wollten sie sagen: „Was denkst du, Broneli, es ist nicht recht, ist sündhaft!"

Schaudernd bedeckt es beide Augen mit den Händen; aber das gramverzehrte Gesicht wird deutlicher, größer und dunkler die Augen und blicken es drohend an. Jetzt steht er unterm ewigen Licht vor seiner Bahre, eine Hand streckt er aus, die andre trägt das Kreuz, er kommt näher; aber das sind nicht Friedlis Augen, so groß und flehend. Die Hand streckt er aus nach ihm, als ob er sich vor ihm wehren müßt: „Du, was tust du mir in meiner Totenruh!"

Broneli zittert, leis jammernd, mit tastenden Händen flieht es durch den dunklen Gang, und wie es suchend nach der Tür strebt, entfällt der Hand der Stock, fällt kollernd auf den Boden. Es fährt mit einem Schrei zusammen. Mit beiden Händen greift es nach der Tür, dem Riegel. Schweiß steht auf der Stirn. Hastig und ängstlich zerrt es; der Riegel ist fest und unbeweglich. Wie ein gehetztes Tier seufzt Broneli auf, und immer näher kommt der Geist, tastet mit ausgestreckter Hand und hebt das schwarze Kreuz. Da regen sich die schwarzen Gestalten der Heiligen in den Fenstern und streben und drohen nach dem Weiblein.

„O jeeh!" — und fällt erschöpft und hilflos an der Tür zu Boden.

Broneli, das schwache Geschöpflein, brach zusammen wie ein mürber Baum im Sturm und liegt jetzt ruhig auf den steinernen Platten des Bodens. Ruhig wird sein Atem, schwächer werden seine Seufzer. Wie im alten Baum

der letzte Saft noch webt und schafft, bis alle Blätter dürr, und wie er am Boden noch die letzten grünen Blätter treibt, als ob er träumt vom Blühen im Lenz, so kam's auch über Broneli noch, als es gebrochen dalag. Ein Engel hatte mit ihm Erbarmen, gab ihm die Hand und führte es ins Traumland hinüber:

Es träumt, es komme in den Himmel, und an der Tür, wie es zögert, in das große helle Licht zu treten, sagt der Engel: „Wart, ich will dich führen! Komm, Broneli, herzhaft mit!"

Da kommt ihnen der liebe Herrgott entgegen und lächelt in seinen weißen Bart, und dort hinten im Garten sieht es den Friedli im hellen Engelskleid, und der liebe Gott winkt ihn herbei und sagt:

„Lueg Friedli, 's Broneli, wo von ihm brichtet hast!" Und Friedli reicht ihm die Hand und gibt ihm liebliche Worte. Als sie durch einen schönen Garten kommen, wo von den Bäumen goldgelbe Früchte hangen, langt er nach einem Ast und reicht ihm eine mit lächelndem Gesicht: „Da, nimm, du bist wohl durstig worden, gelt!"

So träumte Broneli in der Kirche auf dem harten Boden. —

In der Kirche ist es still die ganze Nacht, die Heiligen in den dunkeln Fenstern stehen groß und schauen herab wie einst und immer. Und weit vorn im Chor liegt der Herr. Die Kerzen leuchten flackernd auf sein Gesicht; und er schläft und weiß nichts vom Schmerz der Welt. Ruhig liegen die Hände auf der Brust und halten fest das Kreuz mit seinem Heiland. Das Licht der Kerzen wirft einen schwachen Schein, und wenn es flackert, so leuchten die Farben der Fenster auf, und es ist, als ob die drei Jünger den ruhigen Blick hinabgewandt hätten und wachten, daß der stille Hirt da unter dem ewigen Licht friedsam ruhen könnte.

Hinten an der Tür schläft ein Menschlein und träumt, es sei in den Himmel gekommen nach seinem langen, schmalen Weg. Langsam schleicht der Tag durch die Fenster. — — —

Am Morgen fanden sie Broneli in der Kirche und glaubten, es wäre tot.

Als es erwachte aus den Träumen, ward es nochmals traurig, wie es wieder wirkliche Menschen sah und noch auf Erden war. „O, hättet ihr mich schlafen lassen! So schön, so schön!"

Sie trugen Broneli nicht mehr heim; im alten Pfarrhaus, neben der Kirche, wohl im Stüblein, wo der Herr gestorben, fieberte es seinem Tod entgegen, und als es seinem Friedli ins Grab läutete, lächelte Broneli:

„Ja, du, ich komme!" sagte es mit schwacher Stimme. Als es ausläutete, war es auch entschlafen.

Das war Broneli, das so lang gewartet auf sein bißchen Glück. Als es ihm zur Kirche läutete, meinte wohl einer zum andern auf dem Weg: „Tröst Gott 's Broneli im Himmel! 's mußt immer einzig sein auf dieser Welt!"

Und wer es sagte, kehrte froher zu den Seinen.

Die Gedankenwelt Leo Tolstois.

Von
Johannes Wendland.

Unweit Petersburg in Zarskoje Selo wohnt der Beherrscher aller Reußen, der Zar, der Gebieter über Millionen Menschen, abgeschlossen von jeder Berührung mit seinem Volk. Ein andrer großer Russe, ein Herrscher in der Literatur, der große Kritiker der modernen Kultur, Leo Nikolajewitsch Tolstoi, jetzt ein Greis von 82 Jahren, wohnt südlich von der andern Kaiserstadt Rußlands, von Moskau, auf seinem von den Vätern ererbten Landgute Jasnana Poljuna bei Tula. Einen Propheten und Gewissenswecker nennen ihn die einen, andre einen Sonderling, der nicht ernst zu nehmen sei, oder einen schauspielerhaft auftretenden Poseur, der sich daran gefalle, Bauernkleidung zu tragen, den Hobel, die Sense zur Arbeit zu ergreifen, Rückkehr zur Natur zu predigen. Oft gibt er zu komischen Verwechselungen Anlaß, wenn er wirklich für einen Bauer gehalten und von oben herab behandelt wird. Von nah und ferne aber strömen Verehrer in sein gastliches Haus. Er macht keinen Unterschied zwischen Bauer oder Gebildetem. Er sieht in jedem den Menschen.

Furcht vor dem Tode kennt er nicht. „Ich habe nun zwanzig Jahre in Heiterkeit gelebt und in Heiterkeit gehe ich dem Tode entgegen," so schrieb er vor mehreren Jahren. Ohne Bedenken und ohne Rücksichten zu üben, hat er seine Meinung ausgesprochen, und keine Zensur ist imstande, die Verbreitung seiner Ideen zu hindern.

Die Gedankenwelt Tolstois ist ganz aus seinem persönlichen Erleben und Empfinden heraus geboren. Ja, er spricht in all seinen Schriften, in Romanen wie philosophischen Essays nur seine eigne Persönlichkeit aus. Wenn Goethe von seinen Schriften sagt, daß sie alle Teile einer großen Generalbeichte seien, die er ablege, so gilt dasselbe in noch höherem Grade von Tolstoi. Die Hauptfiguren seiner großen Romane „Krieg und Frieden", „Anna Karenina", „Auferstehung", „Lebensstufen" tragen immer wieder die Züge Tolstois. Auf der Höhe seines Lebens, 1879, beginnt Tolstoi die Reihe seiner philosophischen Schriften mit dem denkwürdigsten Dokument seiner Lebensentwicklung: „Meine Beichte". Er gibt der Öffentlichkeit Rechenschaft von seinen Seelenkämpfen um die eine große grüblerische Frage: „Welches ist der Sinn des Lebens?"

1827 ist Tolstoi geboren als Sohn eines Adligen, in allen Lebensgewohnheiten und Vorurteilen seines Standes erzogen. Die weite Kluft, die eine kleine besitzende, genießende, oft innerlich hohle Minorität von Millionen armer Bauern trennte, in denen viel gesunde, unverbrauchte Kraft schlummert, ist Tolstoi schon früh als unnatürlich erschienen. Übersättigung an allen Genüssen einer überfeinerten Kultur hat ihn frühzeitig erfaßt. Er sehnt sich aus dem Taumel des Genußlebens heraus, geht in die Einsamkeit des Kaukasus, um dort in der schönen Natur und im Verkehr mit noch unverbrauchten Menschen physisch und geistig zu gesunden. Der Krimkrieg 1854 sieht ihn als Offizier die Belagerung von Sebastopol mitmachen. Inzwischen ist sein poetisches Talent entdeckt. Die Skizzen „Die Kosaken" und „Sebastopol" haben ihn berühmt gemacht. Bis zum Zarenhofe hinauf werden seine Schriften gelesen. Sein Wahrheitsdrang hat ihn zu einem der größten Realisten gemacht. Sein dichterisches Streben ist beherrscht von dem Verlangen, die Wirklichkeit genau zu beobachten und die Worte so zu wählen, daß sie ein getreuer Ausdruck seines Erlebens sind. Eine seltene Kunst des plastischen, sinnlichen Ausdrucks für seine Gedanken kam ihm zu Hilfe. Aber nicht die Natur interessiert ihn als Dichter. Ausschließlich der Mensch ist es, in dessen inneres Seelenleben Tolstoi ebenso wie Dostojewski einzudringen sucht. Sein Wahrheitsdrang trachtete danach, die wirklichen Triebfedern des Handelns zu ergründen. Schonungslos deckt er alle konventionellen Lügen der sogenannten guten Gesellschaft auf, reißt den Menschen alle Masken ab, in denen sie aufzutreten pflegen und enthüllt die innerste Werkstatt der Gedanken, ob sie nun gefalle oder nicht. Er scheut sich auch nicht, hineinzuleuchten in das Treiben der Halbwelt, der Bettler, in die von Ungeziefer starrenden russischen Gefängnisse. Unverhüllt soll der Leser die Wirklichkeit schauen, wie sie auch sein mag. Doch nie verfällt er in die Kleinkunst Zolas, der wohl realistische Photographien, oft im Reporterstil zu geben vermag, aber keine wohl komponierten Kunstwerke.

Dem Zuge zur Natur folgend, widmet sich Tolstoi der Bewirtschaftung seines väterlichen Gutes. Er arbeitet an der Hebung der Bauernbevölkerung seines Gutskreises, ja er gründet selber Schulen und unterrichtet. Eigene pädagogische Theorien sucht er durchzuführen. Kein Zwang soll angewendet werden. Das Kind soll nur lernen, wozu es selber Lust hat. Reisen ins Ausland, nach Deutschland, Frankreich, England, der Schweiz, folgen. Er schließt eine glückliche Ehe. Eine zahlreiche Kinderschar erblüht ihm. Es scheint: alles was das Geschick einem Menschen bieten kann, ist ihm nicht versagt worden. Nahrungssorgen haben ihn nie gedrückt, während sein großer Zeitgenosse Dostojewski zeitweilig ihnen fast erliegen mußte. Ruhm hat er frühzeitig geerntet. Eine zähe Gesundheit ist ihm bis ins Alter geblieben. Schaffensfreude, Familienglück ist ihm beschert. Was fehlt ihm?

Der große Grübler konnte nicht naiv in den Tag hinein leben, ohne sich Rechenschaft abzulegen über Sinn, Wert, Ziele und Zweck alles seines Tuns. Seine stark reflektierende Natur ließ ihn nicht ruhen, bis er nicht den Dingen auf den Grund gedrungen wäre. So meldet sich auf dem Gipfel seines Lebens

gebieterisch die alte Menschheitsfrage: Wozu bin ich eigentlich auf der Welt da? Keine müßige Frage bloß für den Verstand, in der Studierstube zu lösen, sondern sein Herz, Gemüt und Wille muß eine Antwort haben, wenn sein Leben nicht stillstehen soll. Sein großes Bekenntnisbuch „Meine Beichte", 1879 geschrieben, schildert uns in dramatischer Lebendigkeit sein inneres Ringen, dieser Frage aller Fragen Herr zu werden. Der Literat ist zum Philosophen geworden. Er studiert Kant und Schopenhauer. 1869 schreibt er an einen Freund: „Ein ununterbrochenes Entzücken über Schopenhauer und eine Reihe geistiger Genüsse, wie ich sie nie gekannt habe," habe ihm der Sommer verschafft. Schopenhauer zeige „das ganze Weltall in einem unglaublich hellen und schönen Abbilde". Aber die Antwort, die Schopenhauer auf seine Frage ihm gab, konnte ihn nicht dauernd befriedigen. Denn seine Weisheit faßt sich dahin zusammen: „Das Leben ist vom Übel, der Übergang in das Nichts das einzige Glück des Lebens." Ist dies aber die höchste Weisheit, die letzte Antwort auf die dringlichste aller Fragen, so schließt Tolstoi, dann ist die einzig wahre Konsequenz der Selbstmord. Tolstois Wahrheitsmut litt es nicht, in bloßer Spielerei des Gedankens die Wahrheit vom leidvollen Leben zu bejahen. Merkwürdig, nicht ein vom Lebensdruck Gebeugter, sondern ein gesunder, glücklicher, berühmter Mann spielt nicht etwa theoretisch mit dem Gedanken des Selbstmordes, sondern er verbirgt vor sich selbst alle Schnüre, um nicht der Versuchung zu erliegen, sich daran aufzuhängen; er geht nicht mehr mit dem Gewehr zur Jagd, um nicht die Kugel gegen sich selbst zu mißbrauchen. Man wird sagen: es ist die Übersättigung von Hyperkultur, die ähnliche Tollheiten ausbrütet. Aber ist es nicht $2^1/_2$ Jahrtausende vorher einem indischen Prinzen, der sich den Buddha nannte, ähnlich ergangen! Er entflieht der märchenhaften Pracht indischer Paläste, entsagt dem eignen Familienleben, weil die große Wahrheit ihn gefaßt hat: Leben ist Leiden. Tolstoi studiert die exakten Wissenschaften, um sie auch wieder auf die eine Frage auszuhorchen: Welches ist der Sinn des Lebens? Er hört nur als Antwort: „Du bist eine zufällige Kombination von Atomen. Du bist ein Klümpchen, das sich zufällig zusammengeballt hat. Das Klümpchen schwitzt. Dies Schwitzen nennt man Leben. Das Klümpchen zerspringt in Stücke, und das Schwitzen und alles Fragen hört auf." Ist dies die letzte Antwort, so hat das Leben gar keinen Sinn, so erscheint es ihm wie ein dummer Scherz, den sich jemand mit ihm gemacht hat. Dann ist es Feigheit, nicht sein Leben freiwillig zu enden.

Doch halt! Vielleicht gibt es noch einen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage. Sollte nicht der religiöse Glaube imstande sein, Antwort auf diese Frage zu geben? Jedenfalls leben die schlichten religiösen Menschen so, als haben sie eine Antwort auf diese Frage.

Tolstoi berichtet uns, auf seine Religion zurückblickend: im achtzehnten Lebensjahre habe er, gleich vielen seiner Altersgenossen, den Glauben der orthodoxen Kirche, in dem er erzogen war, von sich geworfen. Sicher war es nur sein leidenschaftlicher Wahrheitsdrang gewesen, der ihn hierzu getrieben. Er, der sich nie begnügte mit dem Scheinwesen, das groß und auffällig auch

im kirchlichen Leben Rußlands hervortritt, merkte einen peinlichen Zwiespalt zwischen dem offiziellen Glauben, der in der gebildeten Welt feierlich bekannt wurde, und den Grundsätzen, die in Wahrheit Leben und Denken regierten. Es schien ihm große Heuchelei zu sein, einen Glauben zu bekennen und nicht im Leben mit ihm Ernst zu machen. Den orthodoxen Kirchenglauben gibt Tolstoi auf. Es bleibt ihm als Ersatz ein Glaube an einen allgemeinen Fortschritt der Welt und das lebhafte Streben nach eigner Vervollkommnung. Lange beruhigt er sich bei dieser Religion des Fortschrittsstrebens. Aber dem Grübler hält diese Glaubensform nicht stand. Die Welt schreitet fort, irgendeinem Ziele zu, das ist, als säßen wir in einer Barke, die ohne Steuer von der Strömung fortgetrieben wird. Wir beruhigen uns damit: es geht ja vorwärts. Aber wir wollen wissen wohin? Der blasse Fortschrittsglaube hält nicht stand. Und der Wunsch nach Vervollkommnung wird so leicht ersetzt durch den Wunsch, nicht bloß besser, sondern auch stärker, mächtiger, vornehmer, reicher zu sein als andre. Tolstoi schaut von der neuen Erkenntnis, die er gewonnen hat, mitleidig zurück auf seine früheren Lebensjahre: „Ich bin seit 1877 ein neuer Mensch geworden. Ich zähle nur diese Zeit. Was vorher liegt, ist Eitelkeit und Selbstsucht." Wenn man seiner eignen Darstellung in seiner „Beichte" glaubt, so scheint sein Leben scharf in zwei Hälften zu zerfallen, die durch das fünfzigste Lebensjahr des Dichters getrennt werden. Ein starker Bruch mit seiner Vergangenheit scheint vorzuliegen, ja man ist versucht, von einer Bekehrung im vollsten Sinne des Wortes zu reden. Kritiker wie Brückner[1]) sagen dagegen, man könne in Wahrheit von einer Wandlung nicht reden. Dieselben Wahrheiten, in denen er seit 1877 das Lebensproblem gelöst findet, lassen sich schon aus seinen früheren Schriften nachweisen. In der Tat ist die Darstellung, die Tolstoi von sich selber gibt, ungerecht gegen seine früheren Lebensstadien. Er beschreibt die Lebensanschauung, die in seinem Kreise geherrscht habe: Wir Schriftsteller und Künstler haben den hohen Beruf, Menschheitslehrer zu sein. Aber wenn man uns fragt: was ist eure Lehre? so wußten wir es nicht zu beantworten; wir bildeten uns darum die Theorie: jeder Künstler lehrt unbewußt. Er braucht also gar nicht zu wissen, was er lehrt. Da aber unser Lebenswerk uns Ansehen und Geld brachte, bildeten wir uns ein, unser Glaube sei wahr.

Tolstoi empfindet, irgendwelche tiefere Wahrheit muß im religiösen Glauben liegen. Denn die Menschen, die ihn wirklich, nicht bloß scheinbar haben, haben einen Zweck und Sinn ihres Daseins. Um die Wahrheit des Glaubens aber zu finden, geht Tolstoi wiederum gründlich zu Werke. Der berühmte Schriftsteller lernt Griechisch und Hebräisch, um das Neue und Alte Testament in der Ursprache lesen zu können. Er studiert die Schriften von alten Kirchenvätern wie von neueren russischen Theologen. Er vergleicht auch die verschiedenen Handschriften des Neuen Testaments. Seine „Kritik der dogmatischen Theologie" und seine „Kurze Auslegung des Evangeliums" ist eine Frucht dieser Studien. Er verkehrt mit schlichten, frommen Leuten aus

[1]) Geschichte der russischen Literatur. 1905. S. 341.

dem Volk, um ihre Religion, nicht bloß ihre geglaubte, sondern auch ihre gelebte kennen zu lernen. Er besucht Wallfahrtsorte, spricht mit Einsiedlern, gelehrten Mönchen und Bischöfen wie auch mit Sektierern. Ja, er besucht wieder den Gottesdienst der orthodoxen Kirche, obwohl vieles ihm fremdartig anmutet, er hält die Fastenvorschriften. Er ist bereit, jeden Glauben anzunehmen, der nicht Unvernünftiges von ihm verlangt.

Doch mit alledem wollte er nur fremden Glauben kennen lernen. Was ihn letztlich zum Gottesglauben führt, ist nach seiner eigenen Darstellung die Empfindung: In allen innern Kämpfen und Zweifeln übermannt mich die Sinnlosigkeit des Daseins und Verzweiflung, wenn ich Gott verneine. Aber es überkommt mich Lebensfreudigkeit, sobald ich Gott bejahe. Also, so überströmt es ihn: Was suchst du länger: „Gott ist das Leben. Gott erkennen und leben ist eins und dasselbe!"

Aber ein Wahrheitssucher wie Tolstoi gewann von hier nicht den Rückweg zu dem Glauben seiner Kirche. Er macht die große Entdeckung, die schon viele vor ihm gemacht haben, neu: Welch ein mächtiger Gegensatz zwischen der schlichten Klarheit der einfachen Worte Jesu und der Menge von Glaubenssätzen, kirchlichen Riten und Sakramenten seiner Kirche! Nicht eine Erläuterung, sondern eine Verdunklung, ja letzlich Verkehrung der Worte Jesu liegt in der dogmatischen Theologie vor. Sein Versuch, in das grandiose Gebäude der Kirchenlehre und -sitte einzudringen, endet mit leidenschaftlicher Ablehnung. Aber mit gleich begeisterter Freude findet er in den Worten Jesu die volle lichte klare Antwort auf die Lebensfrage: Was ist der Sinn meines Daseins? Alles stellt sich ihm in schlichten einfachen Linien, ja fast beleidigend selbstverständlich dar. Das Evangelium ist die Anweisung zum wahrhaft vernünftigen Leben. Das unvernünftige, tierische Leben besteht in einem Leben der Selbstsucht und Genußsucht. Dies Leben ist unvernünftig, denn es führt zum Streit aller gegeneinander und zum nie befriedigten Genuß. Das vernünftige Leben aber besteht darin: Liebe den andern. Du findest volles Glück darin. Dies Glück kann dir nicht genommen werden. Dies Streben bringt dir volle Freude. An dem unvernünftigen Leben aber nagt stets quälende Sorge. Tolstoi meint, alle großen Heroen der Menschheit hätten diese einfache Wahrheit gefunden. Jesus sei in wesentlicher Übereinstimmung mit Confucius, Laotse, Buddha, Epiktet. Sie alle hätten im Grunde gelehrt: Das vernünftige Leben, das zum wahren Glück führt, besteht in Liebe zu Gott und zum Nächsten.

Ein Zug des Tolstoischen Denkens springt hier in die Augen: er ist der große rationale Denker. Alles muß klar, vernünftig, zweckgemäß sein. Er duldet nichts Irrationales, kein Helldunkel. Auch in der Religion soll es kein Geheimnis, nichts Übervernünftiges geben. Aber alles ist ihm auch so klar, so verständlich; es erfüllt sein Leben mit Begeisterung, daß er den Sinn des Daseins erfaßt hat. Seinem Willen strömen aus dem verstandenen Geheimnis die stärksten Impulse zu. Wie die Deisten des 17. und 18. Jahrhunderts, ein Herbert von Cherbury, Chubb, Reimarus die Worte Jesu als Inbegriff aller Vernunft auffaßten, so auch Tolstoi. Er ist der Überzeugung, jeder

Mensch kann den Willen Gottes erfüllen. Er muß ihn nur klar verstehen. Es ist begreiflich, daß Tolstoi von hier aus ein Verständnis für Paulus nicht gewinnen konnte. Dieser hat ihm eher Jesus verdunkelt als seine Lehre verdeutlicht. Die Motive zum Guten, die in der Gewißheit einer errettenden Gottestat liegen, sind Tolstoi fremd. Erst recht die gesamte Kirchenlehre, die von dem Wege zur Erfüllung des Gebots Gottes handelt.

Wir begegnen hier einer leidenschaftlichen Rücksichtslosigkeit seines Denkens, einer unnachsichtigen Konsequenz, die Dostojewski so charakterisiert: „Trotz seines kolossalen künstlerischen Talents ist Tolstoi einer jener russischen Köpfe, die nur das sehen, was direkt vor ihren Augen steht und darum auf diesen Punkt hin drängen. Offenbar haben sie nicht die Fähigkeit, den Hals rechts oder links zu drehen, um auch das zu sehen, was seitwärts steht." Daher war es auch Tolstoi unmöglich, irgendwelche Vermittlungen mit der Kirchenlehre zu finden. Er sah nur geradeaus auf den vernünftigen, unser Leben aufklärenden Inhalt des Gebotes Gottes. Die Kirchenlehre erschien ihm als eine Summe unvernünftiger Sätze, die keine Beziehung zu dem vernunftgemäßen Leben hätte; erst recht mußten die vielen kirchlichen Sakramente und geheimnisvollen Weihen der orthodoxen Kirche abgelehnt werden.

Doch mit alledem ist das für Tolstoi charakteristische Verständnis des Christentums noch nicht erreicht. Er faßt gerade das als das Wichtigste im Christentum auf, was Nietzsche am meisten abstieß. So dürften sich keine größeren Gegensätze denken lassen als Nietzsche und Tolstoi. Alle weichen, weiblichen Züge des Christentums, das Dulden, Entsagen, die Demut, Selbstaufopferung, das Sich-selbst-Verleugnen, erschienen Nietzsche so als das Wesentliche im Christentum, daß schwächliche Gutmütigkeit und charakterlose Nachgiebigkeit ihm zum Typus des Christlichen wurde. Was Nietzsche abstößt, hat gerade einen Tolstoi angezogen. Nicht ein Herrenmenschentum, nicht Rücksichtslosigkeit, nicht Gewalt, sondern alle dem entgegengesetzten Züge wirken begeisternd auf Tolstoi. So stellt er in den Mittelpunkt seiner Lehre das Wort: „Du sollst nicht widerstreben dem Übel!" Radikal, einseitig, verfolgt Tolstoi diesen Satz bis in seine letzten Konsequenzen. Wenn ein Räuber ein Kind morden wollte, soll ich nicht dem Bösen widerstehen, ja den Räuber erschießen? Nein, ich weiß ja nicht, weder was mit dem Kinde geschehen wird, wenn ich es rette, noch was mit dem Räuber, wenn ich ihn nicht erschieße. „Ja, wenn die Zulus kämen, um meine Kinder zu braten, so wäre das Einzige, was ich tun könnte, daß ich mich bemühte, sie zu überzeugen, daß ihnen das nicht nützlich und nicht gut sei." Es ist leicht, hier Tolstoi zu kritisieren. Es scheint im russischen Volkscharakter eine merkwürdige Mischung von einer beschämenden Gutmütigkeit und wiederum brutaler Gewalttätigkeit zu liegen. Um letztere nachhaltig zu bekämpfen, hat Tolstoi sich auf die entgegengesetzte Seite gestellt. Eine grenzenlose Menschenfreundlichkeit beseelt Tolstoi wie auch Dostojewski; der Gegensatz gegen alles Herrenmenschentum, vielleicht auch eine starke, aber nicht schauspielernde Lust, sich zu demütigen, kommt bei Tolstoi zum Vorschein, wenn er sein Inneres in seiner „Beichte" schonungslos enthüllt. Nietzsche würde dies ein Symptom der Entartung und

Erkrankung nennen. Manches entspricht eher einer asiatisch-buddhistischen Lebensverneinung. Immerhin ist die selbstlose, das eigene Ich vergessende Art Tolstois doch anziehender als der Typus der verfeinerten, alle ihre sublimierten Instinkte bejahenden Herrenmenschen Nietzsches.

Ins Zentrum der Tolstoischen Gedanken kommen wir, wenn wir beachten, daß ihm das ganze Christentum eine Anweisung zur Lebensgestaltung und zugleich zur herben Kritik der gegenwärtigen sozialen und politischen Zustände wird.

„Dem Übel nicht widerstehen", sondern Böses mit Gutem vergelten! Von hier aus kritisiert er nicht bloß alle Kriege als widerchristlich, sondern auch jeden Heeresdienst; man muß bedenken, wie oft in Rußland das Militär als Unterdrückungsmittel von Bauernunruhen angewendet wird. Jedes Gewalt-anwenden gegen Verbrecher, alles Einsperren in Gefängnisse ist ihm zuwider. Man wird auch hier erwägen, wie viele Menschen, allein weil sie politisch unbequem sind, in Rußland ins Gefängnis gekommen sind, oder wie viel empörende Gewalttaten in russischen Gefängnissen verübt sind. Tolstoi schildert in einer Gerichtsszene seines Romans „Auferstehung", wie die Richter im ganzen nicht besser sind als die Verbrecher, die abgeurteilt werden. Er gelangt von hier aus zu dem Verständnis der Worte der Bergrede: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" Diese seien ausdrücklich und direkt mit Bezug auf die Justiz gesprochen. Wie können Menschen mit vielerlei Fehlern sich erkühnen, über andre, die nicht schlechter sind, Justiz zu üben? Ferner: „Ich sage euch, daß ihr überhaupt nicht schwören sollt." Und doch werden in Rußland Millionen Eide geschworen, während ein Priester das Evangelienbuch erhebt, womöglich die Stelle aufschlägt, in der jedes Schwören verboten ist. Das ist ihm ein Hauptgrund dafür, die Kirche zu verwerfen. Denn sie sanktioniert im Gegensatz zu Jesu Worten den Schwur, segnet zum Mord ausziehende Krieger ein, weiht ihre Fahnen. Sie verfolgt Andersgläubige, sie duldet nicht schweigend.

Ja, immer radikaler wird Tolstois Kritik. „Du sollst deinen Feind lieben." Damit wird jeder Patriotismus aufgehoben. Tolstoi sieht nur die Züge an der Vaterlandsliebe, die ja leider oft nicht fehlen, daß sie sich zuerst in Verachtung der Angehörigen andrer Völker äußert. Jeder Mensch müsse uns gleich lieb sein, alle nationalen Schranken müssen fallen. Vor dem Versuch, das gesamte Dasein rational zu durchleuchten, müssen alle Gefühle zurücktreten, die sich vor Tolstois Vernunft nicht als begründet erweisen.

Über die Ehe sind Tolstois Gedanken nicht völlig einhellig. Zuerst stellt er den Satz auf: Bleibe dem Weibe treu, mit dem du dich einmal verbunden hast. Die „Auferstehung" sucht diesen Satz bis in seine letzten Konsequenzen durchzuführen. In dem merkwürdigen, oft mißverstandenen Buch „die Kreuzersonate" dagegen tritt der Gedanke auf, das Vollendetste wäre, überhaupt keine eheliche Gemeinschaft zu pflegen. Vielleicht hat die in seiner Kirche heimische Hochschätzung der Virginität hier eingewirkt. Nur als das zweitbeste, als ein Kompromiß wird hier jener erste Grundsatz daneben gestellt.

Die meisten dieser Grundsätze, die Tolstoi in den Schriften „Mein Glaube" und „das Reich Gottes" darlegt, sind durchaus nicht neu. Die Täufer der Reformationszeit, Mennoniten und Quäker haben den Kriegsdienst, ja jede Teilnahme an staatlichen Ämtern und Justiz verworfen. Auch russische Sekten, wie Molokanen und Duchoborzen, stehen Tolstois Gedanken nicht ferne. Es ist auch hier nicht schwer, Einwendungen zu machen, die Notwendigkeit staatlicher Gewalt und Justiz darzutun, die Undurchführbarkeit der Tolstoischen Ideale nachzuweisen.

Wichtiger ist es für uns zu fragen: Macht Tolstoi selber Ernst mit ihnen? Der redliche Wille dazu ist sicherlich da. 1882 fand in Moskau das seltene Ereignis einer Volkszählung statt. 2000 freiwillige Hilfskräfte werden aufgeboten. Tolstoi gehört zu diesen. Er will bei diesem Anlaß einen Einblick tun in das Leben der ärmsten Volksklasse. Er sucht sich das Quartier der Bettler und Proletarier auf, um eine Hilfsarbeit für die Ärmsten der Armen zu organisieren. Die Schrift „Was sollen wir denn tun?" beschreibt seine Erfahrungen. Er verteilt reichlich Geld, bringt eine Organisation zustande, die viele unterstützt. Aber er sieht ein: Vielen ist so nicht zu helfen; sie müssen sittlich gehoben werden. Der Gegensatz der hungernden, frierenden, bettelnden Masse und der in vornehmen Villen wohnenden Mitglieder der Hilfsorganisation schneidet ihm durch die Seele. So kann nicht geholfen werden. Der radikale Denker verfällt wieder auf das einzige Mittel zur Hilfe: Es ist unvernünftig, wenn 1000 Menschen in überfeinertem Luxus sitzen und 100 000 nicht genug haben. Das vernünftige Leben ist es, wenn jeder selbst für seine Bedürfnisse körperlich arbeitet, sich nicht von andern bedienen läßt. Es ist unvernünftig, wenn die Menschen sich in den Städten zusammendrängen, anstatt in gesunder Landluft zu leben.

„Ja, wo bleibt aber dann Kunst, Wissen, Kultur, Musik, Theater?" Tolstoi sieht auch hier nicht seitwärts, sondern nur gerade aus. Er empfindet nur die Schäden der überfeinerten Kultur. Lieber mag alles das zurückgehen. Das vernünftige Leben läßt sich auch ohne das führen.

Halt, hat Tolstoi selbst hiermit Ernst gemacht? Gewiß, er hat seit diesen Erlebnissen den Bauernkittel angezogen; er wohnt nicht mehr in Moskau. Er arbeitet wie ein Bauer, ist sehr bedürfnislos, er verkehrt gern mit Bauern. Aber er hat ja seine Bibliothek auf seinem Landgut. Ist nicht seine körperliche Arbeit wie ein Sport zur Erholung von der geistigen Anstrengung? Und ferner, er hat nicht bloß Titel, Rangunterscheidungen und überflüssige Höflichkeitsformen als unvernünftig aufgegeben, sondern auch Privateigentum und Geld als einen Feind der Freiheit des Individuums, als Mittel der Unterdrückung andrer verworfen. Wie steht es hier mit ihm? Wo ist der Mut, diese Theorien bei ihm selbst durchzuführen? Tolstoi würde traurig hier zugestehen, er habe nicht die Kraft gehabt, seine Theorien bis zum letzten Ende durchzuführen. Wohl ist er leutselig gegen seine Diener, freundlich gegen jedermann. Aber er hat ja ein großes Besitztum. Er lebt einfach, schlicht, bedürfnislos, aber nicht wie es seine Theorie verlangen würde.

Allerdings ist er hier dem begreiflichen Widerstand seiner Familie begegnet, die trotz alles Einvernehmens doch die Tolstoischen radikalen Theorien nicht vertritt. So hat sich Tolstoi in einen Kompromiß gefügt. Seine Grundsätze scheitern schon an dem Widerstand im nächsten Kreise.

Der Romanschriftsteller ist seit den achtziger Jahren zum Philosophen, zum Theologen, zum sozialen Reformer, zum friedlichen Anarchisten geworden. Es schien, als werde er nie zur Dichtung zurückkehren. 1883 schrieb Turgenjew von seinem Sterbelager an Tolstoi: „Kehren Sie an Ihre literarische Tätigkeit zurück! Wie glücklich wäre ich, wenn ich denken könnte, daß meine Bitte auf Sie einwirken werde. Mein Freund, großer Schriftsteller des russischen Landes, achten Sie auf meine Bitte! Ich kann nicht mehr — ich bin müde." In der Tat kehrte Tolstoi aus innerem Drange zur Poesie zurück. Alles steht jetzt aber noch viel mehr im Dienste der Tendenz, die vernünftige Lebensführung zu predigen. Er schreibt „Volkserzählungen". In einfacher schlichter Form ist es ihm wirklich gelungen, den Volkston zu treffen; es sind Meisterstücke von teilweise ergreifendem Inhalt. Kleine Erzählungen wie „der Herr und sein Knecht", „der Tod des Iwan Ilitsch", „Wandelt im Licht" haben dieselbe Tendenz. Wiederum leuchtet Tolstoi in das innerste Seelenleben herein. Nur zwei Dramen hat Tolstoi geschrieben. Das weitaus bedeutendste ist „die Macht der Finsternis", eine der hervorragendsten Bauerndramen, die es in der Weltliteratur gibt. In realistischer Darstellung leuchtet er in eine grausenerregende Welt der Verworfenheit hinein. Ein Netz von Lüge und Verbrechen wird konsequent bis zu Ende gesponnen, bis der Held den Mut gewinnt, dies Lügengewebe von sich abzuwerfen, sich vor allem Volk aller Verbrechen schuldig zu erklären, ähnlich wie es Tolstoi selber in seiner „Beichte" getan.

Aber wieder muß der alles ergründende Grübler sein eigenes Kunstschaffen vernünftig analysieren. Er schreibt 1897 „Was ist eigentlich die Kunst?" Er antwortet: „Sie ist eine Tätigkeit, die durch äußere Zeichen Gefühle übertragen will." Alles liegt ihm daran, daß es Gefühle sind, die zu der vernünftigen religiösen Lebensführung in seinem Sinne hinleiten. Schonungslos verwirft er von hier das meiste der gegenwärtigen Kunst. Sie sei meist ein erschlaffendes Amüsement für die nichtstuende, bloß genießende Minorität. Gnade findet vor seinen Augen nur die echte Volkskunst, die Werke von Charles Dickens, von Dostojewski, die Gleichnisse Jesu und ähnliches. Rücksichtslos verworfen werden fast alle theatralischen und musikalischen Genüsse der Gegenwart. Die rechte Kunst ist ihm „ein Organ der Menschheit, das die Auffassungen des Verstandes in das Gebiet des Gefühls überträgt", daher „ein Mittel für die Vorwärtsbewegung der Menschheit." Sein eigenes Kunstschaffen ist damit treffend charakterisiert: es kennt keine tendenzlose Kunst. Alles steht bei ihm im Dienst eines Gedankens. Aber er versteht es, dem Gedanken Leben, Wärme, Überzeugungskraft einzuhauchen. Jede gereimte Poesie verwirft Tolstoi. Sie ist ihm Unnatur. Denn sie steht seinem Bestreben entgegen, die verständlichsten Worte zur Übertragung seiner Gedanken zu finden. Einen „Kunstbarbaren" hat man Tolstoi darum gescholten. Aber

seine Theorie entspricht seinem eigenen Schaffen vollständig. Niemand wird die Kraft seiner Schöpfungen bezweifeln.

Nur von dem russischen Boden aus ist Tolstoi zu verstehen. Bei all seiner Kritik wird man stets den Hintergrund russischer Zustände nicht aus den Augen lassen dürfen. Auch sein eigenes Denken zeigt viele nationale Züge. Er findet nicht eine unbefangene Würdigung des geschichtlich Gewordenen. Er knüpft nicht an das Gegebene an; er konstruiert die Welt von Grund aus nach rationalen Prinzipien. Ganz wie in den gegenwärtigen Kämpfen die einen rückhaltlos das Bestehende stützen, die andern ebenso das Bestehende wegfegen und ein ganz neues Gebäude aufrichten wollen! So scheint sich das russische Denken in diesen schroffen Gegensätzen zu bewegen. Auch hierin ist Tolstoi ein echter Russe.

Kann diese fremdartige Erscheinung uns irgend etwas sagen? Muß er uns nicht wie ein weltfremder Sonderling erscheinen? Ich glaube, er kann uns nur darin wertvoll bleiben, daß er eindringlicher als jeder andre gezeigt hat: Die hochgepriesene moderne Kultur ist nicht der letzte Lebenswert. Erst muß die Beziehung des Menschen zu einem höchsten, ewigen Lebenswert in Ordnung gebracht sein. Erst von diesem überragenden Wert aus können wir zu unsrer Kultur ein Verhältnis gewinnen. Wir brauchen sie nicht radikal zu verneinen, aber wohl müssen wir am ethisch-religiösen Lebensgehalt ihre Bedeutung prüfen. Dies hat Tolstoi eindringlicher gezeigt als andre. Dadurch ist er vielen ein Gewissenswecker geworden.

Aussprüche Mohammeds.

(Die im Koran nicht enthalten sind.)

Vorbemerkung.

In Indien hat Abdullah Surawardi ein Buch mit Aussprüchen Mohammeds zusammengestellt. Das Motto dieses Buches ist eine Sure aus dem Koran: „Sie wollen mit ihrem Atem das Göttliche Licht auslöschen. Aber Gott läßt sein Licht heller brennen, so widerwärtig das den Ungläubigen auch ist."

Leo N. Tolstoi hält die hier, in der Übersetzung von Adolf Heß, wiedergegebenen Auszüge aus diesem Buch für Wahrheiten, die allen Religionen am meisten gemeinsam sind.

Wer war Mohammed?

Mohammed war der Begründer der mohammedanischen Religion, zu der sich jetzt auf der ganzen Erde zweihundert Millionen Menschen bekennen.

Mohammed wurde im Jahre 570 nach Christus in Arabien geboren. Er war der Sohn armer Eltern und in seiner Jugend Hirt. Schon in jungen Jahren liebte er die Einsamkeit und sann dort über Gott nach und wie man ihm dienen könne. Die Araber verehrten damals viele Götter, verrichteten allerhand Zeremonien und brachten ihnen Opfer, sogar Menschenopfer. Je älter Mohammed wurde, um so deutlicher sah er ein, daß dieser Glaube falsch sei, daß es nur einen wahren Gott über allen Völkern gäbe.

Mohammed glaubte selbst so fest daran und wünschte diesen Glauben seinen Landsleuten so sehr mitzuteilen, daß ihm der Gedanke kam, er sei — ein Prophet, dem Gott aufgetragen, den falschen Glauben zu beseitigen und einen neuen zu verkünden. Dann begann er diesen neuen Glauben zu predigen, so wie er sich in seinem Kopfe gestaltet hatte.

Das Wesen dieses Glaubens bestand darin, daß es nur einen Gott gäbe, und daß man deswegen nicht viele Götter verehren dürfe; daß Gott barmherzig und gerecht sei; daß das Schicksal jedes Menschen von ihm selbst abhänge; wenn er Gottes Gebote erfülle, werde er im zukünftigen Leben seinen Lohn erhalten, im andern Falle Strafe.

Er lehrte, daß alles Irdische vergänglich sei und verschwinde; nur Gott existiere ewig. Ohne Glauben an Gott und die Erfüllung seiner Gebote könne kein wahres Leben existieren. Er lehrte, daß Gott von den Menschen Liebe zu Gott und dem Nächsten verlange: Liebe zu Gott im Gebet, und Liebe zum Nächsten im Mitleid, in der Hilfe und Vergebung der Beleidigungen.

Mohammed lehrte auch, daß diejenigen, die den wahren Gott erkannt, sich bemühen müßten, alles zu beseitigen, was die Entwicklung von Leiden in den Menschen fördern könnte. Nicht dem Körper müsse man dienen, sondern dem Geiste. Müsse enthaltsam in der Speise sein. Keine Spirituosen und berauschenden Getränke genießen. Müsse das Leben in Arbeit hinbringen usw.

Mohammed hielt sich nicht für den einzigen Propheten Gottes; Moses und Jesus hielt er ebenfalls für Propheten. Er sagte, die Christen und Juden müßten ihren Glauben nicht ändern, sondern nur das tun, was ihre Propheten ihnen gepredigt.

In den ersten Jahren hatte Mohammed, wie jeder Verkünder einer neuen Lehre, grausame Verfolgungen von Anhängern des früheren Glaubens zu erdulden. Aber diese Verfolgungen störten ihn nicht; er fuhr fort, zu predigen.

Die den neuen Glauben angenommen hatten, zeichneten sich vor den übrigen Arabern durch ihre Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, ihren Fleiß und Wohlstand aus, da sie sich im Unglück gegenseitig unterstützten.

Die neue Gemeinde errang sich bald die Achtung und Verehrung ihrer Umgebung, und es traten immer mehr Leute dem neuen Glauben bei. Bald begannen aber übereifrige Anhänger Mohammeds ihn im Zorn über die ringsum verbreitete Götzenverehrung und Sittenlosigkeit anzustacheln: er möchte die Menschen mit Gewalt bekehren. Obwohl man den Krieg und jede Gewalt im öffentlichen materiellen Leben verwarf, wurden in Glaubensdingen kriegerische Handlungen zugelassen. Man glaubte Gott damit einen Gefallen zu erweisen, wenn man ihm Menschen mehr mit Gewalt als aus Überzeugung zuführte.

Aus dieser gewaltsamen Verbreitung der Lehre Mohammeds läßt sich auch der heftige Widerstand erklären, den sie bei den sanftmütigen Buddhisten und Christen fand. Trotz der Sittenstrenge und dem reinen Lebenswandel der Mohammedaner, die allgemeine Sympathie und Verehrung hervorriefen, fand die Lehre nicht so weite Verbreitung wie andre Lehren, die Sanftmut und Barmherzigkeit verkündigten und das Recht über Leben und Tod Gott allein zugestanden.

Leo N. Tolstoi.

Aussprüche Mohammeds.

Mohammed schlief unter einer Palme, und als er plötzlich erwachte, sah er seinen Feind Diutur mit gezücktem Schwert vor sich stehen. „Nun, Mohammed, wer rettet dich jetzt vom Tode?" rief Diutur. — „Gott!" erwiderte Mohammed. Diutur ließ das Schwert sinken. Mohammed entriß es ihm und rief seinerseits: „Nun, Diutur, wer wird jetzt aber dich vom Tode retten?" — „Niemand!" antwortete Diutur. — „Laß dir sagen, daß derselbe Gott auch dich rettet!" rief Mohammed und gab ihm sein Schwert zurück. Diutur wurde einer der treuesten Anhänger des Propheten.

„Helft Eurem Nächsten, dem Muselmann, und fragt nicht lange, wer er ist: ein Bedrücker oder ein Bedrückter," sagte Mohammed. — „Wie können wir ihm helfen, wenn er ein Bedrücker ist?" wurde der Prophet gefragt. — Mohammed antwortete: „Helft dem Bedrücker, sich der Bedrückung andrer zu enthalten."

Gott hat gesagt: „Dem, der Gutes tut, vergelte ich es zehnfältig und mehr; wer Böses tut, den trifft Vergeltung, wenn ich ihm nicht vergebe; und wer sich mir eine Spanne nähern will, dem nähere ich mich eine Elle; und wer mir eine Elle näher kommen will, dem komme ich zwölf Ellen entgegen; wer im Schritt zu mir kommt, zu dem laufe ich; und wer voll Sünde, aber gläubig vor mir erscheint, vor dem erscheine ich bereit, ihm zu vergeben."

O Herr, halte mich mein Leben lang in Armut, und laß mich als Bettler sterben.

Niemand hat besseren Trank genossen als jemand, der im Namen Gottes ein zorniges Wort hinunterschluckte.

Die Hölle ist hinter Genüssen, das Paradies hinter Arbeit und Entbehrungen verborgen.

Engel sprachen: „O Gott! Gibt es etwas von dir Geschaffenes, das stärker ist als Stein?“ Gott sagte: „Ja; Eisen ist stärker als Stein, denn es zerschlägt ihn.“ Die Engel sprachen: „O Herr, gibt es etwas von dir Geschaffenes, das stärker ist als Eisen?“ — „Ja,“ sagte Gott, „Feuer ist stärker als Eisen, denn es schmilzt es.“ Und die Engel sagten: „O Herr! Gibt es etwas von dir Geschaffenes, das stärker ist als das Feuer?“ Gott sprach: „Ja; Wasser ist stärker als Feuer, denn es hemmt und löscht es.“ Da sprachen die Engel: „O Herr! Ist etwas von dir Geschaffenes stärker als Wasser?“ Gott sagte: „Ja, der Wind ist stärker als das Wasser, er erregt es und jagt es fort.“ Sie sagten: „O Herr! Ist etwas von dir Geschaffenes stärker als der Wind?“ Gott sprach: „Ja; die Adamskinder, die Almosen geben; Menschen, deren linke Hand nicht weiß, was die rechte tut, überwinden alles.“

Gott sagt: „Ich war ein Schatz, den niemand kannte. Und wollte bekannt werden. Da schuf ich den Menschen.“

Lästere niemanden. Und wenn jemand dich lästert und alle Fehler, die er von dir weiß, ans Licht zieht, enthülle nicht die, die du von ihm weißt.

Alles Rechtmäßige ist klar; das Unrechtmäßige ebenfalls; es gibt aber zweifelhafte Dinge, die zwischen beiden stehen. Wenn dir so etwas Zweifelhaftes vorkommt, enthalte dich und tue nichts.

Jeder sinnliche Blick ist Ehebruch; und wenn ein Weib sich mit Wohlgeruch umgibt und in eine Versammlung von Männern geht, um sich zu zeigen, und begehrliche Blicke um sich wirft, ist sie eine Ehebrecherin.

Mohammed sagte eines Tages zu Wabischah: „Nicht wahr, du möchtest von mir wissen, was gut und böse ist?“ — „Ja,“ antwortete der, „deswegen bin ich gekommen.“ Da tauchte Mohammed seine Finger in Öl, berührte damit seine Brust, machte an der Stelle des Herzens ein Zeichen und sagte: „Frag dein Herz.“ Das wiederholte er dreimal und sagte dann: „Gut ist, was deinem Herzen Ruhe und Festigkeit verleiht; böse, was dich in Zweifel stürzt, wenn andre Leute dich auch rechtfertigen.

Lieber allein als mit Bösen; aber lieber mit Guten als allein. Wißbegierige lieber unterrichten als schweigen. Aber lieber schweigen als schwatzen.

Dem gibt Gott großen Lohn, der seinen Zorn unterdrückt.

Taten werden nach den Absichten beurteilt.

Gott liebt die Menschen, die sich ihr Brot durch Arbeit verdienen.

Nur der ist ein wahrer Arbeiter an der Wahrheit, der im Elend ausharrt und Beleidigungen vergißt.

Wahre Bescheidenheit ist die Quelle aller Tugend.

Ohne Bescheidenheit und Keuschheit ist kein Glaube möglich.

Seid hartnäckig in guten Werken.

Zum Lichte strebe ich, im Lichte lebe ich.

Heilig ist, wer beim Anblick des Guten Gott preist, im Unglück aber geduldig ausharrt; er wird stets von Gott belohnt.

Das Grab ist der erste Schritt zur Ewigkeit.

Der heiligste Kampf ist der, in dem der Mensch sich selbst besiegt.

Eine Stunde Betrachtung ist besser als ein Jahr Andacht.

Das Gebet ist die Vereinigung eines Gläubigen mit Gott durch geistige Erhebung.

Der Tod ist die Brücke, die den Freund mit dem Freunde vereinigt.

Ich bin stolz auf meine Armut.

Gott ist barmherzig gegen den, der sein Brot nicht durch Bettelei, sondern durch Arbeit verdient.

Der Lohn ist ebenso groß wie das Unglück; das heißt: je unglücklicher und elender jemand ist, um so größer und vollkommener ist sein Lohn. Tatsächlich, wen Gott lieb hat, den züchtigt er.

Nach Verkündigung seines Glaubens sagte Mohammed gewöhnlich: „O Gott, ich bitte dich um Festigkeit im Glauben und um Bereitschaft, den geraden Weg zu gehen; um deine Hilfe, in deinen Augen Gnade zu erlangen und dich geziemend zu ehren; ich bitte dich, mir ein unschuldiges Herz zu geben, das das Laster verabscheut, und eine aufrichtige Zunge; ich bitte dich ferner, mir zu verleihen, was du für Tugend hältst, und mich vor dem zu bewahren, was dir als Laster gilt und mir meine Sünden zu vergeben, die dir bekannt sind."

Weißt du, was unsern Glauben untergräbt und unmöglich macht? Die Fehler der Ausleger, die Dispute der Heuchler und Befehle der Machthaber, die vom rechten Wege ableiten.

Die Zeit ist nahe, da von unserm Glauben nichts mehr übrig sein wird als sein Name; und vom Koran nichts als die äußeren Zeichen; da in den Moscheen keine Lehren mehr verkündet werden und kein Gottesdienst; da die Gelehrten die allerschlechtesten Menschen sind, von denen Zank und Streit ausgehen, und zu denen sie zurückkehren.

Das Streben nach Wissen ist ein göttliches Gebot für jeden Gläubigen; wer aber Unwürdigen Wissen mitteilt, hängt Perlen, Edelsteine und Gold Schweinen um den Hals.

Es gibt drei Arten von Lehren: solche, deren Wahrheit unzweifelhaft ist — die befolge; solche, die vom rechten Wege abbiegen — die meide; und solche, die unklar sind — deren Erklärung such bei Gott.

Gläubige sterben nicht; sie werden nur aus der Körperwelt in die Ewigkeit versetzt.

Der Gläubige dankt Gott in Tagen des Glücks und hofft auf ihn im Ungemach.

Hoffe auf Gott, aber binde dein Kamel an.

Kostbar ist die Welt und alles, was in ihr ist; das Kostbarste von allem in der Welt ist aber — ein tugendhaftes Weib.

Kein Dichter hat aufrichtiger als Lebid gesagt: „Ich weiß, daß außer Gott alles eitel ist.

Es ist des Gläubigen unwürdig, jemandes Ehre anzutasten; unwürdig, jemanden zu verfluchen; unwürdig, zu lästern; und unwürdig des Gläubigen ist jedes leere Geschwätz.

Möglichst viel schweigen und dabei heiter bleiben — kann es etwas Besseres geben?

Seid behutsam in sechs Fällen: Wenn ihr sprecht — sprecht die Wahrheit; wenn ihr etwas versprecht — haltet es; bezahlt eure Schulden; seid keusch in Gedanken und in Werken; meidet jede Gewalt und flieht alles Böse.

Soll ich euch sagen, was besser ist als Fasten, Almosen und Gebet? Die Versöhnung eines Freundes mit seinem Freunde. Feindschaft und Haß bringen den Menschen um jeden Gotteslohn.

Gott hat nichts Besseres als die Vernunft geschaffen — nichts Vollkommeneres und Schöneres; alles Gute, das er den Menschen gibt, gibt er ihretwillen; der Vernunft entspringt auch das Verstehen Gottes.

Gott ist selbst sanftmütig und voll Demut; er gibt dem Sanftmütigen, was er dem Grausamen vorenthält.

Reichtum entspringt nicht dem Überfluß an irdischen Gütern, sondern einem zufriedenen Gemüt.

Eines Tages schlief Mohammed auf einer schlechten Matte und stand sehr schmutzig auf. Jemand sprach zu ihm: „O Mann Gottes, wenn du es wünschst, bereite ich dir ein weiches Bett.“ Mohammed antwortete: „Was habe ich mit dieser Welt zu schaffen? Ich bin hier wie ein Wanderer, der in den Schatten eines Baumes getreten ist und sofort wieder aus ihm heraustritt.“

Wenn ihr jemanden seht, der reicher oder schöner ist als ihr, so denkt an die Leute, denen es schlechter geht als euch.

Blickt auf diejenigen, die unter euch stehen; das bewahrt euch vor Verachtung der Güte Gottes.

Jemand kam zu Mohammed und sagte ihm: „Wahrlich, ich liebe dich.“ Mohammed antwortete ihm: „Überlege, was du sagst.“ Der Mann sprach: „Ich schwöre dir, ich liebe dich,“ und wiederholte diese Worte dreimal. Da sprach Mohammed zu ihm: „Wenn du aufrichtig bist, so bereite dich auf Armut vor, denn zu dem, der mich liebt, kommt Armut eher als der Strom zum Meere.“

Zwei Menschen versöhnen ist Barmherzigkeit; jemandem in den Sattel helfen und ihm den Reisesack hinaufreichen, ist Barmherzigkeit. Ein gutes Wort, das man aus Dankbarkeit spricht und eine freundliche Antwort an den, der fragt, ist Barmherzigkeit; und das Beseitigen von Hindernissen, wie z. B. eines Dornstrauches oder eines Steines vom Wege, ist Barmherzigkeit.

Gott sagt: „Für den, den ich liebe, bin ich das Gehör, mit dem er hört; das Gesicht, mit dem er sieht; die Hand, mit der er greift, und die Füße, mit denen er geht.“

Wie das Reiben auf der Erde Eisen reinigt, so reinigt das Denken an Gott das Herz des Menschen.

Jede gute Tat ist ein Werk der Barmherzigkeit; ist es nicht ein gutes Werk, seinen Bruder freundlich begrüßen und Wasser aus dem eigenen Schlauch in seinen Krug gießen?

Mohammed fragte: „Glaubt ihr, daß eine Mutter ihr Kind ins Feuer wirft?“ Die Antwort lautete: „Nein.“ Da sagte Mohammed: „Gott ist aber noch mitleidiger mit seinen Geschöpfen als ein Weib mit ihrem Kinde.“

Bezahl dem Arbeiter seinen Lohn, bevor sein Schweiß trocknet.

Sei freundlich mit den Menschen und nicht grob; sei liebenswürdig mit ihnen und verachte sie nicht. Und wenn du Juden und Christen triffst, die dich nach dem Schlüssel zum Paradiese fragen, sag ihnen: der besäße den Schlüssel zum Paradiese, der für die göttliche Wahrheit zeugt und gute Werke tut.

Der ehrt Gott am meisten, der seinem Feinde verzeiht, den er in Händen hat.

Kleinkunst im Weichsellande.

Die Edelschmiedekunst früherer Zeiten in Preußen. Von E. v. Czihak. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1908.

Ostelbien ist im allgemeinen für die Kunst kein günstiger Boden. Und zumal die deutschen Lande jenseits der Oder, insonderheit das alte Herzogtum Preußen, haben, abgesehen von einigen, um so bemerkenswerteren Ausnahmen, eine einheimische Kunstübung, die über die Grenzen des Landes hinaus bekannt geworden wäre, gar nicht. Die klimatischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen sind in jenen Ostseeländern so hart, daß sie die ganze Kraft des, wenn auch noch so kräftigen Menschenschlages erfordern, um ihnen die bloße Existenz abzuringen. So nimmt es nicht wunder, daß dieses Land, das an seine Bewohner von Generation zu Generation höhere Ansprüche für den Kampf um das tägliche Brot stellt, zwar führende Geister auf dem Gebiete der reinen Verstandestätigkeit, darunter den größten Denker der Neuzeit, Kant, aber keinen überragenden Künstler hervorgebracht hat. Dazu kommen die politischen Wirrnisse, denen Preußen durch Jahrhunderte hindurch ausgesetzt war. Preußen, Litauer, Polen, Russen, dazu seit der Ordenszeit unausgesetzt zuwandernde Süd- und Mitteldeutsche, in den Niederungen auch niederländische Kolonisten, bilden ein buntes Völkergemisch, das sich erst selbst klären muß, bevor es eine abgeklärte Kunst hervorbringen kann. Jahrhundertelang durchtobten wilde Kriege diesen Winkel unsres Vaterlandes, ein Stamm suchte dem andern den blutig erworbenen Besitz zu entreißen, und schließlich teilten Polen und Preußen das Land unter sich. Gab es einmal ein paar Jahrzehnte Ruhe, so wurde die zarte Pflanze der Kunst durch den folgenden Kriegssturm vernichtet, bevor sie Zeit gehabt hatte, sich zum widerstandsfähigen Baum auszuwachsen. So konnte eine heimische große Kunst nicht entstehen.

Wenn wir trotzdem eine Anzahl mehr oder minder bedeutender Kunstwerke im Lande finden, so müssen wir, sofern sie nicht fremden Ursprunges sind, wie z. B. der Memlingsche Altar in der Danziger Marienkirche, über die zähe Ausdauer staunen, mit der der glimmende Funke immer wieder zur Flamme angefacht wurde. Am schlimmsten kommt die Malerei fort. Der nordländisch harte Sinn befreundet sich nicht leicht mit der weichen farbenfrohen Kunst, die südliche Heiterkeit oder doch wenigstens eine gewisse sonnige Gemütlichkeit voraussetzt, wie sie beispielsweise den Niederländern eigen ist. Deshalb finden wir kein Werk der Malerei von einiger Bedeutung vor. Anders die Architektur. Die Marienburg ist eines der schönsten Werke der Baukunst überhaupt, und überall in dem eroberten Lande erhoben sich künstlerisch geschmückte Klosterburgen zur Ehre Gottes und zur Befestigung der Ordensmacht. Auch in den Städten, die sich meistens um die Burgen bildeten, wurden gotische Gotteshäuser angelegt, so groß, daß sie nur in den seltensten Fällen in den hundert Jahren der unumschränkten Ordensherrschaft fertig geworden sind.

Die nächste Aufgabe war, diese Kirchen würdig zu schmücken. Spuren von Malerei zeigen sich fast nirgends, und wo solche vorhanden war, scheint sie rein ornamental gewesen zu sein, die Pfeilerkanten, Fensterlaibungen, Rippen begleitend und die Gewölbefelder ausfüllend.

So blieb als einziges die Ausstattung der Kirchen, vor allem der Altäre mit kostbaren Gerätschaften. Daher blühte sofort mit der Befestigung der Ordensmacht das Gold- und Silberschmiedehandwerk auf, was wir daraus ersehen, daß die kleine Stadt Marienburg zu einer Zeit, als sie kaum ein paar hundert Einwohner zählen konnte, bereits sieben selbständige Meister hatte, die sich zu einem Gewerk zusammenschlossen. Diese Kleinplastik in Gold und Silber bietet so viel des Schönen und Interessanten, daß es ein hoher Genuß ist, sich mit ihr bekannt zu machen. Ebenso wie die landschaftlichen Schönheiten dieses Teiles unsres Vaterlandes zeigt sie sich nicht in Staunen erregender Großartigkeit, sondern in freundlichen anmutigen Formen, und ebenso wie die Landschaft ist auch sie bisher im westlicheren Deutschland viel zu wenig gewürdigt worden.

Es ist also eine um so dankenswertere Aufgabe, die Geheimrat v. Czihak sich gestellt und in mustergültiger Weise gelöst hat, alles auf diese Arbeiten und ihre Verfertiger bezügliche in einer zusammenfassenden Darstellung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Nachdem schon früher (1903) der erste Teil, der Ostpreußen behandelt, erschienen war, liegt nun seit einiger Zeit der bedeutend umfangreichere zweite Band vor, der der Provinz Westpreußen gewidmet ist. Mit zahlreichen Textabbildungen und 25 Tafeln in Lichtdruck ausgestattet, bietet er jedem Kunsthistoriker und jedem Sammler reiches und einwandfreies Material.

Die Einteilung ist so, daß jedes Gewerk, d. h. jede Stadt in sich abgeschlossen behandelt wird, und daß den geschichtlichen Daten Notizen über die Gewerke und ihre Einrichtungen folgen, worauf die erhaltenen und sonst nachweisbaren Werke eingehend besprochen werden. Eine Zusammenstellung der Meister und ihrer (faksimilierten) Zeichen nebst kurzer Angabe der ihnen zuweisbaren Arbeiten bildet den Beschluß jedes Teiles, während als Anhang die urkundlichen Belege, besonders die Gewerkschaftsrollen im Wortlaut mitgeteilt sind.

Wir entnehmen dem Buche folgendes:

Für die Gold- und Silberschmiedearbeit kommen in Westpreußen besonders vier Städte in Betracht: Danzig, Elbing, Thorn und Marienburg.

Naturgemäß steht Danzig an erster Stelle, sowohl der Zahl der Meister als ihrer Bedeutung nach. Schon verhältnismäßig früh muß das Edelschmiedehandwerk hier einen raschen Aufschwung genommen haben, denn bereits im Jahre 1416 finden sich 24 Meister erwähnt, die als an einem Aufstande beteiligt in Strafe genommen werden. Die wirkliche Zahl aller Meister wird also beträchtlich größer gewesen sein. Zur Zeit seiner größten Blüte, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, hatte das Gewerk einen Bestand von 45—50 Meistern, während zu Anfang des 19. Jahrhunderts der größte Tiefstand mit nur 14 Meistern erreicht wird. Deutlich zeigt sich in diesem Schwanken der Einfluß der kriegerischen Unruhen. Immerhin blieb die Zahl stets verhältnismäßig groß, so besaß z. B. Danzig bis ins 18. Jahrhundert hinein bedeutend mehr Edelschmiede, als das erheblich größere Breslau, woraus zu folgern wäre, daß die Werke der Danziger Goldschmiede über die Grenzen der Stadt und der Umgebung hinaus geschätzt und begehrt waren. Und in der Tat findet sich eine große Anzahl von Danziger, an dem allerdings erst 1621 eingeführten Stadtstempel kenntlicher Arbeiten nicht nur über ganz West- und Ostpreußen verstreut, sondern bis weit nach Rußland hinein, so z. B. eine Sammlung im Winterpalais zu St. Petersburg und im Arsenalmuseum auf dem Kreml in Moskau. Die lange Verbindung Danzigs mit dem reichen und mächtigen Polen hat befruchtend auf die Goldschmiedekunst eingewirkt. In der Stadt Danzig selbst ist leider, besonders von der frühesten Arbeit, nur sehr wenig erhalten geblieben. Der stets wiederkehrenden Geldnot beim Ausbruch eines neuen Krieges wurde gerne

durch Konfiskation und Einschmelzen der Gold- und Silbergeräte nach Möglichkeit abgeholfen, wie wir das für Danzig mehrmals urkundlich bestätigt finden, so das erste Mal nach der für den Orden unglücklichen Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410. Andrerseits verhalf wieder dieser Umstand der Edelschmiedekunst nach beendetem Kriege und mit wachsendem Wohlstande zu neuem Aufblühen, da das Verlorene ersetzt werden mußte.

Interessant ist es, festzustellen, daß in Danzig wie anderwärts die Kunstgönnerschaft der Privaten mit der des Ordens Hand in Hand ging. Wie im 14. und 15. Jahrhundert der Orden seine prächtigen Kirchen errichtete und mit kostbaren Geräten schmückte, so baute sich der zu Reichtum gelangte Handelsherr der mächtigen Hansastadt, so bauten sich die Zünfte und „Banken" ihre stattlichen Häuser, und ließen sich prachtvolles Silbergeschirr anfertigen, in erster Linie einen oder mehrere Prunkpokale, „Willkomm" geheißen, die wie nichts andres geeignet waren, dem Gaste gleich bei der Bewillkommnung den eigenen Wohlstand zu zeigen. Aber auch von diesen Kostbarkeiten sind nur verhältnismäßig geringe Reste erhalten, und wir sind auf die Schatzverzeichnisse und sonstigen Nachrichten angewiesen, um ermessen zu können, wie reich ehemals Danzig und auch die andern Städte Westpreußens an den herrlichsten Werken der Edelschmiedekunst waren. Die Namen der Verfertiger der Stücke in gotischen Formen sind nicht zu ermitteln. Erst nach der Einführung des Meisterzeichens lassen sich unter Benutzung der erhaltenen Urkunden zweifelsfreie Zuweisungen machen. Doch nicht vor der Mitte des 17. Jahrhunderts treten einzelne Künstlerpersönlichkeiten deutlicher hervor. Der erste und gleichzeitig bedeutendste Meister dieser Epoche ist in Danzig Peter van der Rennen (geb. 1607, gest. 1671), der sich besonders in größeren Aufgaben ausgezeichnet hat. Von einem für den Bischof von Frauenburg gefertigten Throne hat sich nichts erhalten, wohl aber haben wir noch die Sarkophage des heiligen Adalbert im Dom zu Gnesen (1662) und des heiligen Stanislaus in Krakau (1669), beides Werke mit reichem figürlichen und Reliefschmuck, die beredtes Zeugnis für die hohe Blüte der Danziger Kunst ablegen und den besten ähnlichen Werken in nichts nachstehen. Eine große Anzahl viel beschäftigter Meister der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist nachzuweisen, ohne daß sie eine sonderliche Bedeutung erlangt hätten. Erst in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts treffen wir in Joh. Gottfried Schlaubitz wieder einen ganz hervorragenden Künstler an, vielleicht einen der feinsinnigsten Edelschmiede überhaupt. Es sind von ihm über vierzig Werke erhalten, meist Kelche und andre Kirchengeräte, die ein wunderbar feines Gefühl für Rokokoformen in Metall zeigen; ihre Schönheit kann aber selbst in den trefflichen Abbildungen des Czihakschen Buches nicht voll zur Geltung kommen. Es ist ein ganz individueller, und doch äußerst mannigfaltiger Stil in diesen Werken. Bald sind die Formen mehr wuchtig barock, ja renaissancemäßig, ohne aber die vollendete Grazie des Rokoko zu verleugnen, bald tritt dieses in seiner vollen Eigenart in Erscheinung. Nach der ersten Teilung Polens und nach Einführung der westpreußischen Handwerksordnung im Jahre 1798 ging der Wohlstand Danzigs verloren, und die Goldschmiedekunst wurde zum bloßen Handwerk herabgedrückt. Die meisten Goldschmiedewerke traf noch einmal das übliche Schicksal, eingeschmolzen zu werden, als im Jahre 1812 der französische Gouverneur, General Rapp, die Zahlung von 200000 Franken innerhalb acht Tagen verlangte.

Nicht im entferntesten reicht die Bedeutung der Edelschmiedekunst der andern Städte an die Danzigs heran. Thorn, obwohl unter der Ordensherrschaft rasch aufblühend, hatte stets als deutsche Stadt unter der Großpolen benachbarten Lage zu leiden, da hier die Zuwanderung polnischer Elemente naturgemäß viel stärker war als in Danzig, auch hatten die religiösen Streitigkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts nachteiligen Einfluß auf seine gedeihliche Entwicklung. Immerhin fand durch den Zuzug fremder Wandergesellen das Kunsthandwerk stets neue Nahrung. Von den Werken ist auch hier in der Stadt selbst wenig erhalten, die meisten finden sich in der Provinz. Größere Bedeutung hat kein Thorner Meister gewonnen.

Als wahrscheinliche Marienburger Arbeiten treten uns zwei Stücke entgegen, die 1905 in dem benachbarten Altmark in der Kirche vor dem Altar unter den Fliesen gefunden wurden: ein den romanischen Formen noch nahestehender Kelch, als dessen Entstehungszeit die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts anzusetzen sind, der mithin wohl der älteste, im Ordenslande nachweisbare ist, und ein frühgotische Formen zeigendes, turmartiges Ziborium. Hier sei auch eine eigentümliche Anwendung der westpreußischen Edelschmiedekunst erwähnt, weil derartige Gegenstände sich in mehreren Kirchen gerade des Kreises Marienburg finden. Es sind dieses aus der byzantinisch-russischen Kunst eingeführte silbergetriebene und ziselierte Kleider in Relief für gemalte Madonnenbilder mit vergoldeten Kronen oder Aureolen, in deren Ausschnitte das Gesicht und die Hände der Madonna und des Christuskindes hineinpassen. Während das Marienburger Goldschmiedegewerk, solange der Orden hier seinen Sitz hatte, in hoher Blüte stand, da ihm Aufträge nicht nur auf Kirchengeräte, sondern auch auf Geschenke des Hochmeisters für fremde Höfe und Gesandtschaften, ferner auf die Metallteile der Bekleidung und Ausrüstung der Ritter reichlich zuflossen, fristete es später anscheinend nur noch mit der vorgeschriebenen Mindestzahl von drei Meistern ein dürftiges Leben. Seine letzten Spuren finden sich im Anfange des 18. Jahrhunderts.

Wichtiger für unsre Kunst als die beiden vorgenannten Städte ist Elbing. Eine reiche Hansastadt wie Danzig, schon früher als dieses zum Ordenslande gehörig, war es der erste Handelsstützpunkt des Ordens. Zahlreiche geistliche und weltliche Bruderschaften begünstigten das Emporkommen einer Edelschmiedekunst in hohem Maße. Daher ist auch der Ursprung einer der ältesten und bemerkenswertesten preußischen Silberarbeiten hier zu suchen, ein jetzt in der Marienburg befindlicher sogenannter Feldaltar, ein Reliquiar in Buchform, die Außenseiten mit Gravierungen geschmückt, umgeben von ornamentalen gotischen Buchstaben; das Innere zeigt, eingeschlossen von einer Reihe kleiner mit Reliquien gefüllter Fächer links die Kreuzigung und rechts verschiedene Heilige in sehr guter und sorgfältiger Vollplastik. Verschiedene sehr gute Arbeiten aus dem 15. Jahrhundert sind noch heute im Besitze der St. Georgen-Brüderschaft in Elbing, so eine Statuette des hl. Georg (46 cm hoch), zwei gekreuzte Zeremonienschlüssel aus Silberblech und andres. Auch im städtischen Museum und in den Elbinger Kirchen hat sich eine größere Anzahl früher Silberarbeiten erhalten, als in den andern Städten, so daß sich eine ununterbrochene Kette Elbinger Werke vom 14. bis ins 19. Jahrhundert verfolgen läßt. Unter den Meistern der früheren Zeit ragen einige des Namens Stahlenbrecher hervor. Überhaupt scheint sich hier noch mehr als in andern Städten, wahrscheinlich infolge der geringeren Zuwanderung von außerhalb, die Kunst vom Vater auf den Sohn vererbt zu haben; so sind im 18. und 19. Jahrhundert mehrere Mitglieder der Familie Proell als vielbeschäftigte Meister verzeichnet, und wenn v. Czihak dem jüngsten unter ihnen, Julius Gustav Proell, den er bis 1866 erwähnt findet, noch eine ganze Reihe bekannter und bezeichneter, künstlerisch bedeutender Werke zuweisen kann, so beweist dieses, daß die Goldschmiedekunst in Elbing, wie sie hier am frühsten entstanden ist, auch am längsten geblüht hat. Der unter Nr. 66 aufgeführte Johann Gottlieb Proell war der Ururgroßvater des unterzeichneten Referenten, und diesem Umstand verdankt es der letztere, daß er dem vortrefflichen Czihakschen Buche in bezug auf diese Familie noch einige Einzelheiten hinzufügen kann. Es ist richtig, daß, wie v. Czihak vermutet, Johann Gottlieb Proell sich zugunsten seines Sohnes vom Geschäft zurückzog, und zwar war die Ursache, daß er sich bei der Vergoldung einer großen Terrine durch Einatmen von Quecksilberdämpfen eine Vergiftung zugezogen hatte, die seine Glieder teilweise lähmte. Sein Sohn, Carl Wilhelm Proell (Nr. 73), der Urgroßvater des Referenten, ist geboren am 9. Juni 1781, gestorben am 28. August 1868. Er heiratete am 12. Januar 1809 Regina Kirschstein (geb. 23. Oktober 1790, gest. 14. November 1871), Tochter eines Hutmachers. Als im Jahre 1812/13 die Franzosen aus Ruß-

land zurückkehrten, stellte er einige zum Schmieden silberner Löffel an. Sein Sohn, Julius Gustav Proell (Nr. 84), wurde geboren am 25. Mai 1811 und starb am 9. März 1866. Er war vermählt in erster Ehe mit Antonie Hoorn (geb. 5. August 1818, gest. 19. November 1847), in zweiter Ehe mit Rosalie Cranz (geb. 9. Juni 1816, gest. 22. März 1891), Tochter des Predigers an der St. Annenkirche. Julius Gustav machte seine Lehrzeit in Wien durch und fertigte dort sein Meisterstück, eine goldene Brosche und lange Ohrgehänge, Gold mit Türkisen, jetzt im Besitz seiner Nichte, der Mutter des Referenten, Frau Johanna Zimmermann in Elbing. Der unter Nr. 86 aufgeführte Name Carl Gustav Proell scheint auf einem Irrtum zu beruhen, wenigstens gehört sein etwaiger Träger nicht zu der vorgenannten Familie. Johann Michael Lorenz (Nr. 91) und A. Herchenröder (Nr. 95) waren lange Zeit Gehilfen bei Julius Gustav Proell, später selbständig.

Max G. Zimmermann.

Heinrich Dannecker.

Dannecker. Von Adolf Spemann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1909.

Der Auftrag, die Porträtbüste seines Jugendfreundes Schiller auszuführen, und der Besuch Goethes in Stuttgart im Herbst 1797 waren Höhepunkte im Leben des schwäbischen Künstlers, das jetzt in der Publikation von Spemann eine erschöpfende Darstellung gefunden hat. Dannecker war zwar in seiner Heimat keineswegs vergessen, sein Lebensgang ist öfters beschrieben worden, Julius Hartmann hat in seinem schönen Buch „Schillers Jugendfreunde" dem Bilde, das A. Wintterlin in seinen „Württembergschen Künstlern" von Dannecker entworfen hat, neue Züge hinzufügen können. Spemann hatte mehr nur eine Nachlese zu halten, die aber nicht unergiebig gewesen ist. Im handschriftlichen Nachlaß des Meisters fanden sich noch unbenützte Stücke. So ein von ihm niedergeschriebener Versuch einer andren Ergänzung des Laokoon, der sein sicheres Künstlerauge bezeugt. Bekanntlich ist der rechte Arm des schlangenumstrickten Vaters falsch restauriert. Dannecker fand und begründete die Lösung, die jetzt allgemein angenommen ist. Auch aus der mündlichen Tradition konnte noch geschöpft werden. Besonders aber hat der neueste Biograph nicht wenige bisher unbekannte Briefe aufgespürt, die zusamt den bereits veröffentlichten und mit anderm Urkundenmaterial im Anhang wörtlich mitgeteilt sind. Endlich aber ist das Buch zugleich ein monumentales Illustrationswerk, die vortrefflichen Abbildungen gewähren einen vollständigen Überblick über das Schaffen des Meisters von der preisgekrönten Schülerarbeit bis zu den Alterswerken. Dannecker ist im Jahre 1841 im Alter von 83 Jahren gestorben. Die frische Schaffenskraft ist ihm aber schon früh gelähmt worden. Er verfiel zuletzt in geistige Schwäche, und bekannt ist, daß der Alternde an der genial erfaßten Kolossalbüste Schillers, die er in der Marmorausführung zuhause behielt, durch unglückliche Korrekturen sich schwer versündigte.

Leider fehlen Briefe aus Rom, unmittelbare Zeugnisse von seinen im „Paradies der Künste" gewonnenen Eindrücken, von seinem dortigen Leben, seinen Studien, seinem Umgang. Der Herzog Karl hatte ihn und seinen Mitschüler, den um zwei Jahre älteren Scheffauer, nachdem sie ihren ersten Unterricht in der Karlsakademie erhalten hatten, zu ihrer weiteren Ausbildung nach Paris und für weitere vier

Jahre (1785—1789) nach Rom geschickt, dem damaligen „Mittelpunkt und Sammelplatz der besten Künstler aller Nationen." Hier bildete sich Dannecker im Studium der Natur und in der Schule der Antike, hier gewann er die Freundschaft Trippels und Canovas, hier wurde er zum fertigen Künstler. Aber wie gerne wäre er noch länger geblieben! Er hatte das bestimmte Gefühl, daß ein längerer Aufenthalt in Rom vom größten Nutzen für seine Vervollkommnung wäre. Doch der bestimmte Befehl des Herzogs rief beide Künstler zurück. Für seine Zwecke hatten sie genug gelernt. Es war ja keineswegs uneigennützige Liebe zur Kunst, was ihn bewog, junge Talente zu ihrer Ausbildung ins Ausland zu schicken. Sie sollten ihm dafür ihre Dienste leisten, sollten ihm zur Ausschmückung seiner Schlösser helfen; Dannecker wußte, daß nach der Rückkehr unerwünschte Arbeit seiner harrte. Wiederholt klagt er später, daß er zu Stuckarbeiten, zu Dekorationen, zu „Festgeschmier", oder auch zur Ausbesserung schadhafter Büsten verwendet werde. Der Herzog zog wohl Künstler heran, aber er und seine Nachfolger kargten mit Aufgaben, die ihren Fähigkeiten entsprachen. Man begreift, daß Dannecker nur mit größtem Schmerz dem Befehl zur Heimkehr nachkam. Er schied mit dem sehnlichsten Wunsch, baldmöglichst nach Rom zurückkehren zu dürfen. Unter den bisher unbekannten Briefen, die Spemann veröffentlicht, sind von besonderem Interesse die an Gaetano Marini gerichteten, den Vorstand des päpstlichen Archivs, der dem Herzog Karl als Geschäftsträger diente. Der erste Brief ist noch aus Rom selbst, im Augenblick der Abreise geschrieben: „Der große Schmerz, Rom verlassen zu müssen, treibt mich, Sie zu bitten, wie Sie mir dies bereits zugesagt haben, sich bei meinem Fürsten verwenden und ihm vorstellen zu wollen, wie vorteilhaft es für Seine Hoheit wäre, mich nach Rom zurückkehren zu lassen, einmal wegen der Schönheit der Arbeiten, die sich hier im beständigen Anblick der Altertümer ausführen lassen und dann wegen der großen Ersparnis der Transportkosten für ausgeführte Marmorwerke, wie auch in Anbetracht, daß ich jünger als mein Gefährte bin, und weil die feurige Liebe zur Kunst, die mich beseelt, mich erkennen läßt, welch großen Nutzen mein hiesiger Aufenthalt hätte, so daß, wenn ich zu meiner Verzweiflung, was ich dank Ihrer eindringlichen Verwendung bei Seiner Hoheit gar nicht glauben mag, in meinem Vaterlande bleiben müßte, Sie leicht einsehen werden, was ich in der Kunst verlieren würde." Am Neujahrstage 1790 war Dannecker mit seinem Genossen wieder in Stuttgart eingetroffen, quasi nudo, wie er an Marini schreibt, von dem er in seiner Armut noch einiges Geld geborgt hatte. Der Herzog empfing die Zurückgekehrten aufs gnädigste und ernannte beide zu Professoren an der Akademie mit 800 Tl. Gehalt. Aber schon der Brief vom 20. Februar, der dies an Marini mitteilt, ist vom bittersten Heimweh nach der „benedeiten" Stadt erfüllt. „Rom hat mich für mein Leben unglücklich gemacht. Es ist unrecht von mir, daß ich klage, ich bin gesund, von meinen Freunden geliebt, bin geachtet, der Herzog will mir wohl, ich habe keinen Grund mich zu beklagen. Aber mein Gott, ich bin trostlos, nichts macht mir Freude, alles ist kalt, wiewohl wir hier einen Winter haben wie es in Rom im Oktober ist. Kein Tag, wo mir nicht Tränen in die Augen kommen. Mein Herr, mein verehrtester Freund, ich bitte Sie um Gottes willen, tun Sie, was Sie können, um mir die Rückkehr nach Rom zu ermöglichen." Am 3. März hatte er mit Scheffauer eine Audienz bei der Herzogin, und als diese ihre Bitte zu befürworten verspricht, ist er überglücklich und kann in der nächsten Nacht vor Freude nicht schlafen. Auch der Herzog verspricht ihren Wunsch zu erfüllen, sobald sie die Arbeiten, an denen sie beschäftigt, vollendet hätten. Fünf Jahre seines Lebens, schreibt Dannecker am 16. Mai, würde er daran geben, wenn er in Rom leben dürfte. Alle Briefe atmen dieselbe leidenschaftliche Sehnsucht nach der ewigen Stadt, und selbst die Verlobung und Verheiratung mit Heinrike Rapp, der Schwester des bekannten Kaufmanns und Kunstfreundes, im September d. J., bringt ihn noch nicht auf andre Gedanken. Allein, obwohl Marini und außerdem der Kardinal Borgia die Bitte des Künstlers befürworten, es bleibt bei den Versprechungen des Herzogs. Als dieser im Januar

1791 selbst nach Rom reist, muß Dannecker zu seinem Schmerze zurückbleiben. „Wie gut hätte es sich geschickt, wenn ich ihn hätte begleiten dürfen, aber diese Gnade wird bloß solchen zuteil, die nicht wissen, was Kunst ist und was für eine Stadt Rom ist. Nun haben Sie Gelegenheit den Herzog selbst zu sprechen und ihm mündlich zu sagen, er möchte mich nach Rom zurückkehren lassen." Endlich am 15. März: „Täglich bin ich mit meinen Gedanken in Rom: besonders wenn ich an meiner Arbeit bin. Ich habe zwei Zöglinge von der Akademie, und mit denen ist Rom täglich mein einziges Gespräch. O Gott, wenn ich nach Rom zurückkehren könnte — aber es wird gewiß noch einmal werden!"

Die Hoffnung sollte ihm nicht erfüllt werden. Er blieb in der Heimat, schlug spätere Berufungen nach Petersburg und München aus, und in seiner milden, heiteren Gemütsart fand er sich auch in Stuttgart zurecht als glücklicher Ehemann, froh in seiner Kunstübung und steigenden Ansehens sich erfreuend. Von seinem harmonischen Gemüt wußten alle zu erzählen, die ihn in seinem Atelier am Stuttgarter Schloßplatz besuchten. Schillers Witwe nannte ihn „einen der liebenswürdigsten Menschen." Canova hatte ihm den Beinamen „il beato" gegeben. Dem Herzog ist er doch aufrichtig dankbar geblieben, wie sein letzter Brief an Marini nach des Herzogs Tod bezeugt: „Er hat mir seine Gnade bewiesen, seitdem ich auf der Welt bin." Freilich entstieg auch fortan mancher Seufzer seiner Brust. Schwaben war für die Künstler „dürres Land." „Die Kunst geht hier trocken, denn es schläft alles, und so bin auch ich gezwungen, mir selbst die Sporen zu geben." Nur selten wird ihm die Freude zuteil, daß er, von bestellten Arbeiten aufatmend, sich freien Schöpfungen des Genius zuwenden darf, die dann oft genug nur Modell bleiben oder, statt in Marmor, in unedlem Stein ausgeführt werden. Was er arbeitet, ist er, von auswärtigen Bestellungen abgesehen, verpflichtet, dem Landesherrn zu überlassen, und als er das Modell seiner Ariadne, seines glänzendsten und populärsten Werkes, geschaffen hatte, mußte er es vom Kurfürsten Friedrich, dem späteren König, als „Geschenk" zurückerbitten. Es hat doch wohl auch den Gedanken des Meisters selbst entsprochen, wenn ihm einer seiner Schüler im Jahre 1803 aus Paris schrieb: „Ich kann es Ihnen nicht genug sagen, wie wehe es mir tut, wenn ich sehe wie wenig man in Württemberg für Sie tut, während man Sie wo anders vergöttern würde." Ein andrer Schüler, der Maler Schick, schrieb ihm aus Rom im Juni desselben Jahres: „Leider haben Sie, lieber Herr Professor, noch keine so großen Arbeiten in Marmor, als Canova, der Welt überliefert, aber auch nur diese Menge seiner Werke kann seinen Ruf ausgebreiteter als den Ihrigen gemacht haben." Gerade in den Jahren vollster Schaffenslust blieb ein Teil seiner besten Kraft ungebraucht, und als der wohltätige Regierungswechsel von 1816 eintrat, war es für den Künstler zu spät. So ist die Zahl seiner Meisterwerke eine beschränkte geblieben. Ihr Wert ist unbestritten. Für Schillers Antlitz hat er den allgemein gültigen Typus geschaffen. Sein in Paris einst bewunderter und preisgekrönter Lavaterkopf ist nicht der einzige Beweis für seine Kunst feinster Charakteristik. Die besten seiner mythologischen Figuren sind von einer Anmut, worin der alte Widerstreit zwischen klassizistischer Stilisierung und lebensvoller Naturwahrheit glücklich überwunden und versöhnt erscheint.

Haben Goethe und Dannecker schon in Rom voneinander gehört und sich gefunden? Die Frage muß wohl verneint werden. In der Italienischen Reise werden weder Dannecker noch Scheffauer erwähnt, obwohl die Statuetten der vier Jahreszeiten, die von den beiden Schwaben dort in den Jahren 1787 und 88 für den Herzog ausgeführt wurden, in den römischen Künstlerkreisen Aufsehen machten und ihnen bereits Ehrungen von seiten der italienischen Akademien eintrugen. Zwei dieser Statuetten, die Flora Scheffauers (Frühling) und Danneckers Bacchus (Herbst) werden in „Winckelmann und sein Jahrhundert" erwähnt, als „gefällige Figuren, glatt und fleißig ausgeführt." Allein die Übersicht über die römische Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts, in der diese Erwähnung sich findet, ist bekanntlich nicht von

Goethe, sondern von seinem Freunde J. H. Meyer verfaßt[1]). Die einzige Spur davon, daß Goethes Namen in Rom zum Ohr des schwäbischen Künstlers gedrungen sein wird, findet sich in dem erstmals im jüngsten Goethe-Jahrbuch Bd. XXX veröffentlichten Brief Danneckers an Goethe vom 9. Mai 1814, in dem er seinen Neffen Gustav Schwab dem Dichter empfahl: „Dieser junge Mann hat eine ebenso große Sehnsucht, Sie von Angesicht zu schauen, wie ich in Rom hatte, den Apollo di Belvedere bei Fackelschein mit Ihnen zu sehen." In demselben Brief bittet er, sich „Herrn Prof. Meyer aufs freundschaftlichste zu empfehlen", was allerdings auf eine frühere Bekanntschaft mit diesem hinzuweisen scheint.

Wenn aber Dannecker nicht in Rom in Goethes Gesichtskreis getreten ist, so gestaltete sich das Verhältnis zwischen beiden um so ergiebiger, als Goethe im Sept. 1797 auf seiner zweiten Reise nach Italien eine Woche in Stuttgart zubrachte. Längst bekannt ist, was Dannecker nach Goethes Abreise an Wilhelm v. Wolzogen schrieb: wie ihm jeder Tag des Zusammenseins mit dem Dichter ein unvergeßliches Fest, wie glücklich er war, aus dessen Mund „einige schöne Wahrheiten" gelernt zu haben, die ihm nun Gesetze für sein künstlerisches Schaffen sein sollen, und wie mächtig es ihn ergriff, als er Goethe seine „Elegie", d. h. Hermann und Dorothea, im Rappschen Hause vorlesen hörte. „Täglich waren wir beisammen, und er machte mir ein Kompliment, das ich für groß halte, indem er mir sagte, nun habe ich Tage hier erlebt, wie ich sie in Rom lebte." Wie ein halbbewußtes Echo dieser Worte klingt es, wenn der Künstler einige Wochen später selbst an Goethe schreibt: „Es ist mir nach Ihrer Abreise die nämliche Empfindung gekommen, die ich zu der Zeit hatte, als ich von Rom abreisen mußte. So trocken, so verwaist war ich noch nie in meinem Leben." Beide begegneten sich in der Empfindung, daß die Stuttgarter Tage sie an die in Rom genossene Zeit erinnerten. Schade, daß der Auftrag, den Dannecker im Jahre 1820 auf Anregung Sulpiz Boisserées von einem Frankfurter Komitee erhielt, eine Kolossalbüste Goethes auszuführen, daran gescheitert ist, daß Goethe nicht nach Stuttgart, Dannecker nicht nach Weimar reisen konnte. Man darf nicht zweifeln, daß aus Danneckers Atelier ein würdiges Gegenstück zu der berühmten Kolossalbüste Schillers hervorgegangen wäre.

Die Summe von Danneckers künstlerischem Schaffen liegt jetzt in Spemanns Prachtband allgemein zugänglich vor. „Welch eine Grazie der Erfindung, klarer Blick für die Natur, Gabe zartester Ausführung!" so schrieb Herman Grimm, als er bei einem Besuch in Stuttgart die im dortigen Museum der bildenden Künste vereinigten Arbeiten Danneckers, Modelle und Marmorwerke, kennen gelernt hatte.

W. Lang.

---

[1]) Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der J. H. Meyer, mit dem Dannecker im Jahre 1802 in Zürich aus Anlaß des Auftrages für die Lavater-Büste bekannt und befreundet wurde, und von dem Spemann mehrere Briefe aus Danneckers Nachlaß veröffentlichte, nicht Goethes Freund und Mitarbeiter, der sogenannte Kunst-Meyer, war, sondern der gleichnamige Zeichner und Kupferstecher, 1755 in Zürich geboren, der durch seine in Tusch- oder Sepiamanier ausgeführten Schweizer Veduten bekannt ist.

Literarische Rundschau.

Die Memoiren einer Sozialistin.

Memoiren einer Sozialistin. Lehrjahre. Roman von Lily Braun. München, Albert Langen. O. J.

Auch von der Verfasserin der vorliegenden Memoiren kann es heißen: „Gescholten viel und viel bewundert". Wer sie je im öffentlichen Leben wirkend gesehen hat, ganz berauscht von der eigenen Begeisterung, sich an sich selber immer mehr erhitzend, heiß und biegsam wie Stahl im Feuer, der wird in Anteil oder Mißbilligung ein ganz bestimmtes Bild von ihr davon tragen. In ihrem „Roman" versucht sie nun, unter sehr leichter Verhüllung sich selber zu beleuchten und zu erklären. Sie will, wie sie uns sagt, „die Wurzeln ihres Seins aufspüren, um zu wissen, ob sie im Recht ist oder die andern".

Das eben ist vielleicht das Verstimmende, was dem Buche innewohnt und den Leser nicht zum Genuß seiner Schönheiten und seiner interessanten Begebenheiten kommen läßt: die Verfasserin hält durchweg den Unterschied fest: „ich und die andern". Noch ist sie nicht zu der Erkenntnis gelangt, daß auch diese andern nichts sind als lauter einzelne. Der Gedanke, eine Einsame zu sein, eine Besondere, beherrscht sie. Sie nennt ihr Leben eine steile Wanderung, die sie getan, ihrem wegkundigen Blick, ihrer Kraft vertrauend, weit entfernt von jenen Lebenssphären, „die Tradition und Lebenssitte mit Wegweisern versah, damit auch der Gedankenlose nicht irre gehe", und sie fühlt sich am Kreuzwege: „Wohin nun? Hinab zu Tal, zu den Wegweisern?" Sie klagt, die Menschen, von denen sie sich wegentwickelt habe, nennten sie fahnenflüchtig und treulos. Und doch wird aus ihrem Buche zweierlei klar: die Abgesondertheit an und für sich schon gilt ihr als Zeichen der Auserwähltheit; und das Tal mit den Wegweisern interessiert sie noch heute mindestens ebenso sehr wie die steile Höhe.

Das wenigstens beweist die Ausführlichkeit, die fast jungmädchenhafte Freude, mit der die Verfasserin ihre gesellschaftlichen Erfolge, namentlich in den Kreisen der hohen Aristokratie, schildert, die Begeisterung, mit der sie bei der Beschreibung jeder ihrer Toiletten, jedes Liebeswortes, das ihr bei Flirt und ernster Neigung zugeflüstert wurde, verweilt.

Das Buch ist unterhaltend geschrieben. Die gleichen Vorzüge, die sich in ihren früheren Veröffentlichungen, vor allem in der letzten, „Im Schatten der Titanen", fanden, treten uns auch hier entgegen. Leicht und feurig geht der Gang der Sprache. Lily Braun versteht es, zwischendurch auch wieder lapidar nur das Notwendigste zu sagen. Und wenn es sich um die Wiederbelebung einer Zeit handelt, die ihr selbst nur durch Tradition bekannt ist, dann erhebt sich die Verfasserin zu reinen und starken dichterischen Wirkungen. So ist auch in diesem neuen Buche wieder die Figur ihrer Großmutter, des heimlichen Königskindes, deren Mutter eine elsässische Komtesse, deren Vater aber ein Bonaparte war, ganz in Reiz getaucht. Wir sehen eine Frau voll erlebter Weisheit, Festigkeit und Güte, die der leidenschaftlich hin und her gleitenden Enkelin Halt und Klarheit zu geben vermag. Die kleine Alix verdankt ihr das Sonnigste und Beste ihrer Jugend. Lebendig wird nun erzählt von Königsberg, von dem Gute Pirgallen und endlich von Potsdam. Eingestreute Briefe und Tagebuchblätter ergänzen die anschauliche Darstellung. Wenig amüsant scheinen der Kleinen die Kindergesellschaften bei „Kronprinzens" am einfachen Tee-

tisch mit den unabänderlichen Albert-Kakes. Bei den Bällen aber im kronprinzlichen Palais beginnt das kleine Mädchen bereits sich als vielbegehrte Dame zu fühlen.

Und dieser Ton bleibt den ganzen Band hindurch vernehmlich. Allzu stark im Verhältnis zu den andern. Es verdrießt uns, wenn die kühne Kämpferin, die das Buch geschrieben hat, sich mit größter Ausführlichkeit immer wieder mit der Wirkung ihrer Toiletten, ihrer Locken, ihres Tanzes auf die elegante Männerwelt, die sie umschwärmt, beschäftigt. Und so fängt für den Leser das Interesse eigentlich erst da an, wo aus dem jungen Geiste sich etwas Selbständiges emporzuringen beginnt, das mit noch zusammengefalteten Flügeln dennoch bei ihrer Umgebung überall anstößt und Mißfallen erregt. Denn nun beginnt der Kampf. Und Alix-Lily ist eine Kampfnatur. Vielleicht ist es ihr manchmal mehr um die Bewegung als um das Ziel zu tun, aber ein sowohl ästhetisch wie ethisch interessierendes Schauspiel ist es, die Entwicklung dieses Mädchens, deren einzige Arbeit das Vergnügen war, mitzuerleben. Deutlich und bunt ziehen die verschiedenen Schauplätze der Begebenheiten an uns vorüber, alle von demselben Standpunkt aus gesehen. Wie die Bilder einer Drehbühne. Die häufigen Versetzungen von Alixens Vater, dem Offizier, bedingen den Wechsel; mit ein paar treffenden Worten wird jedesmal das Aussehen der Stadt und ihre Stimmung geschildert. Vor allem ist der Verfasserin Münster gelungen. Sie sieht eine breite Straße, eingefaßt von hochgiebligen Häusern mit reichen Zieraten, Erkern und Türmen, jedes in sich abgeschlossen, die Trennung vom andern nur durch die ragende Spitze betonend. Unten aber verbinden gewölbte Arkaden, deren breite Bogen auf trutzig kräftigen Pfeilern ruhen, alle Gebäude miteinander. Und ihr ist bei diesem Anblick, als sei ihr der tiefe Sinn des alten Bürgertums aufgegangen, wie es auf breitem Boden der Gemeinsamkeit und des gegenseitigen Schutzes festbegründet ruht, und die Einheit und Selbständigkeit der Familie klar und scharf sich daraus emporhebt. Hier fühlt die Patrizierin. Immer wieder aber taucht ihr das Mitleid und das Verständnis für die Rechtlosen, die Besitzlosen zwischen allen andern Empfindungen auf. Es läßt ihr keine Ruhe. Sie begreift nicht, daß die unteren Klassen nicht aufstehen und die bisher privilegierten bedrohen. In Westfalen ist sie Zeugin, wie auf Unschuldige geschossen wird, als wären sie Mörder. Immer deutlicher wird ihr, auf welcher Seite ihre Sympathien stehen. Und sie, deren Geschick mit Krone und reichserhaltenden Leuten fest verbunden schien, tritt erst instinktiv, dann bewußt und sich selber immer wieder anfeuernd, an die staatsauflösenden Parteien heran. Der standesgemäßere Umweg über Egidy und die ethische Gesellschaft erweist sich als ein Irrtum für sie. Teils in Gefolgschaft der Männer, die ihr Liebe entgegenbringen, teils selbst Gefolgschaft werbend, tritt sie für ihre jeweiligen Ideen ein, überall ein Element, das durch Schwung und Feuer belebt. Das Buch der Lehrjahre erzählt nicht viel davon. Es hat sich zu lange aufgehalten bei dem, was die Sozialistin verließ, und fand nun nicht mehr Raum für das, was sie fand und ferner sucht. Den Höhepunkt erreicht die Erzählung bei jener Szene in Unna im Kohlenrevier: die Sonntagsruhe, die spielenden Kinder, ein hübsches Mädel mit Flammenhaar, alle mit Fahnen und Hurra den Soldaten entgegenziehend, die unter den Streikenden Ordnung schaffen sollen. Und als auf das: „Platz da!" eines blutjungen Leutnants ein halbwüchsiger Übermütiger mit einem Zaunstecken droht, da wird kommandiert: „Achtung! die Augen auf den Feind halten!" — „Den Feind — damit meinte er uns!" riefen sie alle durcheinander, „und selbst auf den Wangen der Stillsten und Müdesten erschienen rote Flecken."

Und dann das Blutbad.

Zu solchem Unvergeßlichen kommen die Erlebnisse ihres Vaters. Vielleicht ohne selbst es zu wissen, deckt Lily Braun nun auf, daß auch sie vielfach geschoben wurde durch die Verhältnisse, als sie ihres Schiebens so stolz war. „Eine Aristokratin als Sozialistin" ist der geheime Untertitel des Buches, das so viel bewundert werden wird und viel gescholten wie seine Verfasserin. A. H.

ρμ. **Goethes Gespräche.** Gesamtausgabe. Neu herausgegeben von Flodoard Freiherrn v. Biedermann. Band I.. II. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1909.

„Merlin der Alte im leuchtenden Grabe" spricht immer noch mit uns und vor uns: Woldemar v. Biedermann hat ihm dies leuchtende Grab errichtet. Was der Vater in seiner unschätzbaren Sammlung zuerst als allen zugänglichen Reichtum ausbreitete, hat der Sohn mit treuer Sorgfalt erneuert; und auch hier hat der Tote mitgewirkt, dessen Nachträge und Gedanken der Nachfolger benutzen konnte. Treffliche Helfer standen ihm zur Seite: wo wären bessere Ratgeber zu finden als im Umkreis des Goethe-Archivs? Hans Gerhard Graef, der „Goethe in seinen Werken" hinstellt, Max Morris, der den „Jungen Goethe" erneut, der bis Jena eingedeutschte Amerikaner Mackall, dem wir manchen guten Nachweis verdanken, werden als beste Stützen des Unternehmens gerühmt, dem Herausgeber allein verdankt man wohl aber die höchst praktische Neueinrichtung der Namen über den Seiten, die übersichtlichen Anmerkungen. Biedermann hat auch den Plan wesentlich erweitert: Berichte über Goethe sind aufgenommen, besonders für die erste Zeit eine unentbehrliche Ergänzung. — Diese drei großen Werke: die Gesprächssammlung, Graefs dokumentarische Geschichte der Werke, und die Auswahl „Goethe im Briefwechsel", die der Referent veranstaltet, zeigen den Dichter in seiner vollen Menschlichkeit, in seiner persönlichen Tätigkeit und Wirkung, im deutlichsten Wechselverhältnis von Dichter und Welt. Die Biedermannsche Sammlung hat aber nicht bloß in der Vollständigkeit etwas wenigstens vor den Briefbänden voraus: sie gibt auch die Mündlichkeit, die uns den Dichter am nächsten bringt.

γ. **Biographisches Jahrbuch und deutsche Nekrologie.** Herausgegeben von Anton Bettelheim. Zwölfter Band (vom 1. Januar bis 31. Dezember 1907). Berlin, Georg Reimer. 1909.

Dieser Band ist mit der Heliogravüre des Großherzogs Friedrich von Baden geschmückt und enthält den Lebenslauf dieses edlen Fürsten von Robert Goldschmit-Karlsruhe. Über das Verhalten des Großherzogs bei Bismarcks Entlassung heißt es: „Daß er sich auf die Seite des Kaisers stellte, als es zum Bruche kam, kann nicht überraschen. Ob er aber bei der Entlassung des Kanzlers in dem Sinn tätig war, wie es neuere Darstellungen glauben annehmen zu sollen, das zu entscheiden scheint auch noch nicht spruchreif zu sein." Damit stimmt die Bemerkung Egelhaafs „Geschichte der neuesten Zeit", 2. Auflage S. 230, der aber freilich hervorhebt, daß das Urkundenmaterial, womit eine andre Auffassung gestützt werden könnte, in Karlsruhe unter Schloß und Siegel gehalten wird, so daß ein Urteil über seine Tragweite nicht möglich ist. Von weiteren Artikeln des verdienten und unentbehrlichen Jahrbuches nennen wir u. a. den über den Mitbegründer der „Deutschen Rundschau", Verlagsbuchhändler Elwin Paetel, dem unermüdeter Eifer für seine Verlagsaufgaben, wie für die Ehrenpflichten seines Standes nachgerühmt werden: über den Wiener Archäologen Benndorf, den Justizminister Grafen Schönborn, den schwäbischen Dichter und Archäologen Eduard Paulus, den Historiker General v. Pfister, den Erzähler Pfarrer Schmitthenner, den Statistiker Haushofer, den Münchener Hofschauspieler Häusser, den Maler Diez, den Staatssekretär v. Bötticher, der als völlig unschuldig an Bismarcks Sturz bezeichnet wird, den Geographen Kirchhof, den badischen Minister v. Roggenbach, den kaiserlichen Erzieher Hinzpeter, den Sozialdemokraten Auer, der „wohl die sympathischste Persönlichkeit unter den sozialistischen Führern" heißt, den Komponisten Brüll, den Berliner Strafrechtslehrer Berner, den Heidelberger Philosophen Kuno Fischer, den Dramaturgen Bulthaupt, den Schriftsteller Robert Prölß.

με. **Rudolf von Alt.** Von Arthur Roeßler. Großoktav. Mit über 200 ganzseitigen Illustrationen. Wien, R. Graeser & Co. 1909.

Die Persönlichkeit dieses Vollblut-Altwieners verlangt eine delikate Behandlung. Der schlichte Mann, der auf einen schmutzigen Fetzen, an windigen Straßenecken unter zugigen Haustoren stehend, seine heute hochgeschätzten Skizzen hinwarf, der abends hungrig mit der unberührten Frühstücksemmel in der Tasche vom Malen heimkehrte und mit naiver Sorglosigkeit die ausgerissenen Knöpfe seiner unentbehrlichsten Bekleidungsstücke der Einfachheit halber anzusiegeln pflegte, war einer der allerfeinsten und vornehmsten Künstler, die Österreich je hervorgebracht hat. Und was ihm so leicht und geschwind von der Hand aufs Papier ging, das steht da mit einer zierlichen Anmut, einem fast prätentiösen: „Versteh mich wohl!" Man kann nicht so geschwind daran vorbei laufen, sondern muß schon ehrerbietigst haltmachen. Diesen Ansprüchen kommt die vorliegende geschmackvolle Publikation im vollsten Maße entgegen. Sie ist mit echt wienerischem, unaufdringlichem Geschmack ausgestattet; die Illustrationen sämtlich auf einem weichen braunen Papier von intimer Stimmung; der Text von Roeßler aufs liebevollste behandelt. Ein wohltemperiertes Buch außen und innen. Aus der Zahllosigkeit der Altschen Produktionen ist eine vorzügliche Auswahl getroffen. Ein frühes Aquarell von 1829 eröffnet den Reigen, den der „letzte" Stephansdom von 1898 beschließt. Zwischen diesen Werken des Siebzehn- und des Sechsundachtzigjährigen quillt die bunte Reihe Landschaften, Architekturbilder, Bildnisse. Neben dem bevorzugten Aquarell auch Ölgemälde, Radierungen und Bleistiftzeichnungen. Den meisten Genuß gewähren, ein paar Frauenköpfe ausgenommen, doch immer wieder die unvergleichlichen Architekturen, der oft wiederkehrende Stephansdom, die Prager Kirchen, die Altwiener Häuser und Paläste. Darin steht Alt auf unerreichter Höhe. Das warme Leben, mit dem er das Tektonische eines Bauwerkes erfaßt, das tiefe Verständnis für alle Werte der verschiedenen Stile, für die Schönheiten der Steinfarbe, der Formverhältnisse, der Licht- und Schattenbehandlung, — darin hat er einzig in

Menzel seinen Rivalen. Aber Menzel ist nicht so vielseitig. Er hat mehr Geist, Alt mehr Gemüt. Das goldige Wiener Gemüt durchwärmt und durchsonnt alles. Die Droschkengäule, die Springbrunnen, die schönen Wienerinnen, die alten Gassenfluchten mit den Barockfassaden der Häuser, an denen das Schmuckwerk in wirbligen Schnörkelchen entlang läuft, die feinen Interieurs glänzender Prunksäle mit spiegelnden Parketts, Gobelins und reichen Kassettendecken; traulicher Stuben voll warmem Nachmittagslicht; kühler Kirchen mit webender Dämmerung in hohen Gewölben; die stillen Parkfronten freundlicher Landhäuser und immer wiederkehrend die Poesie der Gotik, das faszinierende Spiel des Lichtes auf all den Krabben und Ranken und Fialen, — das ist alles so warm und lebensfroh empfunden, wie keiner es noch empfand, und man freut sich recht, es in einem schönen Buch beisammen zu haben, in dem man behaglich blättern kann.

γ. **Die Renaissance in Florenz und Rom.** Acht Vorträge von Karl Brandi. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Dieses Werk, dem wir bei seinem ersten Erscheinen eine ausführliche Würdigung haben zuteil werden lassen, hat durch die dritte Auflage den Beweis seines inneren Wertes attsam erbracht. Wenn wir seiner kurz nochmals Erwähnung tun, so ist das darin begründet, daß die dritte Auflage gegenüber der zweiten wesentlich umgearbeitet und auch vergrößert ist. Das Werk ist freilich knapp gehalten, und von vielem spricht es mehr andeutungsweise als eingehend. Aber in dieser summarischen Art führt es uns das Wesen der Renaissance, wie sie in Florenz und Rom, in Dante, Petrarca, Boccaccio, Savonarola, Eneo Silvio, in Raffael, Michel Angelo und so vielen andren sich verkörpert, meisterhaft vor Augen. Ein kurzer Führer, der Hingabe und Studium erfordert, aber ein wirklicher Führer durch vielverschlungene Gänge.

ρ. **Das Mittelmeer.** Hafenplätze und Seewege nebst Madeira, den Kanarischen Inseln, der Küste Marokkos, Algerien und Tunesien. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 38 Karten und 41 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1909.

Jetzt ist die Zeit, da die Glücklichen sich rüsten, denen es vergönnt, dem rauheren Norden entfliehend den Winter im „sonnigen Süden" zu verbringen, der denn freilich nicht immer hält, was er verspricht oder man von ihm erwartet. Namentlich an der vielgepriesenen und meistbesuchten Riviera ponente machen Wind, Staub und die beständig zunehmenden Automobile für den Gesunden den Genuß ihrer landschaftlichen Schönheiten und für den Heilbedürftigen die Hoffnung auf Genesung immer mehr illusorisch. Seit diese Erfahrung sich allgemeiner verbreitet, hat der Zug der Reisenden nach den Ländern des Mittelmeeres, seinen Küsten und Inseln sich von Jahr zu Jahr gesteigert, da sie hier in der Tat finden können, was sie suchen: Sonne, Wärme, von Benzin nicht verpestete Luft und dazu Eindrücke aus einer ihnen bis dahin fremden, aber unendlich anziehenden Welt. Hier nun bietet sich ihnen als willkommener Führer Baedeker an. Ist doch u. a. an seiner Herstellung der vorzüglichste Kenner der Mittelmeergeographie, Prof. Theobald Fischer, beteiligt, dem ja auch unsre Zeitschrift so manchen wertvollen Beitrag aus diesem Gebiete verdankt. Aber weder dieser Gelehrte noch auch Baedeker sind Schönfärber: letzterer verschweigt nicht, daß nur in den südlichsten Gegenden Kälterückfälle mit Schnee noch im März nicht ausgeschlossen sind, aber er gibt eine Reiseroute an, auf der man diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen vermag, während nach Fischer an zahlreichen begünstigten Orten der Mittelmeerregion der Winter um 8° C wärmer zu sein pflegt als in andern Ländern gleicher Breitegrade. Über alle diese für Wege und Ziele der Reise wie für den Aufenthalt, die Hotels, Kommunikationsmittel usw., wichtigen Punkte orientiert Baedeker in seiner bekannten, präzisen und unbedingt zuverlässigen Weise und mit einer Fülle von Karten und Plänen, deren treffliche Ausführung ein besonderes Lob verdient.

γ. **Les Mavroyeni.** Histoire d'orient de 1700 à nos jours. Par Théodore Blancard. Deux tomes. Paris, Ernest Leroux. 1909.

Die Mavroyeni gehören zu den fanariotischen Geschlechtern, die unter dem türkischen Regiment die Auslese der christlichen Bevölkerung des Osmanenreichs bildeten und den Sultanen namentlich die Diplomaten für den Verkehr mit christlichen Mächten lieferten. Die Heimat der Mavroyenis ist die Insel Paros, ihrer Überlieferung nach würden sie aus Venedig stammen und mit den Morosini zusammenhängen. Th. Blancard hat für ihre Geschichte eine Menge von Dokumenten — aus dem englischen Archiv wie aus andern westeuropäischen und aus solchen des Orients — zusammengebracht; und da manche Glieder des Geschlechts eine große Rolle spielten, wie z. B. Nikolaus Mavroyeni 1786—90 Befehlsherr der türkischen Heere gegen Katharina II. und Joseph II. war und die Würde eines Hospodars der Moldau und Walachei bekleidete, so wird das Buch unwillkürlich zwar nicht eine Geschichte der orientalischen Frage, aber doch ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte derselben. Die Rolle, die Madon (Magdalena) Mavroyeni, die Heldin von Mykonos, im griechischen Freiheitskampf gespielt hat, wird Band II, 287 ff. erstmals aus den Quellen eingehend geschildert; das Schreiben, das sie am 12. August 1884 an die Frauen von London gerichtet hat, um von ihnen die so notwendige Geldhilfe für die Griechen zu erbitten, ist S. 328—329 mitgeteilt, wie überhaupt Blancard im Anhang viele Dokumente im griechischen Original abgedruckt hat. Auch hat er dem Werk eine große Anzahl wertvoller Bilder und mehrere Karten beigegeben, was den vornehmen Eindruck des Ganzen wesentlich erhöht.

γ. **Wie wir zu Bosnien kamen.** Eine historische Studie von Dr. August Fournier, o. ö. Professor an der Universität Wien. Wien, Christoph Reisser. 1909.

Der bekannte Biograph Napoleons I. hat

im Dezember 1908 in der Wiener „historischen Gesellschaft" einen Vortrag über das Okkupationsmandat Österreich-Ungarns vom Jahre 1878 gehalten, den er nun veröffentlicht. Er ist sich wohlbewußt, daß er, da die Kabinette die vollen Texte ihrer verschiedenen geheimen Verträge und Protokolle noch nicht ans Licht gegeben haben, nur Stückwerk zu bieten vermag. Er hat aber wenigstens das Material, das in Rot-, Blau- und Gelbbüchern vorliegt, sorgfältig gesichtet und durch Mitteilungen von berufener Seite ergänzt, so daß wir ein im ganzen doch wohl zutreffendes Bild der Vorgänge erhalten, von dem Dreikaiserbündnis von 1872 an bis zur Verkündigung der Einverleibung am 5. Oktober 1908, der Verständigung mit der Türkei und der Unterwerfung Serbiens unter die unabänderlichen Tatsachen. Mit Recht hebt Fournier hervor, daß Radetzky schon 1856 den ausschlaggebenden Grund in einer Denkschrift entwickelt hat, der Österreich zur Einverleibung Bosniens dränge: Istrien und Dalmatien seien ohne diesen Rückhalt schwer zu behaupten. Tegetthoff hat 1866 dasselbe vom Standpunkt der Küstenverteidigung aus dargelegt, die durch den Verlust Venetiens außerordentlich erschwert worden war. Aus diesen Gründen hat Österreich sich 1878 Bosniens Besetzung vom Berliner Kongreß übertragen lassen, und daß es 1908 sich die Arbeit von 30 Jahren und deren Früchte nicht wieder entreißen ließ, kann nur als selbstverständlich bezeichnet werden. Andrassys Gedanke einer Befruchtung des Balkan mit westeuropäischer Kultur aber wird schließlich zum friedlichen Gedeihen aller Teile ausschlagen.

γ. **Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts.** Von Prof. Dr. Ludwig Schmidt, Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. München, R. Oldenbourg. 1909.

Dieses Werk ist ein Bestandteil des „Handbuchs der mittelalterlichen und neueren Geschichte", das unter der Leitung von Georg von Below und Friedrich Meinecke erscheint. Schmidt behandelt im ersten Abschnitt die Germanen als Gesamtvolk bis auf Justinian, im zweiten die Ost-, im dritten die Westgermanen, in gedrängter Kürze, wobei z. B. auf die Teutoburger Schlacht etwa eine halbe Seite, auf Theodorich vier Seiten entfallen. Überall aber bemerkt man Vertrautheit des Verfassers mit dem Stoff und seiner Literatur, und bei aller Kürze nimmt er Stellung zu den wichtigsten Streitfragen. Den Namen des Arminius bezeichnet er als deutsch und tritt für die Form Erminmer ein, weil Arminius' Vater Segimer hieß, und der Sohn in der Regel einen Teil des Namens des Vaters beibehielt. Die Schlacht im Teutoburger Wald erzählt Schmidt im Einklang mit dem in dieser Zeitschrift im Septemberheft 1909 vorgetragenen Standpunkt: die Rankesche Auffassung, wonach es sich um einen rasch fallenden Schlag gehandelt hätte, wird stillschweigend abgelehnt. Chlodwigs Übertritt zum Christentum hat auch nach Schmidt mit wahrer Religiosität nichts zu tun; er ging hervor aus der Überzeugung, daß der Christengott stärker sei als die heimischen Götter, und aus der Rücksicht auf die Masse der neu Unterworfenen, welche Christen waren — schon damals hieß es: Paris vaut bien une messe.

δ. **Geschichte des deutschen Idealismus.** Von M. Kronenberg. 1. Band. Die idealistische Ideenentwicklung von ihren Anfängen bis Kant. München. H. C. Beck. 1909.

Wie der Verfasser in seiner Vorrede sagt, handelt es sich nicht um eine Geschichte der Persönlichkeiten, die Träger der idealistischen Philosophien waren, noch auch der Schriften, in denen sie hervorgetreten sind, sondern um eine Geschichte von Ideen, Kulturströmungen und historischen Begriffsverbindungen. Demnach ist hier die Geschichte des deutschen Idealismus weder literarisch noch biographisch, sondern pragmatisch behandelt worden. Es unterscheidet sich also das vorliegende Buch, sowohl was Methode als Darstellung anlangt, von der „Geschichte des Materialismus" F. A. Langes, als deren Seitenstück der Leser es beim Beginn seiner Lektüre gern betrachtet hätte. Nicht mit einer kritischen und polemischen, sondern mit einer pragmatischen Behandlung des Stoffes haben wir es zu tun — d. h. indem unter dem Pragmatismus des Autors sein Streben verstanden wird, in der Beschäftigung mit einer vergangenen Ideenwelt dem Leser eine geistige Gegenwart zu erbauen, die Vergangenheit zu heutigem Leben wieder zu erwecken durch Zeichnung des Entwicklungsganges, der gegenwärtiges Denken mit Vergangenem verbindet. In diesem Sinne betrachtet, ist das Buch nicht bloß historisch, sondern auch konstruktiv. Freilich, Abschnitte, wie diejenigen über Spinoza, Leibniz, die vorkritische Periode Kants, erfordern von dem Leser ein gutes Teil von philosophischen Kenntnissen. Besitzt er die, so wird er das anregende, schwungvoll geschriebene Buch nur aus der Hand legen, um nach den behandelten Autoren zu greifen und an der Hand des Quellentextes den Ideengang des Autors ein zweites Mal zu gehen.

βλ. **„Molière".** Par Georges Lafenestre. (Collection „Les grands Ecrivains français.") Paris, Hachette. 1909.

Von der bereits über fünfzig Bände zählenden Sammlung französischer Dichter und Schriftsteller ist nicht eine Biographie minderwertig zu nennen. Die meisten derselben sind vorzüglich. Der Verfasser dieses „Molière" hat bereits „La Fontaine" beigesteuert. Er hat also die zwei Klassiker des 17. Jahrhunderts gewählt, die in ihrer Zeit die skeptische, freigeistige Richtung vertraten. Es ist in seinem Buch sehr fühlbar, daß sie seiner eigenen Geistesrichtung entspricht, und daß er es gerne betont. So vor allem in seiner Wertung Pascals, den er in dessen nur verhältnismäßig weltlich zu nennenden Jugend den Zweiflern einreiht. Diese Auffassung, man braucht es kaum zu betonen, ist eine durchaus subjektive. Unter allen Klassikern ist dagegen Molière derjenige, der den Ausländern schon deswegen als der internationalste Genius gilt, weil er, ungleich mehr als Racine oder selbst Corneille, allgemein menschliche Typen geschaffen hat. Es braucht nicht an die vortrefflichen Arbeiten über ihn von deutscher Hand

und an seine dauernde Popularität auf deutschen Bühnen gemahnt zu werden, um in Erinnerung zu bringen, was Deutschland der zeitlosen Größe Molières schuldet. Siegreicher als dieser größte der modernen Komödiendichter hat keiner die Geißel des Witzes und der Satire geschwungen. Die Laster, die er gebrandmarkt, die Lächerlichkeiten, die er dem Spott preisgegeben hat, tragen heute und werden auch künftig die Eigennamen tragen, mit denen er sie getauft hat. Je mehr die Kunst unfähig geworden ist, mit frohem Lachen ernste Wahrheiten zu verkünden und mit triumphierendem Humor zu strafen, um so größer erscheint uns dieser unvergleichliche Dichter, der der Natur ihre Geheimnisse ablauschte und mit kräftiger, gesunder Psychologie alles Krankhafte und Unwahre aus dem fröhlichen Reich seiner künstlerischen Welt verjagte.

βλ. **A travers l'Angleterre contemporaine.** Par Paul Mantoux. Paris, Félix Alcan. 1909.

Sind die Begriffe Demokratie und Weltpolitik auf die Dauer vereinbar? In bezug auf englische Zustände hat der französische Verfasser unparteiische und lesenswerte Betrachtungen über das Problem angestellt, das nicht erst seit der Durchbrechung des alten, wie mit automatischer Sicherheit arbeitenden Parteigefüges akut geworden ist. Längst vor dem Auftreten der Arbeiterpartei zu Westminster mußten die Regierungen, ob konservativ oder liberal, ihren Forderungen Rechnung tragen. Die Staatshilfe trat ein, im Erziehungsfach, im Versicherungs- und Versorgungswesen, in der Wohnungsfrage, in der Regelung der Arbeitszeit, wo nicht? Der Dekalog wurde dahin korrigiert, daß der Sabbat neben dem Sonntag gefeiert und in England tatsächlich nur noch fünf Tage in der Woche gearbeitet wird, eine Einrichtung, die z. B. den Eintritt notwendiger Reparaturen in einem Haushalt zur Katastrophe gestaltet, denn die Organisationen überwachen die Vorschrift, die zu bestimmten Tagen und Stunden dem Mann zu arbeiten verbietet. Sie unterstützen gleichfalls den beständigen Wechsel des Dienstpersonals und die Beschränkung seiner Leistungen, während der Dienstherr für alle Zufälle haftbar ist, die das Wohl seiner Untergebenen schädigen. Neue Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der oberen Schichten des Gemeinwesens sind, wie die Ernährung bedürftiger Schulkinder, nur eine Frage der Zeit. Die Voraussetzung, daß die Schultern der Wenigen stark genug sind, um die ihnen von den Massen zugemutete Last auf die Dauer zu tragen, erweist sich schon heute als trügerisch. Ein Ergebnis, auf das die radikalen Gesetzgeber nicht gefaßt waren, läßt sich besonders in London beobachten. Die Milliardäre, — ein trotz allem recht geringer Bruchteil der Nation — zahlen aus ihrem Überfluß. Die einst Wohlhabenden, in ihrem Einkommen empfindlich geschädigt und im täglichen Leben stets von neuen Anforderungen bedrängt, schließen ihre Häuser, entlassen ihre Diener und verleben alljährlich die kurze Zeit, die sie in der Metropole verbringen, im Gasthof oder im „Flat", wo ein gemeinsamer Gastherd sie dem wachsenden Ungemach eines eigenen Haushalts entzieht. Am Sinken der Mieten läßt sich die soziale Umwälzung ermessen, in deren Anfängen England steht.

γ. **Um Bagdad und Babylon.** Von Paul Rohrbach. Berlin, Hermann Paetels Bücherei, Nr. 3. 1909.

Paul Rohrbach hat im Jahre 1909 eine Reise nach dem Kaukasus, Mesopotamien und Syrien angetreten, über die er in diesem Büchlein zum Teil berichtet, nachdem er gleich damals in den „Preußischen Jahrbüchern" Kunde von seinen Wahrnehmungen gegeben hatte. Zum Teil berichtet: es handelt sich hier nämlich vor allem darum, die Leser über die Bedeutung der Bagdadbahn aufzuklären, die darin besteht, daß sie die Türkei stark genug machen soll und kann, sich ihrer lauernden Erben zu erwehren — der Engländer — und ihre Tore für die wirtschaftliche Betätigung aller Nationen offen zu halten. Bei einem solchen freien Wettbewerb sind die Deutschen nach Rohrbachs Überzeugung sicher, das Spiel zu gewinnen; darum darf Bagdad auch den Engländern nicht in die Hände fallen; deren Beteiligung an der Bahn in loyalen Grenzen aber kann Deutschland zugeben.

βλ. **L'Espagne et Napoléon** (1804—1809). Par Geoffroy de Grandmaison. Paris, Plon. 1908.

Der Verfasser dieser dokumentierten Geschichte des Sturzes der spanischen Bourbons und der Errichtung des Königtums Josef Bonapartes hat bereits die der französischen Gesandtschaft zu Madrid (1789—1804) erzählt. Er bereichert die Kenntnis der Epoche durch viele Einzelheiten und vortreffliche Charakteristiken der handelnden Persönlichkeiten. Von besonderem Interesse ist das Schlußkapitel über Napoleons kurzes Auftreten in Spanien (Dezember 1808 bis Januar 1809) und seine wilde Jagd auf die englische Armee unter dem Befehl von Sir John Moore, die er nicht erreichte. Napoleon hat bekanntlich bei Waterloo die englischen Rotröcke zum ersten Male erblickt. Der französische Historiker ist durchaus unparteiisch, erwähnt aber die Darstellung der Erhebung in Spanien von Perez Galdós in den „Episodios nacionales" nicht, die klassisch genannt zu werden verdient, und die er nicht übertrifft.

γ. **Innere Kolonisation.** Von A. Breuning. Leipzig, Teubner. 1909. („Aus Natur und Geisteswelt.")

Ein wichtiges Kapitel der Volkswirtschaft und der deutschen Wirtschaftsgeschichte insbesondere wird hier knapp und lehrreich behandelt. Zuerst erhalten wir einen Überblick über die Geschichte der inneren Kolonisation; dann wird als ihre Ursache die Landflucht besprochen, weiterhin ihre große nationale, soziale und wirtschaftliche Tragweite erörtert. Von S. 73—145 wendet sich der Verfasser dann den Trägern der inneren Kolonisation und dem dabei einzuhaltenden Verfahren zu (Ansiedlerwerbung, Kapitalbeschaffung, Dorfanlage). „Der Bauernstand", heißt es am Schluß, „ist die sicherste Stütze der Nation; zu seiner Erhebung soll die innere Kolonisation mitwirken." Damit ist der Zweck derselben knapp und klar umschrieben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abnour. — Histoire abregée des peuples de la Russie. 862—1894. Par Contre-admiral d'Abnour. Deux plans et quatre cartes. Paris, Librairie Ch. Delagrave. S. A.

Bartels. — Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Von Adolf Bartels. Achte verbesserte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius. 1910.

Boelicke. — Menschwerdung. Wege zum lebendigen Leben. Von Walter Boelicke. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Brahms. — Johannes Brahms im Briefwechsel mit Hermann Levi, Friedrich Gernsheim sowie den Familien Hecht und Fellinger. Herausgegeben von Leopold Schmidt. Berlin, Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft. 1910.

Braun. — Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Zweiter (Schluß-)Teil: Die Kirchen der oberdeutschen und der oberrheinischen Ordensprovinz. Mit 18 Tafeln und 31 Abbildungen im Text. Freiburg i. B., Herder. 1910.

Brentano. — Clemens Brentanos sämtliche Werke. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. Band V: Godwi. Herausgegeben von Heinz Amelung. München, Georg Müller. 1909.

Briefe aus Kleinasien von einem Frühvollendeten. Herausgegeben von Julius Schanewolf. Mit zwei Abbildungen und einer Karte. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. 1909.

Burggraf. — Carolath-Predigten. Von Pastor Julius Burggraf. Leipzig, Fritz Eckardt. 1910.

Calosso. — Annuario (Anno VI: 1909—1910) compilato per cura del segretario Dr. A. Bertini Calosso. Corso di perfezionamento per i licenziati dalle scuole normali instituito presso la regia università degli studi di Roma. Roma, presso la sede della scuola. Palazzo Giustiniani. 1909.

Cyon. — Dieu et science. Essais de psychologie des sciences. Par Elie de Cyon. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Avec deux planches hors texte et le portrait de l'auteur. Paris, Félix Alcan. 1910.

Dessauer. — Großstadtjuden. Roman von Adolf Dessauer. Zweite Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller. 1910.

Die Volkskultur. Herausgegeben von Georg Volk. Nr. 10. Das volkstümliche Vortragswesen. Ein programmatischer Versuch mit Vorschlägen für die Praxis. Von Dr. Robert Kahn. — Nr. 11. Heimatmuseum, Schule und Volksbildung. Von Lehrer Heinrich Eidmann. Mit zwei Tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Doell. — Die Entwicklung der naturalistischen Form im jüngstdeutschen Drama. (1880—1890). Von Dr. Otto Doell. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1910.

Dromard. — Les mensonges de la vie intérieure. Par Gabriel Dromard. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Fabre. — Les pères de la révolution. De Bayle à Condorcet. Par Joseph Fabre. Paris, Félix Alcan. 1910.

Franchi. — Dalle memorie di un sacerdote. Di Anna Franchi. Milano, Remo Sandron. 1910.

Frankl. — Erinnerungen von Ludwig August Frankl. Herausgegeben von Stefan Hock. Mit drei Bildnissen, einer Abbildung und einem Faksimile. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 29. Band. Prag, D. G. Calve'sche Hofbuchhandlung. 1910.

Fuchs. — Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Eduard Fuchs. Zweiter Band: Die galante Zeit. Lieferung 1. München, Albert Langen. O. J.

Geschichte der Kunst. In 3000 Tafeln mit begleitendem Text. Herausgegeben von Ludwig Justi. Erster Band: Die italienische Malerei des XV. Jahrhunderts von Ludwig Justi. III. Lieferung: Fra Angelico und Fra Filippo. IV. Lieferung: Die Problematiker. V. Lieferung: Botticelli. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Goldschmidt. — Splitter und Balken! Neue Aphorismen und Epigramme von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Schirmer & Mahlau. 1910.

Griebens Reiseführer. Band 133: Wintersport in Tirol. Bearbeitet von R. Gomperz. Unter gefl. Mitwirkung aller Tiroler und Vorarlberger Wintersportvereine. Mit fünf Karten. — Band 134: Wintersport und Winterreisen in Thüringen. Praktischer Reiseführer. Bearbeitet unter gefl. Mitwirkung des Thüringer Wintersportverbandes und der Zweigvereine des Thüringerwaldvereins. Von Ernst Piltz. Mit drei Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1910.

Haendcke. — Der unbekleidete Mensch in der christlichen Kunst seit neunzehn Jahrhunderten. Eine kunst- und kulturgeschichtliche Studie von Professor Dr. Berthold Haendcke. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1910.

Hammarström. — Die Abenteuer zweier Ameisen. Von Nanny Hammarström. Einzig berechtigte Übersetzung von Francis Maro. München, Ebold & Co. O. J.

Hartmann. — Les officiers de l'armée royale et la révolution. Par L.-Colonel L. Hartmann. Paris, Félix Alcan. 1910.

Heine. — Heinrich Heines sämtliche Werke in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Walther Gensel, Albert Leitzmann und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel. Neunter Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1910

Hoffmann. — Von Tönen klingt es in mir. Gedichte von K. Emil Hoffmann. Basel, Helbing & Lichtenhahn. 1910.

Holland. — Entweder † oder ?! Kritische Gedanken von Reinhold Holland. 1. bis 4. Tausend. Leipzig, Teichmann & Co. 1910.

Huggenberger. — Von den kleinen Leuten. Erzählungen aus dem Bauernleben von Alfred Huggenberger. Buchschmuck von Hermann Rau. Frauenfeld, Huber & Co. 1910.

Jahn. — Sittlichkeit und Religion. Psychologische Untersuchungen über die sittliche und religiöse Entwicklung und Erziehung der Jugend von Direktor Dr. M. Jahn. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1910.

Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter. Leipzig, Insel-Verlag. 1909.

Kapka. — Unter der Geißel. Novellen von W. v. Kapka. Leipzig, B. Volger. 1909.

Kirchbach. — Wolfgang Kirchbach in seiner Zeit. Briefwechsel und Essays aus dem Nachlaß herausgegeben von Marie Luise Becker und Karl v. Levetzow. München, Georg D. W. Callwey. 1910.

Kittel. — Die Alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen mit Berücksichtigung des Religionsunterrichts dargestellt von Professor D. Rudolf Kittel. Mit 6 Tafeln und 10 Abbildungen im Text. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Kurz. — Florentinische Erinnerungen von Isolde Kurz. München und Leipzig, Georg Müller. 1910.

Ledegank. Schartige Schwerter. Gedichte von G. F. Ledegank. Leipzig, B. Volger. 1909.

Lennarz. — Der Landesherr von Trier. Historische Erzählung von Albert Lennarz. Düsseldorf, W. Deiters. 1909.

Lepsius. — Friedrich der Große. Schauspiel in vier Akten von Richard Lepsius. Berlin, Karl Curtius. 1909

Lévy. — David-Frédéric Strauss. La vie et l'œuvre. Par Albert Lévy. Collection historique des grands philosophes. Paris, Félix Alcan. 1910.

Lindau. — Eine Nachlese. Eigenes und Fremdes von Rudolf Lindau. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Livy. — Le Perséidi. Nuove liriche. Di Leopoldo Livy. Milano, Remo Sandron. 1910.

Lufft. — Die Weltanschauung des „Hamlet". Von Dr. Hermann Lufft. Leipzig, Xenien-Verlag. 1909.

Lütgenau. — Shakespeare als Philosoph. Von Dr. Franz Lütgenau. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Lux. — Die Kraftgenies. Lustspiel aus der Biedermeierzeit in fünf Akten. Von Walter Lux. Stuttgart, Robert Lux. O. J.

Maltitz. — Humoresken. Von A. von Maltitz. Leipzig, B. Volger. 1909.

Manacorda. — Germania filologia. Guida bibliografica per gli studiosi e per gli insegnanti di lingua e letteratura tedesca con circa 20000 indicazioni. Di Guido Manacorda. Cremona, prem. stabilimento d'arti grafiche ditta Pietro Fezzi. 1910.

Meisterbilder in Farben. Herausgegeben von T. Leman Hare. Whistler. Von Martin Wood. Aus dem Englischen übersetzt von Alice Fliegel. Illustriert durch acht farbige Reproduktionen. Berlin, Harmonie Verlagsgesellschaft. O. J.

Mörike. — Mörikes Werke. Herausgegeben von Harry Maync. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. O. J.

Das Neue Testament, verdeutscht von Stadtpfarrer Rudolf Böhmer. Lieferung 1 und 2. Stuttgart, Max Kielmann. 1909.

Niedlich. – „Von Sonnenaufgang". Auslese israelitischer Poesie. Ins Deutsche übertragen von Dr. Joachim Kurd Niedlich. Dresden, A. Kraut. O. J.

Nordhausen. – Zwischen 14 und 18. Von Richard Nordhausen. Verbandt Bücherei Leipzig, Fritz Eckardt. 1910.

Olden. — Narren der Natur. Novellen von Hans Olden. Berlin, Concordia deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Oncken. — Rudolf von Bennigsen. Ein deutscher liberaler Politiker. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren von Hermann Oncken. Erster Band: Bis zum Jahre 1866. Mit sieben Bildbeilagen. Zweiter Band: Von 1867—1902. Mit sechs Bildbeilagen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Pfaender. — Jugendkinder. Ernste und heitere Gedichte von Georg Pfaender. Leipzig, B. Volger. 1909.

Piépape. — La duchesse du Maine, reine de Sceaux et conspiratrice (1676 1753) par le général de Piépape. Avec deux portraits en héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1910.

Preconi. — Italiänischer Sommer. Reiseschilderungen von Hector G Preconi. Erstes und zweites Tausend. Zürich, Rascher & Co. 1910.

Quaglino. — In groppa ad Eros. Confessioni di una donna. Di Romolo Quaglino. Milano, Remo Sandron. 1909.

Quaglino. — Vigilie d'amore. Di Romolo Quaglino. Milano, Remo Sandron. 1910.

Raff. – Naturgewalten. Vier Erzählungen von Helene Raff. Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Bd. 8. Stuttgart, J. Engelhorn. 1909.

Ricke. — Ein Glöcklein hör' ich klingen. Gedichte von Margarete Ricke. Leipzig, B. Volger. 1909.

Rozet, Lembey. — L'invasion de la France et le siége de Saint-Dizier par Charles-Quint en 1544. D'après les dépêches italiennes de Francesco d'Este, de Hieronymo Feruffino, de Camillo Capilupo et de Bernardo Navager. Par Albin Rozet & J.-F. Lembey. Paris, Librairie Plon. 1910.

Schafheitlin. – Ariana, Traum der Luft, und Hebräische Lieder von Adolf Schafheitlin. Erster Teil der Gesamtausgabe der „Gedichte eines Lebendig-Begrabenen". Berlin, S. Rosenbaum. 1910.

Schemann. – Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines. Von Ludwig Schemann. Stuttgart, Fr. Frommann. 1910.

Schrader. – Gedichte von Louis Schrader. Leipzig, B. Volger. 1909.

Schwab. — Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Von Gustav Schwab. Zwei Bände. Leipzig, Inselverlag. 1909.

Shaftesbury. — Die Moralisten. Eine philosophische Rhapsodie. Aus dem Englischen übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Wolff. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Singer. — Bismarck in der Literatur. Ein bibliographischer Versuch von Arthur Singer. Würzburg, Curt Kabitzsch. 1909.

Steindorff. – Gedichte von Ulrich Steindorff. Berlin, Verlag „Harmonie". O. J.

Stieber. — Das ewige Irren. Novelle von Ferdinand Stieber. Wien, M. Braumchweig. 1910.

Sudermann. — Strandtinder. Ein Schauspiel in vier Akten. Von Hermann Sudermann. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1910.

Thenius. — Aphorismen von A. Thenius. Leipzig, B. Volger. 1909.

Vignola. — Le Donne nella vita e nell' arte di Arrigo Heine. Di Bruno Vignola. Roma-Milano, Società editrice „Dante Alighieri" di Albrighi, Segati & Co. 1909.

Vogeler. — Gedichte von Gotthold Vogeler. Leipzig, B. Volger. 1909.

Voß. — Abendtragödie. Roman aus dem Engadin. Von Richard Voß. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1909.

Voß. — Heinz Nielsens Erfahrungen, erzählt von J. H. Voß. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Wagner. — Enzyklopädisches Register zu Schopenhauers Werken, nebst einem Anhange, der den Druck der Dissertation von 1813, Druckfehlerverzeichnisse u. a. m. enthält. Von Gustav Friedrich Wagner. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 1909.

Richard Wagner im Liede. Verse deutscher Dichter. Herausgegeben von Erich Kloß. Buchschmuck und Illustrationen von Franz Stassen. Berlin, „Harmonie" Verlagsgesellschaft. O. J.

Was willst du werden? Die Berufsarten des Mannes in Einzeldarstellungen. Der Ansiedler in den deutschen Kolonien. Leipzig, Paul Beyer. O. J.

Weddiger. — Festspiel zur 1900jährigen Wiederkehr der Hermannsschlacht im Teutoburger Walde. Von Dr. O. Weddigen. Zur Aufführung in Schulen, Vereinen, Gemeinden und Familien. Bielefeld, A. Helmichs. O. J.

Wedekind. — Der Stein der Weisen. Eine Geisterbeschwörung von Frank Wedekind. Berlin, Paul Cassirer. 1909.

Weichers Kunstbücher. Nr. 26. Die Meisterbilder von Goya. — Nr. 27. Die Meisterbilder von Dürer. — Nr. 28. Die Meisterbilder von Gainsborough. — Nr. 30. Die Meisterbilder von Luini. — Nr. 31. Die Meisterbilder von Greuze. Berlin, Wilhelm Weicher. 1909.

Weinheimer. – Zwei Schwestern. Roman aus Südamerikas Gegenwart. Von Hermann Weinheimer. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Weltpanorama. — Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. O. J.

Wendel. — Über das Genie. Eine psychologische Studie. Von Georg Wendel. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1910.

Wenger. — Die Wunderdoktorin. Roman. Von Lisa Wenger. Heilbronn, Eugen Salzer. 1910.

Wertheimer. — Im Lande der Torheit. Neue Verse von Paul Wertheimer. Wien, Hugo Heller & Co. 1910.

Westermann. — Junker Geld. Dichtung von Albert Westermann. Dresden, E. Pierson. 1909.

Wickel. — Aus Kinderzeiten. Schuljugendgeschichten von Fritz Wickel. Dresden, E. Pierson. 1909.

Wickenhagen. — Kurzgefaßte Geschichte der Kunst. Von Dr. E. Wickenhagen. 12. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit vier Kunstbeilagen und 325 Abbildungen. Eßlingen, Paul Neff. 1909.

Wieners. — Klassischer Novellenkranz. Mit Porträts und Textbildern. Von Oskar Wieners. Gotha, Richard Wopke. 1909.

Wieruszowski. — Goethe als Rechtsanwalt. Von A. Wieruszowski. Cöln, Paul Heubner. O. J.

Wildenfinn. — Lieder und Balladen. Von Hans Wildenfinn. Fürth i. B., A. Schmittner. 1910.

Wilhelm. — Zwischen Himmel und Erde. Von Luftfahrzeugen, von ihrer Erfindung, ihrer Entwicklung und Verwendung. Ein Buch für die Jugend und das Volk von R. Wilhelm. Charlottenburg, Verlag der Schiller-Buchhandlung Max Teschner. O. J.

Wilms. — Die Abstammung und Entwicklung der Tiere und des Menschen. Von Julius Wilms. Gotha, Richard Wöbke. O. J.

Winicky. — Das bunte Schild. Neue Gedichte von Ottokar Winicky. Wien, Hugo Heller & Co. 1910.

Winter. — Prosa und Poesie von Flora Winter. Leipzig, B. Volger. 1909.

Winter. — Der Fall Hofrichter. Aus dem Notizbuch eines Journalisten. Von Max Winter. Mit einem Faksimile des „Giftbriefes". München, Albert Langen. O. J.

Wissenschaft und Bildung. Nr. 1. Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze von Prof. Friedrich Kluge. Zweite Auflage. — Nr. 63. Die Polarvölker. Von Dr. A. Bühan. Mit 16 Tafeln und 2 Karten. — Nr. 64. Die Kultur der Araber. Von Professor Dr. Joseph Hell. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und zwei Tafeln. — Nr. 79. Einführung in die Rechtswissenschaft. Von Privatdozent Dr. Gustav Radbruch. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Witte. — Mecklenburgische Geschichte. In Anknüpfung an Ernst Boll neu bearbeitet von Archivar Dr. Hans Witte. Band I. Von der Urzeit bis zum ausgehenden Mittelalter. Wismar, Hinstorff. 1909.

Woerner. — Henrik Ibsen. Von Roman Woerner. In zwei Bänden. Zweiter Band. 1873—1906. München, C. H. Beck. 1910.

Wolff. — Aus Mangel an Beweisen (non liquet). Das Drama eines Tages in fünf Akten von Richard Wolff. Leipzig, B. Volger. 1909.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

BINDING SECT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.142

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY